Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE LIBRARY

Periodical Collection

CLASS 019.205

BOOK f Ar2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR BUCHGEWERBE UND GEBRAUCHSGRAPHIK

BEGRÜNDET VON ALEXANDER WALDOW

JAHRGANG 1928 / BAND 65

VERLAG DES DEUTSCHEN BUCHGEWERBEVEREINS

ZU LEIPZIG

Digitized by Google

Digitized by Google

ms 00.1
Q17
Buc
1928

Archiv für Buchgewerbe

und Gebrauchsgraphik

HEFT 1 / 1928 * BEGRÜNDET VON ALEXANDER WALDOW * 65. JAHRGANG

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Friedrich Schulze-Leipzig, Stadien der Kalender-Entwicklung 1
G. A. E. Bogeng-Bad Harzburg, Das Buchbild 14
Alfred Heller-München, Das Buchdruckgewerbe im Jahre 1927 ... 31
Karl Fischer-Leipzig, Das Gesamtgebiet des Bronzedruckes 34
Eduard Kühnast-Magdeburg, Die Pflege der fachlichen Fortbildung 38

Besprechungen

Schriftleitung: Dr. Hans H. Bockwitz
Für den Inseratenteil und die Reklame-Beilagen verantwortlich: Otto Appel

Satz und Druck von Breitkopf & Härtel, Papier von Ferdinand Flinsch, Farben von Berger & Wirth, Buchbinderarbeiten ausgeführt von der Großbuchbinderei E. A. Enders, sämtlich in Leipzig

Umschlagentwurf von Heinrich Jost unter Verwendung der Jost-Mediäval von Ludwig & Mayer in Frankfurt a. M.

Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins zu Leipzig

DEC 18 '47 ... BINDERY

36.9[illegible]

1115010

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV FÜR BUCHGEWERBE UND GEBRAUCHSGRAPHIK

* HEFT 1 * JAHRGANG 1928 * BAND 65 *

Stadien der Kalender-Entwicklung

VON DR. FRIEDRICH SCHULZE

DIREKTOR DES STADTGESCHICHTLICHEN MUSEUMS IN LEIPZIG

NEBEN der Bibel, dem Katechismus und den elementaren Schulbüchern ist der Kalender jahrhundertelang eins der wenigen Hausbücher der breiten Volksschichten gewesen. Wie diese hatte er an der Schätzung teil, deren sich das Gedruckte dort erfreut, wo es zwar schon Bedürfnis, aber noch große Seltenheit ist und wo man an langen Winterabenden zu seiner Unterhaltung und Belehrung immer nur an dieselben unerschöpflichen, vielleicht auch für unerschöpflich geltenden Quellen herangehen kann. Eine unerschöpfliche Quelle ist der Kalender für das Volk lange Zeit geblieben. Er war für den einfachen Mann Inbegriff der Wetterkunde, der Sternkunde, aller ärztlichen Weisheit, abgesehen davon, daß er die Orientierung über Monate, Wochen und Tage bot und, während die Bibel und der Katechismus religiöse Ehrfurcht erheischten, blieb dem Kalender ein Nimbus des Aberglaubens angeheftet, wie denn bis in die unmittelbarste Gegenwart der Aberglaube ältesten Ursprungs neben dem offiziellen Kirchentum und profunder Gelehrsamkeit bestand und oft mit ihnen in denselben Köpfen zusammenwohnte. Deshalb wurden diese unscheinbaren Hefte zum Instrument der Lebensergründung und Verschlagenheit und zum angeblichen Träger prophetischer Bestimmung. „Eine Zigeunerin, die auf einem Schemel sitzend, dem Volke, das sie umringte, aus dem Kalender wahrsagte" geistert als eine schicksalbringende gespenstische Erscheinung durch Kleists „Michael Kohlhaas". So hat der Kalender tatsächlich eine Geschichte, die eine umfängliche reich illustrierte Monographie durchaus rechtfertigen würde, auch wenn man auf die verhältnismäßig häufig erörterten Fragen der Chronologie ganz verzichten würde, und rein die Kulturgeschichte und Druckgeschichte böte. Als ausführliche Begründung dieser Ansicht, nicht etwa als Versuch einer Gesamtdarstellung wollen die folgenden Ausführungen genommen sein.

Spricht man vom „Kalender" schlechthin, so wird in jedem ohne weiteres die Vorstellung eines gedruckten Heftes wachgerufen werden; denn das ist bis heute die Gestalt, die sich am festesten eingeprägt hat. Und doch ist sie nur eine von den vielen möglichen Gestalten und gehört nicht einmal zu den ältesten. Kalender gab es natürlich schon vor der Buchdruckerkunst. Bekannt sind beispielsweise die Runenkalender, die zwar nicht in die graue Vorzeit, wohl aber bis ins 12. Jahrhundert

Digitized by Google

sich zurückverfolgen lassen. Sie enthalten die Einteilung des nordischen Jahres, das am 14. Oktober oder am 14. April beginnt. Die verschiedenen zueinander geordneten Angaben sind auf die verschiedenen Seiten eines vier- oder mehrkantigen Holzstabes, unter Umständen auch auf Holztäfelchen, in der Art eingegraben, wie man später Ellen mit vergleichenden Maßstäben angefertigt hat. Die Tagesbuchstaben werden, statt durch die übliche Bezeichnung a–g, durch die sieben ersten Runen ausgedrückt, was ja nur einen Unterschied der Schreibung bedeutet. Sind diese Runenkalender für den wirklichen Gebrauch bestimmt, so kann man in den Kalenderschwertern des 16. Jahrhunderts kaum mehr als dekorative Spielereien sehen, wenn sich auch in ihrer Entstehungszeit allerhand Aberglaube damit verbunden haben mag und sie insofern von dem erwähnten Nimbus des Kalenders Zeugnis ablegen.

Die unmittelbare Vorstufe des gedruckten Kalenders ist der Kalender der geschriebenen Gebetbücher. „Vorstufe" darf dabei keineswegs im Sinne des Geringerwertigen genommen werden; vielmehr hatten die Stunden- und Gebetbücher, wenn sie auch einem andern Hauptzweck dienten, ein reiches Kalendermaterial in sich aufgenommen, wobei die Idee des geistlichen Jahrs die eigentliche Brücke zu dem übrigen Inhalte bildete. Den Wochentagen a–g waren die Heiligen und die astronomischen Angaben beigefügt. Der sogenannte Cisiojanus fehlte bei der Gruppierung nach Monatsseiten selten, der die Anfangssilben der Feste des Monats zu einem an sich sinnlosen Merkvers verband, wie man sich etwa auf dem Gymnasium die neun Musen durch die Formel „Euer Urpokal Klio Melterthal" gedächtnisbereit zu machen pflegte. Astrologie und Medizin traten schon mehr oder weniger in Erscheinung. So waren bereits die meisten Elemente vorhanden, die sich in dem uns geläufigen „Kalender" zum Ganzen schließen, außerdem aber war eine äußere Form der künstlerischen Bewältigung da, die Darstellungen aus der heiligen Geschichte wie der weltlichen Tätigkeit innerhalb der Randverzierung mit jedem Monat in freien, anmutigen Zusammenhang zu setzen verstand. Solche Monatsbilder waren übrigens nicht bloß Lieblingsgegenstand der Buchilluminatoren, auch als Wandschmuck sind sie vorgekommen. Neun fast meterhohe Rundbilder aus dem 14. Jahrhundert entstammen dem Erfurter Rathaus.

Dieser in den Handschriften entwickelte Typus wird, möglichst unverändert, in den Druck übertragen, wie es ja auch bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts gedruckte Livres d'heures gibt, die sich eng an die frühere Tradition anschließen. Aber eine Veränderung der technischen Mittel hat stets ihre tiefergreifenden Wirkungen im Gefolge, und sie bestehen in unserem Falle darin, daß der Kalender freier, beweglicher wird und daß sich im Zusammenhang damit auch der Jahreskalender als der übliche durchsetzt. Trotz seiner unendlichen Vorgeschichte ist also der moderne Kalender in diesem Sinne doch ein Erzeugnis der Buchdruckerkunst.

Selten wird jedoch durch eine Neuerung das Vorhandene restlos verdrängt und auch der „ewige Kalender" hört keineswegs auf, weiterzubestehen. Er hat noch im 19. Jahrhundert als verstellbarer Wandkalender Ausgestaltungen erfahren, die reizvolle Äußerungen einer Volks- und Handwerkskunst sind. Selbst die ganz primitive Gestalt einer Wandtafel mit Längs- und Querrubriken kam noch vor, in die der Besitzer selber mit Kreide die Angaben der laufenden Woche eintrug. Erst mit der Einbürgerung des fabrikmäßig hergestellten billigen Abreißkalenders, der seit

Digitized by Google

KALENDER-TITELBLATT VON 1673

Digitized by Google

etwa 1865 nachzuweisen ist, und der in Massenauflage vervielfältigten Kontorkalender verschwinden diese Formen ganz und wird auch der Wandkalender völlig in einen Jahreskalender umgewandelt.

Von den gedruckten Kalendern der Frühzeit sind am meisten bekannt und geschätzt die reich mit Holzschnitten geschmückten Inkunabeln. Ihre Verselbständigung des Kalenderbildes ist gewiß eine erstaunliche Leistung, und sicher wird jeder Bücherfreund an den Teutschen Kalendern, wie sie in Augsburg zwischen 1481 und 1496 erschienen, helle Freude haben. Die spätere Entwicklung hat jedoch diesen Bilderreichtum nicht festhalten können, sie ist – ästhetisch beurteilt – eintönigere Wege gegangen. Von all den früheren Darstellungen blieb nur ein allerlei Motive zusammenziehendes Titelblatt und allenfalls die Figur des Aderlaßmannes, die auf einer nackten Figur durch die Zeichen des Tierkreises die günstigen Zeiten des Schröpfens anzeigte, übrig. Dagegen schwoll der Text immer stärker an. Dieser Übergang vom Bild zum Wort entspricht durchaus dem allgemeinen Unterschied von Mittelalter und Neuzeit.

Was der Leser inhaltlich schon von dem Kalender der Inkunabelzeit erwarten konnte, sagt die gereimte Titelanpreisung, die Erhard Radoldt in Venedig 1478 dem von Johannes Regiomontanus stammenden Calendarium mitgab. Sie lautet:

Das Büchlein behende du billich lernen sollt
Und es achten für Edelgestein, Silber und Gold,
Kalendarius geheissen zu latein,
Lehret dich der Sunnen Höh und des Mondes Schein
Zwölf Zeichen und beider Lichte Finsternus
Zeigt dir auf viele Jahre mit kurzer Gedächtnus
Guldin Zahl, Mittelzeit zwischen Fasnacht beide Cyclon,
Sonntagbuchstab, Ostern und Pfingsten schon
Darzu erkennen Bruch und neuen Man
Arznei pflegen und gute Zeit zu Aderlan
Verkündet auch Tages und Nachtes Läng durchs Jahr,
Darzu der Sunnen Auf- und Niedergang offenbar.
Quadranten und Stunden machen höffelich
Allenthalb zebrauchen gewiß und meisterlich ...

Hier war das Astronomische durchaus in den Vordergrund gestellt und das Medizinische erwähnt, eingangs aber darauf hingewiesen, daß das Büchlein als Bildungs- und Memorierstoff zu behandeln und „billich zu lernen" sei, was ja der Anschauung des Mittelalters entsprach.

Die Vermehrung des Textteils kommt keinem Teil des Kalenders so zustatten, wie der „Praktik". Die Praktik – öfter auch als Prognostikon und Praktik bezeichnet – enthält die Wettervorhersagen und die Ratschläge aller Art, die wohl eigentlich die unverwüstliche Beliebtheit des Kalenders schufen, gleichviel wie oft sie im Laufe der Jahrhunderte mögen getrogen haben. In vieler Beziehung also ist die Praktik die Übersetzung dessen in Worte, was die Kalenderbilder zeitweilig die Menschen gelehrt haben. Mit dem Absterben des Bilderschmuckes beginnt sie logischerweise immer mehr zu wachsen. In einzelnen Kalendern ist der Aderlaßmann folgerichtig zwischen chronologischen Teil und Praktik eingeschoben, bis auch er schließlich das Feld räumt. Die Normalgestalt des jährlichen Kalenders, die sich noch im Laufe des 16. Jahrhunders entwickelt, ist der „Schreibkalender", der meist so eingerichtet war, daß er auf der einer Monatsübersicht gegenüberstehenden Seite eine breite Spalte für handschriftliche Eintragungen freiließ. Die Sammlung vieler solcher Einträge würde zweifellos ein wichtiges kulturgeschichtliches Material typischen Charakters sein. In einem Schreibkalender von 1656, der von einem sächsischen Bauern-Handwerker stammt, finde ich Notizen über den Tod Johann Georgs I., über Steuerzahlung und Fronarbeiten, aber auch über die Anfertigung von Wintergarderobe.

Digitized by Google

PROGNOSTICON
Oder
Practica/
Auff das Jahr nach der heilsamen und gnadenreichen Geburt JEsu Christi.

M DC LVI.

Darinn gehandelt wird

I. Von den vier Jahrszeiten und dero Gewitter.
II. Vom Mondenschein und Gewitter auff einen jeden Monden.
III. Von den Finsternüssen.
IV. Vom Krieg und Fried.
V. Von Fruchtbarkeit der Erden.
VI. Von Kranckheiten.

Nebest einem nützlichen Bericht/was ein Haußvater in einem jeden Monden fürnehmen soll/
Sampt zweyen nothwendigen Registern/deren
1. In sich begreifft alle gebrauchliche Namen/auff welche Tage nemlich solche in diesem oder andern Kalendern zu finden.
2. Die fürnehmsten Märckte durch gantz Teutschland.

Gestellt durch
Johann Melchior Bauern von Eschbach.

Leipzig
Gedruckt und verlegt von Johann Bauern.

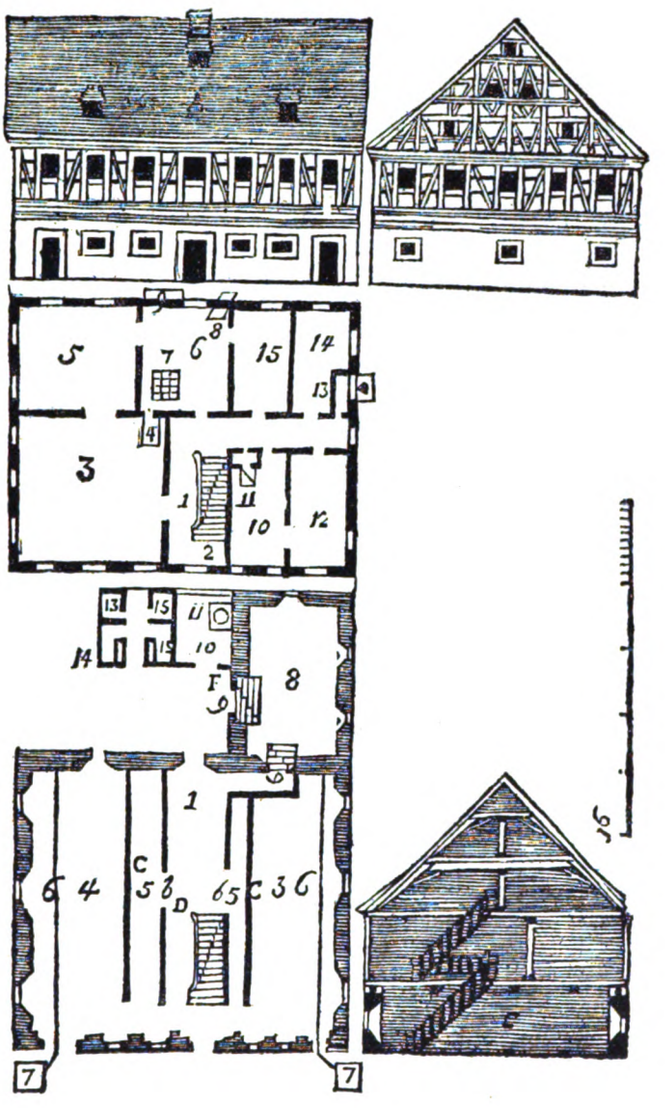
INHALT EINER PRAKTIKA · AUS »ALTER UND NEUER SCHREIB-KALENDER LEIPZIG 1656«

Digitized by Google

Diese Tätigkeit fällt in den September, nachdem die Ernte zweifellos Einnahmen gebracht hatte. Es heißt u. a. darin: „annen eine schaube gemacht 12 gr. martinen den jungen ein bahr hoßen gemacht 6 gr." Trotz der Spärlichkeit der Bemerkungen sieht man doch recht gut einen damaligen Dorfhaushalt vor sich. Hier haben wir zugleich den Beleg für eine Äußerung Adrian Beiers von 1690, die Goldfriedrich in seiner Geschichte des deutschen Buchhandels zitiert: Kein Bauer ist so arm, der nicht jedes Jahr seinen Kalender kaufte.

Solche Absatzmöglichkeit rief, wie immer, den Geschäftsmann auf den Plan. Wie wär's, so überlegte er, wenn wir den simplen Schreibkalender übertrumpften? Der Wettstreit der verschiedenen Vertriebszentren kam hinzu, und bis in die neueste Zeit haben sich ja auch kleinere, selbst entlegene Orte am Kalenderverlag beteiligt. Das war schon im 17. Jahrhundert so. Man verfiel mithin auf die Idee neuer Zutaten, die man auch womöglich in wortreichem Barocktitel recht nach außen zur Geltung zu bringen suchte. In Leipzig kam in den Jahren 1679–88 der „Leipziger Haupt- und Geschichtskalender" heraus, der eine Lebensbeschreibung Wiprechts von Groitzsch in Fortsetzungen brachte. Aber diese Einrichtung bewährte sich doch nicht, da ja der Kalender stets ein abgeschlossenes Ganze gewesen war. So verfiel man im Gesprächskalender auf die Dialogform zwischen den Vertretern verschiedener Stände oder betonte auch die Nützlichkeit des Jahrbuchs für die Haushaltung. Schlägt man dann freilich so einen Wegweiser für „Haushaltungs-Verrichtungen" auf, so findet man auch nicht viel anderes als das, was in jeder Praktik steht. Von „Tisch- und Küchenkalender" oder auch von „Kunst-Nutz-Lust- und Lehrreichen Feld-Garten-Baum- und Blumen-Kalender" sprachen die Endter in Nürnberg, aber mit „Zeit- und Wunderkalender" bringen sie einen anderen, neuen Klang. Nicht nur in Nürnberg, auch in Leipzig begann man den Erfolg in der bewußten Verwertung des Aberglaubens zu suchen, indem man den Haupt- und Geschichtskalender 1689 um Traumtafeln erweiterte, was man selbstverständlich in der entsprechenden Titelfassung betonte. Wie Josef vor Pharao konnte sich nunmehr der Käufer als Deuter eigener und fremder Träume betätigen, falls er die Geduld und den Ernst aufbrachte, das umständliche Verfahren zu handhaben. Launig hat Ernst Kroker in seiner Geschichte der Dürrschen Buchhandlung, die ihm zu einer eingehenden Schilderung des damaligen Leipziger Kalenderwesens den Anlaß bot, Mittel und Wege dargelegt: „Die erste Tafel enthält, der bunten Welt der Träume entsprechend, ein bunt durcheinandergeworfenes Verzeichnis aller nur möglichen Träume in 34 Nummern; die andere Tafel bringt, nach den zwölf Himmelszeichen geordnet, ebenfalls in je 34 Nummern die Deutung der Träume, denn derselbe Traum hatte, je nach dem Himmelszeichen, unter dem der Mond stand, verschiedene Bedeutung. Wem zum Beispiel in der Nacht vom 19. zum 20. November geträumt hatte, er sähe ein Glas Bier vor sich stehen, oder er tränke gar daraus, der mußte zunächst in der ersten Tafel nachsehen, welche Nummer sein Traum hatte, und er fand unter Nr. 6 in schöner Vereinigung „Vom Wasser / Wein / Bier / Oel / Brandtewein / und allen flüßigen Sachen / schwartzer / blauer ? grüner und dergleichen Dinten oder Farben". Ferner mußte er vorn im Kalender suchen, unter welchem Himmelszeichen der Mond an dem Tage, der seinem Traume folgte, also am 20. November, gestanden hatte und er las da das Zeichen des Wassermanns beigedruckt. Schließlich mußte

Digitized by Google

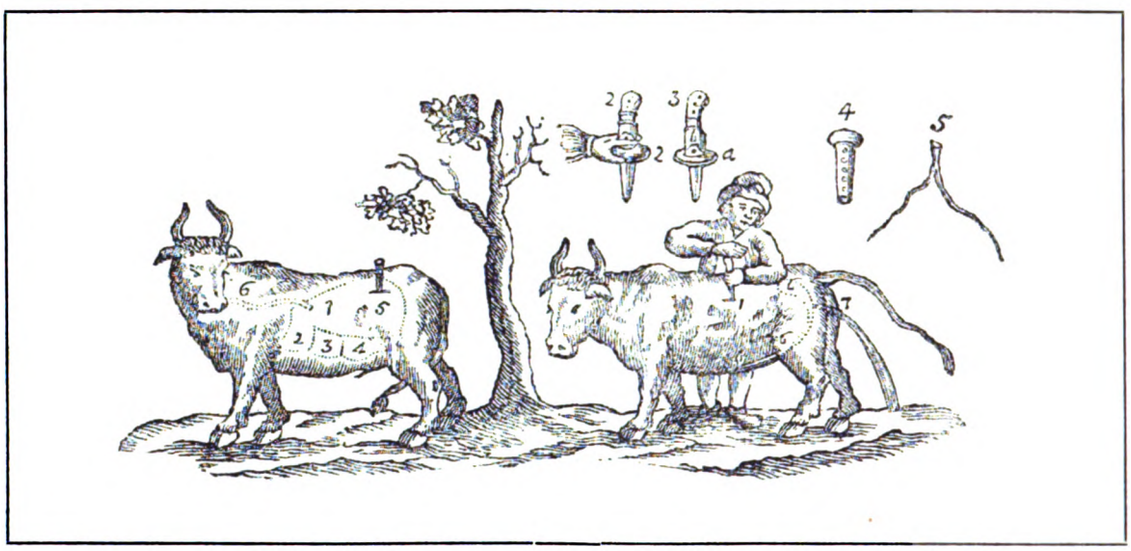


VORBILDLICHER GRUNDRISS EINES BAUERNHAUSES
NACH DEM »ALLGEMEINEN BAUERN-KALENDER AUF
DAS JAHR 1791«

Digitized by Google

er noch die Tafeln mit den Deutungen der Träume nachschlagen, und da stand unter dem Zeichen des Wassermannes und unter der Ordnungsnummer, die sein Traum in der ersten Tafel gehabt hatte, also unter Nr. 6: „Schwere Arbeit", das heißt, das am 20. November geträumte Glas Bier stellte ihm schwere Arbeit in Aussicht. Hatte er dagegen denselben Traum am 23. November gehabt, unter dem Himmelszeichen der Fische, so fand er in gleicher Weise die Deutung: „Abscheiden", das heißt, sein Traum verkündete ihm den Tod.

Gern würde man einmal die Wirkung solcher Unternehmungen in den Kontobüchern der konkurrierenden Gegner sehen; leider fehlt es an solchen Aufschlüssen ganz. Vielleicht waren die Gewinne gar nicht unbeträchtlich, wenigstens wenn man ein Beispiel verallgemeinern darf, das Goldfriedrich vom



RATSCHLÄGE FÜR DIE BEHANDLUNG AUFGEBLÄHTER RINDER
AUS DEM »ALLGEMEINEN BAUERN-CALENDER
AUF DAS JAHR 1791«

Anfang des 18. Jahrhunderts bringt. Er erwähnt, daß Rosius in Basel mit seinem Kalender jährlich 200 Taler Reingewinn gemacht habe und rechnet das auf 2400 Mark jetzigen Geldes um.

Die absoluten Regierungen dieser Zeit scheinen ähnliche Nachrechnungen angestellt zu haben, denn mit dem 18. Jahrhundert brach die Zeit stärkster staatlicher Einwirkung auf den Kalenderverlag an. Den Auftakt zu den Kalenderverbesserungen der Aufklärung bildete die Annahme des Gregorianischen Kalenders durch die evangelischen Stände Deutschlands im Jahre 1700. Aber man besinnt sich nicht, gleichzeitig noch weiter zuzugreifen, wie das in einigen Staaten bereits geschehen war. Entweder privilegiert man einen verbesserten Kalender – so in Sachsen durch das Patent vom 8. November 1699 den „Verbesserten Land- und Hauß-Calender" im Verlage von Thomas Fritsch – oder aber man geht noch einen Schritt weiter und gibt einen Kalender heraus, der fast als Staatsbesitz bezeichnet werden kann. So in Preußen. Hier

Digitized by Google

ALMANACH AUS ROM

FÜR

KÜNSTLER UND FREUNDE

DER

BILDENDEN KUNST.

ERSTER JAHRGANG.

HERAUSGEGEBEN

VON

F. SICKLER UND C. REINHART

IN ROM.

Mit Kupfern und Charten.

LEIPZIG BEI G. J. GÖSCHEN. 1810.

Preis 4 Rthlr.

TITELBLATT EINES GÖSCHENSCHEN KÜNSTLERALMANACHS

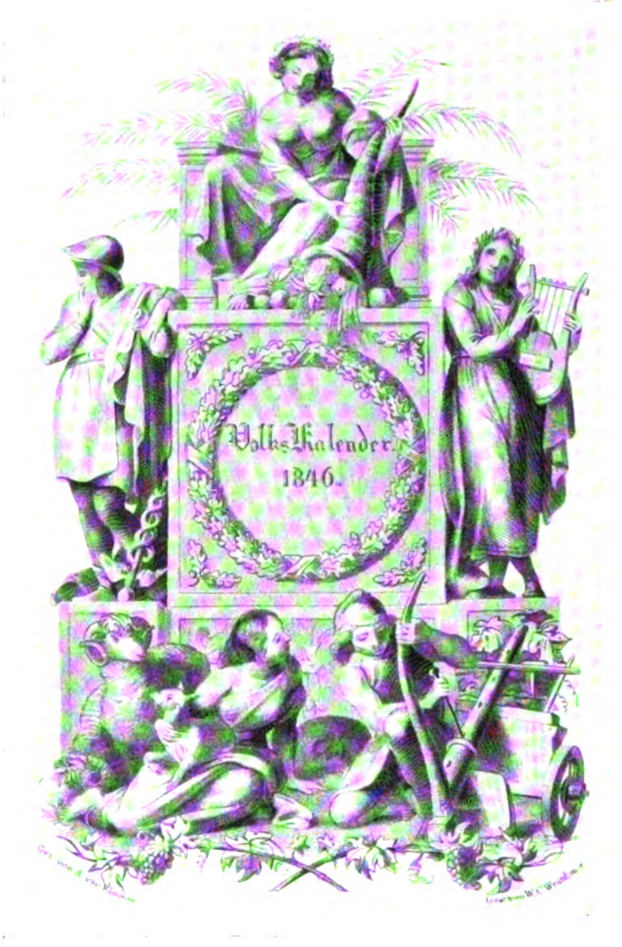
Digitized by Google

erscheint der „Verbesserte Calender" von 1701 unter „Approbation" der „churfürstlich brandenburgischen Societät", und das Kalendermonopol beschaffte bis 1809 die wichtigsten Einnahmen der berühmten Akademie, worüber man deren Geschichte von Harnack nachlesen kann. Auf Leibniz' Vorschlag war diese Einrichtung ins Leben gerufen worden. Der gelehrte Einfluß auf den Kalender fand freilich seine Grenze. Als 1779 der von Aberglauben durchsetzte Teil der Praktik gesäubert wurde, spürte man sofort den abnehmenden Absatz, und noch weniger Glück hatte man, als man neben die alte Ausgabe eine nach Anschauungen der Akademie gereinigte setzte: sie ging nach kurzer Zeit wieder ein. Zur Freude romantischer Gemüter widerstand der alte Kalender den Bestrebungen der Aufklärung.

Trotzdem darf man nicht von einem Mißerfolg der damaligen Kalenderbestrebungen in Bausch und Bogen reden. In der praktischen Weiterbildung der Form – und der Kalender war ja seiner Entstehungsabsicht nach ein durchaus praktisches Hilfsmittel – wurde gerade in der Aufklärungszeit viel geleistet. Den alten Verzeichnissen der Märkte gesellen sich jetzt die Rechentabellen für Geld und Gewicht; 1740 findet sich eine Reduktionstabelle der Zentnerpreise auf das Pfund, was für den damaligen Krämer, aber ebensosehr für seinen Kunden eine wichtige und bei der Talerrechnung auch zeitsparende Sache war. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts sind die genealogischen und Staatskalender zurückzuverfolgen, die jetzt ihre erste Blüte erleben, man kann sie mit den Städte-Adreßbüchern vergleichen, die auch eine Schöpfung der Zeit um 1700 sind, beide entsprechen der statistischen Liebhaberei der Epoche.

Mit den Groschenkalendern, die oft wirklich nur einen Groschen kosteten, waren diese vornehmerem Bedürfnis dienenden Nachschlagewerke nicht mehr vergleichbar; einen zweiten bevorzugten Bruder erhält der Groschenkalender seit den 1760er Jahren im literarischen Almanach. Das Erscheinen des Pariser „Almanac des Muses" im Jahre 1765 gab das Signal. Der Almanach wird nun das Mode- und Geschenkbuch der gebildeten Kreise, um dessen repräsentables Äußere sich die beliebtesten Stecher bemühen. Chodowieckis Almanachkupfer sind ja jedem noch heute geläufig. Die rauschende Strömung schien zu verebben, seit Ende des Jahrhunderts ging einer nach dem andern der alten Almanache ein, und ihr Kredit bei unsern Klassikern – von denen Goethe nie eine besondere Schätzung der Musenalmanache gehabt hat, wohingegen Schiller zeitweilig mit Goeschens Taschenbüchern in engerer Verbindung stand – war ziemlich gering. Ihr schlimmstes Verdict ist ja freilich auch in einem Musenalmanach, dem von Schiller herausgegebenen Xenienalmanach für 1797, erschienen und zeigt, daß sie schließlich den Inhalt meinten, wenn sie ihre Parade der Nichtigkeiten abnahmen. Der Ton ist ähnlich, ob sie nun über Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" oder Vossens Musenalmanach oder gar den „Kalender der Musen und Grazien" des märkischen Pfarrers Schmidt von Werneuchen distichelnd sich vernehmen lassen, und so gelte denn eine Nummer (132) für alle: „B(ecker)s Taschenbuch. Eine Collection von Gedichten? eine Collecte nenn es, der Armut zu lieb und bei der Armut gemacht." Aber in veränderter, um nicht zu sagen: verjüngter Gestalt kehrte nach den Freiheitskriegen der Almanach wieder, mit den besten Autoren der Romantik und Nachromantik und mit seinen neuen Schmidts, die, des trockenen Tones satt, der Spießbürgerlichkeit kräftig Paprika beimengten und nun Clauren hießen. Von 1818 bis

Digitized by Google



TITELBLATT VON KARL STEFFENS' VOLKSKALENDER

Digitized by Google

KALENDER-TITELBLATT VON 1772

TITELBILD ZUM »KURZ-ABGEFASSTEN SCHREIB-CALENDER 1765«

Digitized by Google

1837 blühte Claurens „Vergißmeinnicht", fast ebenso lange bestand das „Frauentaschenbuch" bei Schrag und noch länger Brockhaus' „Urania", die beiden wertvollsten der ganzen Schar, zu der noch manches Gute von kürzerer Dauer und manche langlebige Mittelmäßigkeit wie etwa Hells „Penelope" zu rechnen ist.

Inzwischen war aber, zukunftsreicher und technisch viel moderner als der Almanach, der unterhaltende Volkskalender auf den Plan getreten, der wie Gubitz' und Nieritz' Volkskalender sich in glücklichster Weise des Holzschnittes bediente und Autoren wie Wilibald Alexis oder Berthold Auerbach an sich zu fesseln verstand. Der Höhepunkt der volkstümlichen Kalendergeschichte war freilich vor ihnen erreicht in Johann Peter Hebels Rheinischem Hausfreund. Neben dieser klassischen Leistung verschwindet alle spätere irgendwie bestrebte Volkserzählung.

Ende des 18. Jahrhunderts begannen sich Kalender und Almanache immer mehr zu spezialisieren, zunächst nach Privatinteressen, die als Teilungsgrund uns heute nicht immer mehr einleuchten. Im 19. Jahrhundert bildeten sich dann die Berufskalender heraus als Begleiterscheinung der überaus verästelten Fachliteratur und als Hilfsmittel zur Vertretung gemeinsamer Interessen. Die Zeitschriften, die mehr als früher im Alltag vernutzt wurden, strebten danach, das Beste aus ihrem Bestand und ihrem Mitarbeiterkreise für längere Dauer festzuhalten und gliederten sich Kalender an.

Vielleicht hat nie wieder einer die Volkstümlichkeit des Kladderadatschkalenders erreicht, der sicherlich einer der frühesten war. Aus dem andersartigen Bedürfnis, sich als Einheit zu begreifen und dem Publikum einzuprägen, entstand Ende des 19. Jahrhunderts der Verlagsalmanach, die vielleicht heute beliebteste Form des Almanachs, dem Geist des Heute entsprechend als gemeindebildendes Werbemittel. Als Buchleser, als Parteimann, als Berufsmensch, für die Sportbedürfnisse der Mußestunden hat man jetzt seine Taschenbücher, der Kalender hängt – mit oder ohne Bildern – in jedem Zimmer, steht auf jedem Schreibtisch und steckt in jeder Rocktasche; er existiert sozusagen auf Schritt und Tritt, aber in der Hauptsache will man von ihm die Kurzform des Notwendigsten, er bildet nicht mehr ein Zentrum des Wissens und Bücherbesitzes. Sollte man nicht nun elegische Betrachtungen über Kalenderverfall anstellen? Im Gegenteil, man soll erkennen, daß im Ärmerwerden des Kalenders sich die zunehmende Differenzierung unserer Wissensgebiete ausdrückt.

Digitized by Google

Das Buchbild

VON DR. G. A. E. BOGENG-BAD HARZBURG

VON andern bildlichen Darstellungen unterscheidet sich das „Buchbild“ dadurch, daß es sich mit schriftlichen Darstellungen verbindet in der Vereinheitlichung eines „Werkes“, dessen Ausdrucksmittel Bild und Schrift sind. Der Gehalt eines solchen Werkes gestaltet sich also so (oder soll sich so gestalten), daß die bildlichen Darstellungen des Werkinhalts die schriftlichen fortsetzen und umgekehrt. In diesem Buchbildideal wurzelt die Buchbildproblematik. Allerdings ist die allgemeine Aufgabe des Buchbildes praktisch und theoretisch meist eingeschränkt. Man empfindet das Buchbild meist nur als eine Erläuterung des Schriftwerkes, als eine „Illustration“, die diesem zugesetzt wird. Als den Ausführungs- und Ausstattungsbestandteil eines (seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts) Buchdruckwerkes. Aber es ist auch bei derartigen Einschränkungen erforderlich, von den innern Zusammenhängen, den Verhältnissen zwischen Buchbild und Buchwort auszugehen. Je mehr sich abstrahierende Buchstaben oder doch Silben in den Buchschriften von den realistischen und symbolischen Zeichen trennten, die die Anfänge der Schriftenentwicklung bezeichnen, je mehr sich das konkrete Bild im Buchstaben mit den noch anschaulich-sinnlichen Vorstellungen, die es weckte, in formelhaft gleichmäßigen Liniengebilden auflöste, desto deutlicher unterschied sich „Bild“ von „Schrift“. Beide wurden (im Gebrauche einer Graphik im obigen Sinne) zu besondern Ausdrucksmitteln, die man mit- und nebeneinander verwendete und schließlich im Buche wieder zusammenführte, indem man das, was man gegenständlich nicht hinreichend durch die Schrift auszudrücken vermochte, durch Be- und Umschreibungen eines Bildes vervollständigte. Erklärlicherweise gab es Hemmungen hierfür; nicht jeder geübte Schreiber war ein geübter Zeichner. Das machte sich ebenso bei der Abfassung eines Werkes wie bei dessen vervielfältigenden Wiedergaben durch Buchhandschriften geltend. Die anschaulich-sinnliche Bedeutung auch des Buchbildes ging verloren, es wurde zu einem Behelf, den man, je nachdem die äußeren Umstände es gestatteten, brauchte. Den Aufbau eines Werkes aus Bild und Wort durch deren Eingliederung in das Werkgefüge, die zu dessen einheitlicher Gestaltung in einer Verbindung der zwei konservierenden und reproduzierenden Ausdrucksmittel Schreiben und Zeichnen führte, versuchte die literarische Technik nur in Ausnahmefällen. — Kennzeichnenderweise sind es bildende Künstler, die uns solche Werkgestaltungen hinterließen, so ein Leonardo da Vinci, so ein Dürer. Man begnügte sich damit, von außen her das Bild als (ikonographisches) Buchbild mit den (literarischen) Werkformen wieder zusammen zu passen. Das ergab von vornherein eine

Digitized by Google

Illustrationsspezialisierung, welche durch An- und Einpassungen von Buchbildzweckformen schließlich zwei Buchbildhauptgruppen hervortreten ließ: eine ästhetisierende und eine dokumentierende Illustration, ein künstlerisches und ein wissenschaftliches Buchbild, die in ihren Aufgaben sich unterscheidend in deren Lösungen sich zusammenschließen konnten. Abhängigkeit des Buchbildes von Buchform und Buchvervielfältigungsmitteln war gegeben. Bildfarbigkeit und sonstige Bildfeinheiten sowie die Möglichkeiten, sie wiederzugeben — dazu aber auch die ökonomische Auswertung der Reproduktionstechniken — bedingten die Buchbildentwicklung mit ihren Überlieferungen. Der technische Einfluß dieser ikonographischen Tradition ist nicht zu unterschätzen für den Gebrauch, den man allmählich gewohnheitsmäßig vom Buchbilde zu machen lernte. Mehr noch wirkte die Ausbildung im Lesen auf die Ausgestaltung des Buchbildes, dessen Formensprache ebenfalls dem Leser verständlich werden sollte. Das wurde mitentscheidend für die Richtungen der Illustrationsstile. In akustischen Formeln kondensierten sich die Schriftzeichen, aber auch in hohem Maße zu optischen Formeln die Buchbildverwendungen. Einem bildnerischen freigeschaffenen Kunstwerke pflegt mitunter der Vorwurf gemacht zu werden, es sei „literarisch". Damit ist dann mehr oder minder gemeint, der Künstler habe es nicht vermocht, die künstlerische Darstellung mit den ihr gegebenen künstlerischen Mitteln vollwertig auszudrücken und deshalb einem fremden Kunstgebiete entlehnte Inhaltswerte (für seinen Standpunkt unkünstlerisch) verwendet. Aber die Absicht auch des Literarischen ist den Buchbildstrebungen vorgeschrieben oder vorgezeichnet (je nachdem man ihre Ausgangspunkte wählen will). Sie ist es, die bei den Bild- und Buchzusammenpassungen — und insbesondere für die ästhetisierende Illustration — Fehlerquellen hervorruft, die die Bruchstellen zwischen Bild und Buch nicht schließen lassen. Wenn man etwa behauptet, etwas sei (in reproduktionstechnischer Auffassung) nicht buchgerecht, oder, in ästhetischer Auffassung, das Buchbild lasse die Kunst im Buche vermissen usw., immer wird die Begründung derartiger Behauptungen auf diese innere Fehlerquelle zurückzuführen sein, die einen Buchbildinhalt mit seinem Werkinhalt nicht zusammensehen läßt. Das kann an den Lesern liegen oder schon an den Urhebern eines Werkes, vielleicht auch dadurch veranlaßt worden sein, daß die Aufgaben, die man dem Buchbilde stellte, ihm nicht oder nicht hinreichend lösbar waren. Dazu bleibt ja die ‚freie' Illustration der dokumentierenden an ihr Objekt gebundenen gegenüber geschichtlich gesehen immer eine individuelle, stilisierende, subjektive. — In einem altägyptischen Papyrus gehen Buchbild und Buchschrift noch ineinander über. Auch äußerlich haben beide Darstellungsmittel noch die Gleichheit stilistischer Zusammengehörigkeit. Leichter verständigen sich Leser und Schreiber, wenn Bildsprache und Schriftsprache noch im Zeitton zusammenklingen. Mit der Absonderung des Buchbildes vom Buchtexte vollzieht sich eine Trennung, die dem Buchbilde eigene Wegrichtungen weist. Das Buchbild wird dem Buche eingefügt und oft nicht mehr eingegliedert, insbesondre das neue Buchbild dem alten Werke. Aber das Buchbild wird (als solches) nicht nur mitgelesen, sondern als Bild auch noch mitgesehen. Und die bildlichen Darlegungen im Buche, je selbständiger sie sind, werden immer mehr zu bildlichen Darstellungen, die dem bildnerischen Kunstwollen, nicht dem schriftstellerischen Verständigungswollen folgen. Die bildenden Künste mit ihren sich verfeinernden Mitteln lassen es nicht zu, daß das Buchbild künstlerisch zurückbleibt. Die Farbe in Licht und Schatten verdeutlicht sich, durch die Perspektive der Raum, ein Vorgang wird in realistischer Vorstellungsweise auf die Schilderung eines Augenblickes zusammengedrängt. Damit ist dann dem beschreibenden Buchbilde

Digitized by Google

häufig die Möglichkeit genommen, ein Nacheinander der Zeit im Nebeneinander des Raumes wiederzugeben. Man pflegt von der „Naivität" jener Buchbilder zu reden (wie sie noch in den auszumalenden Umrißholzschnitten der Wiegendruckzeit gemeingebräuchlich sind), in denen synoptisch in einer einzigen Abschilderung eine Vorgangsreihe zusammengefaßt wird. Doch man vergißt dabei, daß dergleichen Bilder sich lesen ließen. Und daß sie inhaltsreich auch durch ihre Schematisierung waren, weil Gebärde, Haltung, Hintergrund usw. einer Person u. ä. gerade durch die Typisierung ein noch verständliches vielartiges Ausdrucksmittel war. Ähnlich wie den Bilderschriften auf höherer Stufe, bei denen aus den begrifflich gewordenen Umkleidungen nur unbestimmter das Urbild vortritt, ist dem alten Buchbilde noch seine Gebundenheit in das graphische Verständigungsmittel vorhanden, aus der es zunächst die moderne realistische Tendenz der bildenden Künste seit der Renaissance loslöste. Das antike Buchbild lebte in der Überlieferung der mittelalterlichen Buchhandschriften weiter, obgleich oft in Verstarrungen. Die alten und veralteten wissenschaftlichen Buchbilder setzten sich in ständigen Nachzeichnungen fort, obschon man ihnen häufig einen neuen Inhalt verleihen mußte und wollte. Sie wurden unrichtig und unvollständig. Die Gründe hierfür waren mannigfacher Art, nicht nur äußere, buchgewerbliche, sondern auch innere, solche der Wissenschaftsübung und der geistigen Strömungen, die in ihr zusammenliefen. Die Änderung, die der Buchdruck durch reproduktionstechnische Umgrenzungen vornahm, dadurch, daß ihm bestimmte Buchbilddruckverfahren möglich wurden, fiel ungefähr auch mit den neuen Einstellungen zum Gebrauchswert der Illustration zusammen, die ebenso künstlerischen wie wissenschaftlichen Rücksichten entsprangen. Jene waren die schon angedeuteten einer andern Auffassung der bildlichen Darstellungskunst (und erklärlicherweise überwogen sie vielfach) diese wurden dadurch hervorgerufen, daß die Denkwissenschaften, deren Methodik und Systematik, die Gefühlswissenschaften einer „Gotik" zurückdrängten, zu einer Betonung der reinen Buchbildzweckformen gelangten. Kunst und Wissenschaften trennten sich, auch im Buche und in seinem Buchbilde, das der Ausschmückung oder der nüchternen Sachlichkeit dienen sollte.

Aber bereits im Altertum und im Mittelalter hatten sich teilweise solche Trennungen auch für das Buchbild vollzogen. Dafür sind manche Beispiele besonders lehrreich. So das der abstrahierenden Illustration, die da erfunden und weitergebildet wird, wo sie ergänzend schriftliche Aufzeichnungen verbessert, deren Ausdrucksfähigkeit versagt. Dem Begriffsbereich des Buchstabens ist der der Zahl hinzugefügt worden, und damit die Ausdehnung der beschriebenen Seite in ganz neue Vorstellungswelten für den Leser geweitet worden. Das flächige Lesen, das von der Anfangs- bis zur Schlußseite zum Vermittler eines Werkinhaltes wird, vervollständigt sich durch ein räumliches Lesen. Ein abstraktes dreidimensionales Veranschaulichungsmittel wurden die mathematischen Formeln. Das wirkte auch auf die Illustration zurück, die ohnehin in begrifflichen Bildschematisierungen das Leseverfahren verfeinert hatte. Unter dem Einflusse der wissenschaftlichen Buchbildfassungen entwickelte sich eine Illustration, die Diagramm, Karte und Kartogramm verwendete; anschaulich vertiefte Buchbilder, die in den unmittelbaren Verbindungsstellen zwischen Bild und Schrift wuchsen, Zwischenglieder wurden, da sie weder als Bild noch als Schrift sich gestalteten, sondern sich von der Abbildung (in deren ursprünglichen Wortsinne) sonderten, um einen Eigenwert zu gewinnen. Man kann sie vielleicht als die ‚Anschlußformen' von Bild und Buchstaben bezeichnen. In unserer Gegenwart sind nicht wenige Werke vorhanden, welche mit derartigen Formeln und Tabellen (die sich dem

Digitized by Google

Letternsatz auch technisch-typographisch auf das engste verbinden) sowie mit Textworten zusammengeschrieben worden sind. Also eine Verwirklichung des Ideals sind, bald das Bild, bald die Schrift in ununterbrochener Folge zum Leser sprechen zu lassen, nicht nur durch Verweisungen und Rückverweisungen aufeinander, die in einer Buchgliederung scharfe Trennungslinien ziehen.

Abbilden heißt nichts anderes als bildliches Darstellen, eine Abbildung heißt nicht dessen Ergebnis, sondern dessen Vorgang, weshalb wir nicht falsch von Abbildungen sondern folgerichtig von Bildern reden sollten, wofern wir solche meinen. Die Abbildungsverfahren sind verschiedenartig nach ihren Zwecken. Die künstlerische Aufnahme eines Bildes unterscheidet sich von ihrer wissenschaftlichen. Jene, nachschaffend und neuschaffend, ist etwas notwendig Subjektives. Diese möchte möglichst objektive Reproduktionen erreichen, durch die Abbildung das „wirkliche" Bild festhalten und wiedergeben. Sei es durch begriffliche Analysen und Synthesen, die beim Abbilden auflösen und zusammenziehen (wie z. B. Durch- und Querschnitte eines Gegenstandes usw.), sei es durch „unverschönerte" Wiedergaben eines Dinges, eines Vorganges usw. in seiner „Wirklichkeit". Von diesen Aufgaben des Buchbildes sind deren Lösungen insofern unterschieden, als sie bisweilen, ja meist, nicht vollkommen werden. Die ästhetisch ausgewertete oder doch bewertete Illustration wird zu einer Bildkunst für das Buch und im Buche. Unter einer Buchbildkunst verstehen wir, daß sie alle Eigenheiten freien künstlerischen Schaffens ‚künstlerisch' denjenigen beiden Beziehungen einfügt, die im Buche vorgeschrieben werden, daß sie zu einer Einverleibung in dem Buchdruckwerk wird, wie sie aus dem durch dieses verkörperten Werkinhalte hervorwächst. Es versteht sich von selbst, daß es für derartige von ihres Gestalters Individualität abhängige Gestaltungen einen Maßstab nicht gibt. Abgesehen davon, daß wegen nicht ausreichender Reproduktionstechnik eine Buchbildkunst versagt, das heißt daß sie nicht buchgerecht im Sinne der buchgerechten modischen oder möglichen Zeitformen wird, daß eine derartige Buchbildkunst also deshalb die bestehenden Buchformen sprengt, ist sie durch ihre subjektive Ungebundenheit im Ästhetischen und auch im Technischen bisweilen etwas, das Anpassung an das Buchbild von der Buchherstellung fordert und sich gelegentlich auch die Inhaltswerte eines Werkes unterzuordnen wünscht. Da wird dem Buchbilde der sonstige Buchinhalt nur ein Mittel zum Zweck (vergleichsweise: ein ganzes Werk wird zu Bildunterschriften). Ein umgekehrtes Verhältnis von Buchbild und (literarischem) Werk wird künstlerisch subjektiv angestrebt, dieses in seiner Buchform zum selbständigen Kunstwerkträger gemacht. Es ist gar kein Zufall, daß gerade die großen Buchbildmeister sich von den Absichten und Aufgaben einer Illustration entfernten. Ästhetisch, indem sie Bilderbücher entstehen ließen, denen recht und schlecht der Text zugefügt wurde, technisch, indem sie die Ausdrucksmittel des Buchbilddruckes nicht buchgewerblich doch künstlerisch vervollkommneten. Eine andre Frage ist es jedoch, ob an einem jeweiligen Zeitpunkte der graphischen Industrie im weiteren Sinne eine bessere buchgewerbliche Ausnutzung von Buchbildmeisterwerken möglich gewesen sein würde. Ob etwa die für die Kuglersche Geschichte Friedrichs des Großen von Menzel gezeichneten Buchbilder — die unter seiner Anleitung im Faksimileholzschnitt so herausgearbeitet wurden, daß sie bis zu den Radierungsgrenzen gelangten — nicht noch andere, bessere Rahmungen durch eine feinfühligere Typographie zugelassen hätten. Ob ein freizügiger Buchbildmeister wie Slevogt nicht die Gefolgschaft einer Kunst im Buchdruck, die ihn unterstützt, verlangen kann. Mit einem Worte — etwas, das sich nur von Fall zu Fall ergibt — ob, wenn man überhaupt eine Buch-

Digitized by Google

bildkunst noch als solche gelten lassen will, die mehr oder minder ausschließlich ihren Eigenwert für eine Buchgestaltung richtunggebend wirken läßt, dem Buchbildkunstwerke sich alle andern Buchzwecke unterzuordnen haben. Wenn die Handwerkerei in der modernen ästhetisch aufgefaßten Illustration so stark hervortritt, so liegt das nicht zum wenigsten daran, daß man ebenso in ästhetischen wie in technischen Kompromissen sie kompromittiert, daß der Illustrator dem Typographen ausweicht und der Typograph dem Illustrator, weil beide sich nicht in der Überzeugung zusammenfinden, daß das von ihnen gewollte Werk ein Bilderbuch ist. Mit den Buchbildfragen hat das nichts mehr zu tun. Allein die äußere Bandform macht das Bilderbuch und das Buch, das als seinen Inhalt auch Buchbilder umschließt, gleich. Aber eine innere nahe Wesensverwandtschaft besteht da nicht mehr. Denn die Ablösung des Bilderbuches vom Buche mit Buchbildern, die ihm zugehören, ergab sich fast zwangsläufig. Eine Bilderreihe, die von außen einem Buche eingefügt ist, verwandelt sich hiermit nicht zu Buchbildern, die als solche durch innere Verbundenheit mit einem Werke zusammengehören. Ganz im Gegenteil: Bild- und Schriftseiten sondern sich innerlich schroff voneinander, da sie mit voneinander abweichenden Ausdrucksmitteln, verschieden voneinander, den gleichen Inhalt wiederholen. Je größer der zeitliche Abstand einer derartigen Buchbildkunst von dem Werke ist, das sie „illustriert", desto größer werden auch die Verschiedenheiten zwischen Buchbildinhalt und Werkinhalt. Anders bei der dokumentierenden Illustration, die diese Gefahr vermeidet, weil sie ihrer Absicht nach nur das einem Werke sinn- und zeitgemäße Bild anwenden kann. Die also auch ästhetisch-stilistisch es vermeidet, etwas zusammenzufügen, was sich nicht zusammenfügen läßt. Die aber darauf angewiesen bleibt, soweit es sich um ältere ikonographische Materialien handelt, bildliche Darstellungen zu verwenden, die vorhanden sind und wie sie vorhanden sind; soweit es sich um Abbildungsverfahren handelt, die neu für die bildliche Darstellung angewendet werden, mit den gegebenen Darstellungsmöglichkeiten eines gewünschten Bildinhaltes auszukommen. Die Begrenzungen des künstlerischen Buchbildes entstehen daraus, daß bildliche und schriftliche Darstellung subjektiv von vornherein in einem Werke getrennt werden, die des wissenschaftlichen Buchbildes, daß aus dem einen oder dem andern Grunde die bildliche Darstellung sachlich hinter der schriftlichen zurückbleiben muß, objektiv unzureichend wirkt. Eine in die Bandform gebrachte Bilderreihe braucht noch kein Bilderwerk zu sein. Die allgemeingemeinte Bezeichnung eines Bilderbuches verknüpft sich vielfach mit der Vorstellung einer gewissen Planlosigkeit und Zufälligkeit der Bildzusammenstellungen. Aber ein Bilderbuch und eine Bildersammlung mit Unterschriften ist etwas durchaus Verschiedenartiges. Die auch nur in einem Ausschnitt betrachtete Bilderbuchentwicklung, (etwa von den Blockbüchern bis zu den Bildergeschichten von Wilhelm Busch) lehrt, daß das Bilderbuch ebenso eine Einheit wie das Schriftbuch ist, die Ausprägung eines Gedankengehaltes in einer Werkgestaltung. Wie sich Bild und Schrift trennten, trennten sich Bilderbuch und Schriftbuch. Wenn dieses die Vorherrschaft gewann, so lag das daran, daß es fast überall zu einem begrifflich feineren, umfassenderen geistigen Werkzeug wurde. Aus äußeren Gründen ist in den bildenden Hauptkünsten, in der Bildhauerei und in der Malerei, die zyklische Darstellung verloren gegangen, weil diese Kosten- und Raumzwang mehr und mehr verhinderten. Aber der Graphik verbot sie sich nicht und so wurde zu einem auch literarisch selbständigen Ausdrucksmittel des Bildes das Bilderbuch, das dann erklärlicherweise in das Schriftbuch hinein seine Übergänge suchte. Anschaulichkeit war es, was Goethe auch in seinem Begreifen des

Digitized by Google

Zyklus suchte, der ebenso dem Dichter wie dem Naturforscher vertraut wurde. Der Begriff des Zyklischen im Goetheschen Sinne läßt sich auf die Bildfolge als Bilderbuchwerk anwenden, das nicht allein als Komposition „von außen zusammengesetzt", das „von innen entfaltet" sein, das „einen Gedanken, in mehreren Figuren verkörpert" zeigen soll, die sich nach einem innersten „Lebenspunkt" zu richten haben, von dem aus das Kunstwerk erst zum geistigen Organismus wird, in dem die Werkidee wurzelt. Die Anordnung einer Bildfolge zur (logischen) Bildreihe, die äußerlich in der beschreibenden Darstellung einer fortschreitenden Handlung (vergleichsweise für eine derartige Bilderdichtung: dramatisch und episch, aber auch lyrisch durch die Stimmungen, die die Bilder versinnlichen) sich vollzieht, z. B. in dem von altersher beliebten Motiv des Totentanzzuges, kann in ihrer Art vollkommen geistig und gefühlsmäßig einen Werkinhalt ausdrücken. Darum ist das Bilderbuch für die Buchbildkunst die eigentliche ihr gemäße Buchform, die sie auch unter der Aufrechterhaltung unmittelbarer Verbindungen mit dem Stoff- und Formgehalt eines literarischen Werkes, das sie illustriert, frei auswerten kann. Buchbildkunst und Dichtkunst haben sich von jeher zusammengefunden und sind durch Buchmoden immer von neuem zusammengeführt worden. Aber das Illustrieren eines poetischen Werkes bleibt immer nur sein Paraphrasieren, bei dem ein reiner Eindruck nicht entsteht, da voneinander abweichende Auffassungen und Ausdrucksmittel einen inneren Werkzwiespalt durch eine Buchformung gewaltsam schließen müssen, wo dann entweder der bildende Künstler oder der Dichter zu einer Unterordnung mit ihren künstlerischen Widersprüchen gezwungen werden. Das illustrierte Buch der Gegenwart erweist es überall, daß es gerade dieses innere Mißverhältnis ist, das es hemmt, die episodische Vollbildreihe herrscht in ihm vor; auch die eingedruckten Illustrationen sind meist nur verkleinerte Vollbilder. Anders die Auflösung des Buchbildes im Buchschmuck, in einer auf den Buchbildkunsthöhen sich vergeistigenden Vignettenkunst. Sie hat nicht nur die vollkommenste äußere Buchbildform durch ihre dekorativ-ornamentale Rahmung der Schriftseite gefunden. Indem sie der Buchgliederung eines Werkes durch ihre Kopf- und Schlußstücke und Zierbuchstaben sich nachordnet, hebt sie die notwendigen Trennungen zwischen Bild und Schrift in Übergängen auf, die in die Ausgestaltung eines Buches weiterführen. Die äußere Bewegungsfreiheit des Buchbildes verbindet sich hier widerspruchslos mit seiner inneren. Das Buchbild kann so, ohne das Schriftwerk zu stören, mit und neben diesem unter den Bedingungen des Buches auch seine eigenen Werte voll entfalten. Denn letzten Endes ist der Gegensatz zwischen Illustration und reiner Kunst unüberbrückbar. Der freien Intuition ist auch die räumlich und zeitlich bedingte Stoffwelt nur ein Vorwand für ihre höheren Zwecke. Nicht der Gegenstand, seine künstlerische Gestaltung bedeutet ihr alles, nicht das Motiv, sondern die es sich ausdeutende Originalität ungebundener Phantasie, die beim Abbilden poetisch selbstschöpferisch sich auslebt. Der bildende Künstler ist kein Chronist, kein Historiker, kein Kopist wie es der Illustrator sein muß, der, mögen seine Kunstmittel noch so verfeinerte sein, den Bildgehalt als gleichberechtigt mit der Bildgestaltung auffassen, ja sogar jenen in dieser hervortreten lassen muß. Das Buchkunstgewerbe des Pariser Rokoko hatte eine aufs höchste verfeinerte Vignettenkunst. Und doch, welcher Abstand der Kunst besteht noch zwischen ihr und einem Watteau.

Dem Abbilden diente als älteres Aufnahme- und Vervielfältigungsverfahren für das Buchbild ein Zeichnen, seitdem Schreiben und Zeichnen sich trennten. Als Beherrscherin der Fläche soll eine solche Graphik eine Griffelkunst werden, die (nach Max Klinger) innerhalb einer

Digitized by Google

Malerei mit eigenen Mitteln wirkt. Deren Bedeutung die einer bildlichen Gedankenniederlegung in der Handschrift eines Künstlers ist, von eigenem Werte, wie die Farbensprache der Malerei, wie die die Rede vermittelnde Schrift. Aber die Abbildung wird zur Abstraktion im Griffelkunstbilde nicht allein durch ihre Verflächung. Die Abstufungen von Licht- und Schatten müssen, damit sie nicht im Grau verwischen, sich zu Kontrasten steigern, um in der Schwarz-Weißzeichnung hervorzutreten. Alles Leben in der reinen Linie aufzufangen, die rhythmisiert, indessen der Umriß das schöne Verhältnis der Einzelheiten zum Ganzen wahrt, ist eine Aufgabe auch für die künstlerische Phantasie des Betrachters eines Bildes, deren Lösungsmöglichkeiten das Buchbild zu sehr umgrenzen. Auf die Farbe als auf einen Erkenntniswert des Lebens kann auch die Griffelkunst nicht verzichten, durch Perspektive und Schattenlehre vollzieht sich in Übergängen ein Ausgleich zwischen Griffelkunst und Malerei, die wiederum das Buchbild aus der Fläche der Schriftseite löst, um ihm den Raumschein zu verleihen. Die Anwendung dieser Ausdrucksmittel einer künstlerischen Darstellungsweise wechselt wohl mit der Zeit (wie gerade unsere Gegenwart lehrt), aber sie bleibt doch für das Buchbild eine Scheidung zwischen der Ästhetik der Bildseite und der Schriftseite, welche allenfalls durch möglichste Annäherungen (so der Tonwerte) Trennendes buchgewerblich zu verhüllen zwingt. Dazu kommt die Abhängigkeit hinzu, in der, für das Buchbild, die (Druck) Graphiktechnik die Griffelkunst erhält.

Bildnerische manuelle Originalgraphiken (zeichnende Künste) und mechanische Reproduktionstechniken (Nachzeichnungen, Vervielfältigungsverfahren) sind in Hinsicht ihrer Verwendungen insbesondere für das Buchbild nicht in dem einen Punkt zusammenzufassen, daß jene die Vorlagen für diese werden. Das Verhältnis von Kopie zu Original ist das der mehr oder minder getreuen Nachahmung eines Bildes selbständigen Ursprunges und Wertes. Dabei braucht hier auf die mannigfachen Arten der Nachahmungen, der der Formen, Ideen, Stile usw. nicht eingegangen zu werden. Es genügt der Hinweis, daß Buchbilder auch in der Buchhandschriftenzeit viel kopiert worden sind, auch durch mechanische Techniken (Patrone und Schablone), teilweise wenigstens, und daß die schematisierende Tradition solche Übergänge vermittelte. Aber ästhetisch und technisch blieben die Ausdrucksmittel des Buchbildes für Kopie und Original noch übereinstimmend: Buchmalerei, Federzeichnung usw. Eine Änderung grundlegender Art führte der Bilddruck herbei: er wurde zu einer Übertragung der gemalten oder gezeichneten Vorlage in ein Bilddruckverfahren und dann auch noch in ein Buchbilddruckverfahren. Und ästhetisch und technisch reichten diese Druckverfahren vielfach nicht so weit wie das Abbilden durch Malerei oder Zeichnung. Die Anpassung an unvollkommene, unvollständige Wiedergaben konnte man nur durch Anpassung der jeweiligen Vorlagen an die Bereiche des Bilddruckes gewinnen, indem man unmittelbare Vorlagen für einen solchen herstellte. Die Abbildung erfuhr also für das Buchbild im Buchdruckwerk eine Einschränkung, die sich erst im Verlaufe von fünf Jahrhunderten wieder erweiterte. Die Abhängigkeit der Bedeutung des Buchbildes von den Entwicklungsrichtungen der Reproduktionstechnik kann hier nur kurz vermerkt werden. Dem ältesten Bildholzschnitt versagten sich nicht nur die malerischen Wirkungen. Auch feinste kleine Linien ließ er ebensowenig zu wie eine beliebige Ausdehnung der Bildgrößen. Indessen war er ästhetisch und technisch insoweit buchgerecht, als auch er ein Hochdruckverfahren war und sein linearer Stil noch mit dem linearen Schriftstil in den Seitentonwirkungen zusammenstimmte. Ähnliches gilt an und für sich nicht nur für den Metallhochschnitt, sondern auch für den Linienstich. Für das Buchbild ist hier keine ganz scharfe technische

Digitized by Google

Trennung vorhanden. Aber das änderte sich mit der Kupferstichverwertung für das Buchbild (seit dem 17. Jahrhundert); Detaillierungen der Einzelheiten, Tafelvergrößerungen ließen sich durchführen, in der Radierung die malerischen Wirkungen außerordentlich steigern, die auch der Steindruck zuließ. Indessen, ökonomisch-technisch widerstrebten diese Bilddruckverfahren dem Buchdruck als Massen- und Raschvervielfältigungsmittel. Die Folge war, daß sie sich für das Buchbild vergröberten. Als manuelle Originalgraphik war mehr noch als der Holzschnitt der Kupferstich an und für sich wohlgeeignet. Doch dem Buchbilde diente er meist nur durch Übertragungen zweiter Hand, die eine Reproduktionsstichroutine leitete. Betrachtet man die ästhetische Auswertung des Buchbildes aus diesen ökonomisch-technikohistorischen Gesichtspunkten, versteht man, weshalb die Buchbildkunst auf die Liebhaber- oder Prachtausgabenausnahmefälle zurückgeführt wurde. Betrachtet man derart die dokumentierende Illustration, das wissenschaftliche Buchbild, so hat man zu unterscheiden zwischen dem, was man im Buchbilde technisch wiedergeben konnte und zwischen dem, was man im Buchbilde ökonomisch wiedergeben wollte. Im Anfange des 18. Jahrhunderts sind, um nur ein Beispiel zu geben, anatomische Farbkupferstiche (L'Admiral) einer Feinheit veröffentlich worden, die auch einen modernen Reproduktionstechniker zum Staunen zwingen. Aber derartige Buchbilder waren für den Gemeingebrauch unmöglich. Die dokumentierende Illustration hatte sich (nicht weiter soll von ihrer inneren wissenschaftlichen Vervollkommnung hier die Rede sein) buchgewerblich-wirtschaftlichen Rücksichten unterzuordnen, die ihre Entwicklung von vornherein hemmten. Damit hatte man sich in der mannigfachsten Weise abgefunden, als (seit der Mitte des 19. Jahrhunderts) zu aller alten Ikonographie eine andersgeartete neue hinzukam. Das berühmteste antike Bilderwerk waren des M. Terentius Varro (geb. 116 v. Chr.) „Imaginum libri XV" oder „Hebdomades" gewesen, eine Buchsammlung von 700 Porträts, über deren Vervielfältigungsverfahren wir nichts wissen. Das Bildnis des einzelnen Menschen festzuhalten hatte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu den höchsten Kunstleistungen gehört, sie war ein Hauptbeispiel auch dafür, bis zu welchem Grade das Abbilden individualisieren konnte, um einem Bilde Wirklichkeitstreue zu geben. Jetzt kam ein ökonomisch und technisch brauchbares Verfahren zur Verwendung, das (für einen künstlerischen Standpunkt anscheinend) jenes antike Prachtwerk in den bequemsten Ausführungen und Verbreiterungen wiederholbar zeigte.

Das Abbilden und der Bilddruck änderten sich mit der Einführung der Photographie und den photomechanischen Reproduktionstechniken von Grund aus. Ein anderes Auge als das menschliche beobachtete und beschrieb das beobachtete, ein mit irgendeiner Griffelkunst menschlicher Hand (und menschlichen Kopfes) nicht mehr vergleichbares Verfahren registrierte ‚exakt' den Eindruck eines Objektes auf leichtempfindliche Platten und ließ ihn auch vervielfältigen. Das Abbilden war zu einer Mechanisierung des Sehens durch optische Technik geworden, das abzeichnende, analysierende Aufnehmen eines Bildes nicht mehr gleichartig mit der mechanischen Aufzeichnungssynthese eines Augenblickes in der Raumzeit. Die Arbeit seiner Maschinen belehrte den Menschen, was er hätte sehen können, die Grenzen des Sichtbaren und Unsichtbaren verschoben sich ineinander. Das Bewegungsbild zerlegte die „Schnelligkeit" und seine Zeitlupe die „Langsamkeit", die Fernaufnahmen erstreckten sich nicht nur in die Weltenräume, sondern auch in die Zeiträume (Anwendung der Stereoskopie zu astronomischen Messungen die Jahrzehnte, Jahrhunderte hindurch). Das Reich des bisher Unsichtbaren weitete sich dahin, wo bisher das Auge keinen mikroskopischen Rund- oder Teilblick hatte.

Digitized by Google

Entdeckungen und Erfindungen der Chemie und Physik verfeinerten das mechanische Sehen zu immer vollkommener werdenden Abbildungsverfahren. Die chemische Reaktion ließ auf der Bildfläche dem Auge verborgenes erscheinen, physikalisch sind ‚stoff'durchdringende Strahlenwirkungen verwirklicht worden. Man müßte Seite nach Seite schreiben, um alles aufzuzählen, was dank den Maschinerien des ‚neuen' Sehens den Gesichtskreis des Menschen in einem Halbjahrhundert verbreiterte und vertiefte. Alle diese Errungenschaften nahm man als ein Kulturphänomen hin (wie einst die Buchdruckerkunst-Erfindung), als Lösung einer irgendwie orientierten Problematik durch die Technik. Aber man verhehlte sich bisweilen doch, daß bereits die Maschine sah und nicht mehr der Mensch mitsah, daß mittelbares Sehen nun das unmittelbare Sehen ergänzte. Allgemach ist durch die Fortbildung photomechanischer Reproduktionstechnik das Abbilden des dem menschlichen Auge sich Verschließenden popularisiert worden, das mechanisierte mittelbare Bild dem unmittelbaren, das die Anschauungen dem Menschen vermittelt, gleichartig und gleichwertig nebeneinander gestellt worden. Nur ein Beispiel für den dadurch hervorgerufenen Zwiespalt sei andeutend gegeben, weil die hier auftauchenden Fragestellungen sich nur in ausführlichen Begründungen zeigen ließen. Das in den ‚natürlichen' Farben aufgenommene Lichtbild scheint dem Auge des menschlichen Betrachters häufig unnatürlich. Liegt das an dem Auge oder an dem Verfahren, das versagt? Man kann da etwa einwenden, daß eine Änderung der Farbenwirkung bereits mit einer Bildverkleinerung eintritt. Aber schon ein derartiger, durchaus nicht erschöpfender Einwand ergibt Fragen und Unterfragen, die sich immer mehr verwickeln. Begnügen wir uns mit der hier ausreichenden Feststellung, daß die Abbildung des 20. Jahrhunderts ein Gebilde geworden ist, deren komplizierte Techniken jedenfalls diese Trennung zulassen, daß die in seinem Bereiche dem Auge des Menschen sich bietenden Bilder von denen sich unterscheiden, die ihm durch eigene Verfahren erst sichtbar gemacht werden in Bildern, die mechanische Produkte sind. Mag auch die Entwicklung des menschlichen Farbensinnes sich außerordentlich verfeinert, vergeistigt haben, sie vollzog sich jedenfalls im Augenbereiche des Menschen. Jetzt gibt es aber Abbildungsverfahren, die nicht für das Künstlerische, doch für das wissenschaftliche Buchbild die authentische Illustration schärfer von der dokumentierenden scheiden insofern, als sie beim Abbilden alle „Fehlerquellen" des beobachtenden Auges und der darstellenden Hand (wenigstens theoretisch) ausscheiden wollen. Das Abbilden ist sehr erleichtert, in vielen Beziehungen sind jedoch die Anforderungen an das Bild erhöht worden und es kann solchen Anforderungen oft schon Genüge leisten, in Formen freilich, die nicht brauchbar für das Buchbild sind oder ihm doch erst verwendungsfähig gemacht werden müssen. Während der Bereich der bildenden Kunst bisher umfangreicher und vielseitiger war als der einer Buchbildkunst, ist jetzt auch das wissenschaftliche Bild erheblich über das Buchbild hinausgewachsen.

Die ästhetische Bedeutung, die die Farbe für das Buchbild (und mit ihm auch für das Buchdruckwerk) gewann oder gewinnen könnte, ist sehr umstritten. In einer allgemeinen einheitlichen Fragestellung lassen sich solche Streitfragen nicht vereinheitlichen, wenn sie lediglich von ästhetischen Wertungen ausgehen wollen. Die ästhetisch empfundene Harmonie, bezogen auf das Buchdruckwerk mit seinen ein für allemal vorausgesetzten Schwarz-Weiß-Tonwerten, soll bestimmend sein. Daraus ergibt sich ein ästhetisches Mißtrauen gegen das farbige Buchbild überhaupt oder doch gegen das Buchbild malerischer Wirkungen. Die alten ausgemalten Buchholzschnitte, die Farbholzschnittflächen mit ihren Hell-

Digitized by Google

Dunkelübergängen waren noch in Andeutungen der Hauptfarben beschränkt geblieben, hatten eine Art Farbenlesen verlangt. Aber bereits die kolorierten Kupferstiche wurden zu Miniaturen und einzelne originalgraphische und photomechanische Techniken des 18., 19., 20. Jahrhunderts ließen die Umwandlung von Buchbildern in Buchgemälde ohne weiteres zu. Das Ebenmaß der (plastischen) Bildseite und der (linearen) Schriftseite empfand man gestört. Trotzdem hätte die ästhetische Anerkennung auch dem farbigen Buchbilde, dem künstlerischen und dem wissenschaftlichen, sich nicht versagt, wenn (abgesehen von den noch zu erörternden Gebrauchszwecken) man unterscheidend von den Möglichkeiten der farbigen Abbildung ausgegangen sein würde. Die Berücksichtigung der Farbenübersetzungen aus einer Bildgröße in die andre usw. komplizierte die Anwendung einer Reproduktionstechnik auf das Buchbild ungemein. Das falsche einer verkleinerten Gemäldewiedergabe in dessen Naturfarbe sah man ohne weiteres. Aber die Fehlerquellen waren hier so mannigfache (eine Aufzählung verbietet sich hier aus Raumrücksichten), daß man an deren Beseitigung einstweilen nicht dachte oder denken konnte. Anders lagen schon die Verhältnisse bei Buchbildern, die von vornherein ‚buchgerechte' Darstellungen von Gegenständen in deren Originalfarben und Originalgrößen zeigten. Z. B. bildliche farbige Wiedergaben von Spitzen im Naturselbstdruck können (optisch) als Relieftechnik wirken und doch noch als harmonische Illustrationen. Die Vielgestaltigkeit der von Fall zu Fall auf die Vorlagen zu beziehenden Aufgaben, deren Lösungen vom farbigen Buchbilde hätten verlangt werden müssen, bedingte neben den nur ästhetischen Ausgleichungen mit dem Buchgerechten, die die Buchbildkunst als solche zu versuchen hatte, sachliche von der Abbildung selbst her sich ergebende Ausgleichungen, die nicht zu normalisieren und zu typisieren waren. Auch darin lag manches, was die Auswertung des Buchbildes in Farben hemmte, zumal da man meist von außen her, nämlich von der Reproduktionstechnik, zu ihm gelangen wollte. Einzelheiten, die einer besonderen Erörterung vorbehalten werden müssen. Neben der ästhetisch „schönen" Farbenwirkung ist indessen auch noch jene zu beachten, die mit genialer Intuition von Goethe die sinnlich-sittlich genannt wurde. Exakte Methoden der modernen Psychologie prüfen sie. Der bestimmte Farbenreiz, der Gefühlswerte auslöst, eine Farbensprache, die die Farbe zum Stimmungskörper werden läßt, ist jedoch künstlerisch schon längst verwertet worden. Die freudige und traurige, die niedrige und prunkende Farbe usw. sind auch in ihrer Bedeutung für das Buchbild häufig, obschon nicht hinreichend beachtet worden. Die Ausdrucksfähigkeit der charakterisierenden Farbe, so gefühlsmäßig verbreitert und vertieft, machte man den einfachfarbigen Buchbildern, die von der kennzeichnenden Kolorierung ausgingen, nutzbar und auch auf das Buchbild in Farben wirkte sie ein, das wissenschaftliche Zweckerfüllungen erstrebte. Dieses wollte durch eine Farbengebung zu einer besseren Übersichtlichkeit, zu einer genaueren Unterscheidung der Bildverhältnisse gelangen, hatte eine praktische Tendenz. Farbig Hauptsächliches aus dem Nebensächlichen hervorzuheben, konnte ein Bild lesbarer werden lassen, eine fördernde Gedächtnishilfe werden usw. Vor allem, es konnte einer bildlichen Darstellung, die in die Fläche gebrannt blieb, das Nach- und Nebeneinander von Raum- und Zeitvorstellungen geben. Dem abstrakten Buchbilde, insbesondere dem Diagramm und der Karte, konnte die Farbe die Ausdrucksfähigkeit steigern. Im übrigen mußte das Ideal der authentischen dokumentierenden Illustration die natürliche Farbe sein, wie ja sein Ideal auch die natürliche Größe ist. Da beide Ideale das Buchbild aus mannigfachen Gründen nicht immer verwirklichen kann, kommt es hier meist nur zu Annäherungen und Anpassungen, welche auch für das Buchbild eine ikonographische

Digitized by Google

(schriftstellerische) Technik suchen muß, wie sie längst von einer literarischen (schriftstellerischen) Technik für das Buchwort versucht worden sind.

Die Abgrenzungen der authentischen Illustration von der bloß dokumentierenden sind nicht einfach. Voraussetzung des wissenschaftlichen Buchbildes ist seine vollwertige Originalität in doppeltem Sinne. Zunächst in diesem, daß das Abbilden überhaupt den bildlich dargestellten Gegenstand oder Vorgang ‚richtig' wiedergeben kann. Sodann, daß das Bild objektiv (der Gegenstand oder Vorgang selbst) und subjektiv (nach der Auffassung, die der Urheber eines Werkes in dessen Zusammenhange von dem Gegenstande oder Vorgange hat) richtig wiedergegeben wird. Man sieht sogleich, daß hier Beziehungen vorhanden sind, die weit über das Buchbild hinausreichen. Ob und wieweit Abbildungen eines Gegenstandes oder Vorganges gemacht worden sind, die in irgendeinem z. B. historischen Sinne, richtig scheinen, ob solche Abbildungen überhaupt gemacht werden können, z. B. von einem Ereignisse, die eine ausreichende Richtigkeit haben usw., das alles sind Fragen, die die kritische Sichtung eines ikonographischen Materials betreffen, die nur mittelbar mit dem Buchbilde zu tun haben scheinen, die jedoch immer von neuem zur unmittelbaren Voraussetzung seiner wissenschaftlichen Auswertung werden. Denn die bestmögliche Bilderwahl gehört ebenso zu einer Illustrationstechnik im obigen Sinne, das heißt zur Ausnutzung des Bildes als Darstellungs- und Verständigungsmittel wie die bestmögliche Bildwiedergabe. Man braucht nur Gegenwart und Vergangenheit zu vergleichen mit ihrer Auffassung und Ausführung des Zeitbildes. Auch ohne sich in geistesgeschichtlichen Untersuchungen über die Verschiedenheiten in der Auffassung des Zeitbildes zu verlieren, über dessen literarische und sonstigen Elemente, ist der qualitative und quantitative Unterschied, den für das authentische Bild irgendeines geschichtlich werdenden Ereignisses die moderne Organisation der Illustrationsphotographie herbeigeführt hat, unverkennbar. Beides kommt für die Richtigkeit in Betracht, der erschöpfende Bilderreichtum, der quantitativ Vergleichungen ermöglicht und die erschöpfende Bildgüte, die qualitativ eine Bildvervollkommnung zuläßt, ähnlich, wie der Verfasser eines Schriftwerkes dessen Ausdrucksfähigkeit zu steigern sucht, indem er die treffendsten Worte aussucht. Der Autor muß für das Buchbild zum Ikonographen werden, sofern er es verwenden will.

Die Verbindung einer „Bild- und Wort" folge in dem einheitlichen Gedankeninhalte eines Werkes, die derart bis zu einer Verschmelzung von Bild und Wort führen kann und unter Umständen auch soll, so daß der Verfasser die Anschaulichkeit eines Bildes selbst da sprechen läßt, wo eine Darstellung in Worten ungenau oder unmöglich oder umständlich sein würde, so daß also die Bestandteile seines Werkes einander nicht allein ergänzen, nebeneinander stehen, sondern miteinander zusammen, setzt das Abbilden und das Niederschreiben für ein Werk als ein gleichmäßig angewendetes Ausdrucksmittel voraus und für die aus dem Abbilden hervorgehende Buchzweckformung dann auch das Illustrieren als eine literarische Technik. Der Verfasser wählt bald die Bebilderung, bald die Beschreibung, um zur Formung seines Werkgehaltes zu gelangen. Dabei ist nicht an die Autorillustration zu denken, an die Fälle, in denen ein Autor sein Buch, das als reines Schriftwerk ausgeführt wurde, dann noch als sein eigener Buchbildmeister illustrierte, wie es z. B. Thackeray tat (und noch zahlreicher sind die Illustrationsskizzen, die Umschreibungen eines Bildinhaltes, die Verfasser wörtlich vorzeichneten), sondern an eine Verschmelzung der ikonographischen und literarischen Darstellungsweise zu einer einheitlichen Technik für die Ausformung eines Werkes im Buche. In der Regel wählt man die Buchbilder, um sie als

Digitized by Google

Illustrationen dem Texte einzuschieben und auf sie hinzuweisen. In einem Parallelismus der bildlichen und schriftlichen Darstellungsweise, der kein ganzes herstellen, bildlich und schriftlich Ausgedrücktes sich wiederholen läßt. Mit der Ausbreitung der Bilddruckverfahren trat bereits eine Einschränkung der Abschilderungen durch schriftstellerische Darstellungsmittel ein. Das läßt sich überallhin verfolgen. Je mehr die Abbildungsverfahren sich vervollkommneten, desto mehr wichen die Beschreibungen von Bildern. Aber im Abbilden unterschieden sich die ikonographische und die literarische Technik doch wesentlich, jene verfeinerte sich im Objektivieren, diese im Subjektivieren. Abbilden und Abschildern trennte endgültig erst die Maschine voneinander, in der das mechanische Auge das menschliche ergänzte. Denn sie erfand auch ein graphisches Verfahren, mit dem sich ebenso in Bildern wie in Worten leicht schreiben ließ. Dieses Verfahren wurde zwar dem Buchbilde durch die photomechanische Reproduktionstechnik zugeeignet, aber einstweilen wurde es kein ikonographisches literarisches Ausdrucksmittel. Wenn im 18. Jahrhundert jemand eine Ballonlandung bei einer ihm noch unbekannten Stadt beschreiben wollte, mußte er seine Eindrücke literarisch ausführen. Wer mit dem Flugzeuge im 20. Jahrhundert landet, könnte diesen Vorgang graphisch so fixieren: Aus 1000 m erblickte ich (Bild), aus 500 m (Bild), dann, das Flugzeug verlassend, sah ich mich in einer Umgebung (Bild), in der mir eine eigenartige Gestalt auffiel (Bild), die sich mir rasch näherte, ein mir unbekanntes, unerkennbares Wesen (Bild) usw. Man sieht, es läßt aus der nüchtern sachlichen Aufzeichnung sich so auch in das Dichten hineingelangen. Und man wird wohl als ein Mensch des 20. Jahrhunderts sagen, das sei ein Filmscenarium. Dazu, Aufgaben seien bereits besser durch den Film gelöst, deren Lösung hier auch noch eine ikonographisch-literarische Darstellungsweise zugewiesen wird. Aber dieser Einwand ist nur bedingt richtig. Der als ein Feind von Buch und Bühne aufgefaßte Film hat seine ästhetischen und ökonomischen Grenzen, die um so abschließender werden, je naturalistischer ihn seine technischen Verbesserungen machen. Farbe und Körperlichkeit, die Verbindung des Films mit der natürlichen Wiedergabe von Ton und Wort lassen in naher Zukunft vielleicht nichts mehr zu wünschen übrig. Trotzdem bleibt er unvollkommen. Wie Buch und Bühne eine bestimmte Einstellung des Lesers und Zuschauers verlangen und voraussetzen, tut das auch der Film, er ist wie jene eine Gattung der Reproduktionstechnik für sich und hat seine eigenen Grenzen. Als ein Vervielfältigungsmittel will er eine beliebige Wiederholung einer beliebigen Wirklichkeit erzeugen, deren möglichst vollkommenen Ersatz und allein ihn. Er kann das nur durch Illusionen erreichen, die die Phantasie des Zuschauers so weit wecken, daß dieser sich in die Umwelt versetzt, die ihm vorgetäuscht wird. Er kann, sofern er zu eigenen Kunstmitteln gelangen will, nicht die geistig-seelischen Hebel ausschalten, deren Einschaltung die Empfänglichkeit des Buchlesers oder Bühnenzuschauers steigert. Und einstweilen entlehnt er sogar noch diese Kunstmittel von Buch und Bühne. Allein im Vergleiche mit einer lebendigen Wirklichkeit aufgefaßt, bleibt er nur ein rohes Surrogat. Ob das sprechende Bewegungsbild die Bühne ersetzen kann, deren Menschlichkeit, ist zweifelhaft. Der Filmzuschauer hat hier eine Mehrarbeit zu leisten, er muß sich das Abbilden durch den Film in die Bühnenkörperlichkeit übertragen. (Dabei läßt sich von den ökonomisch-technischen Schwierigkeiten in diesem Zusammenhange absehen. Sie sind erheblich. Das fertige Filmband wird „geschnitten", d. h. literarisch redigiert, und abgenutzte Filmbandstellen werden ähnlich ausgebessert, ein für die Übereinstimmung von Bild- und Tonfilm jedenfalls umständlich und kostspieliges Verfahren.) Der Bereich des

Digitized by Google

Buches, das seelische Bedürfnisse erfüllt und geistige Genüsse verschafft, ist schon hierfür ein sehr viel weiteres als das von Bühne und Film, weil der Leser sich den Buchinhalt in einem ganz anderen Umfang miterzeugen kann, als das ihm Bühne und Film zulassen. Den Zuschauer zwingt der Film, sich das Abbilden einer bestimmten Wirklichkeit anzusehen, ein Bild, das als höhere Einheit das Ergebnis eines derartigen Vorganges zieht, gibt er nicht. Insofern lassen sich Buchbild und Film überhaupt nicht vergleichen. Als graphische Fixierung einer Gehaltsgestaltung bleibt das Buchbild, auch das wissenschaftliche, ein ikonographisch-literarischer Selbstwert, der aus der Wiedergabe einer Wirklichkeit (die der Film nur als solche wiederholen will) gewonnen ist. Ob ein derartiges Bild durch den Projektionsapparat vorgeführt oder ein Buchwerk vom Phonographen vorgelesen wird, das ändert vielleicht die Lösung bibliotechnischer Probleme, jedoch nicht den ursprünglichen Buchcharakter, der der eines geistig seelischen Verständigungsmittels eigener innerer Form ist. Bei einer Betrachtung der Illustration in deren moderner Problematik tritt eine Frage immer schärfer in den Vordergrund, die weit weniger eine Frage nach der Auswertung des Buchbildes durch die modernen Reproduktionstechniken ist als eine Frage, ob das Abbilden und dessen Ausnutzung durch Buchbildvervielfältigungen noch überall durch die gemeingebräuchliche Buchform getragen wird. Wenn man dieser Frage ihre Antworten sucht, kommt man in zwei Fragestellungen hinein. Ergeben sich durch Änderungen der üblichen Bandformausnutzung Möglichkeiten neuer Art für die Illustrationstechnik? Oder aber wird sich eine solche andere Formen schaffen, die nicht mehr dem Blätterbuche zugehören? An dieser Fragestellung als an einer der Zukunft zu überlassenden vorüberzugehen wäre unvorsichtig, weil sie bereits in unsere Gegenwart hineinreicht. Man braucht dabei nur an den eben erwähnten Gegensatz von Buch und ‚Film' zu denken, den man gern für einen allgemein kulturellen hält, obschon er auch durchaus ein technischer ist. Ob das Buch und der Leser vom Film und dem Seher ökonomisch zurückgedrängt werden — und ökonomisch ist es auch zu werten, ob die Bedürfnisse des Lesers und der von ihm benutzten Buchzweckformen ganz oder doch teilweise eine bessere Befriedigung durch andere Bildvorführungszweckgestaltungen finden — ist ein bibliotechnisches Problem. Unter einer Akustik und Optik des Buches verstehen wir einstweilen die Ausdrucksmöglichkeiten der uns noch vertrauten Buchform. Aber außer dem Druckwerkbande erfüllen auch noch andere Zweckformen die Vermittlung und Verwahrung von Bildwiedergaben: die Bewegungsbilder (Filme) und die Raumbilder (Stereogramme), die der Bandform zu widersprechen scheinen und von denen es zweifellos ist, daß sie die bildlichen Darstellungsmöglichkeiten erweitern. Lassen auch sie sich ausreichend dem Buche einverleiben, oder ist der Band für die ikonographische Darstellungsweise zu eng geworden?

Maßstab aller menschlichen Zweckformen ist der Mensch. Das Baukunstbeispiel zeigt es. In den Bauten aller Zeiten und Zonen sind bestimmte Grundverhältnisse unveränderlich. Es kann gute und schlechte Treppen geben, aber dem menschlichen Tritte muß sich die Treppenstufe anpassen. So ist auch der Aufbau eines Buches durch feststehende Grundverhältnisse vorgezeichnet, die aus der Augen- und Handtätigkeit des Lesers nachzurechnen, zu normalisieren sind. Mag auch von einer bestimmten Buchform die Haltung des Lesers bei der Buchhandhabung, mag die Buchausführung durch seine individuellen physiologischen Eigenschaften mitbeeinflußt werden, gewisse Größenverhältnisse sind nach oben und unten unveränderlich. Daneben gibt es dann noch andere Einflüsse auf den Ausbau eines Buches, der aus ökonomischen Gründen maßgebende Raumzwang, der das Buch zusammendrängt, damit ein ausgedehnter Werk-

Digitized by Google

inhalt in ihm verengt wird usw. Jedenfalls, die Ausdehnungsmöglichkeiten eines Bandes sind nach Formgebung, Größe und Umfang begrenzt und hiermit auch die der Bildverwertung im Buchbilde. Daran wird auch deshalb erinnert, weil Ausweichungen für das Buchbild durch die Buchherstellungsverfahren versucht worden sind, die eine Sondergeltung gewannen in der Abtrennung von Bandform und Beilagenform, die mit ihr verbunden wurde. Das sind zwar nur praktische Behelfe. Die über das Format hinausreichende, in Breite oder Höhe aufklappbare Tafel, die ein Hintereinander mehrerer Seiten synoptisch zusammenfassen soll, ist eine derartige Ausweichung, die es deutlich erkeunbar macht: das Buchbild ist meist eine notwendigerweise starke Verkleinerung, die ein Abbildungsverfahren zwar auch oft vornehmen muß, die aber beim Buchbilde von vornherein durch die üblichen Buchdurchschnittsgrößen gefordert wird. Die Abbildung in ihrer Bildübertragung verkleinert sich in deren Buchbildverwendung weiter. Die bildliche Darstellung ist in einem Buchbilde eine sehr eingeengte. Und das hat seine Rückwirkungen auf die Ausführung des Buchbildes und seinen Inhalt. Ein vielgestaltiger Bildinhalt etwa, z. B. eine große Volksmenge, läßt sich kaum noch in einem kleinen Buchbilde erkennbar machen, manche Abbildung wird in allen ihren Dimensionen verzerrt. Daß eine Disharmonie in der bildlich und textlich einheitlichen Darstellung eines Werkinhaltes für den Leser durch die Bildverkleinerungen mit herbeigeführt wird, sei nebenbei erwähnt: sie nötigen den Leser zu ständigen Umstellungen der ihm (bei einem auch bildhaften Schriftlesen) durch eine Buchlektüre hervorgerufenen Vorstellungswelt.

Die Abhängigkeit der Anordnung eines Buches von den Buchbildgrößen ist eine in Praxis und Theorie so vielartig hervortretende Erscheinung, daß sie hier nur kurz angedeutet werden soll. Die Aufteilung eines Bandes in Bild- und Schriftseiten, Bild-, Tafelanhänge usw. beweisen die Versuche, auch ästhetisch befriedigende Bild- und Texttrennungen vorzunehmen und den Bildern Buchraum zu schaffen. Das Faltbuch Ostasiens hat durch seine Form manche von unseren Büchern entbehrte Vorzüge: es läßt sich so auseinanderlegen, daß beliebige einzelne Seiten synoptisch nebeneinander gebracht werden können. Und als ein Umkehrbuch gestattet es, die Vorderseiten mit Text, die Rückseiten mit Bildern zu bedrucken. In einen Band kann es deutlich getrennt und doch in nächster Verbindung Bilderbuch und Textbuch zusammenschließen, eine Bildreihe panoramaartig ausspannen oder einzelne Bilder aus ihr zum Vergleich zusammenstellen lassen. Eine von unserer Bandform nicht erreichte Ausdehnungs- und Gliederungsmöglichkeit des Buchbildes, die dessen Nutzung günstig ist. Und ein Beispiel dafür, daß das abendländische Buch der Gegenwart nicht die ausschließlich beste Buchzweckform ist, daß es auch die Fehler seiner Vorzüge hat.

Änderungen der Bandeinteilungsgewohnheiten brauchen nicht zu Buchformauflösungen zu werden. Aus der Buchhandschriftenüberlieferung ist auch da die Bildeinstellung in den Schrifttext übernommen, wo nicht einmal mehr vom Verfasser Bild und Text zusammengelesen wurden. Wenn in einer Bandreihe nebeneinander Bilderbuch und Textbuch verwendet werden, kann das nicht nur ästhetisch und reproduktionstechnisch, sondern auch von Fall zu Fall für die Benutzung des Buches vorteilhaft erscheinen. Aus ästhetischen, ökonomischen und reproduktionstechnischen Gründen hat man als Anhänge beigelegte Bildtafeln, die aus dem Beilagendruck (der etwa eines das Buchformat übertreffenden Formates wegen hergestellt wurde) und aus dem (oft durch reproduktionstechnische Schwierigkeiten bedingten) Bildtafeldruck hervorgingen, in selbständige Bildtafelbände hinübergenommen, die die Illustrationen eines Textes äußerlich aus dem Buchtexte herausheben, ohne sie innerlich vom Werk-

Digitized by Google

inhalte trennen zu wollen. Auch beim Bildlesen kommt es auf das rasche Überschauen und Vergleichen an. Ein Band mit Bildern, der neben dem Bande mit dem Texte liegt, kann unter Umständen das Gesamtwerk leichter und schneller verwenden lassen als wenn man (bei den „eingebautenTextillustrationen") im Buche herumschlagen muß. Wenn aber, ebensowenig wie gegen ein mehrbändigesWerk, Bedenken bestehen gegen ein den Bildteil vom Textteil trennendes Buch — sofern diese Buchbilder ähnlich andern ergänzenden Texterweiterungen wie z. B. Anmerkungen, Registerdurch- und -querschnitten usw. nicht mit dem Text zugleich, sondern neben ihm zu lesen sind — so läßt sich nicht einsehen, weshalb nicht auch die Ausgestaltung des Bildteiles Illustrationen verwenden soll, die vollkommener sind als die altgewohnten. Fast nur der Macht der Gewohnheit sich unterwerfend, vielleicht auch noch aus ästhetischen Empfindlichkeiten, hat man bisher dem stereoskopischen Buchbild den ihm gebührenden Rang nicht gegeben. Für seine Benutzung ist ein besonderer optischer Apparat nicht erforderlich, die Benutzung einer Bildlesebrille oder einfacher Anpassungen des optischen Apparates an die erforderlichen Lesehilfen würde ausreichen. Und es handelt sich hier nicht einmal lediglich darum, daß etwa ein in natürlichen Farben aufgenommenes reproduktionstechnisch ohne weiteres wiederzugebendes Bild ein Kunstwerk, eine Landschaft, ein Porträt „schöner" oder „wirklichkeitstreuer" zeigt. Sondern vor allem auch darum, daß ein derartiges Bild bisweilen sehr viel erschöpfender, vielsagender ist, daß es die Abbildung kürzer und doch umfassender lesbar macht, in einer, sonst auf Bilderreihen, die erst nachdenkend zu verbinden sind, verteilten Zusammenziehung, die ein Augenblick dem Betrachtenden erschließt. Aufrisse einer komplizierten Maschine, die mit- und nacheinander verglichen und verstanden werden wollen, in einem konstruktiven Stereogramm räumlich durchsichtig geworden, ergeben eine lange erstrebte Buchbildlösung. Die alten bis in das 17. Jahrhundert hineindauernden Projektionsarten, die auf einmal, in einem einzigen Bilde flächig, einen Gegenstand von mehreren Seiten zugleich darstellten, sind noch unvollkommene Versuche einer jetzt möglichen Darstellungsweise, die Bildzerlegung in eine Einzelbildfolge nicht braucht, da sie Durch- und Querschnitte in ihrem Aufbau und innerem Zusammenhange auf einmal räumlich sichtbar zu machen versteht. Die Aufteilung einer Bilderreihe zur Veranschaulichung einer zeitlichen Entwicklung (die der Film ermöglicht, um im Bewegungsbilde die aufgelöste Bildreihe wieder zum Einheitsbilde zusammenzusetzen) scheint an und für sich dem Buchbilde nicht erreichbar, da es die momentanen Phasen einer solchen photographischen Serie nebeneinander wiedergeben muß. Die Anschaulichkeit des Bewegungsvorgangs selbst geht ihm also verloren, die auch für das abstrakte Buchbild (bewegliche Diagramme, Karten usw.) wichtig genug ist, so für das durch Aufbauen und Auslassen einzelner Bildteile sich ergebende leichtere Verständnis. Ein Handgriff in seiner Rhythmisierung und ähnliches wird erst durch das in Bewegung gesetzte Bild erkennbar gemacht. Doch schon in den Anfängen des Bewegungsbildes waren kleine mit der linken Hand gehaltene Bilderbüchlein, die rasch mit der rechten Hand durchblättert wurden, üblich. Sie vereinten eine Filmserie, die sich so in Bandform gebracht, abrollen oder besser aufblättern, also als Bewegungsbild, verwenden ließ. Wenn man nichts dagegen hat, Bilderbänden ein größeres Format zu geben als ihren Textbänden, kann man auch nichts dagegen haben, ihnen ein kleineres Format zu geben. Es ließe sich also sehr bequem auch mit Bewegungsbildern die Illustration eines Buches durchführen, ein jedes Bild würde dann ein eigenes Bilderbüchlein sein. Eine geordnete Aufbewahrung in einer Bandattrappe macht keine besonderen Schwierig-

Digitized by Google

keiten. Daß dererlei Bewegungsbilder vielfach willkommen sein sollten, braucht nicht ausführlich dargetan zu werden.

Nicht nur für das Abbilden, sondern auch für das Bilddruckverfahren hat die Einführung der photomechanischen Reproduktionstechnik alles andere zurückgedrängt, sie wurde das bequemste und billigste Vervielfältigungsverfahren. Vergleiche lehrten zwar, die Vorzüge und Mängel der einzelnen Techniken für bestimmte Bildwiedergabenzwecke zu unterscheiden, aber ökonomische Rücksichten mannigfacher Art verhindern es vielfach, daß die jeweilig besten Verfahren voll ausgenutzt werden. Das ist eine Frage für sich. Der alte, polygraphische Apparat, wie ihn noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Wiener Hof- und Staatsdruckerei ausnutzen wollte, ist aufgegeben worden und mit ihm Überaltertes und Überholtes. Andrerseits enthielt er manches, was einer modernen technischen Durchbildung wert sein würde wie z. B. der bereits von Leonardo da Vinci beschriebene Naturselbstdruck, der für bestimmte bildliche Vervielfältigungen originale Druckformen liefert, die auch von den vortrefflichsten Lichtbildübertragungen nicht erreicht werden.

Hatte sich einst aus dem Bilde die Schrift losgelöst, so führt nun wieder die photomechanische Reproduktionstechnik die Schrift in das Bild hinein. Oder doch in eine Auflösung der Abstraktionen der Schriftzeichen durch exakte Aufzeichnungen, deren Gebilde anschaulich bildlich unmittelbar wirken.

Die technische Entwicklung der graphischen und der typographischen Vervielfältigungsverfahren hat sich ein Halbjahrtausend hindurch mit- und nebeneinander vollzogen, weil im Buchdruckwerk der Hochdruck mit dem Tief- und dem Flachdruck nicht buchgerecht zusammentraf. Ästhetisch-technisch mußte sich das Buchbild im Buchdruckwerk der Buchschrift unterordnen. Ästhetisch befanden sich Bild- und Schriftseite so lange im Ebenmaß, als sich ihre Gesamttonwerte in der Gesamtwirkung ausglichen. Beim Buchdruckwerke grau, oder schwarz-weiß, wie wir sagen. Diese Harmonie hörte auf, sobald nur die Illustration malerisch wurde und nicht auch, wie noch beim illuminierten Manuskript, der Text. Aber schon stehen Verfahren zur Verfügung, die (autographische und kalligraphische) Handschrift in unmittelbarer Verbindung mit der Handschrift einer Zeichnung vervielfältigen lassen. Die photomechanische Reproduktionstechnik ist bereits zu einem Setzverfahren für ‚Typen' erweitert, das, einmal erst verwendungsfähig, die Differenzierung der Schriftgrade sehr erleichtern würde — kurz, der alte Hochletterndruck hört auf, der ausschließlich brauchbare Schriftdruck zu sein. Und darüber hinaus: eine neue Lautschrift wird durch das exakte Lichtbild aufgezeichnet. Einstweilen nur für phonetische Reproduktionszwecke. Indessen auch eine derartige Bildschrift läßt sich ‚lesen' wie die übliche Notenschrift. Und ästhetisch-graphisch ergäbe ihr Linienzickzack Schriftseiten eigener Harmonie. Da eine derartige Schrift die Sprachwiedergabe verfeinert, versinnlicht, könnte sie zum Träger eines neuen Buches werden, indem unmittelbar zum hörenden Leser der Urheber eines Werkes spricht. Oder ein autorisierter Interpret, der es ‚richtig' vorträgt. Alle Behelfe der alten Schrift, Lauttönungen zu umschreiben, entfallen. Die Schriftübermittelung wird zu einer näheren Sprachübermittelung. Und da die mechanisch-phonetische Reproduktionstechnik es zuläßt, daß eine derartige Schrift beliebig verlautbar gemacht wird, wird die ‚alte' Schrift als unvollkommenere Vorstufe der neuen erscheinen. Aber die ‚alte' Schrift hat doch noch einen Vorzug. Sie bedeutet auch eine formale Neutralisierung des Gedankengehaltes in seiner Wortgestaltung. Und in dieser Beziehung ist die neue Schrift als Übermittlerin eines Werkes durchaus nicht vollkommen, sondern ebenso unvollkommen wie die alte, da zu einem produzierenden Werke der es reproduzierend aufnehmende Leser gehört. Man kann es, so gern wir auch Goethes

Digitized by Google

Stimme hören würden, dahingestellt sein lassen, ob der Dichter der beste Faustvorleser war. Sobald aber ein anderer, und sei es der genialste Rhapsode, die Dichtung vorliest (und das in der neuen Schrift wiedergegeben wird), entsteht eine Fassung des Werkes zweiter Hand. Die Überlieferung durch die alte Schrift bleibt unmittelbarer, Leser und Verfasser treffen sich in der neutralen Zone, die bisher, soweit wir sehen, nur das Buch geschaffen hat. Ähnliches gilt, wie bereits gesagt, für das Buchbild, das in Analyse und Synthese auch eine geistig gemütliche Schöpfung ist, deren Mechanisierung durch absolute Reproduktionen nicht in alle, nur in einzelne seiner Gebrauchsformen hineinreicht.

Als Bibliophilen pflegt man sich gern einen außergewöhnlich feinfühligen, gebildeten und geschickten Buchnutzer vorzustellen, einen besonders geübten Leser. Wie könnte nun mit ihren akustisch-optischen Apparaten die Bibliothek einer durchaus nicht fernen Zukunft aussehen? Drahtlos werden die Aktualitäten beliebiger Erd- und auch mancher Weltgegenden in Bild und Ton übermittelt. Ein Druck auf einen Knopf genügt, um das, was gefällt, ikonographisch-phonetisch aufzuzeichnen. Ein Instrumentarium verwandelt Farben in Töne und Töne in Farben. Ein anderes in laute Musik leise Notenschrift. Die ‚alte' Weltliteratur in ihren besten Ausgaben ist in Mikrophotogrammen vorhanden. Die, die sich noch auf die Kunst des Lesens verstehen, sind mit diesen Faksimileeditionen imstande, sich durch Projektionen in passende Bandatrappen mit leeren Seiten ein altes Buch zu vergegenwärtigen usw. Man kann derartige Phantasien im Bereiche der Möglichkeiten moderner Technik schon weit ausspinnen. Dann wird die Frage dringend: ist das das Ende des alten Buches und mit ihm des Buchbildes? Es läßt sich ausdenken, daß die Bildner und Dichter den Kreis ihrer Kunstmittel durch die modernen Reproduktionstechniken im obigen Sinne erweitern werden, daß es bewegliche Gemälde, Dichtungen in Tönen und Lauten geben wird, wo dann Bilder und Farben und Musik und Worte ineinander übergehen. Und es sind ja auch schon solche Versuche gemacht worden. Aber es bleibt abzuwarten, ob sie überhaupt auf Wege führen können, auf denen ein in seiner inneren Konformität, in seinem Struktualen, in seiner geistig-seelischen Wesenheit so kompliziertes Gebilde wie es das Buchwerk ist, zurückbleiben wird. Das Buch und mit ihm das Buchbild ist kein unmittelbarer Lebensspiegel, sondern die vermittelnde Form einer Lebensspiegelung, durch die Schöpfung seines Urhebers, die Verkörperung eines Werkes. Alle technischen Vervollkommnungen können sich lediglich auf dessen möglichst originale Wiedergabe beziehen. Ob der Band unseres Buchdruckwerkes bibliotechnisch einen Ersatz oder doch Erweiterungen durch andere Hör- und Sehgeräte finden kann, die der Übermittlung und Verwahrung von Werken dienen, das ist eine Frage, die von jener anderen zu unterscheiden ist, welche Entwicklung das Flugblatt zur Zeitung und zum Film, Phonographien, Radio nimmt. Die Bedeutung des Bildes und mit ihm des Buchbildes in seiner Eigengeltung hat sich verbreitert und vertieft, es wird darauf ankommen, daß die alten und neuen Aufgaben des Buchbildes diejenigen Lösungen finden, die ihnen durch die moderne Technik möglich geworden sind.

Digitized by Google

Das Buchdruckgewerbe im Jahre 1927

VON DR. ALFRED HELLER-MÜNCHEN

DIE Technik der Tarifverhandlungen ist nun schon so bekannt und eingefahren, daß niemand mehr überrascht ist, wenn die Delegierten tage-, selbst wochenlang beisammensitzen und gute Reden halten, die den uneingeschränkten Beifall derer gewinnen, die ohnehin auf der gleichen Seite sitzen, während der Gegner, unbelehrbar wie er sein muß, nur darauf lauert, welche Blößen sich der Redner gebe, wo etwa „die andern" festgenagelt werden könnten. So ist natürlich kein Parlamentarismus, der abgehaust haben soll. Denn er würde auf der Möglichkeit beruhen, sich gegenseitig durch Argumente zu überzeugen, eine freie Meinungsbildung der Abgeordneten zu gestatten. Die Meinungsbildung ist von vornherein abgeschnitten, wo die Vertreter genaue Vorschriften haben, was sie sagen, wie weit sie gehen dürfen. Und der Zuschauer fragt nicht mehr nach dem Drum und Dran; er fragt nur mehr „wieviel?".

Der Apparat führt über Schlichtungsamt und Schiedsspruch, dessen Technik wiederum verhindert, auch das zuzugestehen, was man gern zugeben möchte. Denn das Endergebnis wird rettungslos halbiert.

So bekamen wir im Frühjahr eine Lohntariferhöhung, die im wesentlichen zum Ausgleich der inzwischen eingetretenen Mietpreiserhöhung dienen sollte. Die Steigerung betrug rund 10 Prozent und verteilte sich auf zwei Zahlungsraten, deren erste am 1. April und deren zweite am 1. Oktober in Kraft trat.

Die Buchdrucker sind nun wieder stark an der Spitze aller Arbeitnehmerkategorien, und es scheint ein gewisses Grenzausmaß erreicht zu sein, jenseits dessen die Lohnbewegung allgemein wird. Es ist kaum mehr möglich, irgendwo im Wirtschaftskörper selbst kleine Ausgleiche zuzugestehen. Jedes Zugeständnis wird zum Ausgangspunkt für Forderungen verwandter und weiterer Kreise. Jeder argumentiert mit dem Vorteil des Nachbarn und seiner eigenen Zurücksetzung dagegen. Will auch mehr. Und es kommen die Löhne im allgemeinen ins Bewegen und dann die Preise — und dann war es wieder ganz umsonst, daß die Löhne angefangen haben. Denn das Verhältnis ist wieder ausgeglichen, und es bleibt kein Vorteil.

Den Zusammenhang will man noch nicht einsehen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben sicher nichts *mehr* zu scheuen, als ein allgemeines Preisgleiten — eine neue Inflation. Nun scheint ja, im Verhältnis zur Weltwirtschaft gesehen, eine unmittelbare Gefahr nicht gegeben. Vielmehr sind sicherlich deutlich Konsolidierungsanzeichen vorhanden. Aber, man soll nicht mit dem Feuer spielen, und es genügt, wenn solch eine grandiose Lehrzeit wie das Jahr 1923 nur alle 100 Jahre einmal kommt. Und schließlich muß es auch nicht immer am eignen Leib sein. Wir sehen gut, wir lernen

Digitized by Google

auch, wenn das Unwetter in China oder sonstwo losgeht.

Merkwürdig, daß immer noch die alten Ricardoschen Lehren in den Köpfen spuken, als würde der Lohn dem Kapital entnommen. Als sei er ein Ausdruck dafür, welcher Anteil an der Produktion dem Kapital und welcher dem Arbeiter zukommen. Nun ist zwar die theoretische Nationalökonomie ein wenig in Mißkredit gekommen, weil sie scheinbar in den Krisenjahren so arg versagt und keine Abhilfemittel gewußt. Man sollte sie dennoch nicht so arg verachten und endlich glauben, was sie tausend und einmal bewiesen, was nicht mehr schlüssiger bewiesen werden kann: Der Lohn ist ein Teil des Preises, wie die Kapitalrente ein Teil des Preises ist. Der Lohn ist dessen allergrößter Teil, und das was vielfach fälschlich für Kapitalrente angesehen wird, ist nichts anderes als umgeformter Lohn, unkenntlich gemachter, indirekter, verdeckter Lohn. Wenn der Buchdrucker für 100 Ware liefert, so erhält der Arbeiter zunächst nur scheinbar 25 davon als Lohn. Schon wenn man die unproduktiven Lohnausgaben dazu rechnet, Feiertage, Urlaube, aber auch sonstige Zeitausfälle und Minderleistungen, sind's gut 33, ein Drittel. Das zweite Drittel sind Aufschläge, sind Gehälter und indirekte Löhne im Betrieb einerseits, aber auch Maschinenbauerlöhne, Schriftgießerlöhne, Bergarbeiterlöhne, Schreiner- und Schlosserlöhne, Elektrotechnikerlöhne und Wasserbauerlöhne. Alles, alles, alles geht wieder auf produzierte Waren, auf gewonnene Arbeitsstunden zurück. Und das dritte Drittel: es zerfällt — wieder ganz roh gerechnet in Prozente vom ganzen — in 25 Prozent Papier und etwa 10 Prozent sogenannter Gewinn. Das Papier ist wiederum nichts als feste Form gewordener Arbeitslohn (vom Holzbauern angefangen und vom Kohlenbergmann über den Papiermacher bis zum Spediteur und Eisenbahnschaffner). Und die letzten 10 Prozent, Verdienst, Risikoprämie — mein Gott, so ganz unnütz und entbehrlich ist die Arbeit, oder was man so nennt, des Wirtschaftsführers, des Unternehmers doch auch nicht. *Seine* Produktivität ist es gerade, aus den vielen Einzelleistungen und Einzellöhnen einen über die Summe der Teile hinausgehenden *höheren* Wert zu schaffen, tatsächlich zu *schaffen*.

Also, um zum Ausgang zurückzukehren, es gibt keine Lohnveränderungen, die nicht zunächst Preisveränderungen wären, bis sie sich schließlich in Veränderungen der Technik auswirken. Und wiederum merkwürdig, dieselben, die die Lohnveränderung fordern, fürchten die technischen Umgruppierungen, die selbstverständlich gerade für die Ausgangsgruppen Härten mit sich bringen.

Was jene fehlgeleiteten Forderungen plausibel macht, sind die Besserungen der Konjunktur. Ließ sich der Anfang des Jahres 1927 noch ungünstig an, so stieg im Laufe des Jahres doch die Beschäftigung allenthalben in den Druckereien. Arbeitslosenzahlen gingen zurück, Betriebsmittel wurden stärker ausgenutzt, da und dort gab es Neuanschaffungen. Maschinenfabriken und Schriftgießereien sind voll beschäftigt. Die Papierfabriken verlangen lange Lieferzeiten. Diese Besserung kam nicht plötzlich, sondern allmählich, und dies scheint mir ein Hinweis auf längere Dauer zu sein. Gleichwohl ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Man hat im Frühsommer mit der deutschen Wirtschaft eine richtige Roßkur versucht. Der schwarze Freitag! Es spricht für den Gesundungsprozeß, daß wir die Kur ausgehalten. Aber die Kur hat schwere Sorgen gebracht. Kredite wurden gekündigt oder eingeschränkt, das Kapital gerade da künstlich entzogen, wo es produktiv wirkte und am nötigsten war. Das Geld wurde knapp, der Zinsfuß stieg. Der Reichsbankdiskont wurde von 5 Prozent auf 6 Prozent und dann nochmals auf 7 Prozent erhöht. Ohne daß unser Gewerbe nur im entferntesten in die Spekulation verstrickt war, die durch die Dr. Eisenbartschen Maßnahmen gedrosselt werden sollte, wirkt sich die

Digitized by Google

Drosselung in unsrer Produktion am schwersten aus. Was hat die Wirtschaft für Vorteile, wenn *wir* 2 Prozent Zins mehr zahlen müssen? Uns wird's um so saurer. Davon wird selten gesprochen, wenn vom Verhältnis von Lohn und Preis die Rede ist.

Aus dieser wirtschaftlichen Erschwernis ist auch zu erklären, daß trotz steigender Konjunktur die Preise sich nicht verbessert haben. Der Zwang, zu schaffen, ist, durch die Peitsche „Zins" angetrieben, nur um so größer geworden. Die Steuern wirken sich in ihrer wirtschaftsfeindlichen und bürokratischen Verfassung nur um so schwerer aus. Dem Wirtschaftskörper wird zu rasch Bargeld entzogen, das nicht zu selten eine Anwendung findet, die wiederum keineswegs förderlich ist (Behördendruckereien!). Es kann daher festgestellt werden, daß das Elend der Preisunterbietung nicht im mindesten kleiner geworden ist.

Auf der Herbsttagung des D.B.V. kam der Antrag, die Bindung auf den Preistarif wieder einzuführen. Er wurde abgelehnt, da man keine Möglichkeit sah, eine Bindung auch wirklich durchzuführen. Bestimmungen, die nur auf dem Papier stehen, schaden mehr als sie nützen. Erst wenn wir wieder so fest geschlossen sind, wenn wir durch organisatorische Machtmittel oder durch Selbstzucht die Einhaltung eingegangener Verpflichtungen erzwingen können — mag es Zeit dazu sein. (Wer sprach da von Solawechseln?)

Dagegen tritt im Gewerbe um so deutlicher der Gedanke der Fortbildung zutage. Die Meisterschule in München läuft. Der nächste Einstellungstermin ist mehr als voll besetzt. Die Leipziger Meisterschule ist im Werden. Es geht vorwärts. Den Wert wirklicher Ausbildung, der Arbeit an der Wurzel, dokumentiert wesentlich das neue Buchführungswerk, das der D.B.V. geschaffen hat. Es soll jedem Betrieb ermöglichen, die wirklichen Kosten seiner Produktion genauestens zu erfassen, damit er so in der Lage wäre, sich selbst zu kontrollieren. Zugrunde liegt der richtige Gedanke, daß die allermeiste Schleuderei nicht aus Böswilligkeit geschieht, sondern aus Unkenntnis der rohen Kosten und aus Oberflächlichkeit. Die Buchführung führt daher notwendig zu dem, was wir an dieser Stelle schon oft gefordert: selber rechnen!

Digitized by Google

Das Gesamtgebiet des Bronzedruckes

VON KARL FISCHER-LEIPZIG

BEKANNTLICH lassen sich mit Bronzedruck in Verbindung mit andern bunten Farben recht reizvolle Effekte erzielen. Vorwiegend Goldbronze vereinigt mit Farben der kalten Skala (Blau, Blauviolett, Blaugrün) ist beliebt und gibt der Drucksache ein festliches und würdiges Aussehen. Bei Jubiläums-Festdrucksachen wird man die Anwendung der Bronze mitunter gar nicht umgehen dürfen, um dem Erzeugnis ein zweckmäßiges Gepräge zu verleihen. In der Lithographie, bei Herstellung der Etiketten und Packungen, ist es der Bronzedruck, der eine gewisse Vornehmheit der ganzen Aufmachung gibt.

Die drucktechnische Verarbeitung der Bronzen geschieht in zweierlei Formen, und zwar: Vordruckfarbe mit aufgestäubtem Bronzepulver oder in direkt verdruckbarer Bronzefarbe. Demnach unterscheiden wir: Puderbronzeverfahren und Druck mit Bronzefarben.

Eine kurze Erklärung über die Bestandteile der Hauptfarben: Gold, Silber, Aluminium und Kupfer sei vorangestellt. Goldbronze besteht aus Kupfer und Zink, Silberbronze aus Zinn und etwas Zink, Aluminiumbronze aus Aluminium, Kupferbronze aus Kupfer, eventuell mit Zinn gemischt. Alle Bronzen können durch Teerfarbstoffe in jeder beliebigen Nuance gefärbt werden.

Die aus Blattmetallabfällen hergestellten Chabin-Bronzen sind haltbarer und von schönerer Wirkung.

Die druckfertigen Bronzefarben, auch Bronzeöle genannt, entstehen durch Anreiben pulverisierter Bronze mit Firnis. Naturgemäß besitzen sie nicht jenen Goldglanz und die Leuchtkraft, welche durch Vordruck und darauffolgendes Einstäuben mit Bronzepulver erzielt wird. Außerdem haben Bronzefarben die Neigung, auf der Druckform und auf den Walzen Krusten zu bilden und kleine Schriften und dergleichen zuzusetzen. Dieser Übelstand macht sich im Fortdruck störend bemerkbar und wird durch Anwendung von Bronzetinktur auf den Walzen, von Benzin auf der Form beseitigt.

Mit geeigneten Papieren lassen sich aber doch in vielen Fällen gute Resultate erzielen, was die Farbeproben in den Fachblättern beweisen. Auch ist der direkte Druck mit Bronzefarben wirtschaftlicher.

Einige Fabriken liefern Bronzefirnis und Bronze getrennt, damit sich der Drucker selbst die nötige Menge frisch ansetzen kann, denn je frischer die Bronzefarbe, um so druckfähiger ist sie.

Zur Beschreibung der eigentlichen Praxis des Bronzedrucks übergehend, sei vorerst erwähnt, daß die Druckresultate nicht selten sogar bei Beachtung aller Vorschriften unliebsame Überraschungen bringen können. Namentlich die

Digitized by Google

Befestigung der Bronze war seit jeher ein schwieriges Kapitel der Drucktechnik.

Als Druckmaschinen kommen die Buchdruckschnellpresse sowie der Tiegel, und im Flachdruck fast nur die Steindruckschnellpresse in Betracht. Die Offsetpresse ist wenig geeignet, weil die indirekte Übertragung durch das Gummituch das Auftragen reichlicher Farbe nicht zuläßt.

Bei der Buchdruckschnellpresse verwendet man als Aufzugmaterial mit Vorteil zähen Karton und spannt über die Zurichtung abermals einen Karton in Postkartenstärke und einen Tauenbogen. Die Zurichtung erfolgt mit gewöhnlicher Farbe und mit größter Sorgfalt. Auch von den Auftragwalzen ist das Gelingen guter Arbeit abhängig. Diese müssen gut zügig sein und dürfen nicht schlagen. Jede einzelne Walze muß nach der Form abgerichtet und ziemlich hochgestellt werden. Am Tiegel schließt man nötigenfalls schrifthohe Laufstege ein, um das einwandfreie Abrollen der Auftragwalzen herbeizuführen. Der Farbekasten muß aufs genaueste eingestellt sein, und die Farbe ist ganz allmählich auf die richtige Menge zu bringen.

Das Nichthaften der Bronze, das am meisten beklagte Übel, kann mannigfache Ursachen haben; zum Teil liegen diese in der Beschaffenheit des Papiers, aber fast immer in der Zusammensetzung der Vordruckfarbe. Durch Verwendung geeigneter Zusatzmittel soll letztere einen Zustand aufweisen, der sie an der Oberfläche verharzen läßt, dabei aber auch soviel Klebkraft besitzen, daß eine genügende Bronzeschicht festgehalten wird. Die Farbe muß daher streng, stark klebrig und mäßig rasch trocknend sein; des weiteren darf sie auch nicht auf-, sondern nur antrocknen und soll beim Betupfen mit dem Finger noch kleben.

Eine Mischung von Chromgelb und Gelblack mit etwas Miloriblau und Krapplack, mit reichlicher Beigabe von flüssigem Sikkativ und Bernsteinlack gibt gute Bindung der Bronze und somit eine brauchbare Vordruckfarbe. Sonstige bewährte Zusatzmittel, besonders für glatte Papiere, sind: Blattgoldfirnis, Glanzfirnis und Kopallack, neuestens „Goldol".

Die vielerorts verwendete Ockerfarbe für Vordruckzwecke ist nicht besonders geeignet, weil sie — wie alle Erdfarben — selbst bei feinster Verarbeitung den Firnis mehr aufsaugen als dies das Bronzemetall vermag. Die Bronze haftet auf der frischen Erdfarbe genügend, während sie sich nach dem Trocknen mitunter samt dem Erdfarbstoff wegwischen läßt.

Schwarz als Vordruckfarbe schlägt durch und gibt der Bronze ein schmutziges Aussehen.

Metallbronzen sind alle mehr oder weniger kupferhaltig, weshalb zum Vordruck sowie zum übrigen Farbedruck auf dem gleichen Bogen Schwefelfarben, wie Ultramarin, Zinnober, Kadmiumgelb und Mischfarben aus diesen nicht verwendet werden dürfen, weil sie Schwefel an das Metall abgeben und die Bronze nach einigen Tagen schwärzen und unansehnlich machen. Überhaupt sind alle chemischen Substanzen zu vermeiden, welche die Bronze verderben können.

Bei Aluminium- und Silberbronze kann die Vordruckfarbe unbedenklich mit reichlicher Beigabe von Kremser- oder Deckweiß gemischt sein, um das Wegschlagen der Firnisbestandteile zu verhüten.

Die Vordruckfarbe darf niemals schwachen Firnis, Leinöl oder gar Petroleum als Verdünnungsmittel enthalten.

Die Vordruckfarben können auch druckfertig bezogen werden. Acajoulack für Bronzedruck kann auch empfohlen werden.

Zur Wahl der Bronzeart selbst ist zu bemerken, daß zu ungeprägten Druckauflagen mittelfeine Bronze zu verwenden ist, welche bei genügendem Glanz eine nicht allzu grobkörnige Flächendeckung gibt. Prägearbeit verträgt grobe Bronze; Prägebronze aus fein zerteiltem Flachgold verrichtet gute Dienste. Die groben Sorten werden durch die Prägung geglättet. Je gröber das Papier, desto gröber soll die Bronze sein; damit wird vermieden, daß feine Bronzestäubchen in den Vertiefungen zurück-

Digitized by Google

bleiben. Alle Bronzesorten sind stets an einem vollkommen trockenen Orte aufzubewahren. Nachdem die Vordruckfarbe nicht zu seicht aufgetragen wurde und dieselbe etwas angezogen hat, kann das Bronzieren beginnen. Zum Einstäuben verwende man eine Hasenpfote, von der die Zehen entfernt wurden. Ein Wattebausch ist weniger geeignet. Die Bronze ist sodann reichlich, aber ohne geringste Kraftanstrengung aufzutragen. Das Abstäuben erfolgt erst dann, wenn die Vordruckfarbe vollkommen getrocknet ist. Die Bronzeverbindung verlangt eine Trockendauer bis zum andern Tag. Je langsamer der Trocknungsprozeß vor sich geht, um so besser ist der Ausfall des Druck-Erzeugnisses. Die überschüssige Bronze wird mit der Hasenpfote und zum vollständigen Reinigen mit einem Flanellappen, auf dem einige Tropfen Öl gut verrieben wurden, entfernt. Anstatt Öl kann auch Speckstein verrieben werden. Bei rauhen Papieren ist eine weiche Bürste zweckmäßiger.

Um der unangenehmen Ablagerung der Bronze beim Einstäuben vorzubeugen, nimmt man zwei große Blechdosen, füllt in die erste etwa ein halbes Kilogramm Bronze, läßt einige Tropfen Terpentinöl hineinfallen, schließt den Deckel der Dose und schüttelt nun die Bronze kräftig durcheinander, damit sich das Öl mit der Bronze vermischt. Hierauf setze man nochmals einige Tropfen zu, bis man wahrnimmt, daß die Bronze ihr Staubiges verloren hat. Sodann wird der Inhalt in die zweite Dose geschüttet und so weiter verfahren, bis das für einen Tag benötigte Quantum vorbereitet ist. Bevor man die Bronze in Gebrauch nimmt, muß sie nochmals gut durchgerührt werden. Der Erfolg ist dabei ein überraschender.

Das Abstauben kann nur von sauberen und trocknen Händen vorgenommen werden, andernfalls würde bei den meisten Papieren jeder Griff durch Bronzeaufnahme sichtbar werden. Das Einreiben der Hände mit Talkum hat sich gut bewährt; die Rückseite der Bogen ist gleichfalls vom letzten Bronzeschimmer zu befreien. Bronziermaschinen stäuben den Bogen ein und putzen ihn ab. Sie arbeiten ohne wesentliche Staubbildung und sind für Massenarbeiten unentbehrlich. Bei rauhen Papieren werden aber überflüssige Bronzeteilchen nicht ganz entfernt, besonders bei Verwendung von feinem Bronzepulver.

Durch Nachdrucken des Bronzedrucks ist der Glanz zu heben, wenn die Form mit einer Staniolfolie bedeckt wird. Auch Glätten in der Glättpresse oder Kalandrieren erhöht den Glanz der Bronze und bringt reichere Wirkung.

Läßt beim Bronzefarbendruck der erste Ausfall zu wünschen übrig, dann kann ein zweiter Aufdruck erfolgen, wobei die Auflage zu durchschießen ist und darin trocknen muß.

Nun zu einem weiteren Hauptfaktor — dem Papier. Die Schwierigkeit der Bronzebefestigung besteht immer darin, daß gewöhnlich die Farbe aus Rücksicht auf das Papier nicht so streng verdruckt werden kann, als es die Bronze erfordert. Im allgemeinen sollen für das Puderbronzeverfahren stark geleimte Papiere gewählt werden, welche infolge geringer Saugfähigkeit das Einschlagen des Bindemittels verhindern, und auf denen die Vordruckfarbe unbronziert mit Glanz auftrocknet. Papiere mit glänzend poliertem oder schwach geleimtem Strich, wie auch mattgestrichene Papiere erschweren beim genannten Verfahren den Druck, sind aber für den direkten Druck mit Bronzefarben geeignet.

Bezüglich der Papierwahl steht dem Puderbronzeverfahren gegenüber dem Bronzefarbendruck ein größeres Feld offen. Es eiguen sich hierzu fast alle besseren Akzidenzpapiere. Sollen lockere und rupfende Sorten für das Puderbronzeverfahren verwendet werden, so können dieselben brauchbar gemacht werden, indem vorerst die Goldplatte farblos oder mit Firnis vorgedruckt und darauf der eigentliche Bronzevordruck erfolgt. Besonders Chromopapiere werden des sicheren Haftens wegen in der Regel mit Firnis grundiert, wenngleich dadurch die Druckkosten erheblich beeinflußt werden.

Digitized by Google

Für die zum Puderbronzeverfahren weniger geeigneten Papiere verwenden viele Drucker als Zusatzmittel zur Vordruckfarbe „Goldol" und „Kosmos", Präparate, wodurch die Farbe etwas an Zugkraft verliert, auf der Papieroberfläche trocknet, ohne aufgesogen zu werden. Zum Druck mit Bronzedruckfarben haben sich gestrichene Kunstdruck- und Chromopapiere bewährt, weil sie gut saugfähig sind und eine geschlossene Oberfläche besitzen. Naturpapiere von derselben Beschaffenheit kommen ebenfalls in Betracht, also im Gegensatz zum erstgenannten Verfahren, ungeleimte, also saugfähige Sorten. Auf allen anders beschaffenen muß zunächst mit Unterdruckfarbe vorgedruckt werden, um die erforderliche Unterlage zu bereiten.

Bei Benutzung rauher Natur- und Umschlagpapiere zum Bronzefarbendruck macht sich zweimaliger Überdruck, in manchen Fällen auch ein Vordruck mit Goldunterdruckfarbe nötig. Das zweimalige Bedrucken des Papiers kann unter Umständen, je nach Fabrikat, direkt hintereinander erfolgen, was beim Tiegeldruck Vorteile bietet, indem jeder Bogen erst nach erfolgtem zweiten Druck ausgelegt wird. Bronzedruck auf vorgedruckten Farbflächen bereitet insofern Schwierigkeiten, als beim nachträglichen Bronzieren Stäubchen auf den vorgedruckten Farben hängenbleiben. Zum Gelingen ist hartes, klebfreies Auftrocknen des Farbedrucks erforderlich. Mehr schwacher Firnis und als Trockenstoff ein Trockenpulver beim Druckfertigmachen der Farben verwendet, verringern das Übel des Hängenbleibens von Staubteilen an den übrigen Farbflächen des Bogens. Zusätze von Fett, Öl und flüssigem Sikkativ scheiden aus. Ungefähr zehnprozentiger Zusatz von Bologneser Kreide, sowohl zur Druckfarbe als auch zur Puderbronze, ist dem Zweck förderlich. Wird nicht zu feine, aber fettige Bronze, wie bereits beschrieben, verwendet, dann bleiben Bronzestäubchen auf den Farben nicht hängen. Die Bronzedruckfarben haben sich für diesen Zweck gut bewährt.

Der Druck auf Bronzeflächen verursacht mitunter gleichfalls Unannehmlichkeiten. Werden an den Glanz der Bronze keine besonderen Ansprüche gestellt, so kann zur Bronze etwas Bologneser Kreide gemischt werden, um der aufzudruckenden Farbe mehr Halt zu geben. Zum Aufdruck kommt nur Deckfarbe oder auch Buchbinderfarbe in Frage. Zusatz von geschmolzenem Wachs ist mit Erfolg zu gebrauchen. Am besten steht bunte Farbe auf einer Bronzefläche, wenn vorher ein Schutzlack über die Fläche gedruckt wird.

Das Überdrucken ganzer Flächen mit einer letzten Tonfarbe wird z. B. bei bronzierten Etikettenauflagen oft ausgeführt, um die durch vorangegangenes Abreiben mattierten Farben wieder aufzufrischen.

Auflagen, bei denen sich Bronze wegwischen läßt, rettet man durch Überdruck mit einer Mischung von dünnem Firnis und Trockenpaste. Ein Mißlingen dieser Prozedur ist jedoch nicht ausgeschlossen.

Durch Nuancieren von Silber- oder Goldbronze mit bunten, möglichst lasierenden Farben erhält man die sogenannten Satinfarben, welche dank ihrer gut druckfertigen Bestandteile meist besser zu verarbeiten sind als die reinen Bronzen. Sie dienen ähnlichen Zwecken wie diese. Zur Erzielung eines Metallschimmers sind Spezialfarben, wie: Bronzerot, Bronzeviolett und Bronzebraun beliebt.

Beim Bronzedruck kann nicht genug zur Vorsicht gemahnt werden. Immer wieder häufen sich die Klagen, daß ganze Auflagen durch unverständige Ausführung dem Verderben preisgegeben wurden. Durch Probedrucke in der Handpresse und bei nicht allzu großer Hast läßt sich manches Unheil abwenden. Auch bei der Papierbestellung ist es allenfalls ratsam, anzuführen, daß dasselbe für Bronzedruck dienen soll.

Mit den hier geschilderten Winken kann in fast allen Fällen gutes geleistet werden, wenn mit Sorgfalt vorgegangen wird, und wenn eingehende Sachkenntnis die Arbeiten leitet.

Digitized by Google

Die Pflege der fachlichen Fortbildung

VON EDUARD KÜHNAST-MAGDEBURG

OBWOHL die Kriegsjahre die vordem zu großer Entfaltung gebrachten Bildungsbestrebungen im Buchgewerbe vorübergehend zu hemmen vermochten, so war es immerhin möglich, die größte Zahl der örtlichen Vereinigungen aufrecht zu erhalten. Durch dieses Bindeglied gelang es alsdann schnell, die vorher bestandenen Fäden in der Nachkriegszeit wieder fester zu knüpfen, damit auch jenen Berufsgenossen, die in kleinen und mittleren Orten vereinzelter leben, das notwendige Bildungsmaterial seitens derKreiszentralen wieder zugänglich gemacht werden konnte. Durch jahrelange Arbeit und das einträchtige Zusammenwirken aller berufsfreudigen Kräfte ist es gelungen, die Frage der technischen Fortbildung als etwas Selbstverständliches zu betrachten. Für die Pflege der Berufsideale bringen die Beteiligten gern die ideellen und finanziellen Opfer.

Durch den Umschwung der Zeiten sind auch manche Veränderungen bezüglich der regelmäßig stattfindenden Bildungsabende in die Erscheinung getreten: Durch die Zuflucht nach den erwärmten und gut beleuchteten Schulräumen der einzelnen Orte gingen langgehegte Wünsche in Erfüllung, doch zeigen die dafür notwendigen finanziellen Aufwendungen wie alles andere ein stetes Steigen, das letzten Endes dazu zwingt, die technischen Veranstaltungen in größeren Zwischenräumen als bisher stattfinden zu lassen, sofern nicht von anderer Seite Hilfe kommt in der Erkenntnis, daß die Ertüchtigung des Nachwuchses doch dem gesamten graphischen Gewerbe zugute kommt. Wo eine Fachschule besteht, dort ist ja leicht die Möglichkeit gegeben, durch den Ausbau derselben auf die gesamte Lehrtätigkeit bestimmend einzuwirken, vielleicht in der Richtung, daß die graphischen Klassen — Buchdruck,Steindruck,Reproduktion,Buchbinderei — organisch zusammenzulegen sind, wodurch ein besserer Überblick über das Ineinandergreifen der verschiedenen Techniken und über das ganze graphische Gewerbe gegeben wird. Den einzelnen Betrieben kann nicht oft genug empfohlen werden, den Teilnehmern an den Lehrkursen wenigstens einen Teil der Auslagen zu ersetzen, da es recht angezeigt erscheint, z. B. dem Setzer einen praktischen Einblick in das Getriebe der Druckmaschine und dem Drucker in jenes der Satztechnik zu verschaffen. Voraussetzung hierfür bleibt die gute Ausstattung solcher Lehrwerkstätten mit Satz- und Linienmaterial und neuzeitlichen Druckpressen, damit die Ausbildung die dafür aufgewendete Mühe auch rechtfertigt.

Die örtlichen Vereinigungen gliedern sich in die mannigfachsten Arbeitsgebiete. Am Sitze eines Kreises vom Bildungsverband gilt es, die angeschlossenen Orte mit eigens zusammengestelltenRundsendungen schönerDrucksachen und Vorträgen aus den technischen Wissensgebieten auf dem laufenden zu erhalten. Solche Arbeit bietet reiche Abwechslung und findet in der Schaffung von Preisausschreiben für

Digitized by Google

Geschäftsdrucksachen des Kreises, sowie für Neujahrs- und Johannisfestkarten usw. den geeigneten Boden für die Entfaltung des Könnens, wo es sich zeigt, inwieweit die einzelnen Mitgliederkreise Fortschritte auf dem interessanten Gebiete der neuzeitlichen Satz- und Drucktechnik, der Farbenbehandlung und des Tonplattenschnittes erkennen lassen. Hierbei bleibt es sich gleich, ob solche Resultate des Tätigkeitsfeldes aus großen oder kleinen Orten stammen — der Effekt von mancherlei Überraschungen in der Behandlung des gebotenen Stoffes wird stets interessante Diskussionen bei den monatlichen Zusammenkünften auslösen, darauf gründet sich ja in der Hauptsache die Möglichkeit jeglicher Weiterbildung.

Das ganze Wettbewerbswesen bringt den einzelnen Ortsgruppen ganz außerordentliche Nebenarbeit, die aber im Interesse einer streng objektiven Bewertung gern übernommen wird; denn es ist ja hinreichend bekannt, daß der jeweilige Ort nicht gut selbst Richter über die eingegangenen Entwürfe sein kann, sondern es der angerufenen auswärtigen Vereinigung überläßt, bei der Verteilung der Preise das Richtige zu treffen. Diese Bewertung ist dann obendrein noch eingehend zu begründen, und zwar in einem oft viele Bogen umfassenden Referat, das ganz überzeugend die Reihenfolge der oft sehr zahlreich eingegangenen Arbeiten erkennen lassen muß. Das ist so ein kleiner Ausschnitt aus der Tätigkeit der diversen Fachausschüsse, die sich die einzelnen Ortsgruppen zur Bewältigung der einlaufenden Arbeiten unterhalten. Recht viele ideale Arbeit ist in diesen Zirkeln zu leisten, wovon der Fernstehende gar keine Ahnung haben kann.

Aus dem Gesagten ergibt sich mehr der Rhythmus der Kleinarbeit. Aber zuweilen gelangen die Fachgenossen auch zu größerer Lebendigkeit, wenn z. B. ein großes Preisausschreiben der Bildungszentrale zur Ausstellung kommt, wo die zeichnerischen Schöpfungen aus allen Teilen des Reiches und noch darüber hinaus dem Auge des Beschauers begegnen als ein Beispiel zugleich, wie so ganz verschieden die einzelnen Geschmacksrichtungen anzutreffen sind, die in einem derart groß angelegten Wettbewerb zu weit freierer Entfaltung kommen müssen, als wie es in einem örtlichen Preisausschreiben mit dem zumeist gleichen Gesichtswinkel jemals möglich sein kann. Wo so viele Kräfte zusammenwirken, dort begegnet der aufmerksame Beobachter zuweilen auch mancherlei Absonderheiten, wenn er die verschiedenen Stilrichtungen gegeneinander abwägt und dabei bekennen muß, wie so viele Wege beschritten werden, um etwas Brauchbares zu gestalten. Nicht alles von dem, was unsere Graphiker und jene, die es werden wollen, in ihren Entwürfen wiedergeben, ist brauchbar; vieles davon wandert wieder ab, um doch einmal eine gelegentliche Wiederauferstehung zu erleben. Die Preisrichter zensieren auch zu rücksichtslos und akzeptieren schließlich das Einfache, Klare und Alte im Schriftcharakter wie im Schmuck, anstatt dem Konstruktivismus und dem Bauhausstil besondere Konzessionen zu machen, obgleich an diesen neuzeitlichen Bestrebungen so vieles gut ist. Nur die schweren Linienformen, die der Schrift nur zu oft die richtige Wirkung streitig machen, sollte man ein wenig dezenter zur Geltung bringen.

Was die Arbeit in den monatlichen Zusammenkünften anbetrifft, so brauchen sich die Besucher über anregenden Beratungsstoff nicht zu beklagen, und zwar schon deswegen nicht, weil das gedruckt vorliegende Jahresprogramm die verschiedensten Vorträge aufweist, die zugleich als spätere Rundsendungen gedacht sind. Aber mit den monatlichen Vereinsabenden allein würden die gestellten Aufgaben, auf die Berufsertüchtigung bestimmend einzuwirken, nicht in allen Punkten zu lösen sein, vielmehr muß durch direkte Lehrtätigkeit innerhalb des Bildungsverbandes zweckentsprechend nachgeholfen werden, was durch wöchentlich einmal abzuhaltende Winterkurse unschwer zu erreichen ist. Diese ständigen Lehrgänge finden allgemeinen Anklang, wobei das Skizzieren

Digitized by Google

und Schriftschreiben, der Blei- und Linoleumschnitt im Vordergrunde stehen; auch ein Kursus in der Rechtschreibung findet die Sympathie der Beteiligten; denn es ist nur zu wahr, daß sich damit manche Lücke in der gründlichen Beherrschung der deutschen Sprache ausfüllen läßt.

So begegnen wir überall dem vorbildlichen Bemühen, im Berufe weiterzukommen angesichts der gegen frühere Zeiten so gänzlich veränderten Verhältnisse, die höhere Anforderungen an das Können des einzelnen stellen und auch ein Vertrautsein mit den andern graphischen Wissenschaften nicht zur Unmöglichkeit machen. Dazu dient deren gelegentlicher Zusammenschluß zu graphischen Kartellen, denen es obliegt, die Bildungsarbeit noch weit umfassender zu gestalten, als wie es den einzelnen Berufen möglich ist. In solchen Arbeitsgemeinschaften des graphischen Gewerbes irgendeines Ortes braucht ja nicht immer das rein Berufstechnische im Vordergrunde zu stehen; da gibt es auch andere Themas, die guten Zuspruch und vieles Interesse finden und nebenbei eine annehmbare Abwechslung bedeuten. Schließlich stehen auch solche Vorträge in einer gewissen Beziehung zum graphischen Gewerbe, wie z. B. eine Lichtbildervorführung über den Naumburger und Bamberger Dom, deren Inneres ganz wunderbare Vorbilder für unsre zeichnerischen Talente erkennen läßt. Auch die fachkundige Führung durch ein Museum schlägt in dieses Fach, wenn man sich dabei die herrlichen Malereien vergegenwärtigt, die den Beschauer zu fesseln vermögen. Das wären nur einige Hinweise für die Art und Weise, wie die Arbeit der zusammengeschlossenen Korporationen gestaltet werden kann, um dabei zugleich die entstehenden Kosten auf viele Schultern zu verteilen.

Die umfassende Pflege der fachlichen Fortbildung betreibt als Hauptziel die Schaffung von *Qualitätsarbeit* innerhalb der Betriebe. Vielseitige Kenntnisse sind hierzu erforderlich, wenn eine Drucksache ein tadelloses Äußere zeigen und ansprechend wirken soll. Es macht dem Fachmanne Freude, Druck-Erzeugnisse betrachten zu können, die dem Hersteller zur Ehre gereichen. Wie aus einem Guß erscheint die Arbeit, derart genau schließen die Linien aneinander im Gegensatz zu oft recht gräulichen Satzgebilden, denen die notwendige Akkuratesse mangelt. Auf solche Unterschiede wird in den fachlichen Diskussionsabenden stets hingewiesen, doch in der täglichen Praxis vergißt man nur allzuoft die empfangenen Lehren, daß eine gute Arbeit eigentlich dieselbe Zeit gebraucht wie eine schlechte. Wenn diese These auch nicht immer zutrifft, so ist doch viel Wahres daran. Vielfach wird es aber am Material liegen, das man allzusehr veralten läßt und nun gewahren muß, wie sich die rührige Konkurrenz diesen alten Schlendrian zunutze macht; sie überflügelt dabei schließlich alteingesessene Firmen, die viel zu lange auf der Tradition ihres Hauses ausruhten. Jede Druckerei sucht ja bezüglich der Herstellung ihrer Arbeiten das Beste zu erreichen. Aber aus veraltetem Material sind moderne Satzgebilde nun einmal nicht zu schaffen. Da heißt es mit der Zeit gehen, um oben zu bleiben. Unterschiede im Satzarrangement und der glücklichen Anlage einer Druckarbeit wird es wohl immer geben, obwohl unser Streben darauf gerichtet bleiben muß, nur Qualitätsleistungen zu vollbringen, selbst wenn es nur eine winzige Drucksache sein sollte, die unser Tun beschäftigt. Nun, was der Satzkünstler nicht vermochte, das bleibt dem Meister der Maschine, dem Drucker, vorbehalten, soweit es bei ihm der geeignete Papierstoff und die Farbe, die nicht allzu billig sein dürfen, vollbringt. Wenn hierbei alles gut zusammenstimmt und auch die moderne Druckpresse nicht fehlt, dann ist die Qualitätsarbeit fertig, womit dem Gewerbe erneut gedient ist. Mit solchen Resultaten finden die Stätten der fachlichen Fortbildung ihre Arbeit belohnt; sie werden daher in ihren Bestrebungen nicht erlahmen, um das Gewerbe durch zielbewußte Arbeit auf die denkbar beste Höhe zu führen.

Digitized by Google

BESPRECHUNGEN

DIE DEUTSCHE DRUCKFARBENINDUSTRIE. Die Gründe ihrer Entstehung und die Grundlagen ihrer Entwicklung bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Von Friedrich Sussner, Darmstadt.

Zu dieser Arbeit, auf Grund deren der Verfasser die Doktorwürde erlangte, kann man herzlichst gratulieren. Der Verfasser schreibt sehr richtig, daß bis jetzt kein Werk vorhanden ist, welches eine zusammenhängende Darstellung der Entwicklung der deutschen Druckfarbenindustrie bringt, was zweifellos sehr bedauerlich, als diese Industrie von großer Bedeutung für das gesamte Kultur- und Wirtschaftsleben überhaupt ist. Die wenigen bestehenden Werke über Druckfarben beschränken sich auf die Beschreibung der Technik, ihrer Herstellung oder ihrer Verarbeitung. Dasselbe gilt auch von den verschiedenen Aufsätzen und Abhandlungen über Druckfarben in den Fachzeitschriften. Wirtschaftliche Fragen der Druckfarbenfabrikation wurden nur andeutungsweise und selten behandelt, oder aber die betreffenden Ausführungen erschöpften sich in der Behandlung zeitlich oder sachlich beschränkter Fragen.

All diese Umstände ließen in dem Verfasser den Plan reifen, ein Gesamtbild von der wirtschaftlichen Entwicklung der deutschen Druckfarbenindustrie zu geben. Leider mußte er seinen ursprünglich gefaßten Plan, diese Entwicklung bis in die neueste Zeit nach dem Kriege zu verfolgen, mit Rücksicht auf die ihm im Umfange dieser Arbeit auferlegte Beschränkung fallen lassen und sich mit der Darstellung der Entwicklung bis zum Ausbruch des Weltkrieges begnügen. Aber schon in dieser Darstellung behandelt der Verfasser eine Periode von über fünf Jahrhunderten, die wohl in ihrer vollzogenen Umwälzung und der in dieser Zeit gemachten Fortschritte, sowie ihrer gewissen Abgeschlossenheit die wichtigste sein dürfte. Der Verfasser hofft, wie er selbst schreibt, mit seiner Arbeit zum Verständnis der wirtschaftlichen Verhältnisse der deutschen Druckfarbenindustrie vor dem Kriege beigetragen und die Grundlagen für spätere Arbeiten, welche auch die Jetztzeit berücksichtigen, geschaffen zu haben. Von dem zweifellos wissenschaftlich sehr interessanten Werke sind etwa 300 Exemplare mehr gedruckt worden, welche vom Verfasser den Interessenten käuflich überlassen werden.

Z.

HANDBUCH FÜR KAUFLEUTE. Herausgegeben von Dr. Hermann Grossmann, o. Professor der Betriebswirtschaftslehre und Direktor des Instituts für Steuerkunde an der Handelshochschule Leipzig. Preis geh. M 20.—, in Leinen geb. M 23.—, in Halbleder geb. M 25.—. 938 Seiten. 1927. Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W10, Wien I.

Das uns vorliegende „Handbuch für Kaufleute“ gehört nicht zu den Nachläufern der alten kaufmännischen Bücher, sondern es ist nach unsrer Ansicht eher ein Vorläufer der neuen Richtung insofern, als in ihm die

Digitized by Google

Gebiete des kaufmännischen Wissens nach den Erfordernissen der gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnisse dargestellt worden sind. Zum ersten Male wird der Stoff der Betriebswirtschaftslehre als geschlossenes Ganzes dem im Wirtschaftsleben beruflich Tätigen für die Vor- und Fortbildung dargeboten. Dem Hauptteil der Betriebswirtschaftslehre schließt sich als zweiter das Recht des Kaufmannes, als dritter die Volkswirtschaftslehre an. Diese Zwecksetzung ist jetzt mehr als früher notwendig, weil mit der zunehmenden Maschinisierung und Mechanisierung der Betriebe es immer schwerer wird, in die betrieblichen Zusammenhänge hineinzusehen, um einen Blick für das Ganze zu gewinnen. Durch seine leichtfaßliche Darstellung, seine zweckmäßige Gliederung, sowie durch die Klarstellung der betriebsnotwendigen Vorgänge vermittelt das „Handbuch" einen Schatz zeitgemäßer Kenntnisse, die erforderlich sind, um heute überhaupt erfolgreich wirken zu können.

Mit der fortschreitenden Kommerzialisierung des deutschen Wirtschaftslebens, sowohl in intensiver Form für die Handelswelt als auch in extensiver für den bürgerlichen Verkehr, sind heute Kenntnisse wirtschaftlicher Art mehr denn je von hoher praktischer Bedeutung. In fast alle Lebenssphären spielen sie hinein, so daß jeder Gebildete außerhalb des Kaufmannsstandes sie kaum noch entbehren kann. Auch diesem großen Kreis der Nichtkaufleute will das „Handbuch" dienen und durch eingehendes Sachregister den Gebrauch erleichtern. G.

PENROSES ANNUAL. The process year book and review of the graphic arts. Edited by Wm. Gamble. Vol. XXX. 1928. London, Percy Lund, Humphries & Co. Ltd.

Buchgewerbliche, technische und buchästhetische Fragen der verschiedensten Art werden im diesjährigen Penrose von einer Anzahl bekannter Fachleute behandelt und eine große Anzahl graphischer Beilagen in den mannigfaltigsten Verfahren ergänzen den literarischen Teil bestens. Der stattliche Band ist vorzüglich gedruckt; zur Verwendung für den Text kam ein schönes festes Büttenpapier. Die Beilagen stehen zumeist auf einer technisch vollendeten Stufe und führen alle neueren Wiedergabeverfahren vor. Für Bücherfreunde von besonderem Interesse ist der Aufsatz von Chas. T. Jacobi über The Golden Cockerell Press; über den Holzschnitt und seine Geschichte schreibt W. G. Paulson Townsend. Die sorgfältige Übersicht des Herausgebers über die Fortschritte der einzelnen graphischen Verfahren und buchgewerblichen Techniken, die dem Band vorangestellt ist, wird durch zahlreiche längere und kürzere Beiträge der Mitarbeiter ergänzt.

Der in buchtechnischer Hinsicht ausgezeichnet gestaltete Band wird dank seines soliden Inhaltes in der Fachwelt mit Interesse gelesen werden. A.

H.L.BRÖNNERS BUCHDRUCKEREI UND VERLAG (F.W. Breidenstein), Frankfurt a.M., hat anläßlich des 200jährigen Bestehens eine Festschrift herausgegeben, die gleichzeitig ein Stück Frankfurter Druckgewerbe des 17. bis 19. Jahrhunderts darstellt. Der Kenner der Geschichte des Frankfurter Buchgewerbes, Gustav Mori, hat in mühevoller Arbeit das Material zusammengetragen. Wir entnehmen demselben, daß die Firma aus kleinen Anfängen heraus, unter späterer Angliederung eines Verlages, im Laufe der Zeit zu einem Großbetrieb im Frankfurter Buchgewerbe geworden ist, der einen hervorragenden Ruf genießt. Wir wünschen der Firma ein weiteres Blühen und Gedeihen. G.

HAMBURGISCHE WERKKUNST DER GEGENWART. Herausgegeben vom Kunstgewerbeverein zu Hamburg. Verlagsbuchhandlung Broschek & Co. 1927.

Zum 50. Jahre seines Bestehens wurde dem Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe eine Erinnerungsschrift des dortigen Kunstgewerbevereins, verfaßt von Alfred Rohde, überreicht, die ein reiches Bildermaterial enthält, das einen interessanten Überblick über das kunstgewerbliche Schaffen Hamburgs gewährt. Für uns von besonderem Interesse

Digitized by Google

sind die Bucheinbände und gebrauchsgraphischen Arbeiten namhafter hamburgischer Künstler, die in dem bestens ausgestatteten Werke zu finden sind. A. Rohde führt in seinem ausführlichem Begleitwort aus, wie mehr und mehr an Stelle der Bezeichnung Kunstgewerbe der Begriff der Werkkunst tritt, nachdem „kunstgewerblich" schon als etwas abgegriffener Begriff oft genug eine Minderung in der künstlerischen Bewertung eines Gegenstandes bedeutet. Er versteht unter Werkkunst die künstlerische Form, die die menschliche Hand dem Bildstoff gegeben hat. Dieser wiederum habe nur relative Bedeutung und materialgerechte Gestaltung, allein verbürge noch nicht einen künstlerischen Wert: „erst der Geist des Schaffenden, der den Stoff formt und bildet, der ihn mit seinen Ideen durchdringt und erfüllt, schafft das Kunstwerk, das Ewigkeitswerte in sich trägt." Was hier von der gesamten Werkkunst gesagt wird, das gilt natürlich ebenso vom Buchgewerbe und die Proben, die in dem Buche von Hamburger Buchkünstlern vorliegen, beweisen das hohe Niveau, das dort auf diesem Felde erreicht worden ist. Ein besonders wohlgelungener Einband von Willi Tietze liegt vor mit dem „Sankt-Lucas-Buch" der Hamburger Maler- und Lackiererinnung, einem handgemalten Pergamentband, der den Schutzheiligen im Mittelfelde zeigt, über ihm sein Symbol, den geflügelten Stier. Ausgeführt wurde Tietzes Entwurf von Johannes Gerbers; die vergoldeten Silberbeschläge des stattlichen Bandes (33 × 48 cm), schuf Otto Stüber. Von Bruno Karberg stammt der vornehme Einband zu einer auch von ihm geschriebenen Urkunde des Hamburger Senats, ein Schweinslederband mit Lederauflage und Handvergoldung, ausgeführt von J. Gerbers; von demselben wurde eine weitere Urkunde der Hamburger Gaswerke in schwarzem Kalbleder mit Handvergoldung gestaltet, unter Verwendung der von Bruno Karberg entworfenen aparten Stempel, die L. Behrens geschnitten hat und die man auch auf einer Tafel im einzelnen zusammengestellt vorfindet. Anni Peters und Elisabeth Michahelles (Einband in Schweinsleder mit Handvergoldung zum Heraklit — Tasche aus rotem Oasenziegenleder mit Blinddruck), sind mit geschmackvollen Arbeiten vertreten; Johannes Schulz hat zwei Arbeiten in Typensatz beigesteuert, einen kirchlichen Ausweis der evangelisch-lutherischen Kirche im hamburgischen Staate und ein Titelblatt zu einem Führer anläßlich der deutschen Lehrerversammlung zu Hamburg, beides Arbeiten in wohldurchdachter Gestaltung.

50 JAHRE ULLSTEIN 1877—1927. Im Verlag Ullstein, Berlin 1927.

Das Gedenkwerk zum 50jährigen Bestehen des Hauses Ullstein, dessen Redaktion in der Hand von Max Osborn lag, berichtet vom Aufstieg eines buchgewerblichen Betriebes, wie er in der Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens nur in seltenen Fällen anzutreffen ist. Die kurze Zeitspanne von 50 Jahren, im wesentlichen sogar nur der Zeitraum der letzten 25 Jahre ist es, der einen von Jahr zu Jahr immer mächtiger werdenden Aufschwung sah. Der Personalstand eines Betriebes ist nach außen hin der sinnfälligste Ausdruck seiner Entwicklung und die in dem Gedenkwerk verzeichneten Zahlen der im Betriebe beschäftigten Personen ergeben für die letzten 25 Jahre eine steile Kurve: für 1900 war die Gesamtzahl 1632, im Jahre 1926 lautet sie auf 8396 Beschäftigte. Für das Jahr 1900 werden im einzelnen verzeichnet: für die Redaktion 37, für die kaufmännischen Abteilungen 55, die Druckerei 357, den Botendienst 1183; dem stehen gegenüber im Jahr 1926: für die Redaktion 194, in den kaufmännischen Abteilungen 1782, in der Druckerei 2600, im Botendienst 3820 Menschen.

Der enorme Papierverbrauch der Ullstein A.-G. wird beleuchtet durch folgende Ziffern: 1900 wurden verbraucht: für Tageszeitungen 4 164 000 Kilogramm, für die Berliner Illustrierte 364 000, dagegen im Jahre 1926 für die Tageszeitungen 24 459 000, für die Berliner Illustrierte 11 766 000 Kilogramm, insgesamt wurden 1926 für Druckpapier 16 Millionen

Digitized by Google

Mark ausgegeben. Die dem Jubiläumswerk beigegebene Übersicht verzeichnet noch verschiedene andere vergleichende Gegenüberstellungen, die nicht minder interessant sind. Die hier angegebenen Zahlen sollen nur eine Andeutung für die rapide Entwicklung des Unternehmens in einem Vierteljahrhundert sein.

Die Geschichte des Hauses schrieb für die Festschrift Georg Bernhard, der dem Gründer des Verlages, Leopold Ullstein, ein Denkmal setzt und die Entwicklung der Zeitungs- und Zeitschriftenunternehmungen, des Mode- und Buchverlags eingehend schildert. Er gibt mit seiner Darstellung zugleich einen Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens der Gegenwart, der ergänzt wird durch eine Reihe monographischer Darstellungen: Artur Bernstein, „Wie die ‚Berliner Morgenpost' wurde", Gustaf Kauder, „Bezett! — Bezett am Mittag", Max Osborn, „Die Vossische Zeitung seit 1904", Kurt Korff, die „Berliner Illustrierte", Paul Knoll, „Das Anzeigenwesen des Ullstein-Hauses". Anschließend daran berichtet Georg Sydow über „Die Sozialpolitik des Hauses Ullstein", und den Beschluß macht eine geistreiche und witzige Plauderei „Und der Geist des Hauses" von Sling. Das Gedenkwerk vermittelt indessen nicht nur einen anschaulichen Begriff von dem Wesen und Wirken eines ins Gigantische gewachsenen buchgewerblichen Unternehmens; es liest sich trotz der Beiträge aus verschiedenen Federn wie eine Gesamtdarstellung aus einem Gusse, wobei es besonders sympathisch berührt, daß die Gelegenheit, sich in eine „Feststimmung" hineinzureden, klug vermieden wurde. Jeder einzelne Beitrag ist in Ton und Haltung auf eine gewisse Nüchternheit gestimmt, mehr ein Arbeitsbericht — so und so steht die Sache, das und das haben wir geschafft und erreicht — urteile, wer mag. Dieser erfreuliche Gesamteindruck von der literarischen Seite her erfährt eine wesentliche Verstärkung durch die solide Ausstattung des Werkes in Satz und Druck, Einband, Papier und Bildmaterial. Namentlich durch letzteres wird das Wirken eines Universalverlages, der Zeitungen, Zeitschriften und Bücher betreut, aufs Anschaulichste vor Augen gestellt. Einblicke in die Maschinensäle, in das Verkehrswesen, den inneren Betrieb in kaufmännischer und technischer Hinsicht werden gewährt und von den Mitarbeitern des Hauses wird eine große Zahl dem Leser im Bilde nähergebracht; neben das in Mehrfarbendruck ausgeführte Bild des Gründers der Firma Leopold Ullstein treten die in Kupfertiefdruck wiedergegebenen Porträts der jetzigen Inhaber, der fünf Gebrüder Ullstein, die man ferner auch auf einem mehrfarbig wiedergegebenen Gemälde von Willy Jaeckel versammelt sieht. Einen rasch orientierenden Überblick über den Gesamtbetrieb vermittelt der von Gustav Willner zu dem Gedenkwerk beigesteuerte Beitrag: Das Tagewerk der Abteilungen. Hier erfahren wir Näheres über die einzelnen Schriftleitungen: Zeitungsredaktionen (für sechs Zeitungen), Briefkastenredaktion, Zeitschriftenredaktionen (für sieben Zeitschriften), Leitung des Buchverlages, Redaktion des Fachverlages (für vier Zeitschriften), Nachrichtendienst, Honorarabteilung, Archiv und Bibliothek, Expedition der Tageszeitungen, Buch- und Zeitschriftenvertrieb, Schnittmustergeschäft, Druckerei und Technik und über die Hilfsabteilungen des Betriebes.

Für den angehenden Zeitungsmann von besonderem Wert und Interesse ist die ausführliche Schilderung des Ullsteinschen Nachrichtendienstes (von Georg Bernhard in der „Geschichte des Hauses" eingehend dargestellt), des für einen Zeitungsbetrieb wichtigsten Problems. Hier, wie überhaupt aus der Organisation des Gesamtbetriebes, ist ein reiches Material geboten, wie denn die ganze Ullstein-Gedenkschrift in den der wissenschaftlichen Erforschung des Zeitungswesens dienenden Instituten für Zeitungswissenschaft an unseren Universitäten und Hochschulen ein willkommenes Studienmaterial sein wird, weil hier aus der Praxis eines großen Pressebetriebes berichtet wird, ohne das ängstlich Organisations- oder Propagandafragen geheimgehalten würden. Was geschehen ist, was getan wurde, wird ohne Umschweife anschaulich berichtet

Digitized by Google

und, ohne gleich an Nachahmung zu denken, jedermann freigestellt, sich die Erfahrungen und Resultate, die gewonnen wurden, zunutze zu machen. So ist das Ullstein-Gedenkwerk für das deutsche Verlags- und Druckgewerbe mehr als ein Rückblick auf 50 Jahre zur Erinnerung und Befriedigung der Inhaber und Mitarbeiter, es ist zugleich auch ein Dokument zur Gegenwartsgeschichte des deutschen Verlags- und Druckgewerbes, lehrreich und interessant zu lesen für jeden, der selbst auf diesem Felde tätig ist und für jeden, der diesem Gewerbe irgendwie nahesteht oder näherkommen möchte.

BERICHTIGUNGEN

In Heft 4 (1927) S. 392, ist zu berichtigen, daß die dort abgebildete Probeseite aus einem Prospekt stammt, der vom Verband Deutscher Dachpappenfabrikanten E.V., Berlin W 9, Königin-Augusta-Straße 15, herausgegeben wurde. Die textliche Fassung und sonstige Anordnung stammt von dem Werbeleiter des Verbandes W. Baedeker; den Druck führten Edler & Krische, Hannover, aus.

Zu dem Aufsatz von Wilhelm Frels „Die Ausgaben des deutschen Klassikerverlags 1867/1926“ in Heft 7/9 (1927) teilt die Firma Albrecht Seemann, Leipzig, Hospitalstraße 11 a, mit, daß sie nach wie vor besteht. Sie ist mit der Firma Berliner Buchversand Hugo Manasse nicht identisch und in keiner Weise verbunden.

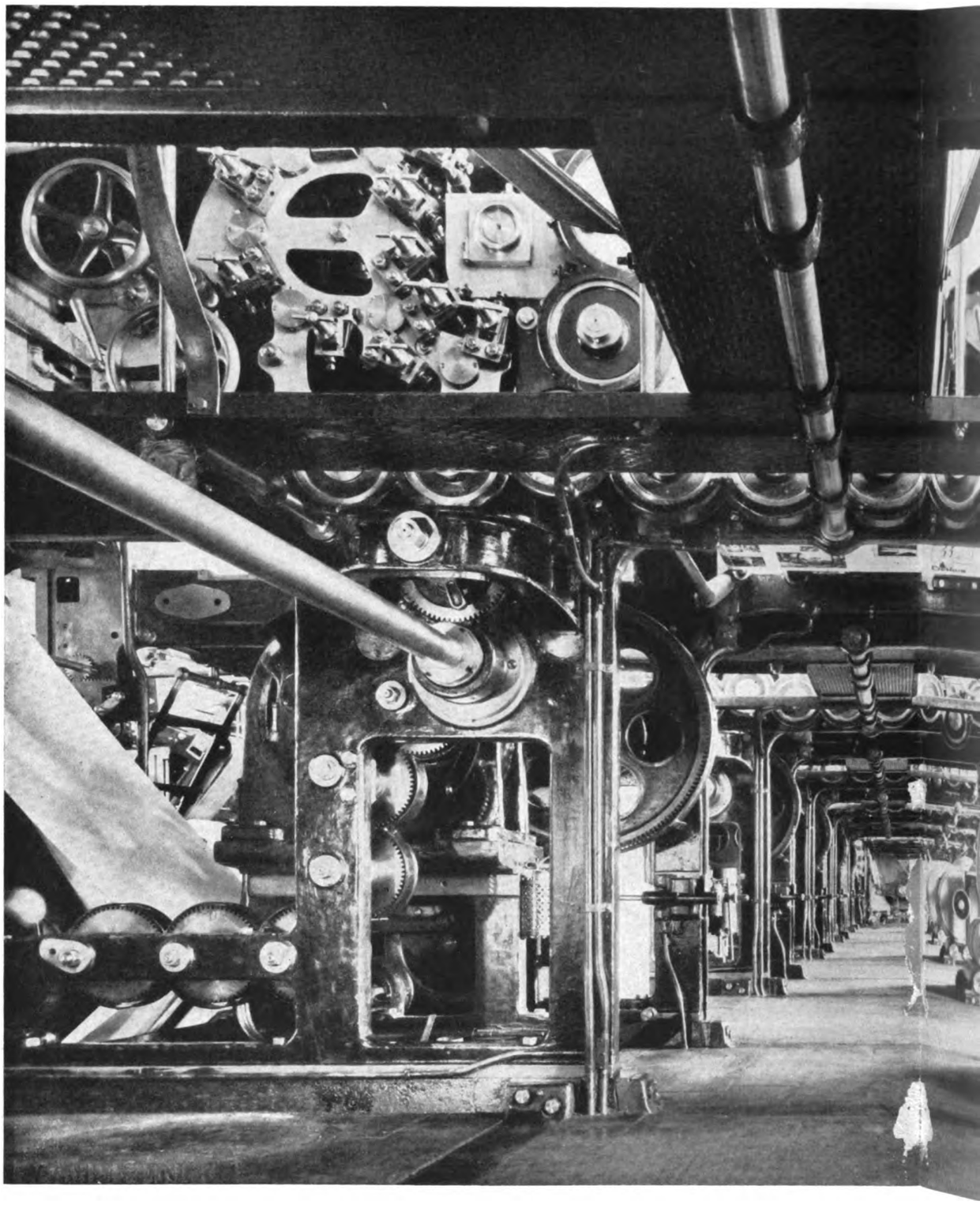
In Heft 10/12 (1927) ist auf der Seite 733 folgendes zu berichtigen: Es handelt sich bei der dort besprochenen Werbeschrift des Druckhauses Liesenberg (Pfälzische Verlagsanstalt Neustadt a. d. Haardt) um ein Großquartheft mit imitiertem Pergamentumschlag. In der Besprechung sind ferner zwei Druckfehler zu beseitigen: Zeile 16/17 muß es lauten: „hauptsächlich theoretisch vermittelt“ und Zeile 28: „allein Merkmale“. Verfasser der Schrift ist Herr Carl Liesenberg selbst.

SCHLUSS DES REDAKTIONELLEN TEILES

Digitized by Google

Digitized by Google

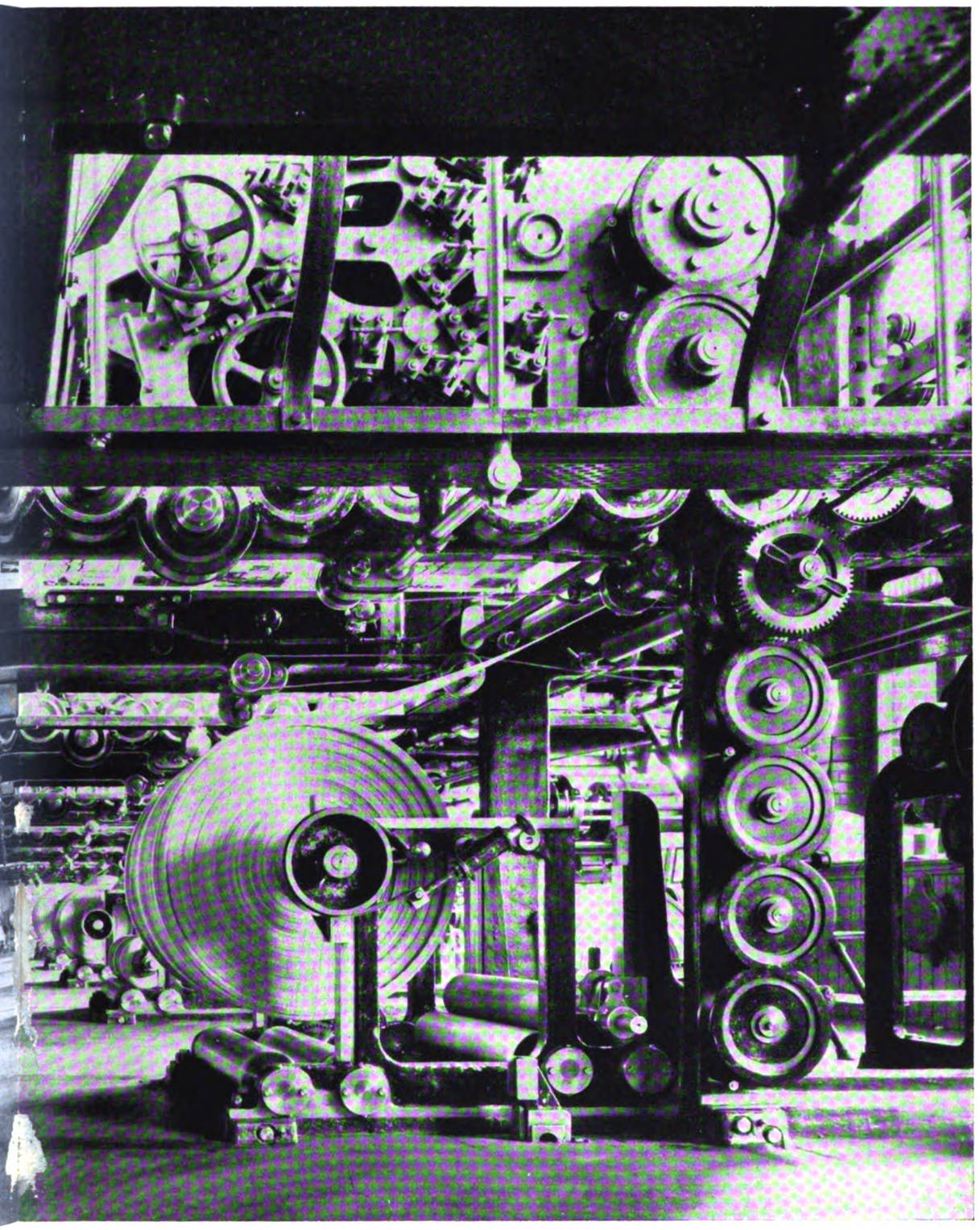
Digitized by Google



Aus der Festschrift „50 Jahre Ullstein“: Di neue Schö

Blick durch den grö en Rotatio

Digitized by Google



Die neue Schönheit des technischen Zeitalters

größten Rotationssaal

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Festschrift „50 Jahre Ullstein“: Das Ha

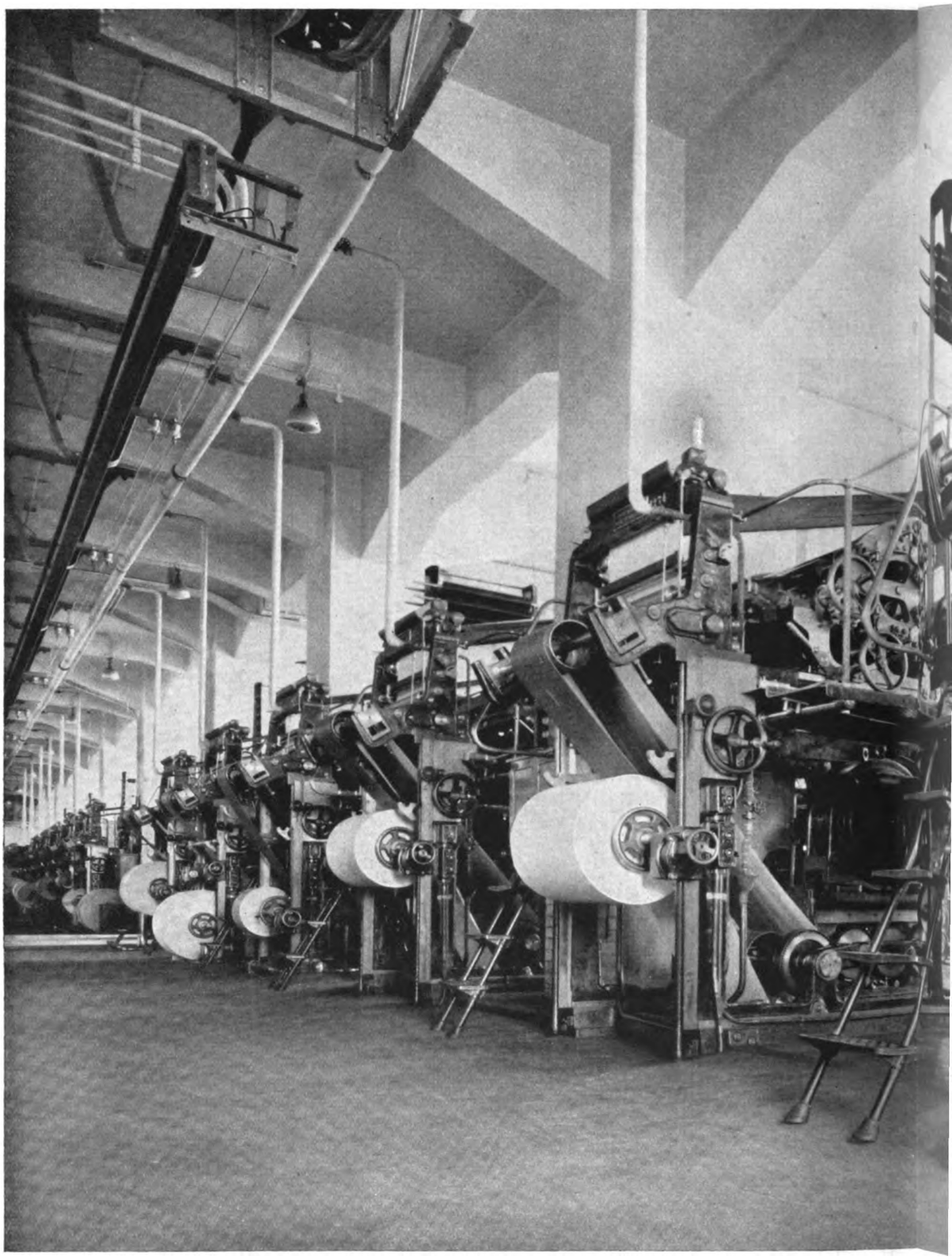
Digitized by Google

Das Hauptarchiv, das durch mehrere Stockwerke geht

Digitized by Google

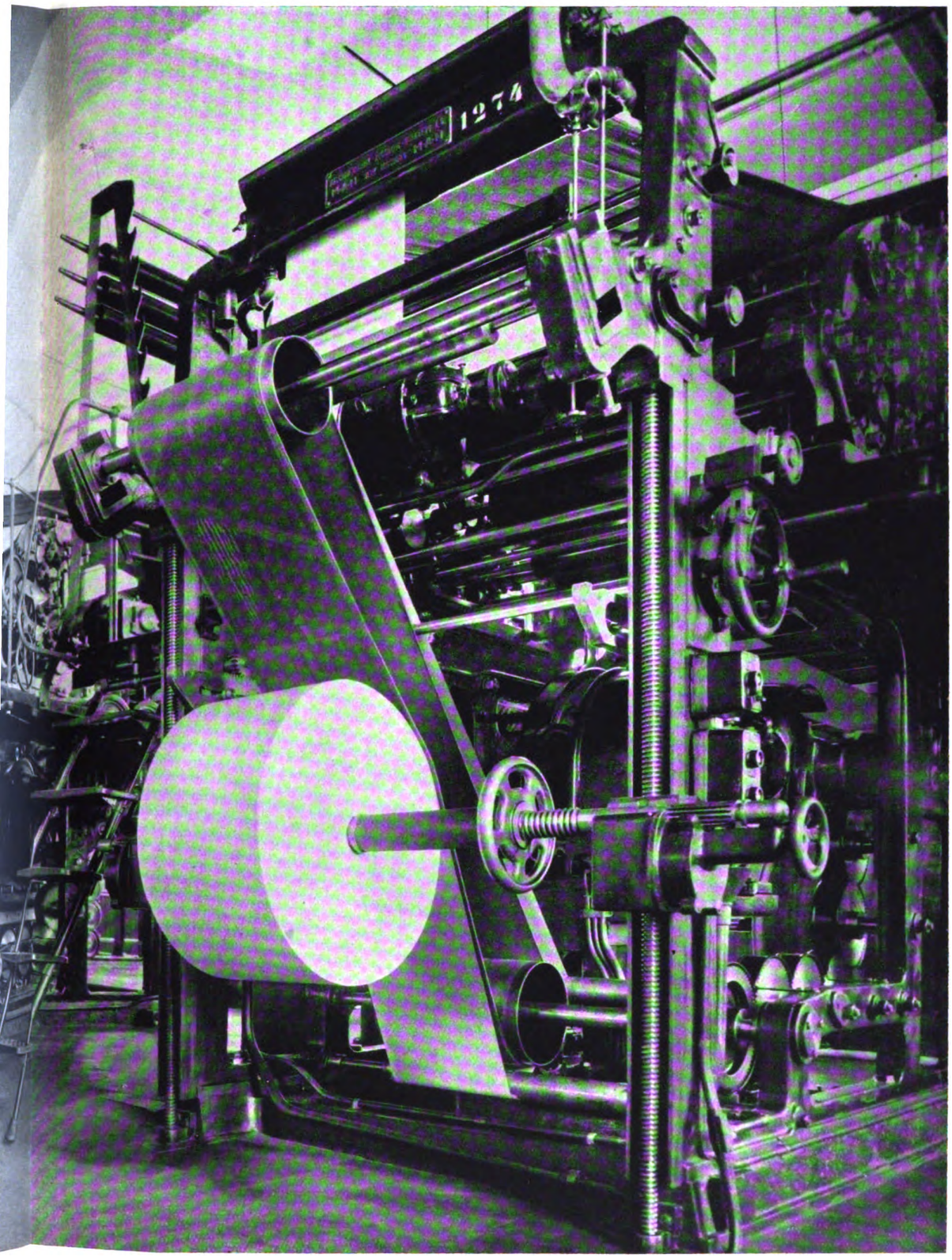
Digitized by Google

Digitized by Google



Aus der Festschrift „50 Jahre Ullstein“: Masch

Digitized by Google



Maschinenfront im Druckhaus Tempelhof

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV FÜR BUCHGEWERBE UND GEBRAUCHSGRAPHIK

* HEFT 2 * JAHRGANG 1928 * BAND 65 *

SIGNET DES AVALUN-

VERLAGS VON DIVÉKY

VIERZIG AVALUN-DRUCKE

VON HANS LOUBIER-BERLIN

JULIUS BRÜLL hat den bibliophilen Büchern seines Verlags einen volltönenden, lockenden Namen gegeben. Mit dem Namen „Avalun-Drucke" fühlen wir uns augenblicks in das Wunderland der Wonne und Seligkeit Avalun versetzt, wo König Artur mit den Rittern seiner Tafelrunde Hof hält. Wir denken uns Avalun in dieser Verbindung als den Ort schönster Beschaulichkeit, wo man sich dem Genuß der Werke der schönen Literatur ganz und ungestört hingeben kann. In der Hast und Materialität des heutigen täglichen Lebens verlangt der rechte Bücherfreund geradezu nach einem solchen Orte stiller Zurückgezogenheit. Drum wird er sich willig verlocken lassen, zu den Büchern zu greifen, die diesen poetischen Namen tragen. Und er wird sicher nicht enttäuscht werden, denn die Avalun-Drucke gehören in der ersten Reihe zu den Büchern, die die neue deutsche Buchkunst gefördert und bereichert haben. „Gute Bücher in schöner Form", das ist der Leitsatz, nach welchem Julius Brüll seine Avalun-Drucke, die nun die Zahl 40 erreicht haben, ausgewählt und ausgeführt hat.

Die ganze Weltliteratur alter und neuer Zeit hat er sich für seine Auswahl dienstbar gemacht. Wir treffen unter diesen 40 Büchern auf Dante, Hofmannsthal, Cervantes, Mallarmé, Byron, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Goethe, Jacobsen, Stendhal, Laurence Sterne, Stefan Zweig, Shakespeare, Balzac, Hermann Bang, Schiller, Fritz Reuter, Richard Wagner, Voltaire, Kleist, Stifter, auf die Offenbarung Johannis u. a. m.

Man sieht: ein reiches kaleidoskopisches Bild, das diese 40 unter dem Sammelnamen „Avalun-Drucke" zusammengefaßten Bände ergeben, Werke aus der Gegenwart wie aus alter und ältester Vergangenheit, aus der deutschen und aus den fremden Literaturen.

Ich finde, Julius Brüll hat alle vierzigmal einen guten Griff getan; das kommt daher, weil er eben selbst einen guten literarischen Geschmack hat, und er ist überdies kein literarhistorischer Ausgräber, sondern er wählt nur, was uns heute noch interessiert, weil es noch Lebenskraft hat, und er weiß manches gute Werk lebender in- und ausländischer Autoren mit einzufügen.

Digitized by Google

Immer habe ich mir die Tätigkeit des Verlegers, der in den unerschöpflichen Schatz der Weltliteratur hineingreifen kann und herausnehmen, was ihm selbst gefällt, und dieses dem Lesepublikum in neuer Form darbietet, als besonders reizvoll und schön vorgestellt. Und um wie vieles schöner und reizvoller denke ich mir diese Tätigkeit, wenn der Verleger Sinn und Verständnis dafür hat, jedes der ausgewählten Werke in einer würdigen, schönen und dem Inhalte und der Entstehungszeit angepaßten individuellen Form auszustatten.

Auch dieses letztere hat Julius Brüll ganz besonders gut verstanden.

Er hat sich zur Aufgabe gemacht, das illustrierte schöne Buch zu pflegen, so wie andere, die die neue deutsche Buchkunst weiterbringen und fördern, das rein typographische Buch pflegen, wie z. B. die Bremer Presse und die Rupprecht-Presse. Wenn ich Bücher illustrieren will, dann kommt es nun wieder darauf an, für jedes Buch in seiner Eigenart den passenden Illustrator zu finden. Auch dafür hat Julius Brüll das nötige Geschick, so daß die Avalun-Drucke immer den rechten Illustrator bekommen haben. Natürlich, das fällt nicht jedesmal gerade so aus, wie man es sich, auch bei genauester Kenntnis der Eigenart eines Künstlers, vorher gedacht hat. Das hat dieser Verleger auch an sich erfahren, aber wir werden alsbald sehen, wie er sich in solchem Falle zu helfen gesucht und gewußt hat.

Zuerst, als er seinen Verlag noch in Wien hatte, wo er ihn 1918 begründete, hat er Wiener Künstler herangezogen. So beginnt die Reihe der Avalun-Drucke mit Illustrationen von Luigi Kasimir, Stephan Hlawa, Rudolf Junk, Erwin Lang und Richard Teschner. Aber bald, noch in Wien, übertrug er reichsdeutschen Künstlern Aufgaben der Buchillustration. Wir finden Corinth, Steiner-Prag, Otto Hettner, Sepp Frank, Tiemann, Hans Alexander Müller, Karl Roessing, Felix Meseck, Fritz Heubner, Otto R. Schatz. Bevorzugt mit mehreren Aufträgen hat er drei Künstler: Karl M. Schultheiß in München, dem er sieben Bücher zur Illustration überließ, Alois Kolb von der Leipziger Akademie, dem er fünf Bücher anvertraute, und Bruno Goldschmitt in München, der vier der Avalun-Drucke illustrierte, und neuerdings den Dresdner Richard Dreher, dem er zwei der letzten Avalun-Bücher übergab.

Ich will an dieser Stelle ausdrücklich bemerken, daß Julius Brüll in seinen illustrierten Avalun-Drucken nur Originalgraphik aufgenommen hat, sowohl Holzschnitte wie Radierungen und Steinzeichnungen.

Aber damit, daß man ein Literaturwerk auswählt und den Künstler bestimmt, der es illustrieren soll, ist die Arbeit wahrlich noch nicht getan, – damit allein ist das schöne Buch noch nicht gemacht. Es kommt nun darauf an, Text und Bild in Einklang zu bringen, die Type aus dem übergroßen Material der vorhandenen Druckschriften so auszuwählen, daß sie nicht nur zu der Art des Literaturwerks, sondern auch zu dem Stil der Illustration paßt. Des weiteren müssen die Bilder so in den Text eingeordnet werden, daß sie an der rechten Stelle stehen und zugleich, zusammen mit dem Typensatz, schöne Seitenbilder ergeben. Dieses wird von vielen, die Bücher machen und von ebenso vielen, die die Bücher zur Hand nehmen, unterschätzt, und doch bildet es den Kern für die Erzeugung schöner Bücher. Gerade darin zeichnet sich nun Julius Brüll bei der Schaffung seiner Avalun-Drucke besonders aus. Man sehe sich eigens daraufhin einmal sämtliche Avalun-Drucke durch und prüfe sie auf die Zusammenstimmung von Text und Bild. Er hat mit

Digitized by Google

seinen Druckern immer gemeinschaftlich gearbeitet. Mit seinem Nachbarn in Hellerau – er siedelte nämlich 1922 mit seinem Verlag von Wien nach Hellerau bei Dresden über –, mit Jakob Hegner, bei dem er die meisten seiner Bücher drucken ließ, hat er gemeinschaftlich die Wahl der Type überlegt und diese und die Art des Satzes und das Einpassen der Bilder oft erst nach mancherlei Proben und Versuchen bestimmt.

Auf diese Anerkennung lege ich hohen Wert, weil nach meiner Auffassung in dieser abwägenden Feinarbeit das beste bei den Avalun-Drucken beruht.

Nach dem, was ich an den Avalun-Drucken gerühmt habe, scheint es mir kaum noch nötig zu sagen, daß Brüll immer darauf Wert gelegt hat, daß Format und Kolumnengröße nach dem Eigencharakter jedes Buches gewählt wurden, daß der Grad der Type im Einklang steht mit dem Seitenformat und dem Satzspiegel, daß alle Einzelheiten des Satzes mit Rücksicht auf das Ganze abgestimmt werden, daß Druckpapier, Einband und Vorsatz zum ganzen Buche, eben zu diesem Buche genau passen. Denn viele unter sich harmonisierende Teile setzen sich zum harmonischen Ganzen zusammen.

Brüll ist aber als Meister der Buchausstattung auch nicht vom Himmel gefallen. Er hat seine Entwicklung durchgemacht, allmählich sind seine Bücher zu immer höherer Vollendung gelangt. Durch seine Verlegerarbeit und während dieser Arbeit hat er es in praxi gelernt, was künstlerische einheitliche Buchausstattung besagt.

Wir wollen nun das bisher im allgemeinen Gesagte an Beispielen erläutern und die bedeutendsten der Avalun-Drucke ins Auge fassen.

Durch seine außergewöhnliche Größe fällt unter den 40 Avalun-Drucken der 13., im Jahre 1922 herausgegebene, auf: das alte Spiel „Jedermann" in der Erneuerung von Hugo von Hofmannsthal, mit Holzschnitten von Erwin Lang (Abb. 2). Offenbar bestimmte die Größe der Holzschnitte das Format des Buches: Großfolio von 53 : 42 cm. Den Text ließ der Verleger in dem großen Grade der Psalter-Gotisch in der Österreichischen Staatsdruckerei zweispaltig setzen. Damit erreichte er volle Harmonie zwischen der Dichtung, den Bildern und der Schrift. Die beiden Textspalten entsprechen der Breite der Bilder und sind genau in deren Höhe gesetzt. Das Rot, in dem die Namen der handelnden Personen gedruckt sind, belebt das Textbild. In seinen markigen Originalholzschnitten hat der Künstler den Sinn und Stil des alten Volksstückes vortrefflich erfaßt. Das ganze Buch ist so von einer einheitlichen künstlerischen Stimmung durchdrungen. Ich persönlich finde das Format für ein Buch, das gelesen werden soll, zu groß; die Bilder hätten gewiß auch ihre volle Wirkung, wenn sie im Maßstab kleiner gehalten wären. Aber der Verleger versicherte mir auf diesen Einwand, Hofmannsthal habe gerade von diesem Werke eine Monumentalausgabe in größtem Format gewünscht, und diesem Wunsche seien er und der Künstler nachgekommen.

Ein Gegenstück zu „Jedermann" bildet nach dem großen Format und nach der ganzen Ausstattung der 8. Avalun-Druck aus dem Jahre 1921: „Das Neue Leben" von Dante, in der neuen Übertragung von Richard Zoozmann, wozu ebenfalls Erwin Lang Holzschnitte großen Formats gemacht hat.

Beim Vergleich mit seinen Jedermann-Holzschnitten finde ich, daß dem Künstler das Grüblerisch-Germanische mehr liegt als das formalschöne Romanische. Dem Inhalt angepaßt, wählten Brüll und Hegner für diesen

Digitized by Google

Folianten eine Antiqua, die alte Walbaum-Antiqua, in einem großen Grade.

Ganz anders mußte, entsprechend den zarten, weichen Steinzeichnungen von Otto Hettner, die Druckausstattung der „Galatea" von Cervantes (21. Avalun-Druck, 1922) genommen werden (Abb. 14). Die Wahl des Künstlers für dieses Hirtengedicht war außerordentlich glücklich. Die Bilder von verschiedener Höhe, aber immer gleicher Breite, sind mit feinem Gefühl in die Seiten hineingesetzt, und leere Räume sind hier im fortlaufenden Text ganz vermieden, trotzdem die andere Technik ein Durchlaufen zweier verschiedener Pressen erforderte. Dies Buch hat Hegner in der Didot-Antiqua gedruckt. Der Durchschuß ist so gewählt, daß man bei dem Lesen der breitlaufenden Kolumnen den Zeilenanschluß leicht findet. Außerdem wird durch den breiten Durchschuß ein lichteres Satzbild erzielt, wie es dem Charakter der Zeichnungen Hettners entspricht. Man sieht, die Satzanordnung kann sowohl praktische wie ästhetische Bedürfnisse zugleich erfüllen. Dieses Buch finde ich, als Ganzes genommen, besonders gut geraten.

Als Julius Brüll Lovis Corinth damit betraut hatte, Illustrationen zu Schillers „Räubern" (Abb. 17) auf den Stein zu zeichnen, und er die Bilder nun vor sich sah, kam er in große Verlegenheit, welche Buchschrift er zu diesen, in ihrer Flächen-Schwarzwirkung wie in ihrem starken Expressionismus ganz eigenartigen Bildern wählen sollte, da keine Schrift dazu recht passen wollte. Er wählte schließlich die Mendelssohn-Schrift, weil ihm diese am besten zu Corinths Illustrationen zu passen schien. Er ist selbst der Ansicht, daß dieses Buch, das als 31. Avalun-Druck herauskam, als Ausdruck unserer Zeit ungemein charakteristisch sei. Ich gebe ihm darin recht, wenn ich persönlich mir auch Illustrationen zu den Räubern sachlicher und mehr an Schiller angepaßt vorstelle.

Zu voller Harmonie zwischen Dichtung, Illustration und Druck gelang der 26. Avalun-Druck: Goethes „Götz von Berlichingen". Bruno Goldschmitt hat mit seinen 17 Originalholzschnitten die Sturm- und Drangstimmung vollkommen getroffen. Mir ist unter den vielen von ihm illustrierten Büchern dieses das liebste. Zu den kräftigen Linien seiner Holzschnitte mußte eine kräftige Type in großem Grade gewählt werden. Es war dies eine alte Caslon-Gotisch im Mittelgrade, die Hegner aus seiner Werkstatt sehr passend zur Verfügung stellen konnte. In einigen Exemplaren sind die Holzschnitte koloriert worden, und zwar nach Angaben des Künstlers sehr gut und kraftvoll. Ich für mein Teil ziehe aber doch die schwarzen Holzschnitte vor.

Auch der 33. Avalun-Druck, „Die Offenbarung Sankt Johannis" hat Bruno Goldschmitt mit zehn Originalholzschnitten erläutert. Dieses Bibelbuch mit seinem heißen Sturm und Drang bot wiederum der Eigenart dieses Künstlers das rechte Feld zur Betätigung. Wenn es auch schwer ist, sich gegenüber den tief in unser Volk eingewurzelten Holzschnitten Dürers zur Apokalypse mit neuen Darstellungen zu behaupten, so ist es Goldschmitt doch gelungen packende und fortreißende, stark bewegte, temperamentvolle Bilder zu schaffen. Ihnen stehen gegenüber prachtvolle Textseiten im großen Textgrade der kraftvollen alten Lutherschen Fraktur aus der Werkstatt Hegners (Abb. 9).

Ein ganz sonderbares Buch ist der 28. Druck „Hanne Nüte" von Fritz Reuter vom Jahre 1923 geworden. Ich halte dieses Buch für nicht gelungen, weil es so ganz und gar nicht Fritz Reuterisch geworden ist. Brüll hatte sich an Karl Roessing, den neuzeitlichen Essener Holzschnittkünstler, gewandt.

Digitized by Google

Gewiß ist Roessing ein bemerkenswerter Künstler der neuen Holzschnittrichtung, der ich auch ihre Berechtigung durchaus nicht absprechen will, aber sein Stil paßt nicht zu Fritz Reuter und vollends nicht zu dessen freundlicher Dichtung Hanne Nüte. Roessings Figuren sind so ganz andere als Reuters Figuren. Das Beste sind seine Landschaften, eine solche habe ich auch zur Abbildung gewählt (Abb. 15).

Als der Verleger die Holzschnitte vom Künstler erhielt, kam er wieder einmal in rechte Verlegenheit, eine passende Druckausstattung zu finden. Wer in dem Buche zu lesen anfängt, wird sicherlich verwundert sein, die Verse Reuters nicht abgesetzt, sondern fortlaufend gedruckt zu finden, so wie in mittelalterlichen Handschriften Verse geschrieben wurden. Das könnte man sich noch gefallen lassen beim Neudruck der Nibelungen oder alter livres d'heures, können wir uns aber nicht gefallen lassen bei einer modernen Dichtung. Und warum in aller Welt ist für diese neuzeitliche Dichtung wieder die alte Caslon-Gotisch gewählt worden? Als ich Julius Brüll danach fragte, war seine Antwort: „Ich habe viele Versuche gemacht, mit verschiedenen Schriften und verschiedener Satzart, aber nichts wollte zu den schweren Holzschnitten passen, als vollgesetzte Seiten in einer schweren Schrift. So wählte ich die Caslon-Gotisch und fortlaufenden Satz ohne Versabbrüche, und ich finde, daß gerade die Zusammenstimmung von Bild und Textseite sehr gut gelungen ist." Ganz gewiß: die geschlossenen Seitenbilder an sich sind ausgezeichnet und passen sich den Holzschnittbildern sehr gut an und ein, aber trotzdem ist die Ausstattung dieses Buches nach meinem Gefühl mißlungen, erstens weil der Illustrator eben nicht der geeignete ist und zweitens, weil man der äußeren Erscheinung des Buches zuliebe der dichterischen Form Gewalt angetan hat.

Dazu im Gegensatz ist die Bildausstattung der „Visionen aus dem Osten" von Villiers del'Isle-Adam (10. Avalun-Druck, 1921) wieder besonders gut gelungen. Die Originalradierungen des Wieners Richard Teschner, stehen geheimnisvoll, mystisch-orientalisch, weich-einschmeichelnd, auf tiefschwarzem Grunde und wissen den Ton des Erzählers genau zu treffen. Der Text ist von Adolf Holzhausen gedruckt, die Radierungen in der Kupferdruckerei F. Schönikle, beide in Wien. Den stimmungsvollen Einband, in Schwarz und Gold gehalten, verfertigte F. Bakalain Wien nach dem Entwurfe Teschners. Fünfmal hat Brüll den Radierer Alois Kolb als Illustrator herangezogen: für Richard Wagners „Tristan und Isolde", (Abb. 1) „Die Hochzeit des Mönchs" und „Die Richterin" von Conrad Ferdinand Meyer, „Die Äbtissin von Castro" von Stendhal und „Die Pest in Bergamo" von Jacobsen. Das letztere (der 17. Avalun-Druck, 1922) möchte ich herausheben als besonders charakteristisch für Kolbs Illustrationsart, die mehr aufs Malerische als aufs rein Illustrative aus ist. Das Flagellantisch-Hinreißende der packenden Erzählung hat der Künstler in seinen Bildern uns überzeugend vor Augen gestellt. Die schöne Bildinitiale, die die erste Seite des Textes krönt, sei besonders hervorgehoben. Diesmal ist der Druck ganz und gar in der Staatlichen Akademie in Leipzig hergestellt worden.

Häufiger noch als Kolb, im ganzen siebenmal, treffen wir Karl M. Schultheiß, den Münchener Graphiker, unter den Illustratoren des Avalun-Verlags. Julius Brüll hat eine besondere Vorliebe für diesen liebenswürdigen und vielgewandten Nacherzähler. Schultheiß hat ein besonderes Geschick sich in die zu

Digitized by Google

illustrierenden Texte einzufühlen. Er ist ein berufener Schilderer und Ausleger der Ereignisse und der Stimmungen der Dichtungen. Er ist wahrlich nicht modern zu nennen, aber auch durchaus nicht altmodisch. Was ihn nach meinem Dafürhalten zum Illustrator, das heißt zum bildlichen Erläuterer der gegebenen Texte stempelt, das ist seine Sachlichkeit. Das Sachliche tritt bei den Illustratoren der modernen Richtung ganz zurück. Sie haben statt dessen nur die Absicht, ihre eigenen Expressionen zu geben und sich vor den Dichter, nicht hinter ihn zu stellen.

Ich greife als Beispiel für die Illustrationskunst von Schultheiß Hermann Bangs lebensvolle „Erzählung vom Glück" heraus (16. Avalun-Druck, 1922). In seinen begleitenden Radierungen hat Schultheiß die Erzählung so illustriert, die Stimmungen, die der Dichter in uns erweckt, so gut wiedergegeben, daß wir beim Lesen selbst gern auf den kleinen Bildchen ruhen und zusammen mit dem Dichter und dem Illustrator das Gelesene noch einmal überdenken und vor unserm Auge erstehen lassen (Abb. 5). In der Eleganz seiner Figuren und dem Glanz der Innenräume, in der virtuosen Verteilung von Licht und Schatten spricht ein moderner Künstler zu uns. Auf dem gestochenen Titel führt uns der Künstler mit seiner Bildvignette direkt in die Erzählung hinein.

Den Text hat Jakob Hegner in der Jean-Paul-Fraktur gedruckt; breiter Durchschuß hellt die Seiten auf. Ein Halbfranzband in Grün und Gelb, mit reicher Rückenornamentierung schließt das gefällige Büchlein ein.

Ganz besonders hübsch gelungen ist der braune Ganzlederband mit zarten Blümchen in den Ecken und der Mitte, den E. A. Enders für Stifters „Nachkommenschaften" ausführte (23. Avalun-Druck, 1923). Das ist auch ein liebes Büchlein geworden, liebevoll betreut von Julius Brüll dem Verleger, Jakob Hegner dem Drucker, Karl M. Schultheiß dem Radierer (Abb. 4 u. 11). Die Druckseiten sind hier geschlossener als im vorigen Buche, weil nicht so viele Abbrüche in Stifters Texte vorkommen. Brüll hat die Radierungen hier, wie in dem vorigen Buche, in den Text eindrucken lassen und alle leeren Rückseiten vermieden. Er fühlt es eben, daß die leeren Rückseiten der Bildtafeln immer ein Loch reißen und die Einheitlichkeit des Buches allemal unliebsam stören, was, obwohl längst erkannt, in den neuen illustrierten Büchern leider gar zu oft unberücksichtigt bleibt. Wiederum ist der Titel ganz radiert, am Anfang steht in der Breite der Kolumne eine Kopfleiste, am Ende ein vignettenartig gehaltenes Schlußstück, die meisten Bilder sind Vollbilder. Den feinen zarten Humor, den Stifter in dieser Erzählung gegenüber seiner sonstigen Art, walten ließ, hat Schultheiß trefflich zum Ausdruck gebracht. Die Erzählung gibt ihm mehrfach Gelegenheit sich als Landschafter zu betätigen: die duftige Landschaft auf Seite 27 sei besonders hervorgehoben. Mit einem Worte möchte ich noch einmal zusammenfassen, daß dieser 23. Avalun-Druck eine besonders reizvolle Neubelebung eines kleinen Kabinettstücks der neueren deutschen Literatur bedeutet, in jeder Hinsicht wohlgelungen.

Balzacs „Sarrasine", der 12. Avalun-Druck, gibt unserm Künstler Gelegenheit zu Schilderungen glänzender Interieurs und Rokokokostüme; in seinen Beleuchtungswirkungen erinnert er mich öfters an Hans Meid. Hierzu ist ein kleiner Grad der Didot-Antiqua mit sehr breitem Durchschuß verwendet. Daß die Vollbilder der Kolumnengröße entsprechen, braucht nach dem vorher Gesagten nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Digitized by Google

Stendhals „Vanina Vanini", dem 22. Avalun-Druck, im französischen Original wiedergegeben, ist Schultheiß mit seinen bewegten Szenenbildern vollauf gerecht geworden. Den geschmackvollen roten Lederband von Enders mit elffacher Goldlinienumrahmung möchte ich besonders herausheben (Abb. 12). Den 32. Avalun-Druck, das „Fräulein von Scuderi" von E. Th. Hoffmann, hat Schultheiß mit zwölf ganzseitigen Radierungen geschmückt (Abb. 7), die mir nicht so wohlgelungen erscheinen wie die in den vorher genannten Büchern; offenbar hat ihm der Stoff nicht so günstig gelegen. Das Mysteriöse kommt nicht voll zum Ausdruck. Für dieses Buch wählte Brüll eine Kursive des 18. Jahrhunderts. Man sieht, wie der Verleger immer bemüht ist, mit der Textschrift zu variieren. Auch für den 35. Avalun-Druck, der Heinrich von Kleists „Marquise von O." enthält, hat der Verleger Schultheiß als Illustrator herangezogen, der diesmal seine reizvollen Bildchen in kleine graziöse Louis-Seize-Rähmchen eingefaßt hat (Abb. 18). Zur Abwechslung hat Brüll diesen Druck Joh. Enschedé en Zonen, den altberühmten Druckern in Haarlem, übertragen, um eine alte 1748 auftauchende Frakturschrift zu neuer Geltung zu bringen. Es sind reizende kleine Seiten in großem Grade mit breiten Rändern zustande gekommen. Der blaue Halbfranzband ist dem Zeitcharakter des Buches angepaßt.

Beiläufig sei bemerkt, daß Schultheiß für den Avalun-Verlag, der neben den Avalun-Drucken hergeht, die reizende kleine 14 bändige Taschenausgabe der Werke Theophil Gautiers mit Hunderten von Handzeichnungen illustriert und damit wiederum seine vielseitige Virtuosität im Illustrieren glänzend erwiesen hat. Gautier hat mit Schultheiß seinen Illustrator bekommen, so wie seinerzeit Dickens mit Phiz und Sue mit Daumier.

Bruno Goldschmitt, der Holzschnittkünstler, zeigt sich als Radierer im 30. Avalun-Druck: Robert Louis Stevensons „Flaschenteufelchen". Wieder ein gar reizvolles Büchlein, das Hegner in einer Antiqua des 18. Jahrhunderts säuberlich gedruckt hat. Der Stoff mit seiner grimmen Phantastik hat gerade Goldschmitt gut gelegen. Die glückliche Hand des Verlegers in der Wahl seiner Illustratoren hat sich hier aufs neue bewährt. Auf das radierte Titelblatt mit dem Teufelchen in der Flasche und der ausgezeichneten Verteilung der drei Schriftzeilen möchte ich besonders hinweisen.

Der jüngste der Künstler, die Brüll zur Illustrierung von Avalun-Drucken herangezogen hat, ist der Dresdner Richard Dreher. Die beiden Bücher, die er zu illustrieren bekam, sind „Yoricks Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" von Laurence Sterne, der 37. Avalun-Druck von 1924 (Abb. 10), und Voltaires „Candide oder der Optimismus", der 40. Avalun-Druck, der 1926 erschien. Dreher hat für beide Bücher Steinzeichnungen geliefert, die sich im Kostüm und im Stil der Zeichnung an das 18. Jahrhundert anlehnen, aber doch in der Vernachlässigung minutiösen Details selbständigen Charakter und modernes Empfinden zeigen. Von dem schalkhaften Humor, der beide Bücher durchzieht, läßt gerade seine Art zu zeichnen nicht aufdringlich, sondern leise etwas spüren. Starkes Karikieren, in das mancher Künstler gerade beim Illustrieren dieser Bücher verfallen wäre, hat Dreher vermieden zugunsten eines leichten Humors. Die beiden berühmten Bücher des 18. Jahrhunderts, die unserm heutigen Geschmack in mancher Beziehung etwas veraltet vor-

Digitized by Google

kommen, haben durch dieses Künstlers Stift neues Leben bekommen und wecken von neuem das Interesse des Lesers. Legt man beide Bücher nebeneinander, so erkennt man, daß die Steinzeichnungen sowohl zur Fraktur des ersteren wie zur Antiqua des letzteren gut zusammenstimmen. Beide hat wieder Hegner in bekannter Vollendung gedruckt; das eine hat eine Pergamentschale mit dem Aufdruck der Figur Yoricks mit der Reisetasche bekommen (Abb. 10), das andere hat Demeter, der Hellerauer Einbandkünstler, in einen feinen hellbraunen Kalblederband mit Dekor im Stile des Voltaireschen Zeitalters eingekleidet.

Zwei wunderhübsche Bändchen der Avalun-Drucke sind bibliophilen Inhalts, der 11. vom Jahre 1921 und der 27. vom Jahre 1923. Beide Bände enthalten unter dem Titel „Bibliomanen", herausgegeben von dem bibliophilen Bibliographen G. A. E. Bogeng, in deutscher Übersetzung höchst amüsante Aufsätze von Nodier, Flaubert, Asselineau, Paul Lacroix und Charles Newil, in denen übertriebene bibliophile Neigungen verspottet werden. Es war ganz selbstverständlich, daß diese beiden Bücher unter der Hand des Avalun-Verlegers eine köstliche bibliophile Ausstattung bekamen. Das bezieht sich natürlich in gleicher Weise auf Type, Satz und Druck wie auf die Illustrationen und die Einbände. Diesmal haben Poeschel & Trepte den Text gedruckt. Hugo Steiner-Prag hat den ersten Band, Walter Tiemann den zweiten mit Radierungen, die sich dem Tenor des Textes eng anschließen, geschmückt. Beide Künstler verfügen über den für diese Aufgabe benötigten Humor. Von besonderem Reiz ist der braune marmorierte Ganzlederband, von Enders nach dem dem Entwurfe von Hugo Steiner-Prag ausgeführt. Julius Brüll hat alle seine Avalun-Drucke in kleiner Auflage hergestellt, er hat meist nicht mehr als 250 bis 350 Exemplare drucken lassen. Mancher der 40 Drucke ist, wie es nicht anders zu erwarten war, vergriffen. Er überhastet nicht die Ausgabe neuer Werke, um nicht gar zu viele dieser immerhin kostbaren Bücher auf den Markt zu setzen, der augenblicklich bei der allgemeinen volkswirtschaftlichen Lage nicht günstig genannt werden kann. Wir wollen ihm und uns wünschen, daß er uns weiterhin schöne Bücher in der durchaus gediegenen Art, wie er sie auszustatten pflegt, bescheren möge, und daß er unter günstigeren Bedingungen auf dem Büchermarkte das Jubiläum des 50. Avalun-Druckes feiern könne.

ZEICHNUNG VON KARL M. SCHULTHEISS
ZU GAUTIER: GESAMMELTE WERKE

Digitized by Google

PROBEN DER

AVALUN-DRUCKE

DES

AVALUN-VERLAGS · HELLERAU

Digitized by Google

DIE REIHE DER AVALUN-DRUCKE

1. Druck: H. C. Andersen: „Reiseblätter aus Österreich", mit 12 Originalradierungen von Luigi Kasimir.
2. Druck: Hans Müller: „Der Spiegel der Agrippina", mit 12 Originalradierungen von Stephan Hlawa.
3. Druck: Richard Wagner: „Tristan und Isolde", mit 13 Originalradierungen von Alois Kolb.
4. Druck: „Aucassin und Nicolette", mit 30 Originalholzschnitten von Rudolf Junk. Deutsche Übertragung von Erwin Rieger. Handpressendruck der Österreichischen Staatsdruckerei.
5. Druck: Stéphane Mallarmé: „Der Nachmittag eines Fauns" und einige Blätter Prosa. Deutsche Übertragung von Erwin Rieger. Handpressendruck der Österreichischen Staatsdruckerei.
6. Druck: Jakob Böhme: „Vom übersinnlichen Leben", Gespräch eines Meisters und Jüngers. Handpressendruck.
7. Druck: Conrad Ferdinand Meyer: „Die Hochzeit des Mönchs", mit 14 Originalradierungen von Alois Kolb.
8. Druck: Dante: „Das neue Leben", mit 10 Originalholzschnitten von Erwin Lang. Übertragung von Richard Zoozmann.
9. Druck: Gottfried Keller: „Der Schmied seines Glückes", mit 10 farbigen Originalholzschnitten von Hans Alexander Müller.
10. Druck: Villiers de l'Isle-Adam: „Visionen aus dem Osten", mit 11 Originalradierungen von Richard Teschner. Übertragung von Erwin Rieger.
11. Druck: Nodier-Flaubert-Asselineau: „Bibliomanen", mit 12 Originalradierungen von Hugo Steiner-Prag. Herausgegeben von G. A. E. Bogeng. Übertragung von Erwin Rieger.
12. Druck: Honoré de Balzac: „Sarrasine", mit 10 Originalradierungen von Karl M. Schultheiß.
13. Druck: Hugo von Hofmannsthal: „Jedermann", mit 13 Originalholzschnitten von Erwin Lang.
14. Druck: William Shakespeare: „Der Sturm", mit 14 Originalradierungen von Felix Meseck. Übersetzung von A. W. von Schlegel. Durchgesehen von Fr. Gundolf.
15. Druck: Lord Byron: „Marino Faliero". An Historical Tragedy in five Acts. Mit 18 Originalradierungen von Sepp Frank.
16. Druck: Hermann Bang: „Eine Erzählung vom Glück", mit 21 Originalradierungen von Karl M. Schultheiß.
17. Druck: J. P. Jacobsen: „Die Pest in Bergamo", mit 11 Originalradierungen von Alois Kolb.
18. Druck: Johann Wolfgang von Goethe: „Das Märchen", mit Originalsteinzeichnung von Max Slevogt.
19. Druck: Johannes von Saaz: „Der Ackermann und der Tod", mit 12 Originalholzschnitten von Otto R. Schatz.
20. Druck: Arthur Roeßler: „Die Stimmung der Gotik", mit 20 Originalholzschnitten von Otto R. Schatz.
21. Druck: Cervantes: „Galatea". In neuer Bearbeitung und mit 56 Steinzeichnungen von Otto Hettner.
22. Druck: Henry Beyle-Stendhal: „Vanina Vanini", mit 12 Originalradierungen von Karl M. Schultheiß.
23. Druck: Adalbert Stifter: „Nachkommenschaften", mit 16 Originalradierungen von Karl M. Schultheiß.
24. Druck: Jakob Wassermann: „Geronimo de Aguilar", mit 13 Originalradierungen von Fritz Heubner.
25. Druck: Hugo von Hofmannsthal: „Florindo", mit 25 Steinzeichnungen von Otto Hettner.
26. Druck: Johann Wolfgang von Goethe: „Götz von Berlichingen", mit 17 Originalholzschnitten von Bruno Goldschmitt.
27. Druck: Paul Lacroix (P. L. Jakob) Charles Newil: „Bibliomanen", mit 12 Originalradierungen von Walter Tiemann. Herausgegeben von G. A. E. Bogeng.
28. Druck: Fritz Reuter: „Hanne Nüte", mit 58 Originalholzschnitten von Karl Roessing.
29. Druck: Conrad Ferdinand Meyer: „Die Richterin", mit 17 Originalradierungen von Alois Kolb.
30. Druck: R. L. Stevenson: „Das Flaschenteufelchen", mit 12 Originalradierungen von Bruno Goldschmitt.
31. Druck: Friedrich von Schiller: „Die Räuber", mit 12 Steinzeichnungen von Lovis Corinth.
32. Druck: E. T. A. Hoffmann: „Das Fräulein von Scuderi", mit 12 Originalradierungen von Karl M. Schultheiß.
33. Druck: „Die Offenbarung Sankt Johannes", mit 10 Originalholzschnitten von Bruno Goldschmitt.
34. Druck: Henry Beyle-Stendhal: „Die Äbtissin von Castro", mit 13 Originalradierungen von Alois Kolb.
35. Druck: Heinrich von Kleist: „Die Marquise von O...", mit 13 Originalradierungen von Karl M. Schultheiß.
36. Druck: Joseph von Eichendorff: „Die Glücksritter", mit 12 Originalradierungen von Bruno Goldschmitt.
37. Druck: Laurence Sterne: „Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien", mit 72 Steinzeichnungen von Richard Dreher.
38. Druck: Franz Grillparzer: „Der arme Spielmann", mit 20 Originalradierungen von Karl M. Schultheiß.
39. Druck: Stefan Zweig: „Die Augen des ewigen Bruders". Eine Legende. Mit 10 Originalradierungen von Fritz Heubner.
40. Druck: Voltaire: „Candide", mit 34 Steinzeichnungen von Richard Dreher.

Digitized by Google

Tristan und Isolde von Richard Wagner

ABBILDUNG 1 · REPRODUKTION DER TITEL-RADIERUNG AUS DEM 3. AVALUN-DRUCK:
RICHARD WAGNER, TRISTAN UND ISOLDE · MIT 13 ORIGINAL-RADIERUNGEN VON ALOIS KOLB

Digitized by Google

ABBILDUNG 2 · VERKLEINERTE TITELSEITE AUS DEM 13. AVALUN-DRUCK:
HUGO VON HOFMANNSTHAL, JEDERMANN · MIT 13 ORIGINAL-HOLZSCHNITTEN VON ERWIN LANG

Digitized by Google

ABBILDUNG 3 · REPRODUKTION EINER RADIERUNG · 15. AVALUN-DRUCK: LORD BYRON, MARINO FALIERO · MIT 13 ORIGINAL-RADIERUNGEN VON SEPP FRANK

Digitized by Google

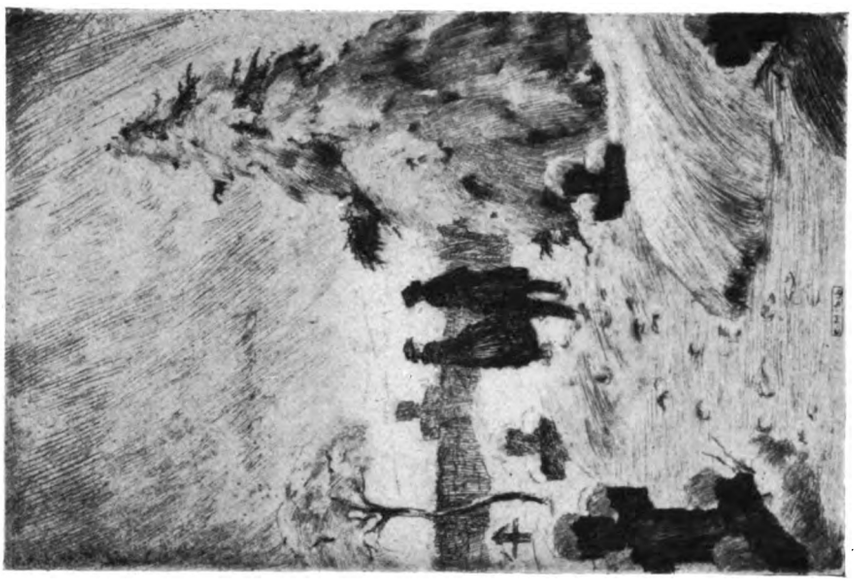


ABBILDUNG 5 · REPRODUKTION EINER RADIERUNG AUS DEM 16. AVALUN-DRUCK: HERMANN BANG, ERZÄHLUNG VOM GLÜCK · MIT 21 ORIGINAL-RADIERUNGEN VON KARL M. SCHULTHEISS

ABBILDUNG 4 · REPRODUKTION EINER RADIERUNG AUS DEM 23. AVALUN-DRUCK: ADALBERT STIFTER, NACHKOMMENSCHAFTEN · MIT 16 ORIGINAL-RADIERUNGEN VON KARL M. SCHULTHEISS

Digitized by Google

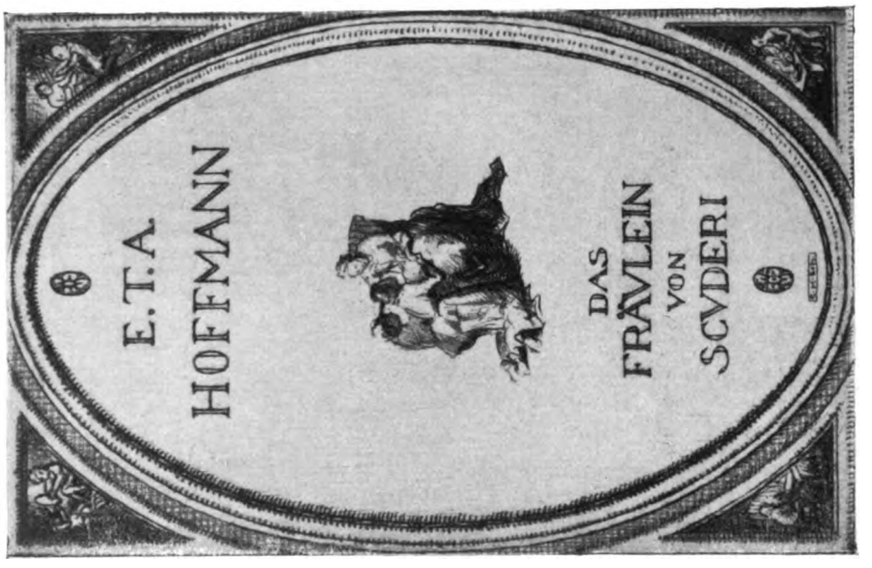


ABBILDUNG 7 · REPRODUKTION DER TITEL-RADIERUNG AUS DEM 32. AVALUN-DRUCK: E. T. A. HOFFMANN, DAS FRÄULEIN VON SCUDERI · MIT 12 ORIGINAL-RADIERUNGEN VON KARL M. SCHULTHEISS

ABBILDUNG 6 · REPRODUKTION EINER RADIERUNG AUS DEM 27. AVALUN-DRUCK: PAUL LACROIX-CHARLES NEWIL, BIBLIOMANEN · MIT 12 ORIGINAL-RADIERUNGEN VON WALTER TIEMANN

Digitized by Google

ABBILDUNG 8 · REPRODUKTION EINER RADIERUNG MIT REMARQUE VON KARL M. SCHULTHEISS · AUS: »WATH YOU WILL« DER PRINZ HEINRICH XXXIX. · REUSS EDITION OF THE WORKS OF WILLIAM SHAKESPEARE

Digitized by Google

Dies ist die Offenbarung
Jesu Christi

die ihm Gott gegeben hat, seinen Knechten zu zeigen, was in der Kürze geschehen soll; und hat sie gedeutet, und gesandt durch seinen Engel zu seinem Knecht Johannes, der bezeuget hat das Wort Gottes und das Zeugnis von Jesu Christo, was er gesehen hat. Selig ist, der da lieset und die da hören die Worte der Weissagung, und behalten, was darinnen geschrieben ist; denn die Zeit ist nahe. Johannes den sieben Gemeinen in Asien: **Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt, und von** den sieben Geistern, die da sind vor seinem Stuhl, und von Jesu Christo, welcher ist **der treue Zeuge** und Erstgeborne von den Toten **und der Fürst** der Könige auf Erden. Der uns **geliebet hat und** gewaschen von den Sünden mit **seinem Blut, und** hat uns zu Königen und Priestern gemacht **vor** Gott und seinem Vater, demselbigen sei **Ehre und Gewalt von Ewigkeit** zu Ewigkeit! **Amen. Siehe, er kommt mit den** Wolken, und es **werden ihn sehen alle Augen, und die ihn gestochen**

ABBILDUNG 9 · TEXTSEITE AUS DEM 33. AVALUNDRUCK: DIE OFFENBARUNG SANKT JOHANNIS MIT 10 ORIGINAL-HOLZSCHNITTEN VON BRUNO GOLDSCHMITT

Digitized by Google

Yoricks

Empfindsame Reise

durch Frankreich und Italien

von

Laurence Sterne

Siebenunddreißigster Avalun-Druck

ABBILDUNG 10

Digitized by Google

ABBILDUNG 11.

Digitized by Google

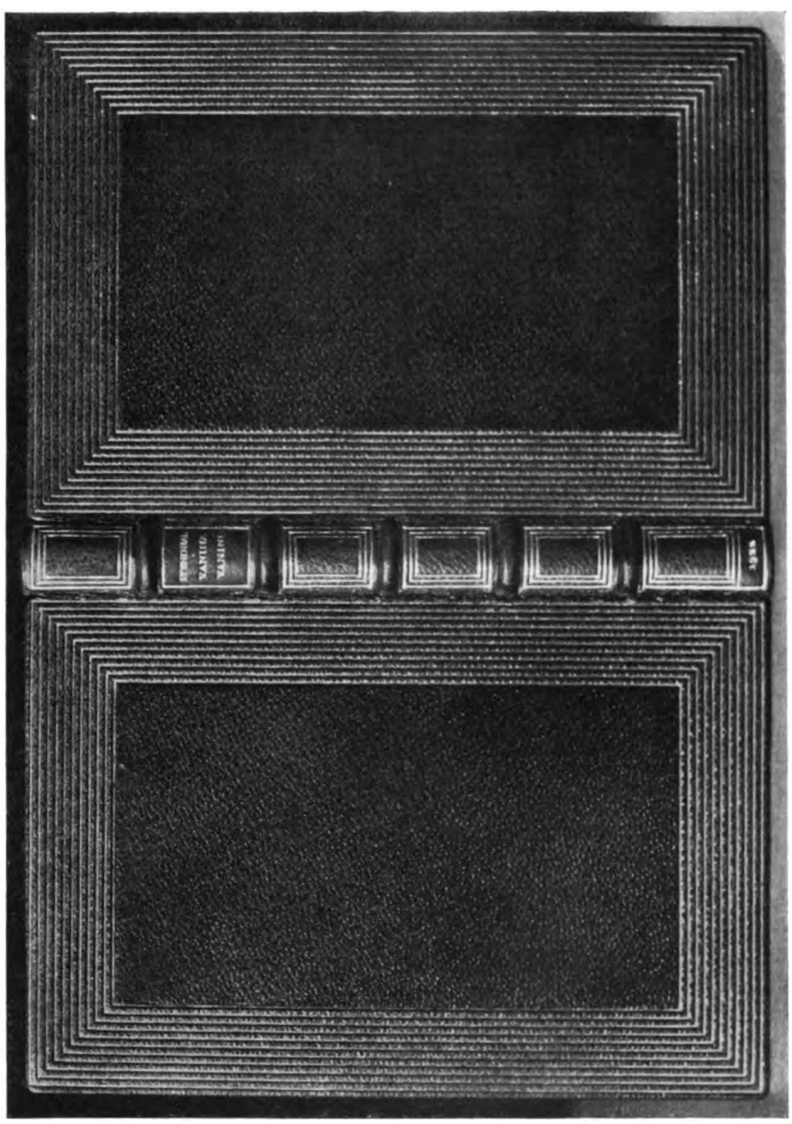


ABBILDUNG 12 · EINBAND ZU DEM AVALUN-DRUCKE: STENDHAL, VANINA VANINI

Digitized by Google

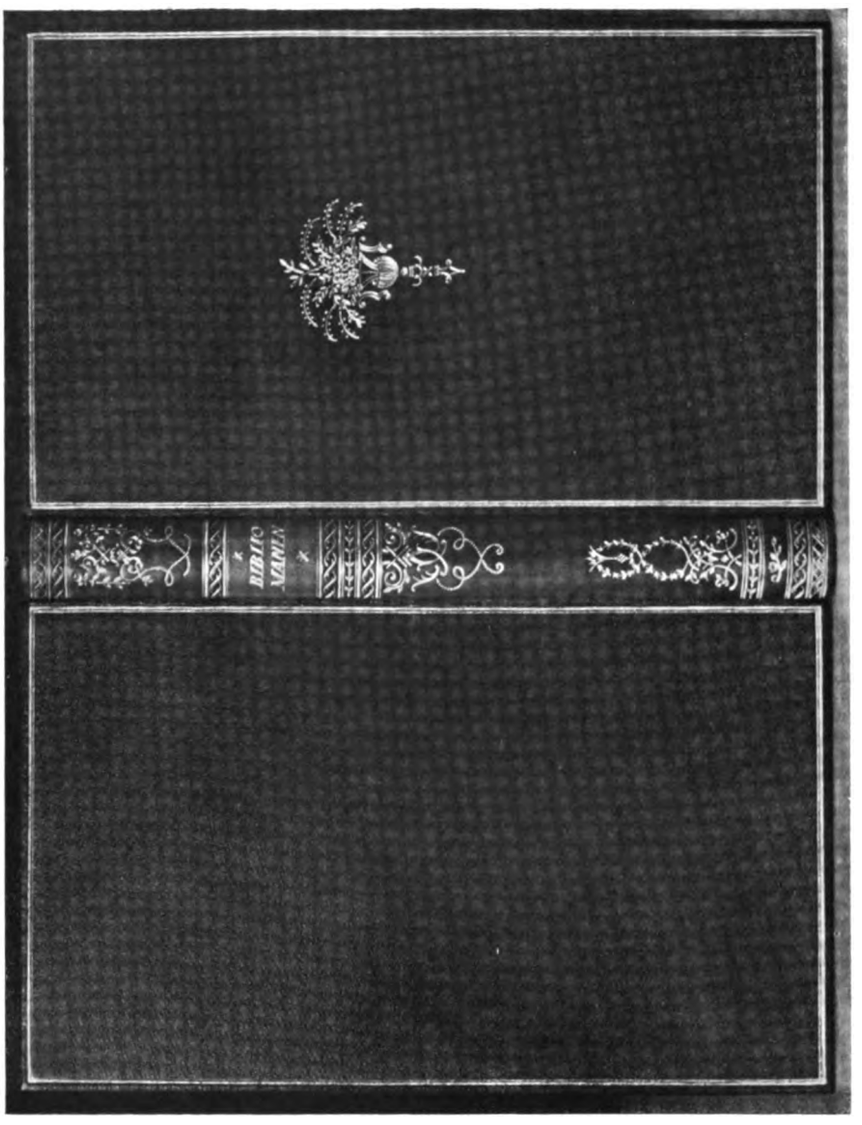


ABBILDUNG 13 · EINBAND ZU DEN AVALUN-DRUCKEN: BIBLIOMANEN · ENTWURF HUGO STEINER-PRAG

Digitized by Google

MIGUEL DE CERVANTES

GALATEA

IN NEUER BEARBEITUNG UND
MIT DEN STEINZEICHNUNGEN
VON
OTTO HETTNER

IM AVALUN-VERLAG · WIEN UND LEIPZIG

ABBILDUNG 14 · VERKLEINERTE REPRODUKTION DER TITELSEITE

Digitized by Google

Fritz Reuter
Hanne Nüte

Achtundzwanzigster Avalun-Druck

ABBILDUNG 15 · REPRODUKTION DER TITELSEITE
VON KARL ROESSING

Digitized by Google

BIBLIOMANEN

ZWEI ERZÄHLUNGEN
VON
PAUL LACROIX (P. L. JACOB) UND
CHARLES NEWIL

IM AVALUN-VERLAG • HELLERAU

ABBILDUNG 16 · REPRODUKTION DER TITELSEITE

Digitized by Google

ABBILDUNG 17 · VERKLEINERTE REPRODUKTION
DER TITELSEITE VON LOVIS CORINTH

Digitized by Google

ABBILDUNG 18 · REPRODUKTION DER TITEL-RADIERUNG VON KARL M. SCHULTHEISS

Digitized by Google

BEITRÄGE ZUR BUCHDRUCKER-GESCHICHTE SÜDAMERIKAS

VON JUL. EISER-BREMEN

EIN deutscher Ingenieur schrieb kürzlich aus Kolumbien, er habe zwischen alten dortigen Klostermauern eine äußerst wertvolle Bibliothek mit vielen Inkunabeln (das heißt südamerikanische, nicht europäische Frühdrucke) entdeckt, und ungläubig, reserviert, lächelte man bei uns, ja im ganzen gebildeten Europa. Für den Kenner der Verhältnisse ist diese Meldung aber gar nicht so unglaubwürdig. Drei Jahrhunderte lang hatte ja einst das Druckverbot seitens der spanischen Krone auf Südamerika gelastet. Erst als die Macht der spanischen Vizekönige in Südamerika am Absterben war, lockerte man die Fesseln; aber trotz diesem Druckverbot wurde seitens der Jesuitenpatres fleißig, mindestens seit 1576 in Lima, der Hauptstadt Perus und des einstigen Jesuitenstaates, gedruckt, allwo sie, die Patres, eine Generalerlaubnis besaßen alle für ihr Kolleg nötigen Bücher zu drucken. Und man druckte nicht bloß diese Schriften in Lima und in den Niederlassungen am Titicacasee, auf den Bergen und in den Urwäldern.

Von Mexiko kam die Buchdruckerei nach Peru herunter. Die ersten Missionare in Mexiko, unter denen sich einer mit dem gut deutschen Namen Witte befand, waren wirkliche Schriftkünstler: sie malten den Heiden das Evangelium und den Katechismus in aztekischen Hieroglyphen. Im Archiv der Nationalgeschichte in Mexiko sind einige dieser seltsamen Handschriften aufbewahrt. In Mexiko ging man dann auch zuerst zum Druck über, aus dem 16. Jahrhundert haben wir Vokabularien in sieben verschiedenen Indianerdialekten, ferner fünf aus Guatemala. Die mexikanischen Patres verschrieben sich einen italienischen Drucker: Ricardo, und dieser erschien 1582 oder 1583 in Lima und druckte dort den Indianerkatechismus, das älteste Buch Südamerikas. Etwa 20 Jahre später wird ein Kollege von ihm erwähnt: Francisco del Canto de Luna. Unter seiner Druckfirma erscheint 1612 das berühmte Aymara-Wörterbuch des Patres Ludovico Bertonio. Zum großen Erstaunen Cantos: er hat es nie gedruckt! Heute hat die Wissenschaft festgestellt: daß die Jesuiten im Juli am Titicacasee Bertonios Werk heimlich gedruckt und Cantos Druckmarke daraufgesetzt haben. Der Wissenschaft haben die Patres damit jedenfalls einen Dienst geleistet.

Das älteste Druckwerk Südamerikas, eben der erwähnte Indianerkalender „*Doctrina cristiana*", gedruckt in der Stadt der Könige (Lima) von Antonio von Ricardo, erstem Drucker dieser Stadt in Peru, im Jahre 1583, befindet sich

Digitized by Google

heute noch in einem Exemplar im Museo Mitre zu Buenos-Aires, das seine Entstehung Bartolome Mitre, dem argentinischen Historiker, Präsident von 1862—1868 und Gründer der Weltzeitung „La Nacion", verdankt. Dieses kleine Buch enthält den Katechismus, versehen mit „Anmerkungen zur Übersetzung in die Sprachen der Quichua- und Aymaria-Indianer und Erklärung der schwierigen Phasen". Es ist 84 Seiten stark, in schwarzem Leder gebunden, mit vergoldeten, nun schon verblichenen Zierleisten.

Wie die Buchdruckkunst von Mexiko, also Zentralamerika, ihren Einzug in Perus Hauptstadt hielt und von dort ihren Weitermarsch zur Eroberung des ganzen südamerikanischen Erdteils durch die Jahrhunderte kulturbringend und erschließend antrat, davon wissen wir in Europa wenig, fast nichts, trotzdem im nächsten Jahre fast 4 Jahrhunderte verflossen sind, seit Francisco Pizarro Peru entdeckte, jenem Lande also, das einst die erste Druckerwerkstatt Südamerikas besaß. Unsere Kenntnis Südamerikas beschränkt sich meist darauf, daß dort früher goldgierige Konquistadoren hausten und jetzt Exportcure von Getreide, Tabak, Rindfleisch, Kaffee usw., also zumeist ungemein praktische Leute. Vincente G. Quesada schrieb ein 1910 in der „Revista de La Universidad Buenos Aires" erschienenes Buch „Das intellektuelle Leben im spanischen Südamerika während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts". Man lese nur einmal dieses Buch, es ist in spanischer Sprache gedruckt, und man wird baß erstaunt sein, nicht zuletzt, trotz Alexander v. Humboldt und zahlreichen andern deutschen Reisenden, die in vergangenen Jahrhunderten Südamerika besucht und zum Teil eingehend beschrieben haben, über unsre eigne Unkenntnis der dortigen wissenschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse in frühern Jahrhunderten; ganz abgesehen von dem Wissen über die Einführung und allmähliche Verbreitung der Schwarzen Kunst selbst in Latin-Amerika.

Von Mexiko, Zentralamerika, kam, wie wir gesehen haben, die Buchdruckerkunst nach Lima, der Hauptstadt Perus. Lima war von 1534 bis 1806 Residenz des „Vizekönigs", der von hier aus das ganze spanische Südamerika beherrschte, bis 1718 die Trennung in mehrere Vizekönigtümer vorgenommen wurde. Auch in dieser Zeit noch war Lima groß. Der Engländer W. Burck schreibt 1715 bewundernd: „Diese Stadt ist so reich, daß es hier 4000 Wagen gibt, 54 Kirchen, 20 Männerklöster — mit 500 bis 700 Mönchen in einzelnen —, 12 Frauenklöster — in einem 300 Schwestern —, 12 Hospitäler und zahlreiche Stiftungen, bei einer Gesamtbevölkerung von 30000 Menschen." Beim Einzuge des Vizekönigs pflasterten 1682 die Bürger zwei Hauptstraßen mit Silberbarren, deren Wert der Brite auf 17 Millionen Pfund Sterling berechnet; und ein Franzose, Durret, der ungefähr in derselben Zeit Lima besucht, erwähnt als merkwürdige Tatsache, daß gutsituierte Leute die Bettelei gewerbsmäßig betrieben, weil die Almosen in dieser Stadt der Könige reichlicher flössen als irgend anderswo. Großartiger aber als der silberne Reichtum war in Peru der Reichtum an Kultur und Bildung. Bewunderte doch Alexander v. Humboldt noch 1791 den „Peruanischen Mercur", jene einzigartige gelehrte Zeitschrift, mit der glühende Patrioten eine geistige Renaissance Perus heraufführen wollten. Die Bildungsgeschichte Perus beginnt mit der Gründung der Sankt-Markus-Universität in Lima 1549. Pius V. stattete sie mit denselben Privilegien aus wie die altberühmte Hochschule von Salamanca; Stiftungen ermöglichten die Errichtung von Lehrstühlen aller Art, so daß am Ende des Jahrhunderts neben der Theologie alle schönen Künste, Medizin, Jura, sogar Astrologie gelehrt

Digitized by Google

werden konnte. 1500 Studenten sollen in den besten Zeiten diese Universität besucht haben. Besonders wurden in den Universitäten des neuen Reichs die Naturwissenschaften gepflegt. Philipp II. schickte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den berühmten Arzt Francisco Hernandez herüber, um die bisher unbekannten Tiere und Pflanzen, namentlich die Medizinpflanzen zu sammeln und zu untersuchen, welche Aufgabe der Gelehrte mit einem fünfzehnbändigen Werk löste. Das akademische Leben bekommt ein pomphaftes Zeremoniell. Der König stiftet silberne Urnen, in denen die Stimmen beim Examen gesammelt werden, Professoren und Studenten tragen feierliche Ornate. In Cuzco, der alten Inkastadt am Titicacasee, in Trujillo, Arequipa und Huamanga werden ebenfalls Universitäten eingerichtet.

Um die peruanischen Universitäten herum entstanden Kollegs, Schulen, Institute und Wohltätigkeitsanstalten, Krankenhäuser (mit 360 Betten das größte, nach A. H. Kober), Waisenhäuser, Krüppelheime, selbst ein „Asyl für geschiedene Frauen" gab es. Während in Mexiko riesige Vermögen angesammelt wurden, setzten in Peru viele reich gewordene Leute einen großen Teil ihrer Gewinne in Stiftungen um.

Vor diesem Hintergrunde spielt sich nun die südamerikanische Buchdruckergeschichte in ihren Anfängen ab, eines der interessantesten Kapitel der Kulturgeschichte überhaupt. Schärfste Strafen bedrohten von Spanien her jeden, der ohne königliche Erlaubnis und allerhöchste Zensur irgendein Buch druckte, kaufte oder verkaufte; dabei drängte förmlich die junge Kolonialkultur auf die Herstellung von Büchern, sie schien und war ohne Gutenbergs Schwarze Kunst einfach hilflos. 1502 war in Spanien die erste harte Verordnung gegen die Freiheit des Büchermarktes erlassen worden, sie wurde 1558 bis zur Todesstrafe verschärft. Für die Kolonien war 1543 das Verbot ergangen: „Kein Spanier oder Eingeborener soll Romane lesen, die profane Stoffe behandeln, keine Fabeln oder erdichtete Geschichten!" Um diese „schöne Literatur" brauchten sich die südamerikanischen Kolonisatoren nun allerdings am wenigsten Sorge zu machen. Wichtiger war für sie ein anderes Gebot: es durfte in den Kolonien nichts über die Kolonien geschrieben oder gelesen werden. Sogar geistliche Werke und Wörterbücher, die man doch so notwendig brauchte, mußten erst in Spanien den Kreuzweg der Zensur durchlaufen. Und das dauerte jahrelang! Überliefert ist der Fall eines hochangesehenen Autors, der sein Werk dem Könige widmete, um es schneller durch den Instanzenweg zu kriegen. Mit diesem Erfolge: nach einigen Wartemonaten erklärte der Zensor das Buch für unbedenklich, der König gestattet auf dies Gutachten hin die Drucklegung. Sie erfolgt so, daß der Setzer Seite für Seite nach dem Manuskript absetzt, das ein vom König ernannter Korrektor jedesmal mit dem Abdruck vergleicht; dann geht der Druck wiederum zur Zensurbehörde, an den Autor, zur Zensur, zum Drucker. Dieser darf die erste Seite — mit der Lizenz — und die letzte Seite — mit der Druckfehlerberichtigung — erst zum Schluß drucken, nachdem die Zensurbehörde das ganze Werk imprimiert und den Verkaufspreis bestimmt hat. Dieser wurde auf einige Groschen berechnet, so daß der Autor ein schweres Stück Geld zuzahlen mußte. Die Herstellung des Buches dauerte einige Jahre, und dabei war die Druckerlaubnis nur für zehn Jahre erteilt. Nach Ablauf dieser Frist mußte die ganze Geschichte von vorn anfangen. Das Manuskript wurde eingesiegelt und blieb bei der Zensur, der Autor bekam nur ein einziges Exemplar des Druckes ausgehändigt. Dies war ein besonders günstiger Fall, weil hohe Gönner sich für die Drucklegung des

Digitized by Google

Werkes eingesetzt hatten, und es dem König gewidmet war. Man kann sich denken, daß die Kulturmissionare drüben in Amerika diesen Instanzenweg einfach umgingen und ihre Buchproduktion selber in die Hand nahmen. Dabei erkämpften sie sich entweder durch hartnäkkige Verhandlungen irgendwelche Privilegien, oder sie druckten heimlich.

Es ist als sicher anzunehmen, daß es in Kolonialspanien eine ganze Menge heimlicher Drukkereien und Bibliotheken gegeben hat. Die Imprenta guranitica, das heißt die Druckerei der in den Urwäldern am Paraná und am Uruguay hausenden Jesuiten, die fromme Werke in das indianische Guarani übersetzten, saß „fern von Madrid" und hat sicherlich nicht jede Zeile über den Atlantik geschickt, wobei es übrigens sehr oft vorgekommen sein soll, daß Manuskriptsendungen in Verlust gerieten. Unter diesem Gesichtswinkel betrachte man nun einmal die eingangs erwähnte Mitteilung des deutschen Ingenieurs über die Auffindung der Inkunabeln.

Drei Jahrhunderte hat, wie gesagt, das Druckverbot auf Südamerika gelastet. Kein Wunder, daß erst 1790 das erste südamerikanische Journal: „El diario erudito, economico y comercial de Lima" erschien. Im darauffolgenden Jahre kam „Mercurio peruano", ebenfalls in Lima, heraus.

Digitized by Google

VON ALTER UND NEUER FAMILIENGRAPHIK IN LEIPZIG

VON DR. FRIEDRICH SCHULZE

DIREKTOR DES STADTGESCHICHTLICHEN MUSEUMS IN LEIPZIG

KEIN Zweig der Gebrauchsgraphik hat eine so unabsehbare Ausbreitungsmöglichkeit wie die Familiengraphik. Das soll nicht heißen, daß die Familiengraphik tatsächlich den breitesten Raum im Gesamtgebiet einnähme, der wohl eher den verschiedenen Formen der Werbegraphik zufällt, wie denn die praktische Absicht stets viel zwingender als die rein dokumentarische sein wird. Um so mehr bleibt zu tun, und gerade die Verbände, die eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Künstler erstreben, sollten ihr besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Erwägungen dieser Art führten zu einer Ausstellung „Alte und neue Familiengraphik in Leipzig", die von der Leipziger Ortsgruppe des Bundes Deutscher Gebrauchsgraphiker gemeinsam mit dem Stadtgeschichtlichen Museum unternommen wurde[1]. Auch unter Gegenwartsgesichtspunkt ist nicht bedeutungslos, daß sich eine lange Tradition der Familiengraphik nachweisen läßt, innerhalb derer man freilich mit Abwandlungen sehr erheblicher Art rechnen muß. Denn zunächst überwiegt durchaus der Charakter der typographisch wohl erwogenen Drucksache, deren Ziel Mitteilung schön geformter Wortfassungen ist. Im Mittelpunkte steht dem Geiste der Humanistenzeit entsprechend das Poem oder irgendeine Meisterleistung der Eloquenz, die durch den Druck bekannt gemacht werden soll, um den Dichter wie den Angedichteten zu verherrlichen. Es ist bezeichnend, daß uns von dieser Gesellschaftskultur her der Begriff „Gelegenheitsgedicht" durchaus geläufig ist, daß aber der Begriff „Gelegenheitskunst" nicht geprägt wurde, und wollten wir ihn heute nachträglich zusammenfügen, so könnten wir den abschätzigen Nebenklang, der von fern an „Gelegenheitsarbeit" erinnert, nicht mehr verhindern. „Gelegenheitsgedicht" hatte aber einen ganz anderen Sinn und hob die Verbindung aller Poesie mit dem erlebten Anlaß hervor. „Die erste und echteste aller Dichtarten" nennt sie Goethe in „Dichtung und Wahrheit", indem er freilich hinzusetzt, „daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Wertes derselben gelangen kann".

Man könnte einmal die künstlerische Entwicklung unter dem Gesichtspunkt eines Wettstreits von Auge und Ohr darstellen. In einer solchen Darstellung würde die Humanistenzeit als ein unbedingtes Vordringen des Wortes

[1] Dezember 1927 bis Februar 1928. Der Artikel ist als Nachwort zu dieser Sonderschau geschrieben.

Digitized by Google

Als ich, Wohl-Ehrwürdiger, Dich und
Deine Braut erblickte,
Dacht ich alsbald, wie sich hier dieses Sprüchwort treff-
lich schickte:
Gleich und gleich gesellt sich gern. Denn hier
schiene GOttes Hand
Gleiche Sitten, gleiches Wesen, gleiches Alter, gleichen Stand,

Gleich-gesinnte Redlichkeit, gleiche Tugend, gleiche Triebe,
Gleiche Neigung des Gemüths, gleiche Freundlichkeit und Liebe
Höchst-beglückt verknüpfft zu haben; Kurtz, ich sah an diesem Paar
Alles, was nur schön und artig, ja recht unvergleichlich war.

Es kan wohl kein Ulmen-Baum seinen Weinstock so umfangen,
Noch die Wünschel-Ruthe kaum nach dem Golde so verlangen,
Oder der Magnet das Eisen so begierig an sich ziehn,
Als man das Geliebte hier zum Geliebten sieht fliehn.

Zürne nicht, Hoch-Edles Paar, daß ich mich so hoch verstiegen,
Will mein lahmer Pegasus, der kaum kriechen lernet, fliegen?
Wer mit unverwandten Augen den bestrahlten Sonnen-Schein
Sich getrauet zu betrachten, der muß Adlern ähnlich seyn.

Doch erlaube, daß ich mag nur etwas von Dir gedencken,
Und die Grösse Deines Ruhms in gantz enge Gräntzen schräncken:
Du bist an Verstand und Schöne Jacob und der Rahel gleich,
Und Dein Ehstand wird auf Erden ein vergnügtes Himmelreich.

HOCHZEITSGEDICHT VON 1729
FÜR DIE BURCKHARDT-BREWITZSCHEN FAMILIEN

HOCHZEITSGEDICHT VON 1779
FÜR DIE FAMILIEN BAHRT UND TELLER

Digitized by Google

aufgefaßt werden müssen, ja im ganzen gälte das für die Neuzeit überhaupt. Es bedarf ja gar keiner Hervorhebung, in welchem Maße die Buchdruckerkunst den Sieg des Wortes über das Bildwerk gefördert hat. Aber zu vergessen ist keineswegs, daß es an Gegenströmungen nicht fehlt und daß nach dem Puritanismus des Wortes immer wieder die Bildphantasie ihr Recht verlangt. Und dafür ist die allmähliche Ausgestaltung der Familiendrucksache zur Familiengraphik ein recht guter Einzelbeweis. Es liegt natürlich nicht so, daß die Familiendrucksache verschwunden ist, sicherlich werden sogar heute erheblich größere Mengen als je davon hergestellt, — aber sie ist in ihrer künstlerisch-gesellschaftlichen Bedeutung durchaus von der Graphik verdrängt. Vergleicht man Spitzenleistungen der verschiedenen Zeitalter, so muß sich dieser Eindruck ergeben.

Schon die Zierstücke des Barock bringen der Familiendrucksache eine größere Freiheit des Bildlichen, wenn sie auch im ganzen dem bewegten, an der Kalligraphie geschulten „Schriftbild" untergeordnet bleiben. In dem bevorzugten Kleinformat des Rokoko stellt sich der graphische Schmuck durchaus gleichberechtigt neben die Type, wenn er nicht überhaupt beansprucht, Höhepunkt des Ganzen zu sein, und nun läßt sich das Bild selbst durch den Übergang zur klassizistischen Strenge nicht mehr völlig aus der Familiendrucksache verdrängen. Im Gegenteil, in der gestochenen Silhouette findet sich eine beliebte, weil dem Frühklassizismus wesensverwandte Bildform. Zu Hunderten sind die mit Schattenrissen geschmückten Drucke des ausgehenden 18. Jahrhunderts uns überkommen, unter den sympathischen Leistungen dieses Gebiets sind sie vielleicht die am allgemeinsten bekannte. Natürlich gibt es in dieser Zeit auch rein typographisch ausgestaltete Antiquadrucke, die vielleicht den Zielen des Klassizismus noch näherkommen, aber sie werden doch von der größeren Menge als „akademisch" empfunden, wie denn wohl auch die bezeichnendsten Beispiele sich den lateinisch abgefaßten Gelegenheitsdrucken der Universitäten entnehmen lassen. Die bürgerliche Drucksache der Biedermeierzeit ging im ganzen andere Wege, sie hat Freude an einer gewissen Farbigkeit des Grundes, liebt als Untergrund blaues und rotes Papier, wenn nicht sogar Seidenband, und entfaltet Buchbinderkünste, deren Nachklang in den fabrikmäßig hergestellten „Stammbuchblümchen" bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts zu verspüren war. An solchem entarteten Erbe der Biedermeierzeit haben noch lange die Kinder ihre Freude gehabt.

Die Leichtigkeit maschineller Hervorbringung, die Billigkeit autographierender Technik sind auch der Familiendrucksache nicht zum Guten ausgeschlagen. Der Tiefpunkt ihrer Entwicklung fällt in die Zeit, als diese Mittel die handwerkliche Technik verdrängten. Aber aus der Kümmerlichkeit des Üblichen — einiges, was das allgemeine Niveau überragte, hat es natürlich gleichwohl gegeben — kam der Anstoß zur Besserung. Jene künstlerisch-reformatorische Bewegung, die am Ausgang des 19. Jahrhunderts die verschiedensten Gebiete ergriff, kam auch der Gebrauchsgraphik zugute, und sie nahm das Gebiet der Familiendrucksache zu einem großen Teile an sich. Eine systematische Bearbeitung des Gebietes erfolgt: Familienanzeige und Glückwunschkarte, Besuchskarte, Einladungskarte, Tischkarte, Briefkopf und Gästebuch werden in immer neuen Entwürfen gestaltet; das Exlibris nimmt bekanntermaßen einen neuen Aufschwung, wobei es freilich nicht selten mehr Austauschgraphik, als Zweckarbeit wird; auch Familienurkunde, Wandspruch und Erbauungsbuch werden Themen des Graphikers. Damit sind nur eine Anzahl Stichworte gegeben. Aus dem feiertäglichen Bedürfnis der Familie könnten wohl noch manche Aufgaben und — Aufträge entstehen. Entscheidend ist der Wille, dem Künstlerischen einen Einfluß im persönlichen Leben zu geben, und nicht bloß immer

Digitized by Google

die Formel zu gebrauchen, daß die Kunstpflege Sache der Regierungen und Verwaltungen sei. Ein „Sowohl — als auch" ist hier nützlicher als ein „Entweder — oder". Ganz gewiß werden die Künstler-Aufträge, die mit der Ausgestaltung großer Bauwerke oder gar des Stadtbildes zusammenhängen, immer mehr von der Allgemeinheit ausgehen, daneben muß aber noch viel Platz für anderes sein, und der privaten Kunstpflege bleibt noch genügend zu tun übrig. In diesen Zusammenhang gehört die Familiengraphik.

Die jetzige Familiengraphik sucht die beiden Richtungen der Schriftausführung und der Bildausführung, von deren Wett- und Widerstreit wir sprachen, zu umfassen. Sie hat Vertreter der Schriftform, wie es in der Leipziger Ausstellung Theo Paul Herrmann, Georg Belwe oder Louise Rudolph waren, und sie zeigte die stärkere Betonung des Bildcharakters etwa in den Arbeiten von Fred Gravenhorst, Max Zschoch und Adelheid Schimz, wobei der Humor, der innerhalb eines so privaten Kunstgebietes immer seinen Platz haben wird, zwar offensichtlicher im Gegenständlichen hervortritt, aber auch im Schriftentwurf nicht zu fehlen braucht. Für den humoristischen Einschlag dieser Gattung ist neben manchem andern die Neujahrskarte von Baus ein guter Beleg, auf der der Künstler sich selbst mit einem vierblättrigen Kleeblatt im Munde darstellt. Zugleich ein Beweis, mit wie geschmackvoller Zurückhaltung ein solcher Einfall gelöst werden kann. Natürlich darf von einer Gegensätzlichkeit nur auf verwandter Grundlage gesprochen werden, denn durch die Aufgabe selbst wird im allgemeinen die Verbindung von Schrift und Motiv und damit ihre Unterordnung unter denselben graphischen Gesamtcharakter vorgeschrieben sein.

Zu einem kritischen Eingehen auf die Einzelleistung fühle ich mich als Mitveranstalter auch der modernen Ausstellung nicht in der Lage. Die Nennung der ausstellenden Künstler soll durch Wiedergabe eines Beispiels aus ihren Arbeiten erfolgen.

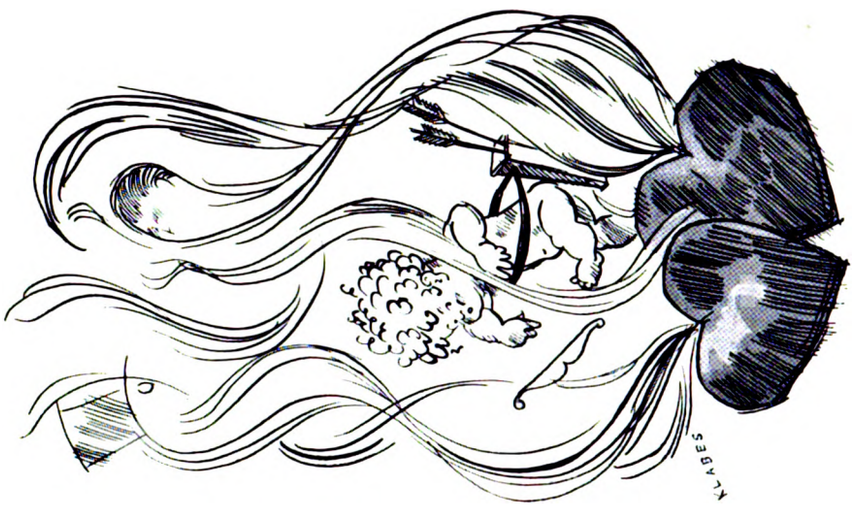
HANNS ZETHMEYER · EXLIBRIS

Digitized by Google

ADELHEID SCHIMZ, EINLADUNGSKARTE

GEORG BAUS, GLÜCKWUNSCHKARTE

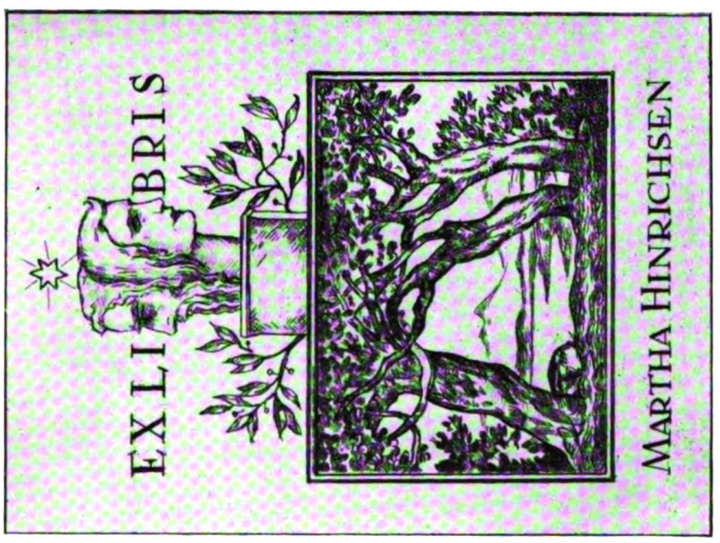
Digitized by Google



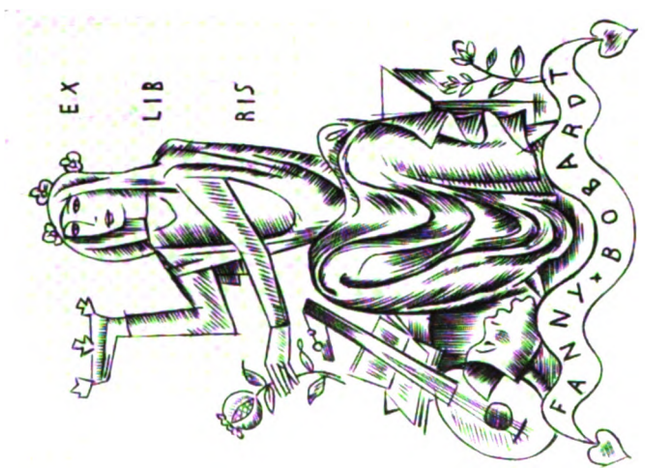
KURT KLABES · HOCHZEITSZEITUNG-ILLUSTRATION

HUGO BERNHARDT · GLÜCKWUNSCHKARTE

Digitized by Google



HUGO STEINER-PRAG · EXLIBRIS

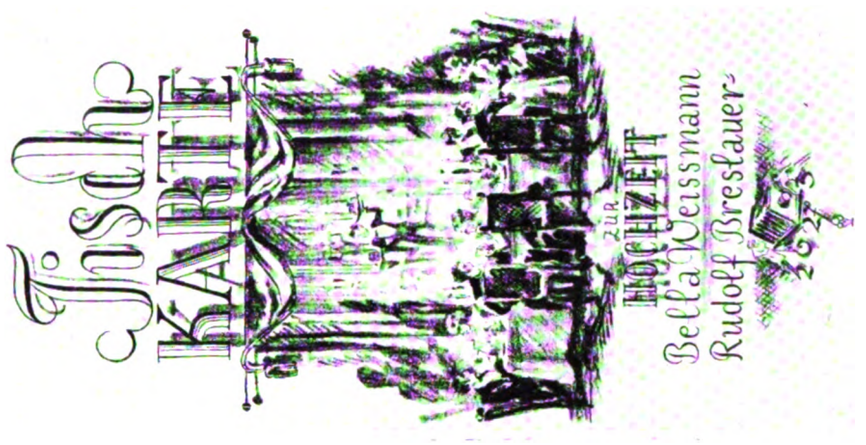


ERICH GRUNER · EXLIBRIS

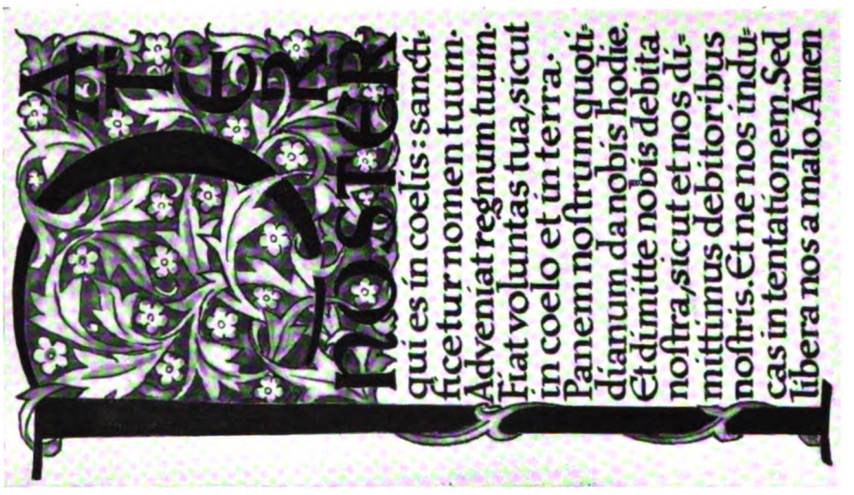
Digitized by Google

ALICE GREINWALD-CLARUS · GEBETBUCH

Digitized by Google



FRED GRAVENHORST · TISCHKARTE



OSWALD WEISE · SCHRIFTTAFEL

Digitized by Google

Meine Verlobung mit Fräulein
Helene Schweckendiek, Tochter des Herrn
Sanitätsrat Dr. Ernst Schweckendiek
und seiner Frau Gemahlin Theda, geb.
Hölscher beehre ich mich anzuzeigen

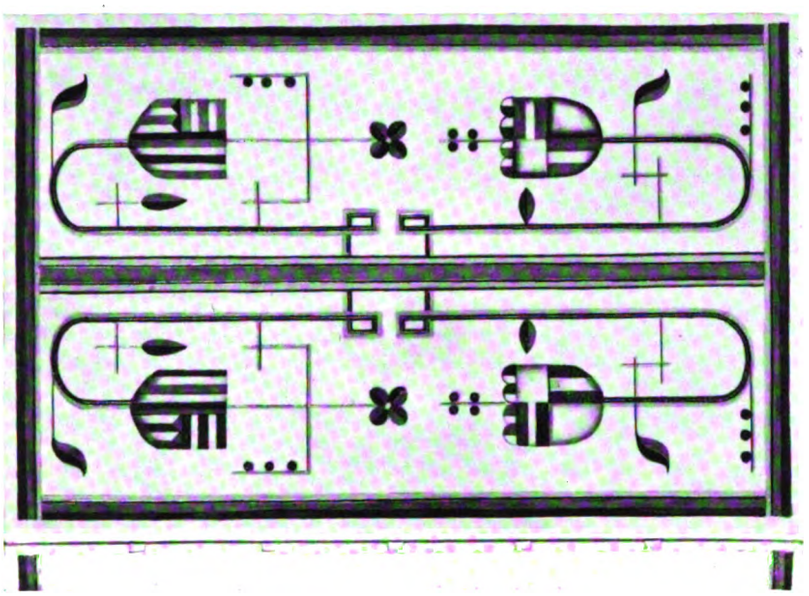
Heinrich Dünnhaupt

Dessau, im Januar 1926, z. Z. in Lauenau.

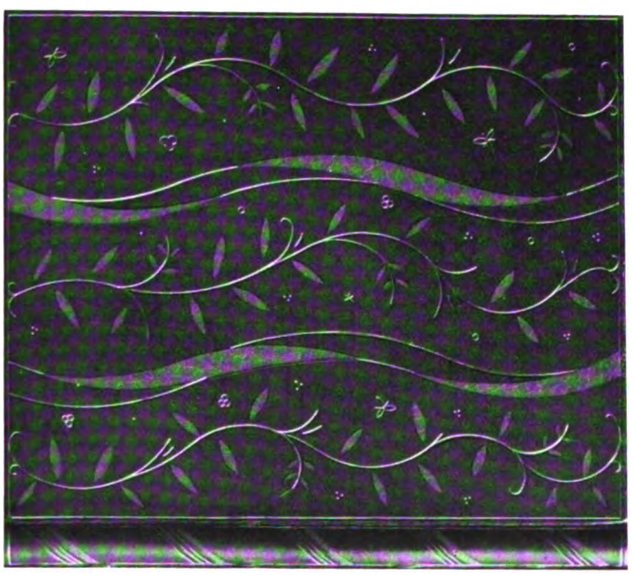
GEORG BELWE · VERLOBUNGSANZEIGE

LOTTE WINTER · EXLIBRIS

Digitized by Google

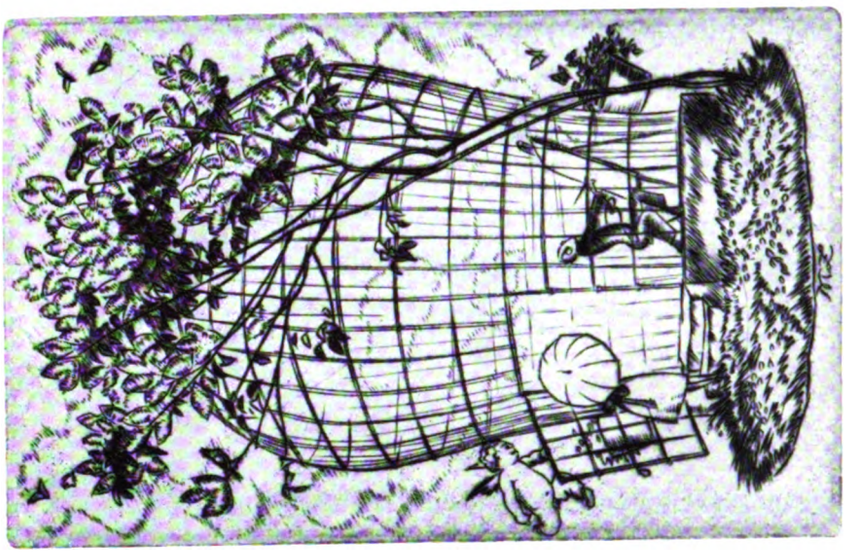


KÄTE ROSENSTOCK · GÄSTEBUCH

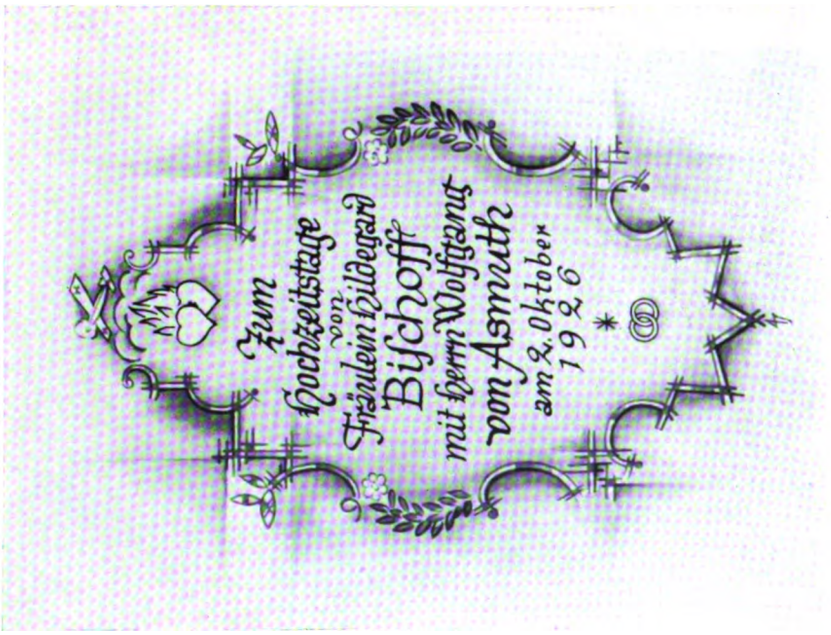


WALTER BUHE · GÄSTEBUCH · AUSGEFÜHRT VON DER LEIPZIGER BUCHBINDEREI FRITZSCHE A.-G.

Digitized by Google



MAX ZSCHOCH · VERLOBUNGSANZEIGE

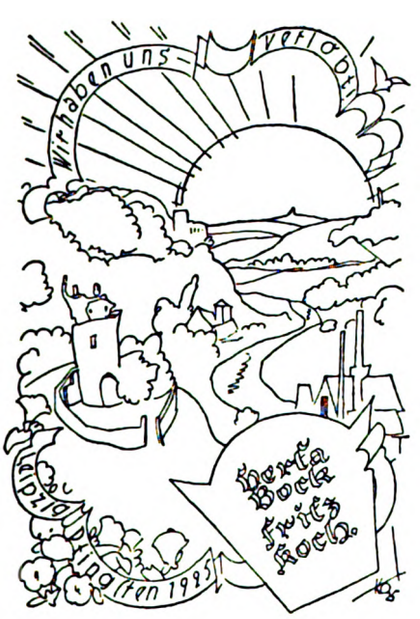


ALFONS SCHNEIDER · UMSCHLAG

Digitized by Google

THEO PAUL HERRMANN
MONOGRAMM VON EINEM GÄSTEBUCH

GEORG KISSIG · EXLIBRIS



FRITZ KOCH · VERLOBUNGSANZEIGE

LOUISE RUDOLPH · EXLIBRIS

Digitized by Google

MÖGLICHKEITEN DER AUSNUTZUNG VON ADDITIONSEINRICHTUNGEN IN DER REPRODUKTIONSTECHNIK

VON EMIL KÖDITZ-LEIPZIG

DAS „Addieren" spielt im kaufmännischen Leben eine große Rolle, und es wird jedenfalls gern ausgeführt, wenn der Arbeitsertrag sich in vielen Zahlen ausdrückt. Seit einigen Jahren ist der Begriff vom Addieren auch in die photographische Reproduktionstechnik übernommen worden. Aber wahrscheinlich weiß ein großer Teil von Fachleuten noch nicht recht, was darunter zu verstehen ist. Es ist auch nicht verwunderlich, wenn neue Begriffe aufkommen und nicht richtig verstanden von Mund zu Mund weitergetragen werden, gibt es doch Fachleute, die selbst über alte Begriffe noch nicht recht im klaren sind; als Beispiel sei *negativ* und *seitenverkehrt* angeführt. Jedoch ist es eine Grundbedingung, die vielen Begriffe im graphischen Gewerbe richtig zu verstehen, wenn man sich in der Fachsprache zurechtfinden will. Die Angehörigen des graphischen Gewerbes sollten sich zum eigenen Nutzen das von Otto Säuberlich verfaßte „Obral-Wörterbuch" aus dem Verlag von Oscar Brandstetter, Leipzig, zu Hilfe nehmen. Man kann sagen, das Buch kam im rechten Augenblick. Es ist wie ein treuer Freund und Führer immer zur Auskunft bereit und jedem im graphischen Gewerbe stehenden Menschen wird es etwas zu sagen haben, was er noch nicht weiß; etwa viertausend Begriffe sind knapp aber treffend erklärt. In der Annahme, daß dieses kleine Buch schon in weite Kreise vorgedrungen ist, denn es erregte bei seinem Erscheinen Aufsehen in der graphischen Welt, braucht in den folgenden Darlegungen der eine oder andere Begriff nur kurz genannt zu werden.

Je mehr die Photographie in die einzelnen Zweige des Druckgewerbes helfend eingreift, um so mehr sind auch neue Begriffsbildungen zu erwarten. Es genügt, nur an die vielen Verfahren der Bildvermittlung zu erinnern; fast jeder Erfinder will sein Geisteskind aus der Menge durch einen Namen besonders herausheben. Dadurch wird die Fachsprache verworrener und verhindert eine klare Verständigung.

Der Begriff „*Addieren*" bedeutet in der Reproduktionstechnik „*Zusammenziehen von Einzelheiten durch mechanische Hilfsmittel und lichtempfindliche Stoffe*". Das Addieren kann mit unterschiedlichen Einrichtungen und verschiedenen Stoffen erreicht werden durch Aufnahmen oder Kopien. Im Aufgabenkreis haben wir aber noch die beiden Gruppen der einfarbigen und der mehrfarbigen Objekte (Originale) zu unterscheiden. Danach richtet sich, ob die Addition im Aufnahme- oder Kopierverfahren am sichersten zum Ziele führt. Am frühesten wurde meines Wissens das Addieren im Aufnahmeverfahren für die Wertpapier-

Digitized by Google

Eine
KAMERA MIT ADDITIONSANHANG
ermöglicht Ausstattungen von
AKTIEN
ÜBER
EINTAUSEND MARK
UND MEHR
Der Inhaber einer Reproduktions-Anstalt
mit Additions-Einrichtung ist immer gut
ausgerüstet für
OFFSET-, TIEF- UND BUCHDRUCK
Der Additionsanhang hat seit Jahren seine
Leistungsfähigkeit glänzend bewiesen.

Leipzig C 1, am 1. Februar 1928

HOH & HAHNE, LEIPZIG

Fabrik
photographischer
Reproduktions-
Apparate

Maschinen-Fabrik
und Fachgeschäft für
die gesamte Repro-
duktions-Technik

Fernruf Nr. 21854 und 20973

Beilage zum Artikel „Möglichkeiten der Ausnutzung von Additions-Einrichtungen in der Reproduktionstechnik", Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik 1928, Heft 2

Digitized by Google

Digitized by Google

erzeugung angewendet, jedoch nicht erschöpfend ausgenutzt. Damals dachten in Deutschland wahrscheinlich die wenigsten Fachleute an die Ausbreitung des Offsetdrucks. Mit dessen Entwicklung kam aber das Bedürfnis, das Einzelbild nicht mehr durch Umdruck, sondern durch Photographie auf die Zinkplatte zu bringen. Dabei wurde auch der falsche Begriff „Photoumdruck" eingeschmuggelt; über Umdruck und Kopie gibt das Obral-Wörterbuch auch klar Auskunft.

Die Möglichkeiten der Ausnutzung photographischer Addition sind höchstwahrscheinlich noch nicht genug erkannt. Ein Teil der Fachleute traut den mechanischen Einrichtungen nicht viel zu, ein andrer verspricht zuviel und ein andrer verlangt Eignung möglichst für alle Aufgaben. Solche Verhältnisse sind einer gesunden Entwicklung nicht förderlich, und deshalb erscheint es angebracht, Untersuchungen anzustellen über die Leistungen von Additionseinrichtungen. Dazu nahm ich im vergangenen Jahre planmäßig Versuche vor, über die ich in dieser Zeitschrift 1927, Heft 7/9, und in Klimschs Jahrbuch 1928 berichtete. Mittlerweile setzte ich in aller Stille die Untersuchungen fort.

Ausgehend von den Reproduktionsmitteln, die den Betrieben mit Reproduktionsabteilung am leichtesten erreichbar sind, wurde eine Kamera mit Additionsanhang von der Firma Hoh & Hahne, Leipzig C 1, benutzt. Für gewöhnlich dient diese Kamera zu den üblichen Arbeiten in den Strich-, Halbton- und Rasteraufnahmeverfahren für Hoch-, Flach- und Tiefdruck. Zur Addition werden an die Stelle der Mattscheibe der Additionsanhang und vor das Objektiv ein Diapositivansatz gebracht. An letzterem ersetzt man die sonst üblichen Einlegerahmen durch eine Kreisdrehvorrichtung, die eine genaue Skala von 360 Grad aufweist. In diese Vorrichtung spannt man das Negativ mit der als Original dienenden Grundfigur. Soll aus dieser nur ein Teil entnommen werden (Abbildung 1), so ist dieser Teil vor dem Einspannen genau festzulegen. Dann wird das Bild auf Größe und Schärfe eingestellt und danach genau nach der senkrechten und wagrechten Mittenlinie der Mattscheibe gerichtet. Damit das Licht nur durch das Bild und an der entsprechenden Stelle zur photographischen Platte vordringen kann, sind Balgen- und Jalousieteile zur Abblendung angebracht.

ABB. 1

Der Additionsanhang hat eine Vorrichtung zur seitlichen Verschiebung der Mattscheibe (an diese Stelle tritt später die Kassette mit der Platte), deren Führung genau wagrecht und gerade Linie hält. Die seitliche Verschiebung wird an einem Teilkopf eingestellt und mittels Spindel von Hand bewirkt, so daß genaues Aneinanderpassen der Bildausschnitte erreicht werden kann; siehe Abbildung 2. Eine solche Streifenaufnahme kann als Original der Höhe nach in den Diapositivansatz eingesetzt werden, sie ergibt durch wiederholte Addition ein Untergrundmuster; vergleiche damit die Beilage der zweifarbigen Aktienausstattung. Die in den Abbildungen gebrachten Beispiele zeigen zwar nur Formen, die Guillochen sehr

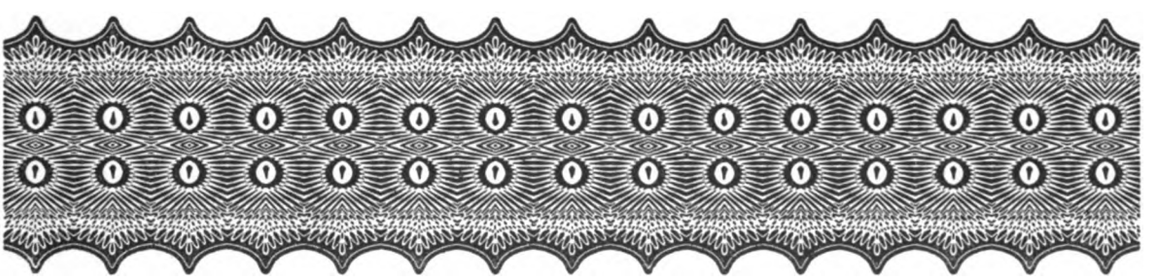


ABBILDUNG 2

Digitized by Google

ähnlich sind, aber auch gezeichnete Striche, zweckentsprechend photographisch addiert, ergeben eigenartige Figuren. Aus einer so gebildeten Figur lassen sich eine Unmenge neue Muster bilden, aus denen sogar weitverzweigte Familien von Mustern hervorgehen können. Mit Hilfe der Drehvorrichtung am Diapositivansatz können noch durch Addition von Winkel-

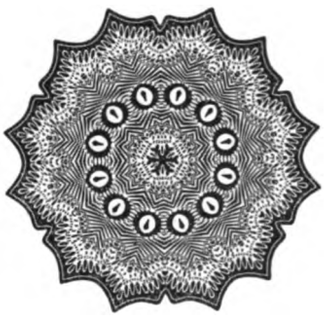


ABBILDUNG 3

ausschnitten Rosetten geschaffen werden, die in den Einzelheiten gleiche Elemente haben und doch in die Augen springende Formveränderungen zeigen (vergleiche Abbildung 3 und 4), und die als Stempel benutzte Rosette auf der vorher genannten Aktienausstattung. Zeichnungen andrer Eigenart, oder aus typographischem Material gesetzte Zierstücke und Schriften sind ebenfalls zu Additionen verwendbar.

Der Additionsanhang ist in erster Linie gebaut zu Aufnahmen in Reihen nebeneinander für Musterbildungen, doch ging ich darüber hinaus und erprobte die Addition von Etiketten und Werbemarken neben- und untereinander in einem Arbeitsgange. Dabei erreichten in meiner Unterrichtspraxis selbst intelligente Lehrlinge überraschend gute Ergebnisse. Solche Aufnahmen dann auf Film in beliebiger Zahl reproduziert lassen sich leicht zu größeren Formaten zusammenstellen, die dann im pneumatischen Kopierrahmen auf die Zinkplatte für den Maschinendruck kopiert werden können.

Im weiteren Verlauf meiner Untersuchungen ließ ich von der Firma Hoh & Hahne nach zwei Negativen von Schriftsatz auf Film im Format 50 × 60 Zentimeter mit der Lux-Addiphot-Maschine Additionen ausführen. Dabei mußten nach meinen Angaben Versetzungen der Schrift (neben- und untereinander) vorgenommen werden. Außerdem verlangte ich

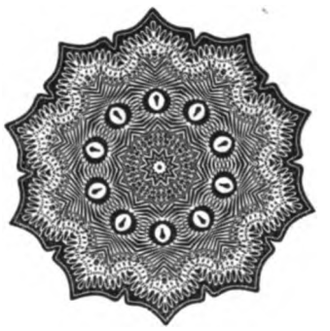


ABBILDUNG 4

eine Genauigkeitsprobe in der Addition einer Linie zu einem bestimmten Muster. Ein kleiner Teil der Ergebnisse vom Additionsanhang und die beschriebenen drei Proben von der Lux-Addiphot-Maschine sind für die vorliegende Nummer dieser Zeitschrift zusammengefaßt worden zu einer vierseitigen Beilage der Firma Hoh & Hahne, Leipzig C 1. Als Beispiel für Ausstattungen von Aktien, Versicherungsscheinen und ähnlicher Drucksachen bildete ich aus der in Abbildung 1 gezeigten Teilfigur einen Rahmen mit einem Untergrund für zweifarbigen Buchdruck (siehe Beilage). Zu den meisten Proben dienten meine eigenen Grundfiguren, dagegen zog ich aus der ineinandergreifenden Unterrichtsarbeit der Buchdrucker-Lehranstalt zu Leipzig Schriftsatz heran zur Additionsarbeit für Vorsatzmuster. Diese Ergebnisse der Zusammenarbeit sind als Untergrund benutzt auf der Vorder- und Rückseite der ersten Beilage. Die Additionen in der Kamera mit Anhang entstanden in der Reproduktionsabteilung der Buchdrucker-Lehranstalt, teils in meinen eigenen Untersuchungen,

Digitized by Google

HOH UND HAHNE

FABRIK PHOTOGRAPHISCHER REPRO

MASCHINENFABRIK·FACHGESCHÄFT

LEIPZIG C1

DUKTIONS-EINRICHTUNGEN

FÜR REPRODUKTIONSTECHNIK

EINRICHTUNGEN

FÜR

CHEMIGRAPHIE
PHOTOLITHOGRAPHIE
OFFSETDRUCK
LICHTDRUCK
TIEFDRUCK

Beilage zum Artikel „Möglichkeiten der Ausnutzung von Additions-Einrichtungen in der Reproduktionstechnik", Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik, 1928, Heft 2.

Digitized by Google

LUX-ADDIPHOT UND
ADDITIONSANHANG
AN KAMERAS
VON

HOH & HAHNE
LEIPZIG C1

SIND

REPRODUKTIONSMITTEL

ZUM

ANEINANDER-
NEBENEINANDER-
UNTEREINANDER- UND
INEINANDER-
PHOTOGRAPHIEREN

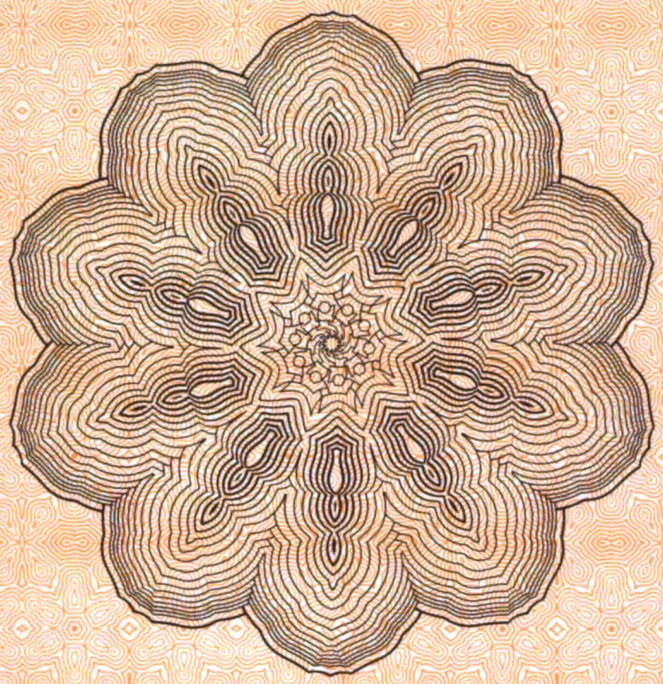
VON

LINIENFORMEN · BILDERN · SCHRIFT

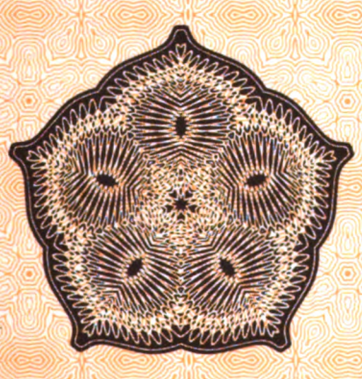
FÜR

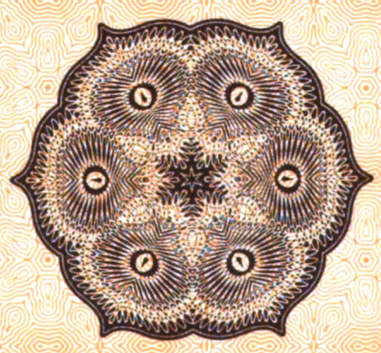
WERTPAPIERE · WERTMARKEN
PHOTOGUILLOCHEN
ROSETTEN · ZIERLEISTEN
VORSATZMUSTER
ETIKETTEN · PACKUNGEN
BLECHEMBALLAGEN
SPIELKARTENRÜCKSEITEN

Digitized by Google



SO GENAU
photographiert die
LUX-ADDIPHOT-
MASCHINE
jede Linie einzeln
nebeneinander





Beilage zum Artikel „Möglichkeiten der Ausnutzung von Additions-Einrichtungen in der Reproduktionstechnik", Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik, 1928, Heft 2.

Digitized by Google

Die hier gezeigten Additionsproben wurden in der Reproduktionsabteilung der Buchdrucker-Lehranstalt zu Leipzig nach Entwürfen von Emil Köditz ausgeführt. Druck: J. J. Weber in Leipzig.

Digitized by Google

teils in unterrichtlicher Einführung von Photographen-Lehrlingen und -Gehilfen in die Handhabung von Additionseinrichtungen. Obwohl damit die Untersuchungen nicht abgeschlossen sind, zeigen die Ergebnisse doch deutlich genug, daß eine Kamera mit Additionsanhang mannigfaltige Ausnutzung ermöglicht. Bedenkt man, daß zu Additionen im Aufnahmeverfahren für Offsetdruck hauptsächlich einfarbige Arbeiten in Frage kommen (die Gründe liegen größtenteils in der Veränderung des Papiers während des Druckvorganges), so ist es wohl nicht zweifelhaft, daß eine solche Einrichtung in den allermeisten Fällen ausreicht. Mit Recht kann diese Kamera mit Additionsanhang als Universalapparat bezeichnet werden. Die aus dem Schriftsatz gebildeten Untergrundmuster und die auf der dritten Seite der Offsetbeilage wiedergegebene Genauigkeitsprobe geben einen Überblick, daß mit der Lux-Addiphot-Maschine mannigfaltige Arbeiten durchführbar sind.

Anschließend sei noch darauf hingewiesen, daß ich an der Kamera ein Objektiv (Apochromat-Collinear F 60 Zentimeter 1 : 10), von der Firma Vogtländer & Sohn A.-G., Braunschweig benutzte. Die Ergebnisse sind jedenfalls Beweis genug für die vollkommenste strichscharfe Zeichnung der Optik. Als Aufnahmematerial zu den Additionen dienten Platten A und Films A blank von der Firma J. G. Farbenindustrie Agfa, Berlin SO 36. Grundsätzlich wurde an den Strichaufnahmen keinerlei Abschwächung oder sogenannte „Klärung" vorgenommen. Dadurch ist es jedem Praktiker der Reproduktionsphotographie möglich, sich ein Urteil zu bilden über die Güte der beschriebenen Reproduktionsmittel.

Digitized by Google

BESPRECHUNGEN

GEWERBEMUSEUM BASEL. (Froben-Gedächtnis-Ausstellung, Ausstellung Neue Typographie.)

Über zwei Ausstellungen des Basler Gewerbemuseums informieren zwei kleine Publikationen der Art, wie sie regelmäßig vom Museum herausgegeben werden, wenn es über stattfindende Ausstellungen zu berichten gilt. Diese stets sorgfältig ausgearbeiteten Berichte geben nicht nur Zeugnis von einer systematischen Museumsarbeit und nützen nicht nur denen, die Gelegenheit haben, die Ausstellungen zu sehen. Darüber hinaus orientieren sie gleichermaßen Fachleute und Laien in sachlicher Weise über die verschiedensten Gebiete, da sie sich nicht nur auf eine Aufzählung der die jeweiligen Ausstellungen bestreitenden Gegenstände erstrecken, sondern in den Begleittexten einen tieferen Einblick in die Sache vermitteln.

Die 400. Wiederkehr des Todesjahres von *Johannes Froben* gab Anlaß zu einer Ausstellung, die den großen Meister Basels würdig ehrte, indem sie unter Verzicht auf eine Gesamtschau Frobenscher Druckwerke sich auf eine Auswahl beschränkte, die in charakteristischen Proben von Büchern und Blättern das Werk Frobens vor Augen stellte. Die Universitätsbibliothek und das Kupferstichkabinett taten sich zu gemeinsamer Arbeit zusammen und Dr. h. c. Koegler, Kustos des Basler Kupferstichkabinetts, übernahm die Auswahl und Beschreibung der ausgestellten Stücke und schrieb als einleitenden Text eine Abhandlung, die Frobens Lebenswerk anschaulich zur Darstellung bringt und namentlich sein Verhältnis zu den Gelehrten seiner Zeit, allen voran Erasmus von Rotterdam, ins rechte Licht setzt.

Die zweite Ausstellung des Basler Gewerbemuseums, über die ein Bericht vorliegt, befaßte sich mit der *neuen Typographie*. Die Ausstellung, so heißt es im Vorwort der Museumsdirektion, sei bewußt einseitig; sie beschränke sich auf jene Richtung, die als freie oder elementare Typographie bezeichnet werde. Die Museumsleitung sei indessen der Ansicht, die neue Richtung in der Typographie sei nicht als „Tagesmode" abzutun, „denn ähnlich wie in der modernsten Richtung der Baukunst strebt auch der neue typographische Stil nach Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit und knappem Ausdruck". Wie sich das nun im einzelnen bei den typographischen Gestaltungen, bei der Schrift, der Verwendung des Satzmaterials in der neuen Richtung zeigt, das führt Dr. W. Drexel-Jena im Begleittext näher aus. Die Ausstellung selbst erfreute sich der Beteiligung von seiten schweizer, deutscher und holländischer Künstler, Firmen, Druckereien und Schulen, sowie einer Anzahl von Buchhandlungen. B.

25 JAHRE C. E. POESCHEL VERLAG. Ein Jubiläumsjahrbuch. Stuttgart 1927.

Der bekannte handelswissenschaftliche Verlag C. E. Poeschel in Stuttgart konnte im Herbst 1927 auf ein 25jähriges Bestehen zurück-

Digitized by Google

schauen. Das anläßlich dieses Jubiläums herausgegebene Jahrbuch gibt einen Überblick über das in 25 Jahren Geleistete und deutet die ferneren Ziele des Verlages an. Aus Werken des Verlages werden interessante Proben zum Abdruck gebracht und bekannte Namen: G. Obst, K. Marbe, R. Seyfferth u. a. m. begegnen dem Leser. Angefügt ist ein Verlagsverzeichnis, das einen raschen Überblick über eine ausgedehnte systematische Verlagstätigkeit gewährt. C.

EDWARD JOHNSTON, Schreibschrift, Zierschrift und angewandte Schrift. Mit Illustrationen vom Verfasser und Noel Rooke, 8 Schwarz- und Rotdruckseiten u. 24 Tafeln. Aus dem Englischen übersetzt von Anna Simons. Dritte deutsche Auflage. Leipzig 1928, Verlag Klinkhardt & Biermann.

Das viel gebrauchte Handbuch Johnstons, von Anna Simons bestens übersetzt, liegt bereits in einer dritten unveränderten deutschen Auflage vor und wird wie bisher ein willkommener Berater für alle diejenigen sein, die sich theoretisch und praktisch mit den Problemen von Schreibschrift, Zierschrift und angewandter Schrift zu befassen haben. A.

STANLEY UNWIN, DAS WAHRE GESICHT DES VERLAGSBUCHHANDELS. Ins Deutsche übertragen von Fritz Schnabel. 352 Seiten Oktav. C. E. Poeschel Verlag, Stuttgart (1927).

Ein bekannter englischer Verleger schildert ausführlich das Wesen des Verlagsbuchhandels und wendet sich mit seinen Ausführungen nicht nur an den Fachgenossen und angehenden Schriftsteller, denen er die Wege zum Erfolg ebnen will, sondern gleichermaßen an jeden Bücherliebhaber, der sich gern eine zutreffende Vorstellung von der vielfältigen Arbeit machen möchte, die nötig ist, ehe ein Buch vom Manuskript zum fertigen Druckwerk gestaltet vorliegt. Vom Eintreffen des Manuskriptes an führt der Verfasser zu den Berechnungen des Umfanges und der Kosten, behandelt die Fragen der Preisbildung und Überproduktion, kommt dann auf die schwierige Materie der Verlagsverträge und schildert in zwei weiteren Abschnitten Herstellung und Vertrieb. Ein eigenes Kapitel ist der Organisation des deutschen Buchhandels gewidmet. Fragen der Werbung, des Urheberrechts und allgemeine Fragen werden in den Schlußkapiteln eingehend behandelt. Das lesenswerte Buch bereichert die Buchhandelsliteratur wesentlich, und man darf es als ein Verdienst des Herausgebers und Übersetzers ansprechen, dieses wertvolle Werk in Deutschland allgemein zugänglich gemacht zu haben. C.

EDMUND WINTERHOFF, DIE KRISIS IM DEUTSCHEN BUCHHANDEL ALS FOLGE SEINER KARTELLIERUNG. Verlag G. Braun in Karlsruhe, 1927.

Die in Buchhandelskreisen bereits lebhaft diskutierte Arbeit von Winterhoff erblickt die Ursache der Krisis im deutschen Buchhandel im wesentlichen im Problem des festen Ladenpreises. Der Verfasser hält diesen für die Grundursache des Übels und fordert dessen Beseitigung. Das Buch ist ohne Zweifel eine interessante Lektüre für jeden, der sich mit diesen Fragen vertraut machen möchte, und, auch wenn er mit dem Verfasser nicht einig geht, wird er vielfache Anregungen daraus schöpfen. Auf die eingehende Kritik von G. Menz im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 1927, Nr. 180, sei hier besonders hingewiesen A.

HANNS SWARZENSKI, VORGOTISCHE MINIATUREN. Die ersten Jahrhunderte deutscher Malerei. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus.

Die Reihe der „Blauen Bücher" ist vom Verlag mit dem vorliegenden Bande in dankenswerter Weise bereichert worden. Für den Buchgewerbler und Graphiker, der sich mit der Welt der Miniaturmalerei in großen Zügen vertraut machen will, wird hier in etwa 100 Abbildungen ein gutgewähltes Anschauungsmaterial geboten. Der Herausgeber hat eine kurze Einleitung vorausgeschickt, die in das

Digitized by Google

Wesen und die besondere Stellung der Miniaturmalerei einführt und in welcher auf die bedeutendsten Schulen hingewiesen wird. Die Anmerkungen am Schluß des Bandes zu den einzelnen Tafeln geben weitere Aufschlüsse. Es ist also das Hauptgewicht auf die Abbildungen gelegt worden, und wer sich etwas genauer informieren möchte, dem sei etwa das kleine Buch von Franz Jacobi, Die deutsche Miniaturmalerei in ihren stilistischen Entwicklungsphasen empfohlen (Verlag Bruckmann A.-G., München), das 70, darunter auch einige farbige Abbildungen enthält. Der vorliegende Band konnte, da der Preis so bescheiden als möglich gehalten werden sollte, farbige Abbildungen nicht bringen; aber der ganze Reichtum der deutschen Buchmalerei des Mittelalters wird nichtsdestoweniger deutlich und als Einführung in die Formen- und Gestaltungswelt der mittelalterlichen Buchmalerei wird es in weitesten Kreisen willkommen geheißen werden.

RUDOLF BERLINER, ORNAMENTALE VORLAGE-BLÄTTER DES 15. BIS 18. JAHRHUNDERTS. Zwei Tafelbände, ein Textband. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. Preis 112 Mark.

Durch besondere Glücksumstände — er konnte auf Auslandsreisen mit Unterstützung der Deutschen Notgemeinschaft für die Bearbeitung des Elfenbeinkataloges des Münchener Nationalmuseums gleichzeitig für dieses Werk tätig sein — hatte der Verfasser Gelegenheit auch die geeigneten fremden Sammlungen durchzusehen, um in Verbindung mit den deutschen Beständen eine Zusammenstellung von Ornamentstichen zu schaffen, die für lange hinaus auf dem Gebiete der Stilkunde ein unentbehrliches Nachschlagewerk sein wird. Die Auswahl aus dem überreichen Material erfolgte nach dem Grundsatze nur das zu geben, „was ausschließlich oder vorwiegend mit der Absicht veröffentlicht wurde, Entwürfe für mustergültige Ornamente zu bringen, die ohne Rücksichten auf bestimmte Werkstattgewohnheiten und Handwerkstraditionen den ornamentalen Zeitproblemen an sich gewidmet waren.“ Dadurch wurde eine Komplizierung der Darstellung vermieden, die eingetreten wäre, wenn gleichzeitig die Entwürfe kunstgraphischer Art, die die praktische Verwendung und Verwertbarkeit eines Ornamentes in einem bestimmten Einzelfalle demonstrieren, berücksichtigt worden wären. Wie weit die Gegenwart aus dieser kaum auszuschöpfenden Quelle Nutzen ziehen kann und wird, hängt von der Aufnahmefähigkeit und von dem Grade der Selbständigkeit in künstlerischen Dingen bei denen ab, die sie benutzen. Eine solche Sammlung kann von Wert werden, wenn der Geist, der in ihr ruht, sich als lebenweckende Macht erweist.

Otto Pelka.

UMSCHAU IN KATALOGEN

Das Antiquariat Weiß & Co. in München brachte seinen Catalogus quartus librorum rarorum saec. XIV—XIX heraus, der mit den bisher edierten Katalogen der Firma in bezug auf Inhalt und Ausstattung auf gleich hoher Stufe steht. Auch dieser 4. Katalog ist ein Muster exakter Buchbeschreibung, ist bestens gedruckt und mit Abbildungen reich geschmückt worden. Das Hauptgewicht ist auf bildergeschmückte Werke des 15. und 16. Jahrhunderts gelegt worden und alle Gattungen der graphischen Kunst der Zeit sind in bemerkenswerten Beispielen vertreten. Damit will der Katalog sich nach der kunsthistorischen Seite hin empfehlen; nicht minder wichtig aber sind die Texte aus der Literatur des klassischen Altertums, des frühchristlichen und mittelalterlichen Schrifttums bis zum Humanismus, den Reformatoren und des Barock, womit der literar-historische Wert des Kataloges dargetan wird. Schließlich wäre hinzuweisen auf eine Sammlung von etwa 100 Werken medizinischen und naturwissenschaftlichen Inhalts. Vorangestellt ist eine alchimistische Handschrift des 14. Jahrhunderts, der Codex Salmasii, vermutlich italienischer Herkunft mit 88 Pergamentblättern (19×26 cm, die 15 alchimistische Schriften enthalten. Die Bewertung mit 3600 Reichsmark dürfte sich aus

Digitized by Google

der Seltenheit naturwissenschaftlicher Handschriften des Mittelalters ohne weiteres rechtfertigen. Unter den Inkunabeln des Katalogs, um nur einige zu nennen, erregen besonderes Interesse des Albrecht von Eybe Ehebüchlein (Koberger 1472 mit 3600 RM angesetzt), desselben Druckers Schatzbehalter von 1491 (4500 RM), die seltene Venezianer Dante-Ausgabe von 1491, die erste mit Holzschnitten ausgestattete Dante-Ausgabe (1800 RM). Darauf folgen Holzschnittwerke des 16. Jahrhunderts nach Ländern geordnet: a) Deutschland, Schweiz, Österreich und Polen, b) Italien, c) Frankreich, d) Spanien. Die weiteren Abschnitte enthalten: Reformation und Gegenreformation, Turcica, Americana, Geographie, Medizin und Varia; anschließend die Register nach Autoren und Künstlern, nach Gegenständen und nach Orten und Ländern eingerichtet. Das schöne Katalogwerk hat bleibenden Wert und wird als bibliographisches Nachschlagemittel gern zu Rate gezogen werden.

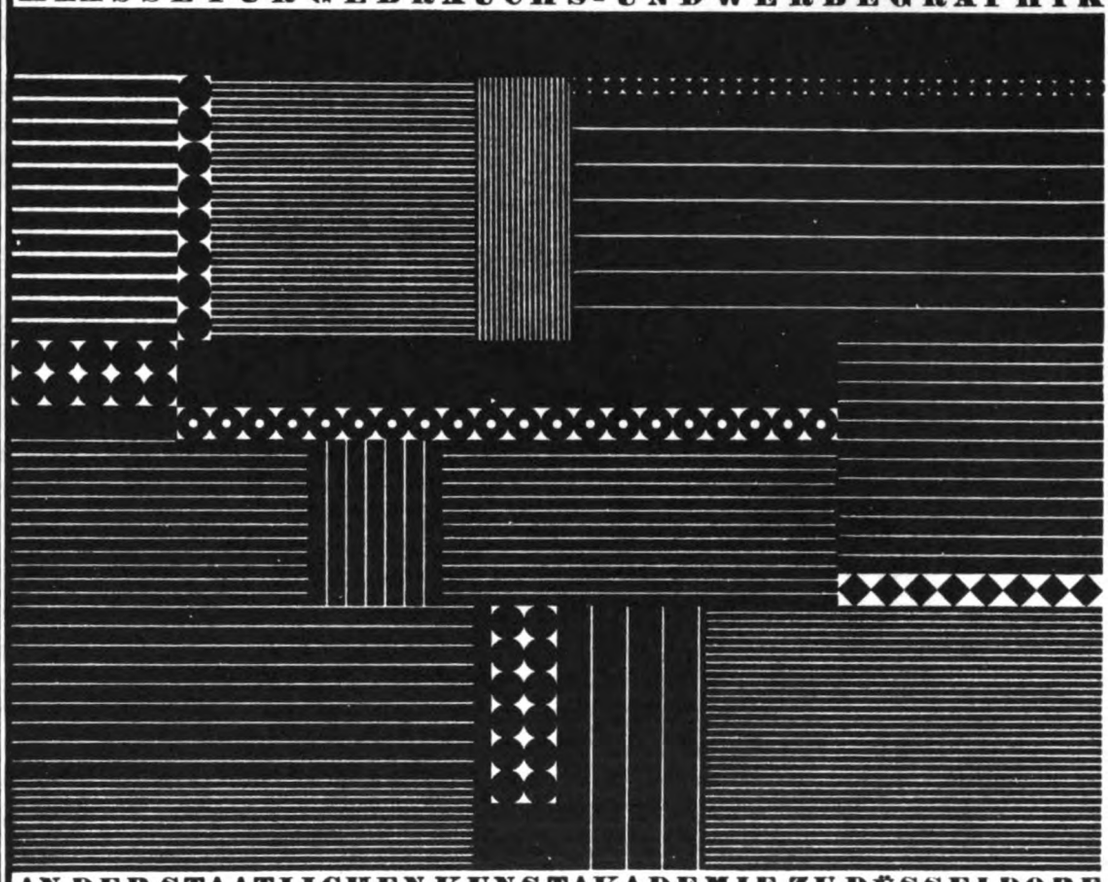
Der Katalog 109 von Paul Graupe in Berlin bringt 450 Inkunabeln aus 150 Pressen, nach Druckstädten geordnet und mit kurzen bibliographischen Angaben versehen, darunter zwei im Katalog als Unica und sämtlichen Bibliographen als unbekannt bezeichnete Werke aus Florenz (Nr. 103 und 105). B.

SCHLUSS DES REDAKTIONELLEN TEILS

Digitized by Google

Digitized by Google

KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK



AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE ZU DÜSSELDORF

BEILAGE ZUM ARCHIV FÜR BUCHGEWERBE U. GEBRAUCHSGRAPHIK

Digitized by Google

rnst Aufseeser ist der Mann, mit dessen Namen die Entwicklung der Gebrauchs- und Werbegraphik im Westen Deutschlands unlöslich verknüpft bleibt. Seit 1912 hat er sich, als Nachfolger Ehmckes, um die neuzeitliche und werkgerechte Gestaltung des Druckereiwesens bemüht, sowohl in der Kunstgewerbeschule als auch nach deren Auflösung in der Staatlichen Kunstakademie ■ Die Verhältnisse haben ihm seine Pionierarbeit nicht leicht gemacht. In zäher Arbeit gelang es ihm, die Schwierigkeiten zu überwinden ■ Die Hindernisse, die sich seinen Bestrebungen entgegenstellten, lassen sich in zwei große Gruppen zusammenfassen ■ Da ist zunächst die allgemeine geistige Einstellung der Fach- und Nichtfachleute der werkgemäßen Druckgestaltung gegenüber. Wer hatte vor 20 Jahren, außer einigen hervorragenden Werkkünstlern, einen Begriff von einer der Zeit entsprechenden und deshalb als Zeitausdruck zu geltenden Druckgestaltung? Rühmliche Ausnahmen weitschauender, opferbereiter Buchdrukker und Buchverleger, die unter Mitwirkung der wenigen berufenen Werkkünstler ausgewählte Drucke für kleinere Kreise schufen, lassen das Bild jener Zeit auf dem Gebiete der Druckformung nicht günstiger erscheinen. Es fehlte vor allem der Gedanke, den Buchdruck als Formbildner für die große Masse auszuwerten ■ Neben die Hemmungen innerer Natur traten für die Akademie-Druckerei solche äußerer Art ■ Während der Besetzung durch die Franzosen mußte sie in wenigen Stunden abgebrochen werden. Die benutzten Räume fanden andere Verwendung. Lange Zeit hindurch lag die Druckerei still. Und als dann endlich der Druckereibetrieb wieder aufgenommen werden konnte, da zeigte sich mit erschreckender Deutlichkeit, was alles fehlte, um einen auch nur einigermaßen einwandfreien Lehrgang aufzubauen ■ Ungefähr um diese Zeit wurde der Schreiber dieser Zeilen als Werbewissenschaftler an die Akademie berufen. Das ist der erste Fall in Deutschland, daß die Werbewissenschaft in dieser Form ihre offizielle Anerkennung fand; der erste Fall, daß Werbegraphiker und Werbepsychologe im Lehrbetriebe einer Kunsthochschule Hand in Hand arbeiten. Dadurch sind für die Zukunft des Unterrichtes in der Werbegraphik neue Wege bereitet ■ Die Kunst der Zukunft besteht nicht darin,

Digitized by Google

daß Malerei, Bildhauerei, Architektur, Graphik zusammenhangios nebeneinander, zum Teil gegeneinander wirken. Aus der Vielheit der bildenden Künste kristallisiert sich das Kunstwerk der Zukunft um die Architektur in ständiger Wechselbeziehung mit den anderen Künsten ■ Eine Besinnung auf die gemeinsamen Elemente im Aufbau des Alls, in der Natur wie in der Kunst, hat eingesetzt. Die Typographie steht mitten in dieser Bewegung: denn sie ist, im weitesten Sinne genommen, der Aufbau der Sprache in sichtbaren Zeichen. Der Geist des Sprachinhaltes muß in der typographischen Formgestaltung zum Ausdruck kommen, wenn Buchdruck jeder Art etwas mehr sein soll als primitive Sichtbarmachung von Gedanken ■ Der Drucksatz wird vom Inhalte des zu druckenden bestimmt - das ist hier genau so Grundgedanke wie beim Haus, das durch seinen Zweck seine Formung erhält ■ In der Werbegraphik muß die Formung von Wort und Bild genau auf den Zweck abgestimmt sein. Trifft das nicht zu, so ist die Werbegraphik nutzlos und dann - Verschwendung. Bei wirkungsvoller Werbegraphik ist Voraussetzung, die Aufgabe zunächst werbesachlich aufzufassen und sie dann ins Künstlerische zu übersetzen, hinaufzuheben. Der Werbegraphiker unserer Zeit muß die lehrbaren Erkenntnisse der Werbewissenschaft in sich aufgenommen haben, wenn er, entsprechende künstlerische Fertigkeit und Begabung vorausgesetzt, ohne Umweg zu seinem Ziele kommen will ■ Selbstverständlich beschränkt sich die Ausbildung der werdenden Gebrauchs- und Werbegraphiker an der Düsseldorfer Akademie nicht nur auf den Buchdruck. Der nachfolgende Lehrplan gibt darüber den nötigen Aufschluß. Aber da der Buchdruck als Mittel zur Erziehung des Formgefühls der Masse von einer Bedeutung ist, die wir vielleicht heute noch gar nicht ganz zu übersehen vermögen, darum soll hier einmal ausschließlich gezeigt werden, auf welcher Linie sich die Klasse für Gebrauchs- und Werbegraphik an der Kunstakademie Düsseldorfs im Buchdruck zu entwickeln bemüht ist. Deshalb sind hier nur Satzproben gegeben. Sie haben im In- und Auslande bei der Fach- und Tagespresse begeisterte Aufnahme gefunden. Das ist ein Ansporn, auf dem beschrittenen Wege weiter zu versuchen und immer wieder zu versuchen, die Druckform dem Zwecke der Drucksache und damit ihrem Geiste entsprechend zu gestalten. Hier gibt es keinen Stil, den man nachahmen kann. Hier gibt es nur den Geist, der immer aufs neue mit dem vorhandenen Setzmaterial um die beste Formung ringt ■ Dr. Rudolf Albrecht, Dozent für Werbewesen an der Staatlichen Kunstakademie zu Düsseldorf ■

Digitized by Google

KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK AN DER STAATL. KUNSTAKADEMIE DÜSSELDORF

DIE AUFGABE DER KLASSE

ist, die Studierenden dahin auszubilden, Werbemittel künstlerisch aus den wirtschaftl. Bedürfnissen der Zeit zu gestalten

DAS ZIEL DER ABTEILUNG

soll sein, die Studierenden zu befähigen, den Weg in das künstlerische Berufsleben zu finden. Neben der künstlerischen Ausbildung ist auch eine praktisch-berufsmäßige vorgesehen

LEHRPLAN

DER KÜNSTLERISCHE TEIL SETZT SICH ZUSAMMEN AUS:

Zeichnen und Malen: Flächenaufteilung, Farbübungen, Ornament, Stilisieren und Schriftzeichnen. Entwerfen: Gebrauchsgraphik, z. B. Plakat, Inserat, Briefkopf und Umschlag, Prospekt, Packung, Bücher und Buchillustration, Satzanordnung. Drucktechnik: Setzen, Buchdruck, Steindruck, Holz- und Linoleumschnitt

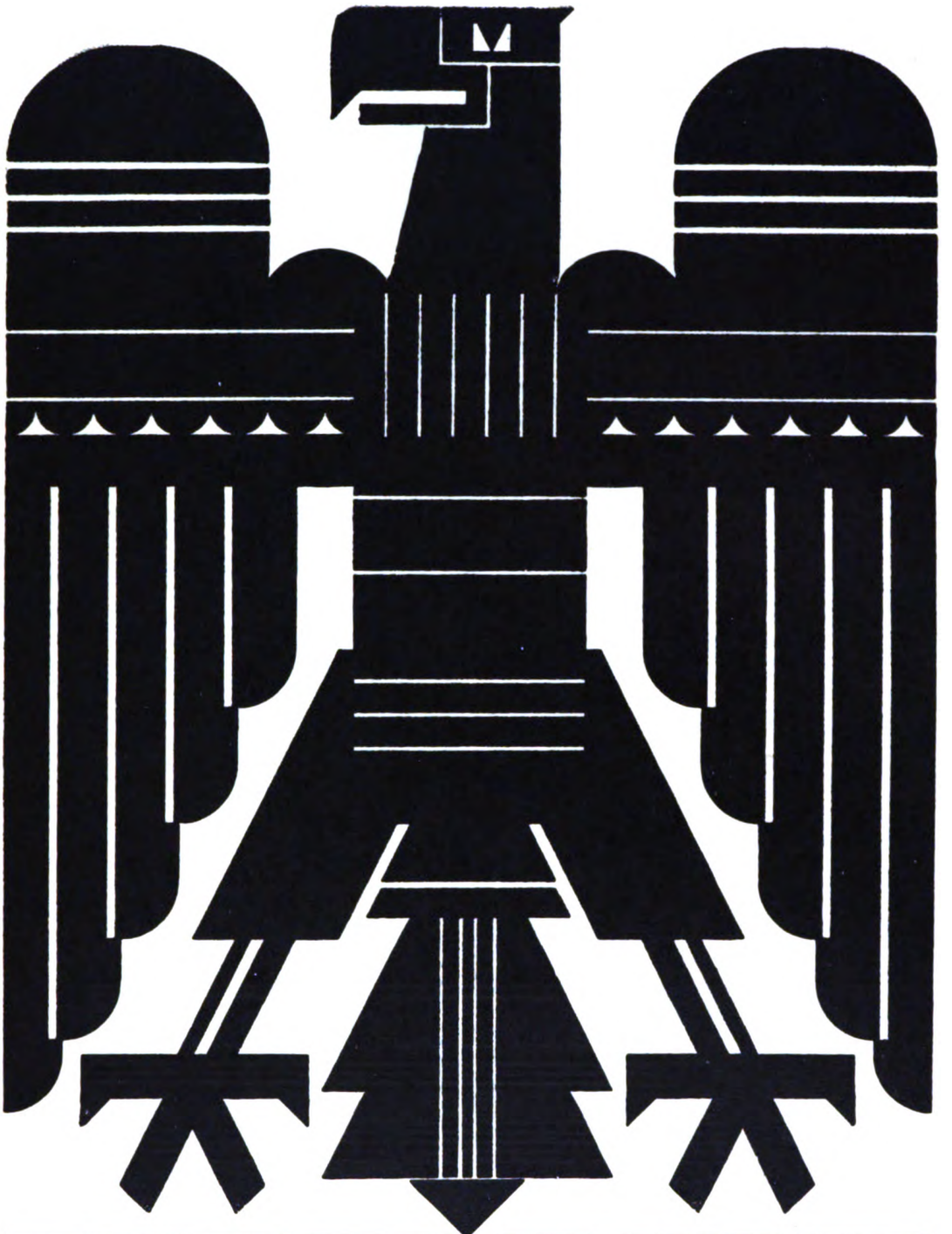
DER WISSENSCHAFTLICHE TEIL

umfaßt Vorträge über Reklamepraxis u.-wissenschaft, theoretische Übungen im Werbeseminar, Kritik, Besichtigungen u. Untersuchungen

Direktor Dr. Kaesbach, Professor Aufseeser, Dr. Albrecht

KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE ZU DÜSSELDORF (AUFSEESER-KLASSE)

Digitized by Google



WIR GEBEN UNS DIE EHRE, SIE ZUR ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG

DIE KÜNSTLERISCHE FORMGEBUNG DES REICHES

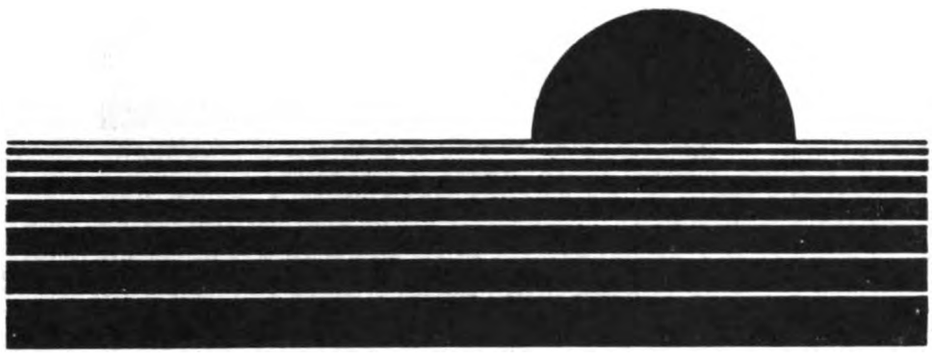
AM SAMSTAG, DEM 26. NOVEMBER 1927, VORM. 11,30 UHR, IN DER AULA DER STAATL. KUNSTAKADEMIE ERGEBENST EINZULADEN

HERR REICHSKUNSTWART DR. REDSLOB WIRD BEI DER ERÖFFNUNG ÜBER DAS THEMA DER AUSSTELLUNG EINEN VORTRAG HALTEN

ALLGEMEINE KULTURVERANSTALTUNGEN DER STADT DÜSSELDORF
PROFESSOR DR. KARL KUMPMANN ◆ DR. HEINRICH HEINRICHS
STAATL. KUNSTAKADEMIE DÜSSELDORF ◆ DIREKTOR DR. KAESBACH

KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE ZU DÜSSELDORF (AUFSEESER-KLASSE)

Digitized by Google



STIFTUNG SCHULE AM MEER NORDSEEINSEL JUIST

Der Direktor der Schule am Meer, Herr H. Luserke, wird Dienstag, den 22. März 1927, abends 8 Uhr, in der Aula der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf einen Lichtbildervortrag halten über

DAS MEER ALS ERZIEHER

„Vom Wesen und der Wichtigkeit einer Jugendbildung im modernen Naturgefühl". Zu diesem Vortrag würde ich mich freuen, Sie und Ihre interessierten Freunde und Bekannten begrüßen zu können.

DR. W. KAESBACH

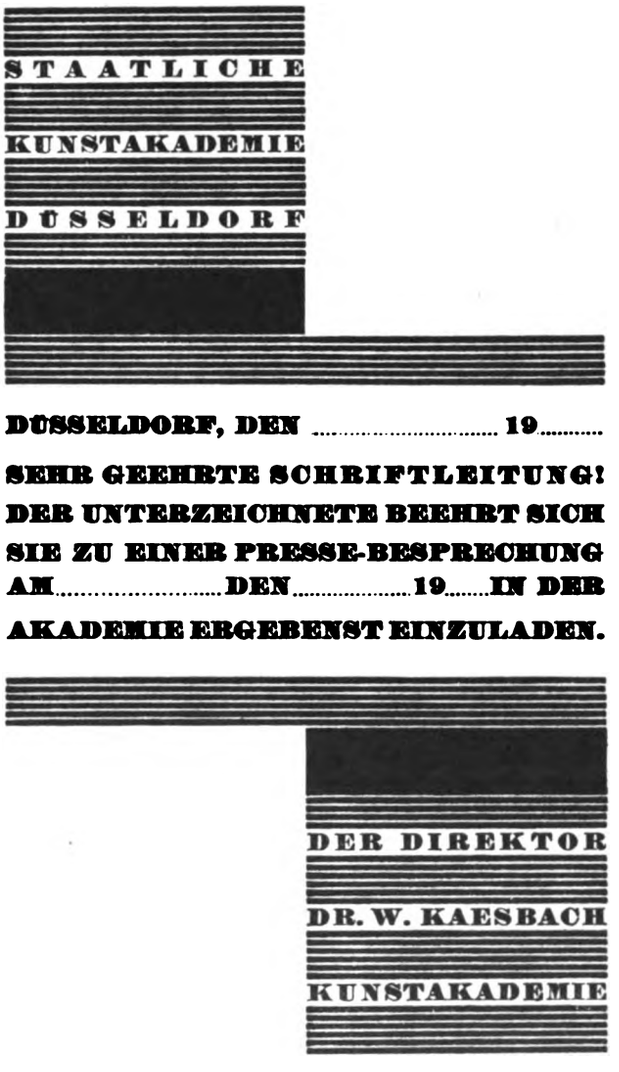
Einladungskarte Ernst Aufseeser

Einladungskarte Karl Weber

KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE ZU DÜSSELDORF (AUFSEESER-KLASSE)

Digitized by Google

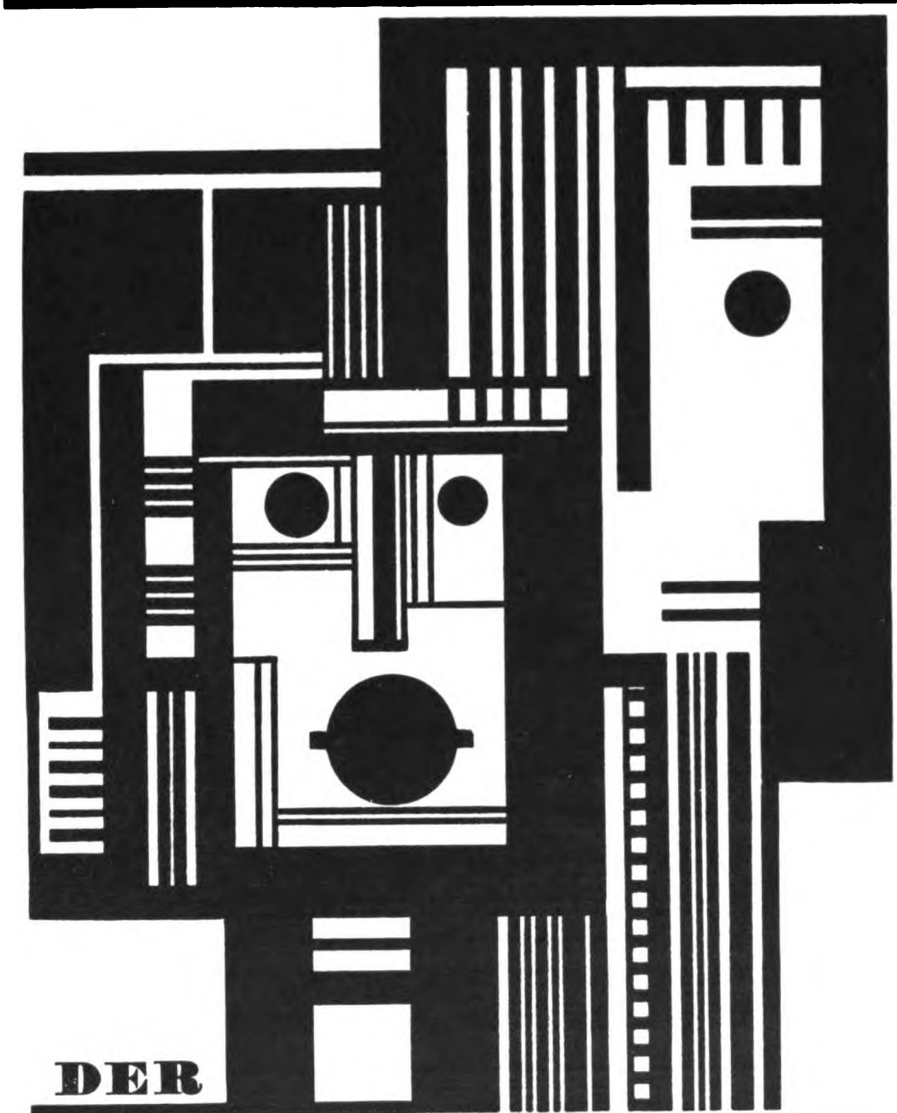
Briefkopf Franz Marten



Einladungskarte Franz Marten

Digitized by Google

BÜHNENKUNSTKLASSE



DER STAATL. KUNSTAKADEMIE DÜSSELDORF

Prospekt Ernst Aufseeser

Digitized by Google

DER DINGE WESEN, ACH, WIE KÖNNT' ICH'S WOHL VERSTEHEN
WIE ANDERS WOHL, WIE AUS MIR SELBST, AUS MEINEM WESEN
UND WAS GESTALTET IST, WIE SOLL ICH SOLCHES WOHL ERSEHEN
ALS WIE IN MEINEM BLICK, AUS MIR, ICH ES ERLESEN —
ICH BIN DER DINGE MASS, UND WENN MICH DIES BETROGEN
IST GOTT UND ICH UND WELT, UND IST ALL' DING ERLOGEN

ICH SAH IM FLEISCH DIE SCHÖNHEIT UNTERM LORBEERBAUM:
ICH SAH DAS WEIB, IN SICH VERSENKT IN TIEFSTEM TRAUM
DER LEIB WIE SCHNEE, DEN NIE DIE SONNE TRAF, SO WEISS
SO KEUSCH, SO HART, SO GANZ VON SÜND' GENESEN
UND ALLES WENDET SICH IN MIR:
WAS EINSTENS ICH GEWESEN, BIN ICH NICHT MEHR
UND MEINE TRÄNEN BRENNEN FLAMMENHEISS

ERNST TE PEERDT

Gedichte Ernst Aufseeser

Digitized by Google

unter all den schönen gestaden dieser erde nennen wir eines schlechthin: das gestade „die riviera", die küste des golfs von genua. nirgends lächelt uns europa freundlicher als an diesem sonnentrunkenen, mit blumenteppichen bedeckten, bergumgürteten ufersaum. hier ist das „paradies italiens", hier wird die sehnsucht gestillt, der goethe im mignonliede so ergreifenden ausdruck verliehen hat. ja, hier ist mehr als italien, hier ist manch echtes stück afrika, wie von zauberhänden über das blaue mittelmeer herübergetragen. alle zonen haben ihr schönstes gesandt, um diese küste zu einem ewig blühenden feengarten zu machen

Illustration Ernst Aufseeser

Digitized by Google

Prospekt Hans Aufseeser

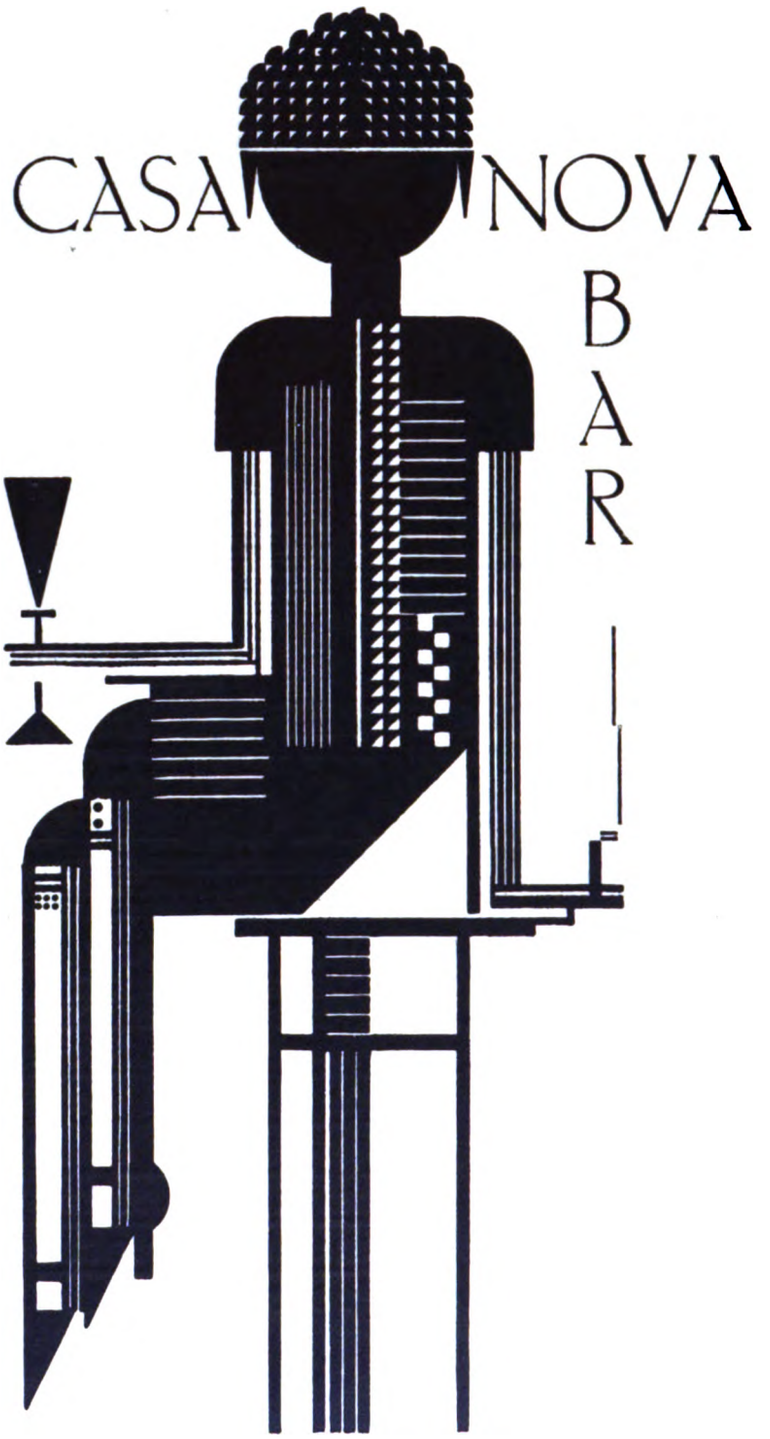
Digitized by Google

Illustration Heino Heyermann

Digitized by Google

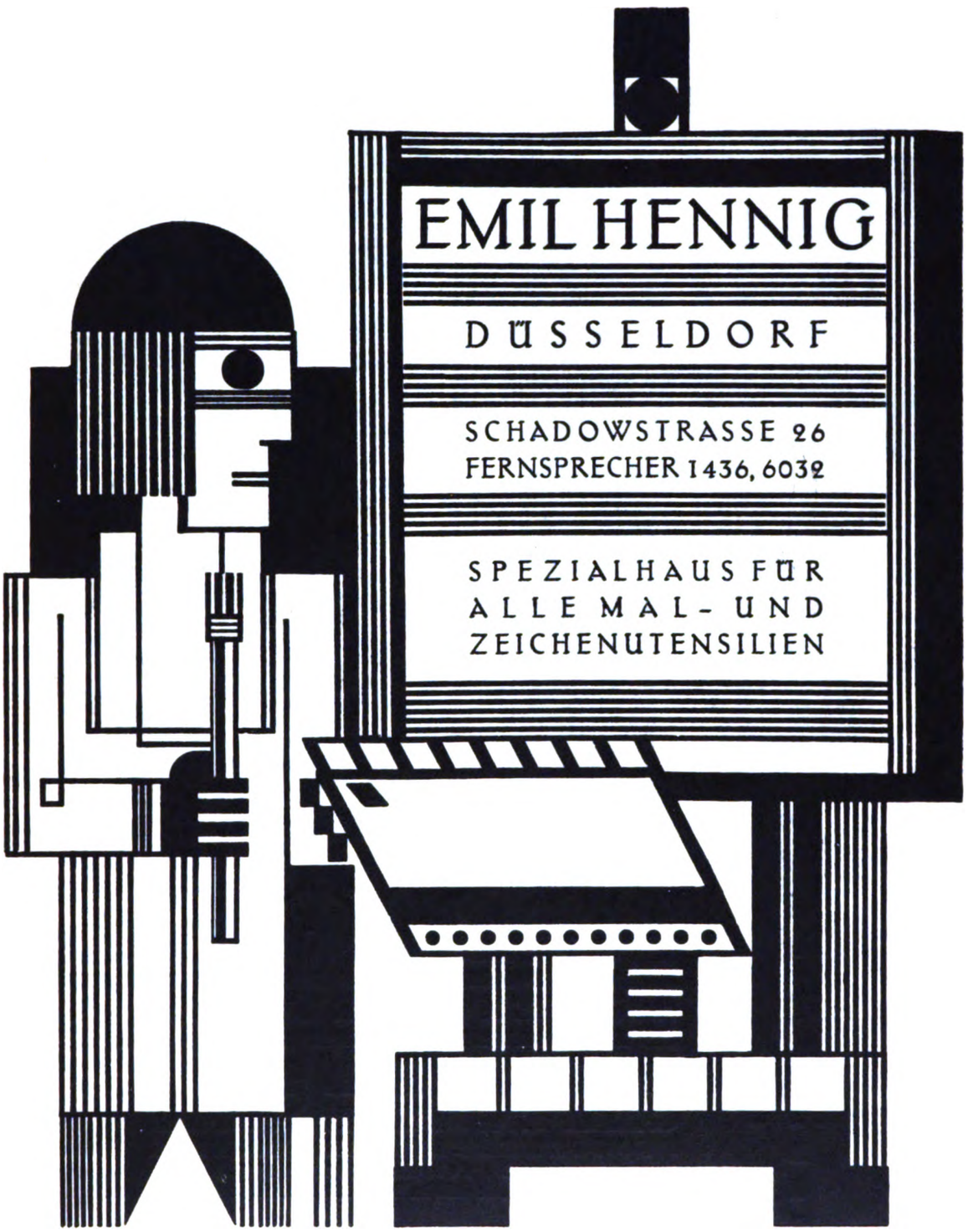
Inserat Fritz Horstmann

Digitized by Google



Inserat Franz Marten

Digitized by Google



Inserat Heino Heyermann

KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE ZU DÜSSELDORF (AUFSEESER-KLASSE)

Digitized by Google

A.BAGEL

AKTIENGESELLSCHAFT

DÜSSELDORF

GRAFENBERGER ALLEE 98

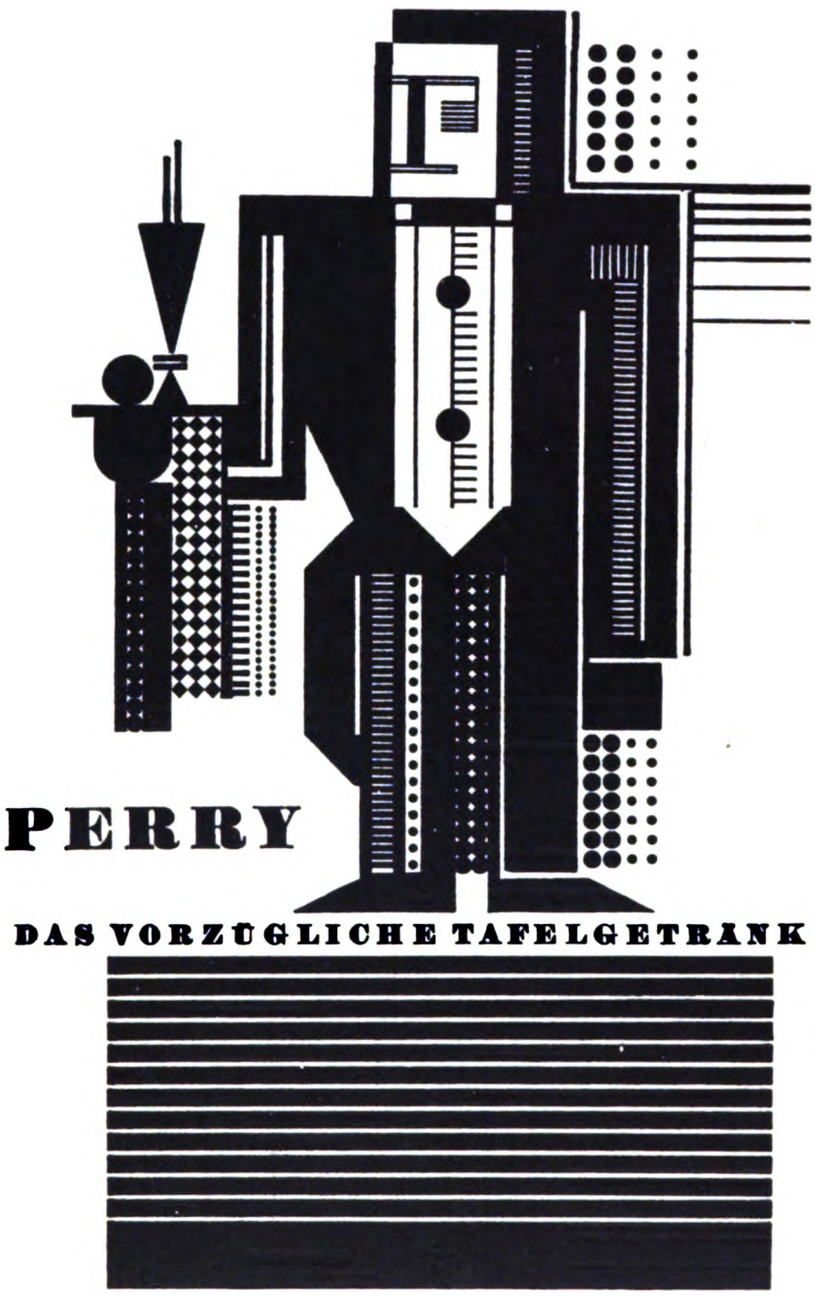
BUCHGEWERBLICHER GROSSBETRIEB

Gegründet 1801 / Telephon 1411, 1412, 2273 und 2305

Postscheckkonto: Köln Nr. 2321 und Essen Nr. 10292

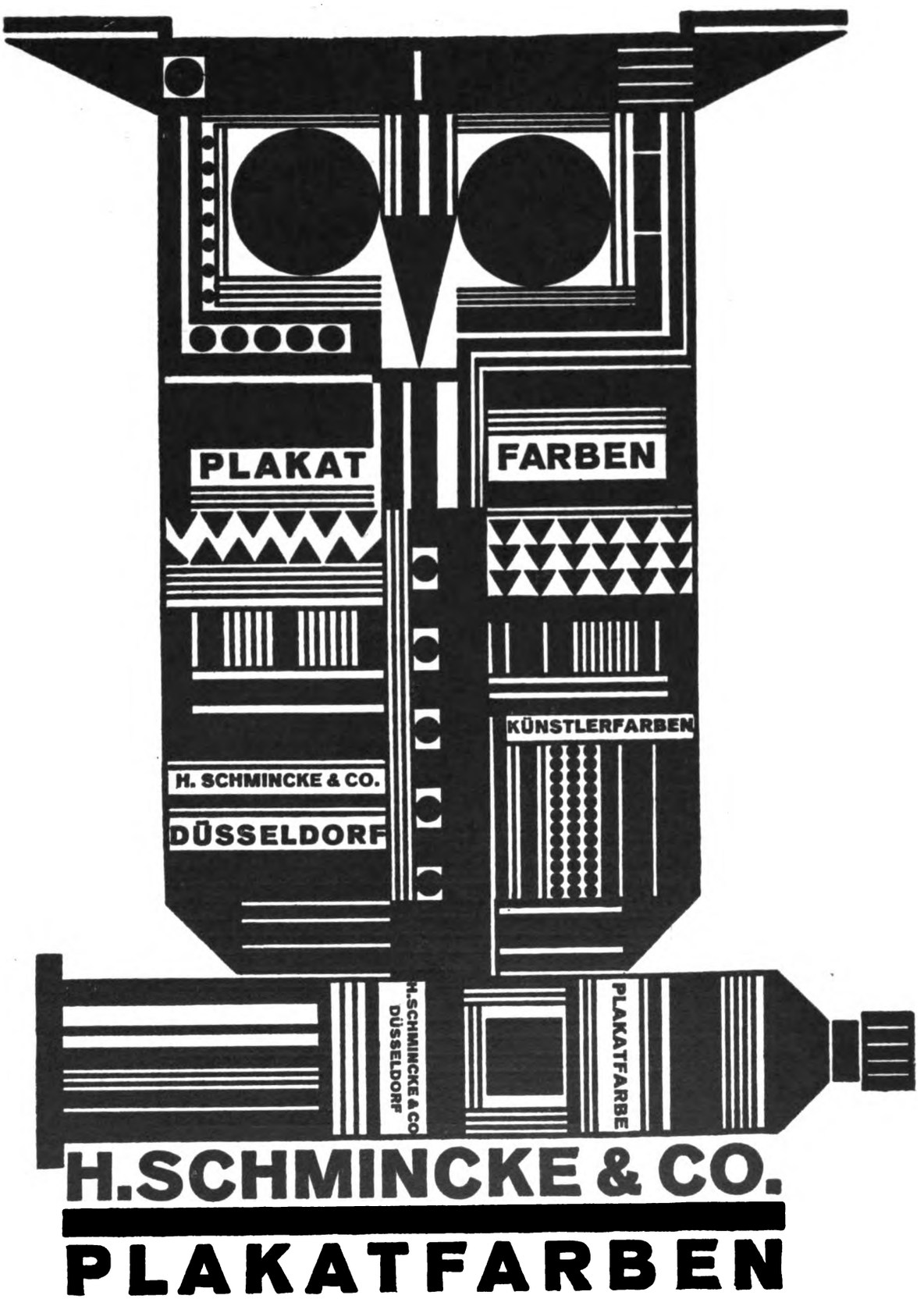
Inserat Klaus Salomonn

Digitized by Google



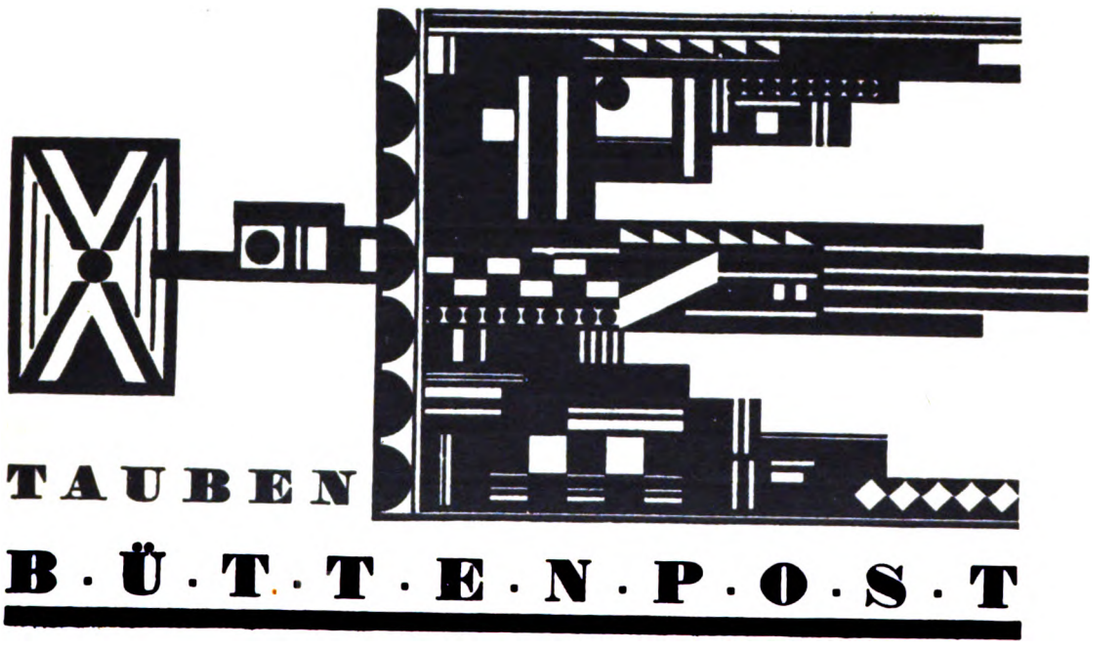
Inserat August Thiel

Digitized by Google



Inserat Franz Marten

Digitized by Google

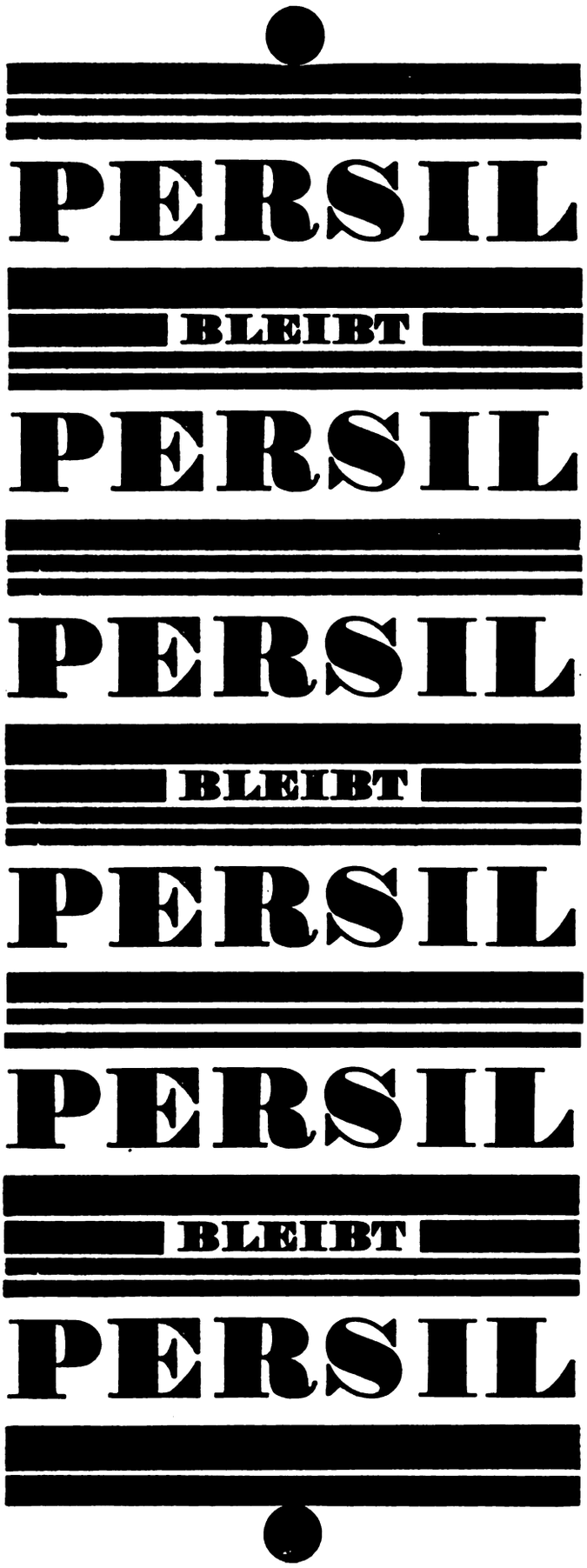


Inserate Ernst Aufseeser

Digitized by Google

Inserat Ernst Aufseeser

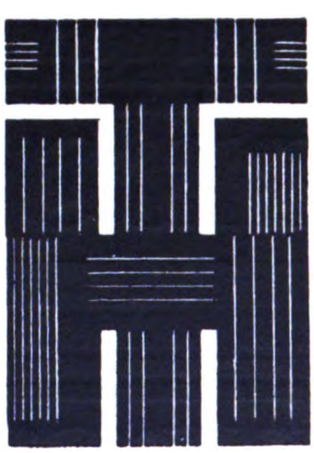
Digitized by Google



KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE ZU DÜSSELDORF (AUFSEESER-KLASSE)

Digitized by Google

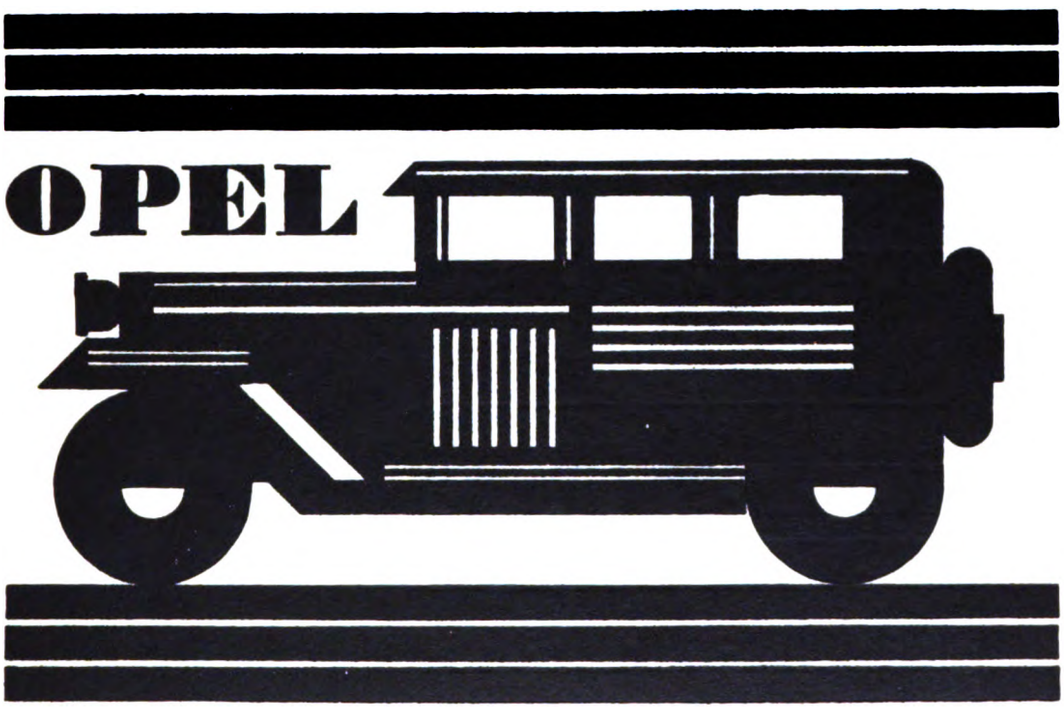
Inserat Hans Aufseeser



Monogramm Ernst Aufseeser

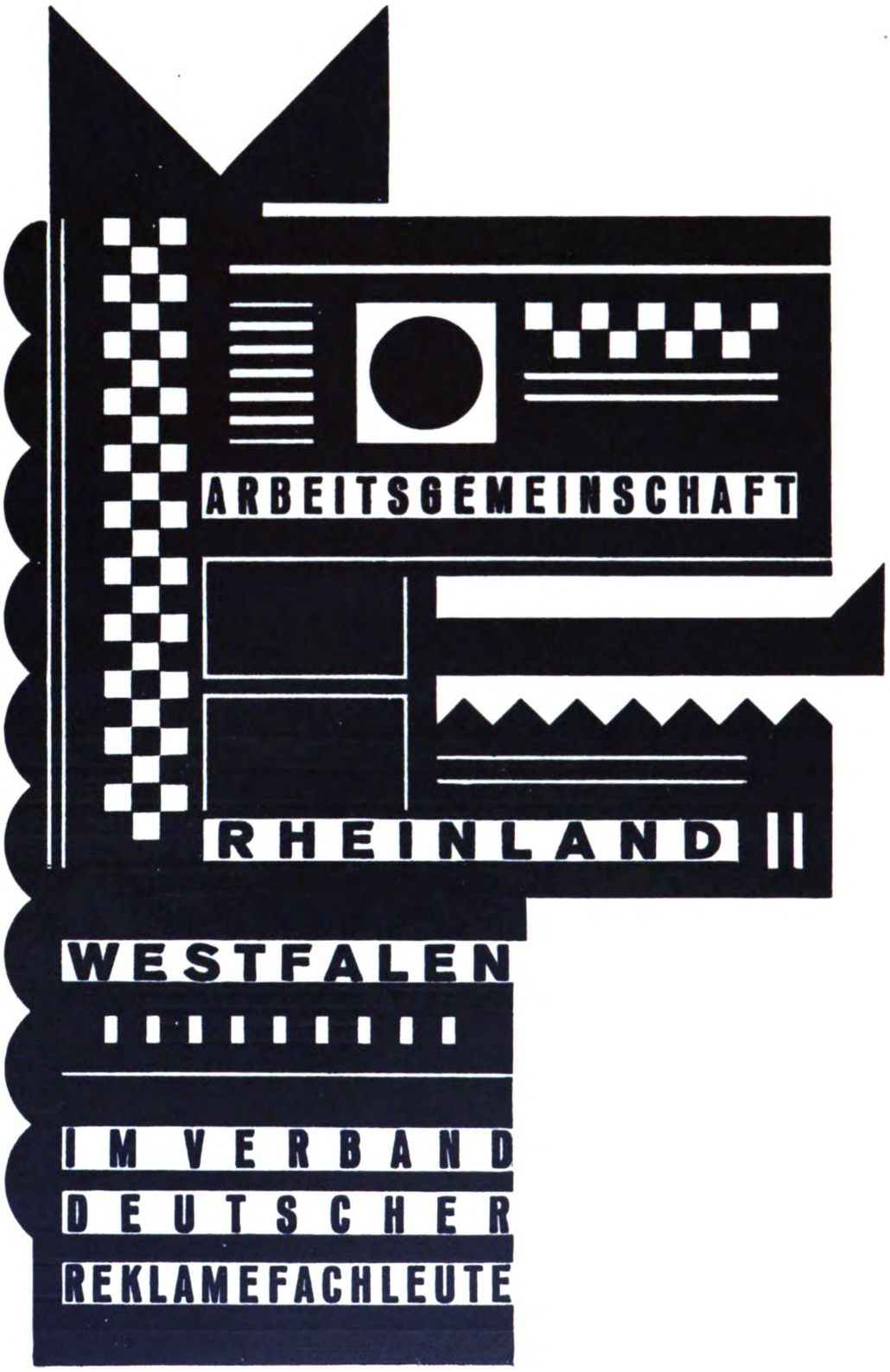
Digitized by Google

Titel Ernst Aufseeser



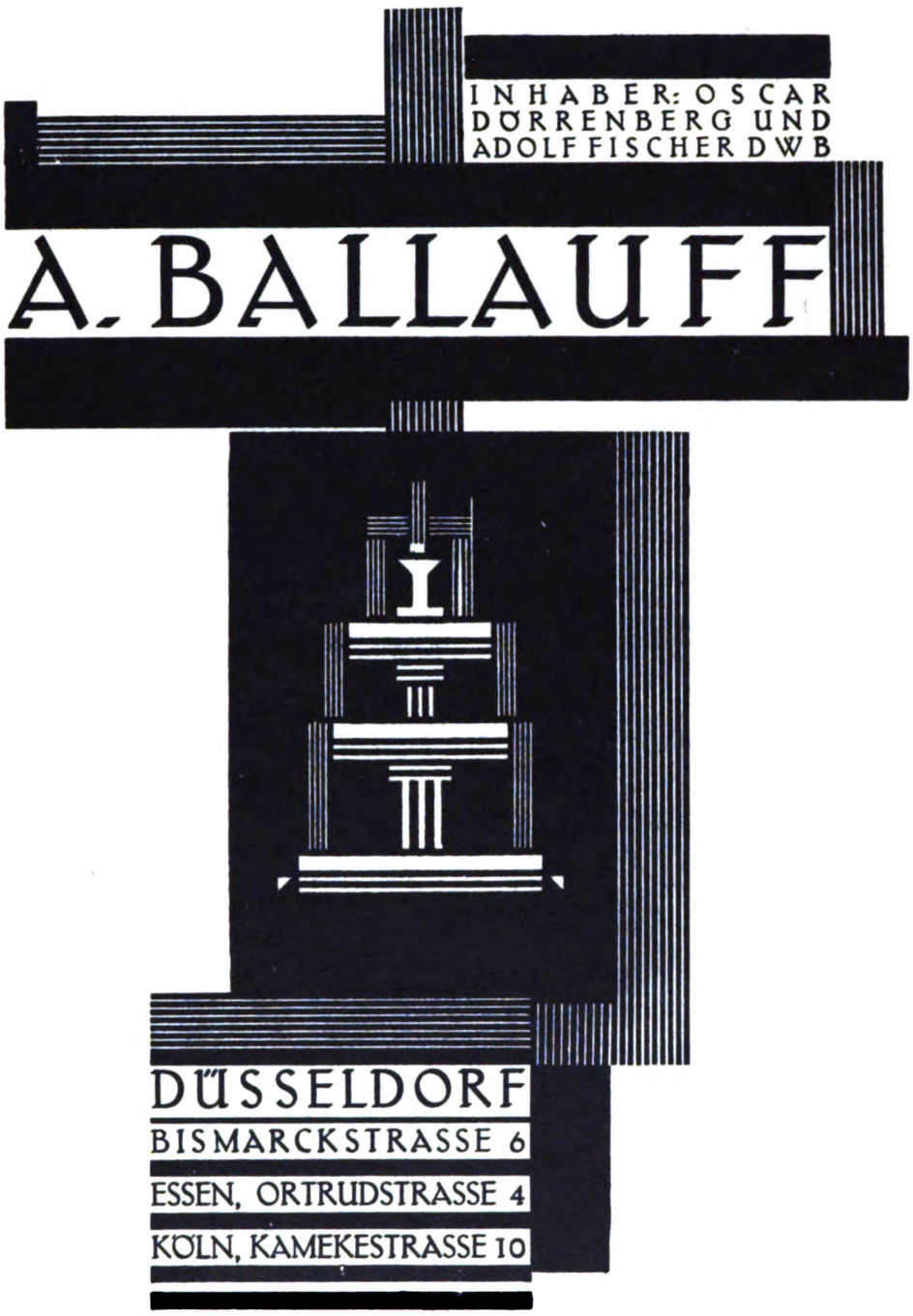
Inserat Adolf Miebach

Digitized by Google



Broschürenumschlag Ernst Aufseeser

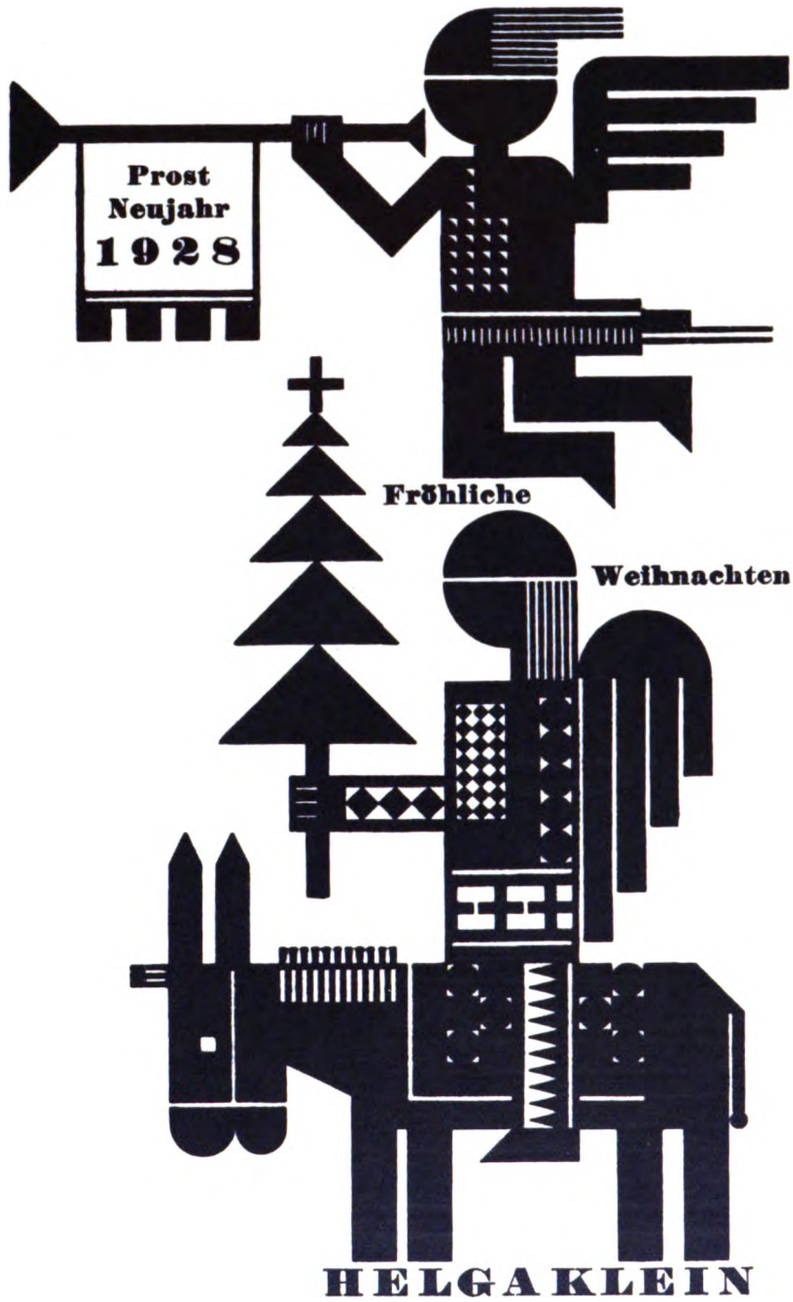
Digitized by Google



ENTWURF UND AUSFÜHRUNG ZEITGEMÄSSER SANITÄRER INSTALLATIONSANLAGEN UND HEIZUNGEN ALLER SYSTEME FÜR WOHN BAUTEN, HOTELS, BADEANSTALTEN, KRANKEN HÄUSER, HEILBÄDER. VORNEHME BADERÄUME

Inserat Hans Schürholz

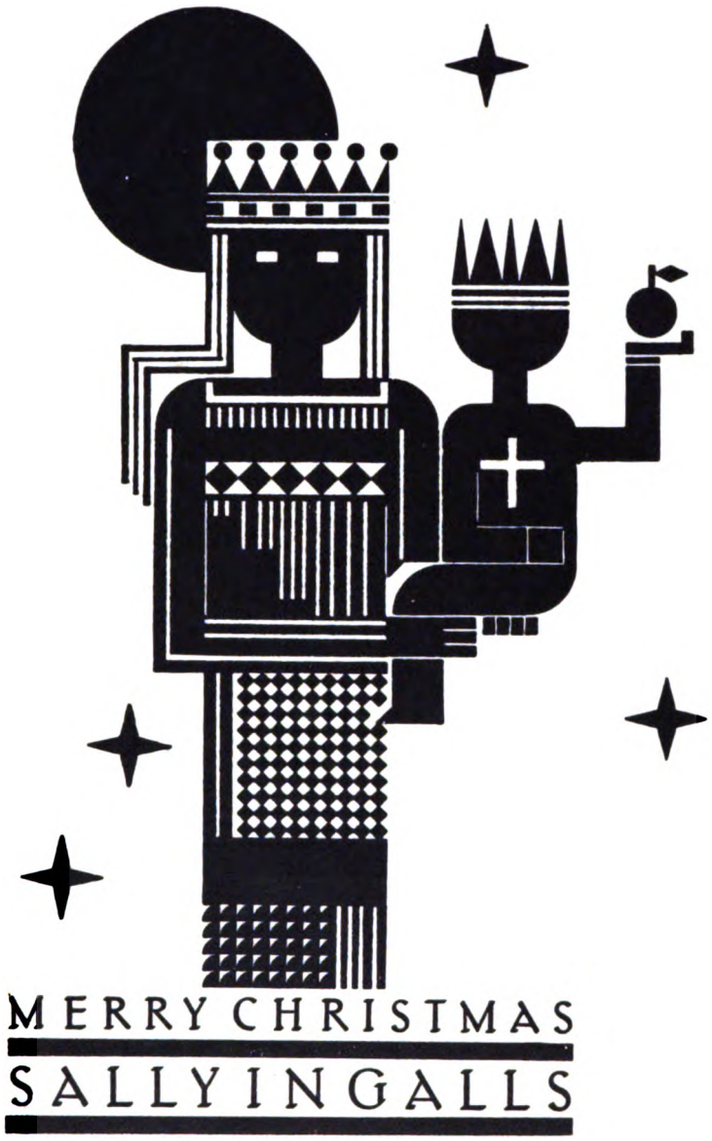
Digitized by Google



Weihnachts- und Neujahrskarte Helga Klein

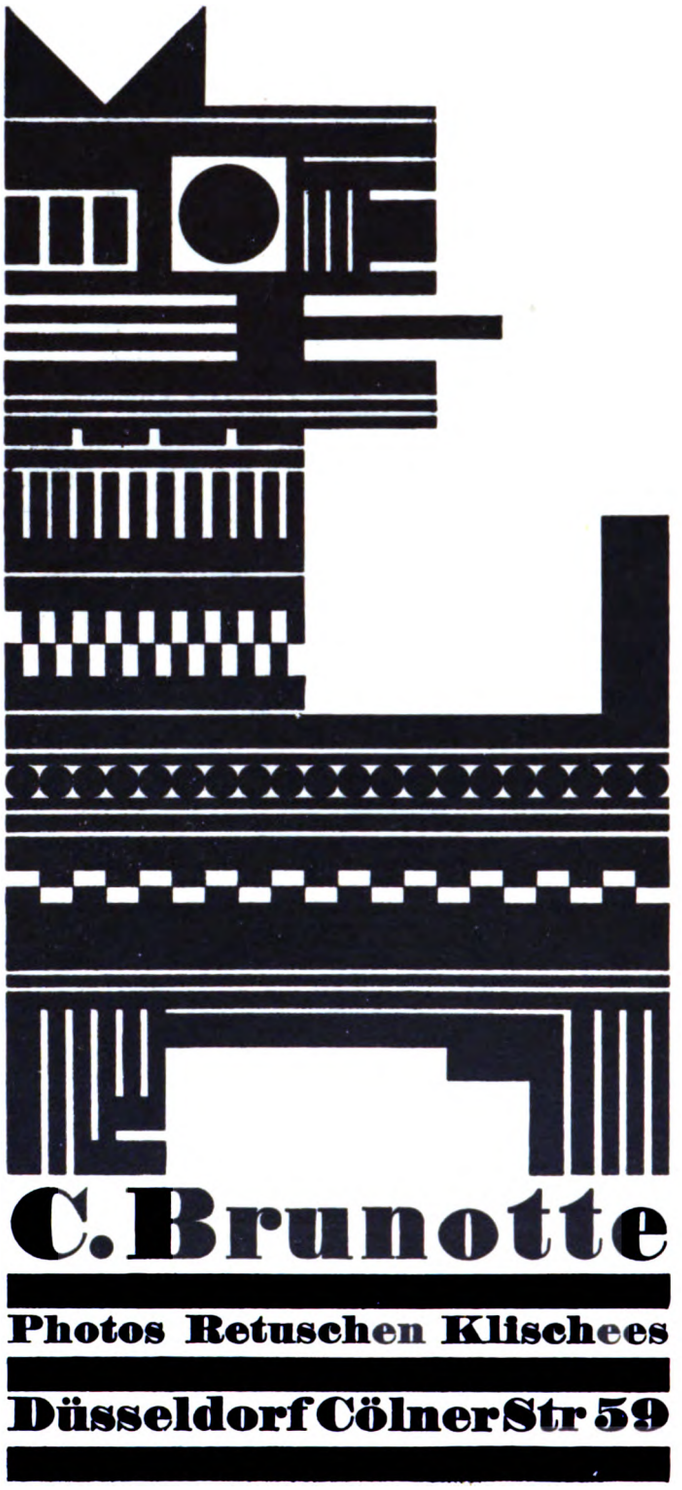
KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE ZU DÜSSELDORF (AUFSEESER-KLASSE)

Digitized by Google



Weihnachtskarte Sally-Sheffield Ingalls

Digitized by Google



Inserat Ernst Aufseeser

Digitized by Google

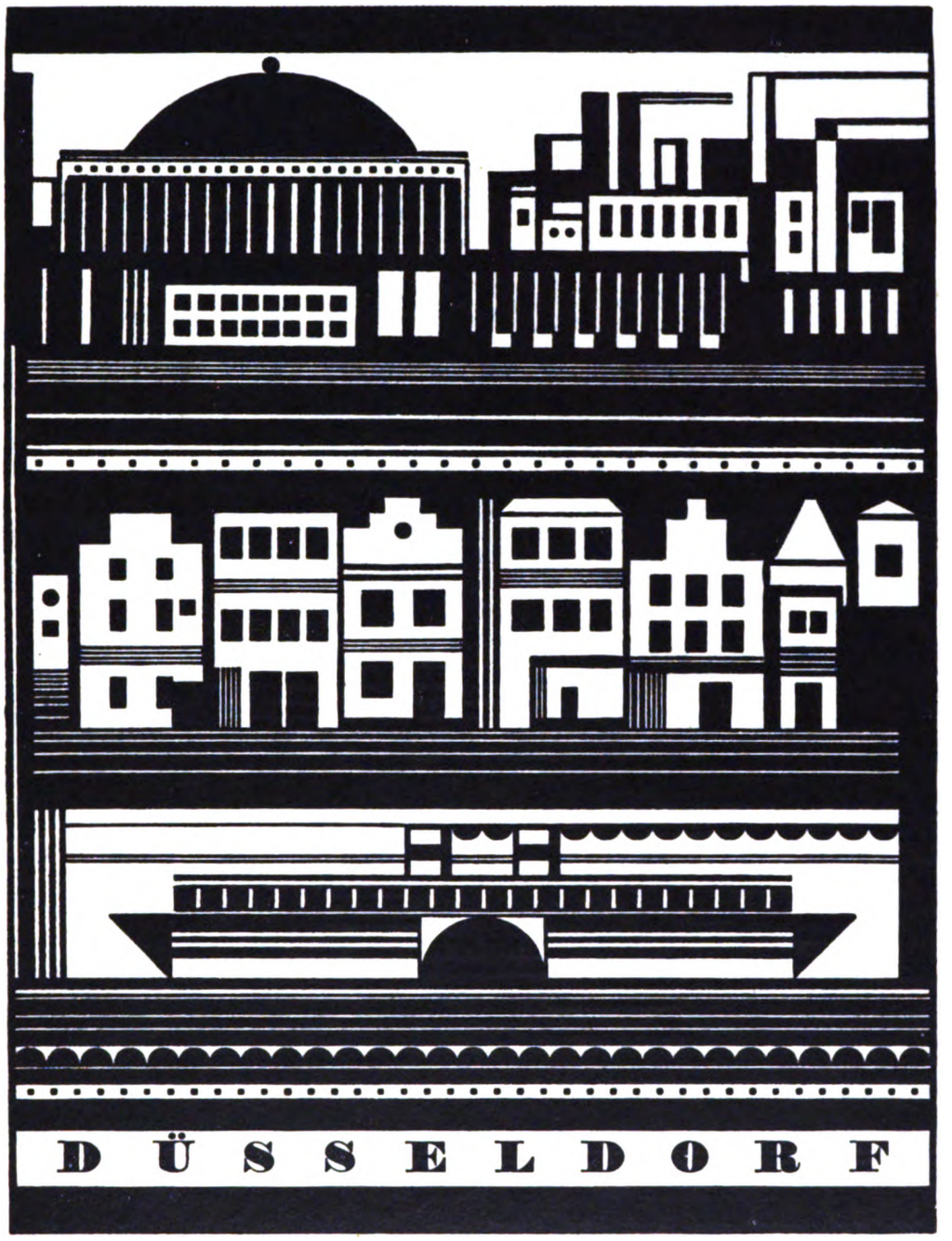
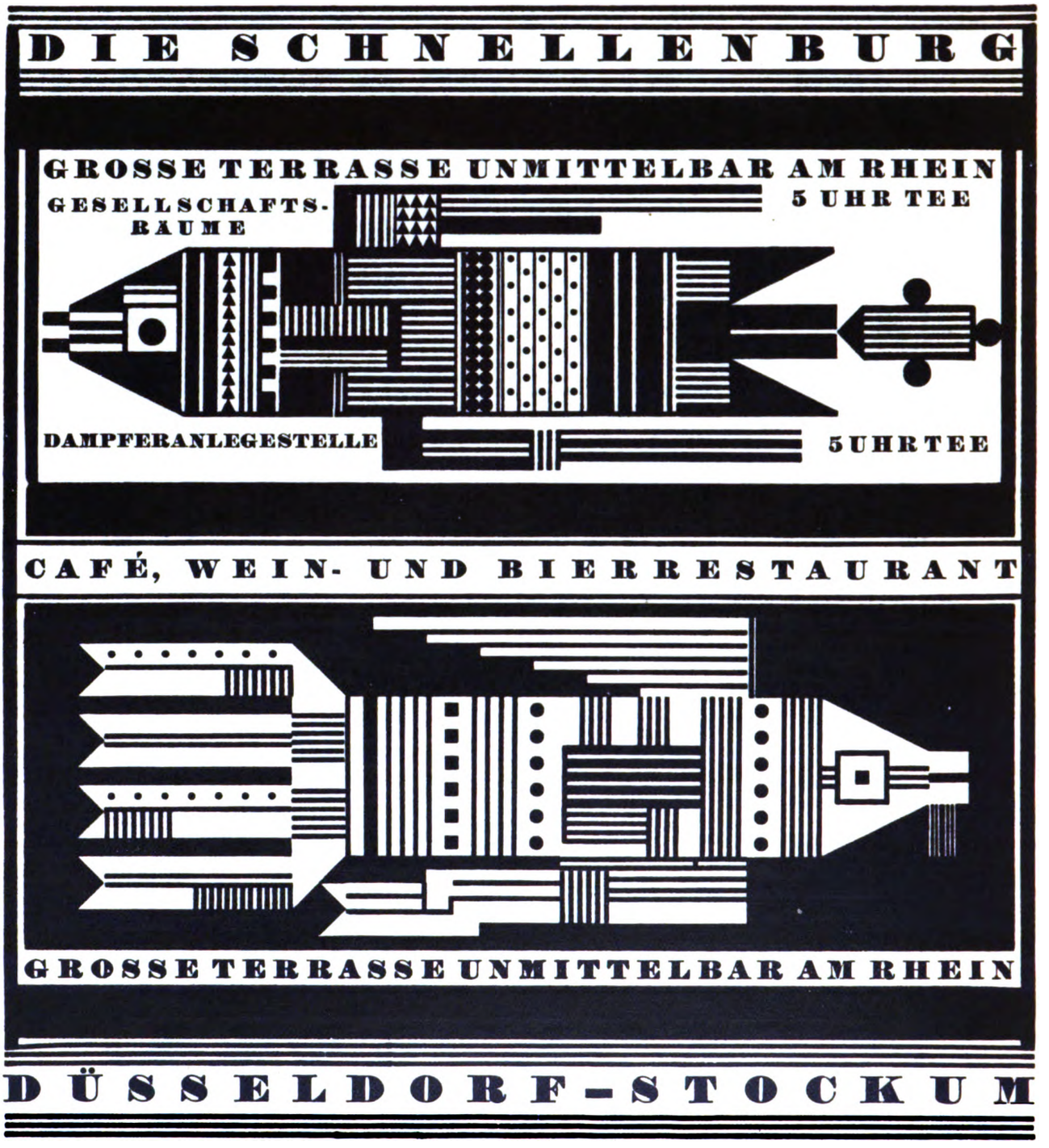


Illustration Otto Uhl

Digitized by Google



Inserat Franz Marten

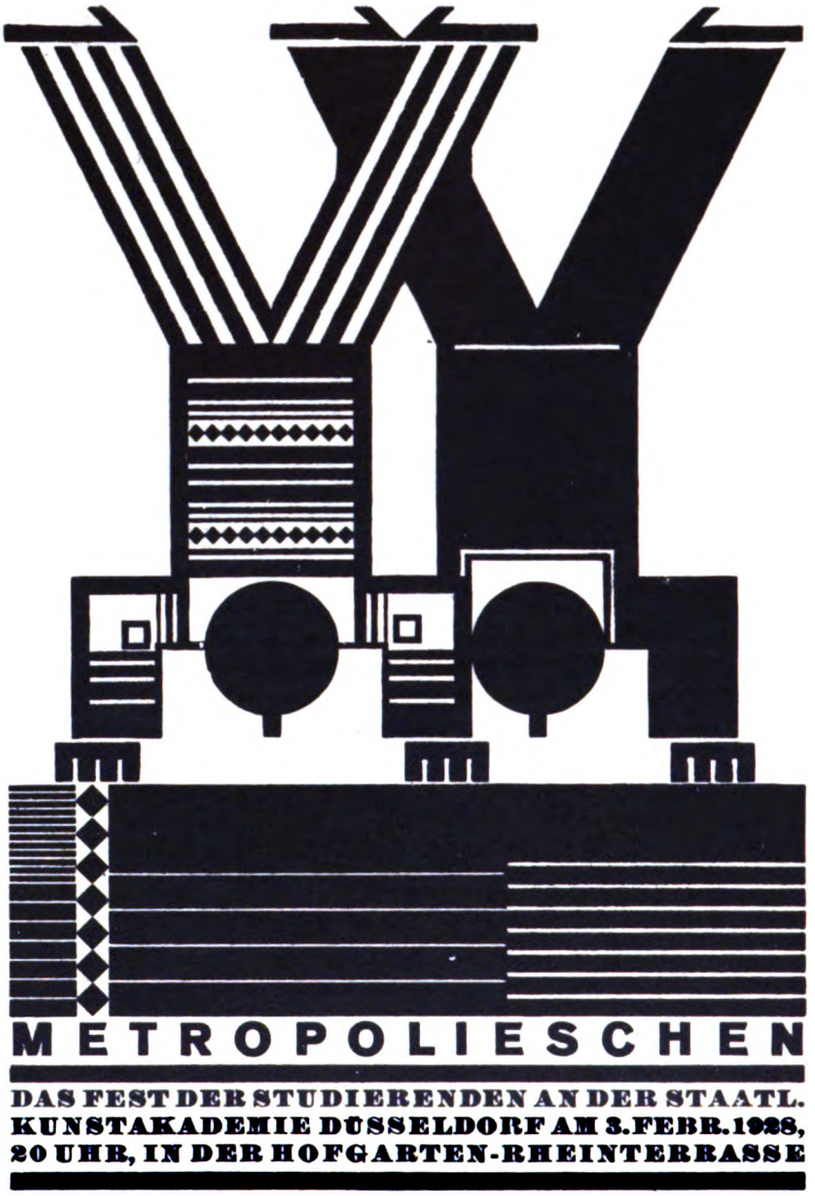
Digitized by Google

beinah hätt' man auch mich gegessen
beim „düsseldorfer altstadt-essen"
vergeblich päppelt man mich fett
dank spareriaß — reichskabinett

Postkarte Karl Weber

Exlibris Sally-Sheffield Ingalls

Digitized by Google



Prospektillustration Heino Heyermann

KLASSE FÜR GEBRAUCHS- UND WERBEGRAPHIK AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE ZU DÜSSELDORF (AUFSEESER-KLASSE)

Digitized by Google

DEUTSCHER VEREIN FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM
(DEUTSCHES MUSEUM FÜR BUCH UND SCHRIFT ZU LEIPZIG)

AN UNSERE MITGLIEDER

Die Hauptversammlung, die Sonntag, den 12. Februar 1928, im Hörsaal 11 der Universität Leipzig tagte, hat beschlossen:

den Jahresbeitrag für 1928 wieder auf 20.— M. festzusetzen.

Hierfür erhalten die Mitglieder Ende des Jahres den Jahrgang II des »Jahrbuchs für Buch und Schrift« und das dazugehörige »Literarische Beiblatt«. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß alle unsere Mitglieder uns auch im neuen Jahr treu bleiben werden. Den Betrag von 20.— M. bitten wir, da wir Miete und andere Ausgaben im voraus bezahlen müssen, möglichst bald für das Jahr 1928 auf unser Postscheckkonto Leipzig Nr. 63545 einzuzahlen.

Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum

Dr. L. VOLKMANN
1. Vorsitzender

9. TÄTIGKEITSBERICHT 1926/27

a) Organisation und Verwaltung des Vereins.

Der diesmalige Tätigkeitsbericht erstreckt sich auf die Zeit vom 1. Oktober 1926 bis zum 31. Dezember 1927, nachdem neuerdings für den Verein das Geschäftsjahr mit dem Kalenderjahr zusammenfällt. Diese Neuerung ergibt sich aus § 1 der neuen Satzungen des Vereins, die Beratungsgegenstand mehrfacher Sitzungen gewesen waren und die endgültig in der Hauptversammlung vom 12. Dezember 1926 einstimmig angenommen wurden. Mit der Annahme neuer Satzungen, die im wesentlichen auf eine dringend nötige Vereinfachung des Verwaltungsapparates hinausliefen, hat sich aber auch der bisherige Charakter des Vereins als Unterhalter des Deutschen Buchmuseums dahin geändert, daß er jetzt einen Verein zur Förderung, eine Gesellschaft der Freunde des Museums darstellt, während die Last der Unterhaltung von Museum und Bibliothek wieder wie früher, vor der Begründung des neuen Vereins, vom Deutschen Buchgewerbeverein als dem ursprünglichen Begründer und Eigentümer, getragen wird.

Das Schatzmeisteramt übernahm dankenswerterweise Herr Bankdirektor Karl Grimm, der sich in der abgelaufenen Berichtsperiode bereits wesentliche Verdienste um die Finanzen des Vereins erworben hat. Unter anderem ist es seiner Werbetätigkeit gelungen, trotz der Ungunst der Zeiten auch das Stifterwesen wieder neu zu beleben, indem er sich selbst an die Spitze der Stifter mit einem einmaligen Betrag von RM 500.— stellte und durch sein Beispiel bereits zehn weitere Stifter dem Verein zuführen konnte. Die Liste der Stifter, die wir hier mit nochmaligem bestem Danke veröffentlichen, lautet:

1. Bankdirektor Karl Grimm, Leipzig
2. Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt, Leipzig
3. J. G. Farbenindustrie A.-G., Ludwigshafen
4. Vereinigte Holzstoff- und Papierfabriken, Niederschlema
5. Oscar Dietrich, Weißenfels
6. Chromo-Papierfabriken vorm. Gust. Najork A.-G., Leipzig
7. Hoesch & Co., Pirna
8. Schoeller & Hoesch, Gernsbach (Baden)
9. Kübler & Niethammer, Kriebstein
10. Mahla & Graeser, A.-G., Remse (Mulde)
11. Leonhardt Söhne, Crossen (Mulde).

Digitized by Google

Dadurch, daß der Deutsche Buchgewerbeverein sein Museum und seine Bibliothek wieder in seine Obhut nahm, fließen unserem Verein von dieser Seite regelmäßige Unterhaltungszuschüsse zu, mit deren Hilfe es möglich sein wird, Museum und Bibliothek allmählich wieder auf die Höhe zu bringen.

b) Publikationen des Vereins.

Die bisherige »Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum« stellte mit Jahrgang 9 am 1. Oktober 1926 ihr Erscheinen ein. Die neuen Satzungen stellen es dem Verein frei, an die Stelle einer Zeitschrift ein Jahrbuch treten zu lassen, und dies wurde aus verschiedenen Gründen z. Z. für zweckmäßiger erachtet. Unter dem Titel »Buch und Schrift, Jahrbuch des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum«, Jahrgang I (1927), konnte mit finanzieller Unterstützung des Deutschen Buchgewerbevereins eine Publikation herausgebracht werden, die, im Gegensatz zu ähnlichen Veröffentlichungen, eine Reihe von Aufsätzen über ein bestimmtes, in sich abgeschlossenes Gebiet, aufweist. Für das Berichtsjahr war das Thema »Zur Illustration der deutschen Renaissance« gewählt worden. Wir erfreuten uns der Mitarbeit von Heinrich Leporini, Hildegard Zimmermann, Anton Reichel, Max Geisberg und Emil Waldmann und sprechen unseren diesjährigen Mitarbeitern den besten Dank des Vereins für ihre Beiträge zu unserem neuen »Jahrbuch« aus. Die Redaktionsgeschäfte führte im Auftrag des Vorstandes der Direktorialassistent und Bibliothekar des Museums. Es steht zu hoffen, daß dieses wissenschaftliche Jahrbuch, dessen weitere Ausgestaltung unsere ständige Sorge sein wird, die Vereinsmüdigkeit mancher früherer Mitglieder beheben und uns neue Freunde zuführen wird.

Das der bisherigen Zeitschrift beigegebene »Literarische Beiblatt« änderte seinen Titel entsprechend und erschien als »Literarisches Beiblatt zum Jahrbuch des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum« auch in diesem Jahre mit sechs Doppelnummern in drei Heften, von denen ein jedes etwa 20 Quartseiten an Umfang aufweist. Die Schriftleitung führte gleichfalls wieder der Direktorialassistent und Bibliothekar des Museums. Die Besprechungen wurden wie bisher in der ersten Abteilung (Buchwesen und Schrifttum) von Professor Dr. A. Schramm, in der zweiten (Kunst, Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte) von Geheimrat Dr. L. Volkmann, und in der dritten (Bibliophilie und illustrierte Werke) von Dr. Hans Bockwitz verfaßt. Auch in diesem Jahre wurde durch das »Beiblatt« die Hauptmasse der für die Bibliothek nötigen Literatur hereingeholt. Dem Deutschen Buchgewerbeverein ist es wiederum zu danken, daß das Beiblatt finanziell durchgeführt werden konnte, ohne daß unserem Verein Kosten entstanden. Einen weiteren Zuwachs erfuhr die Bibliothek dadurch, daß von Seiten der Schriftleitung des »Archiv für Buchgewerbe«, die ebenfalls dem Direktorialassistenten obliegt, mehrfach Werke die für das Beiblatt nicht zu erhalten waren, beschafft und der Bibliothek zugeführt werden konnten, bzw. durch Tausch mit dem »Archiv« hereinkamen, wie das bereits im Vorjahre der Fall war.

c) Museum und Bibliothek.

Wie bereits im letzten Tätigkeitsbericht mitgeteilt wurde, befindet sich das Deutsche Buchmuseum jetzt im Westflügel der Deutschen Bücherei. Die Befürchtungen, daß damit das Deutsche Buchmuseum völlig lahmgelegt würde, sind zum Glück nicht eingetroffen. Im Gegenteil darf gesagt werden, daß das Buchmuseum viele seiner Aufgaben wieder erfüllen konnte und daß der Besuch und die Inanspruchnahme für wissenschaftliche und buchgewerbliche Arbeiten wieder in steter Zunahme begriffen sind.

Der Personalbestand hat insofern eine Veränderung erfahren, als unsere langjährige Assistentin Fräulein Gertrud Erler ausgeschieden ist, um eine Stellung an der Technischen Hochschule in Stuttgart einzunehmen. Sie hat an allen Abteilungen des Museums mit großem Interesse mitgearbeitet, wofür wir ihr heute noch herzlich danken. An ihre Stelle trat die Hilfsbibliothekarin der Handelshochschule zu Leipzig, Fräulein Martha Debes. Als wissenschaftlicher Volontär ist in der Berichtsperiode Herr Dr. Stöwesand tätig, als Volontäre und Volontärinnen des mittleren Dienstes Herr Wolfgang Fischer, der nach sehr gut bestandenem Examen als Sekretär an die Stadtbibliothek Leipzig überging, ferner Fräulein Elfriede Haakh, Fräulein Eugenie Lange, Fräulein Margarete Herbrand, Fräulein Elisabeth Mehlbart, Fräulein Elise Freitag. Fräulein Elfriede Haakh hat ihre Tätigkeit bei uns im Sommersemester 1917 als Studierende der Universität München unterbrochen. Fräulein Eugenie Lange ging als Volontärin an die Universitätsbibliothek Basel. Neben Fräulein Mehlbart, die aus Riga stammt, ist seit kurzem Fräulein Madeleine Girard aus Chaux de Fonds bei uns tätig. Fräulein Sabine von Bosse, die das Sommersemester an der Universitätsbibliothek Tübingen zubrachte, ist seit 1. Oktober dem Buchmuseum

Digitized by Google

zugewiesen. Als neue Volontärin trat Fräulein Ingeborg Meyer ein.

Selbständige Ausstellungen konnten, da uns ein Raum nicht zur Verfügung steht, nicht veranstaltet werden. Dafür hat das Buchmuseum eine ganze Anzahl auswärtiger Ausstellungen durch Überlassung von Material, zum Teil durch vollständige Einrichtung, unterstützt. In erster Linie ist hier der Kunstverein in Meißen zu nennen, dem für seine Ausstellung »Die Silhouette« und für seine Ausstellung »Karikaturen« bereitwilligst Material zur Verfügung gestellt wurde. Bei der ersten Ausstellung hielt der Museumsdirektor einen Vortrag mit Lichtbildern. Weiter wären zu nennen die Ausstellung »Neuere deutsche Buchillustration« in der Vogtländischen Kunstvereinigung zu Plauen, die vom Museumsdirektor mit Unterstützung der Assistentin Fräulein Charlotte Wäntig eingerichtet wurde. Auch hier hielt der Museumsdirektor zur Erläuterung einen Vortrag mit Lichtbildern. Auch Oschatz bewarb sich um die Silhouetten-Ausstellung, die das Museum gern zur Verfügung stellte. Auch sie ist mit einem Vortrag des Museumsdirektors besonders dem Publikum nahegebracht worden. Daß auch die Ausstellungen der Deutschen Bücherei vom Buchmuseum in weitgehender Weise unterstützt wurden, ist besonders hervorzuheben. Das gilt für die Ausstellung »Das Titelblatt« und die Ausstellung »Bibliophile und Pressendrucke«, die mit Recht besonders beachtet wurden. Das Chemnitzer Textil- und Kunstgewerbemuseum hat auch in der Berichtsperiode wiederum unsere Bestände in Anpruch genommen, was gern genehmigt wurde. Bei der Papierausstellung in Dresden hat die Landesbibliothek einen unserer wertvollsten Blockdrucke, die Ausstellung selbst eine Anzahl Gipsabgüsse und Drucke zur Verfügung erhalten. Kurz vor Abschluß des Berichts wurden folgende Ausstellungen durch Überlassung von Material noch unterstützt: Ausstellung im Stadtmuseum Danzig, Ausstellung von Zeugdrucken im Landesgewerbemuseum in Stuttgart, Ausstellung »Das Buch in China und das Buch über China« im Völkermuseum in Frankfurt a. M.

Mehr als bisher wurden Vorträge außerhalb Leipzigs veranstaltet. Es seien erwähnt neben den oben bereits genannten Vorträgen, die sämtlich vom Museumsdirektor gehalten wurden, Vortragsabende in Magdeburg, Hannover, Hamburg, Leipzig. Alle Vorträge, besonders in kleineren Vereinen, hier aufzuzählen, erlaubt der Platz nicht; daß auf die Internationale Buchkunstausstellung durch Vorträge und Führungen durch den Museumsdirektor aufmerksam gemacht wurde, sei dabei nur kurz angedeutet.

Die Führungen durch das Museum haben trotz des beschränkten Raumes keine Einbuße erfahren, sind sogar an Zahl erfreulicherweise mehr und mehr gestiegen. Erwähnt seien als Besucher nur: Die städtische Frauenberufsschule in Halle; die Buchbinderklasse, Leipzig; Leipziger Oberrealschule im Süden; Mittelschulklasse, Leipzig; Carola-Gymnasium Leipzig; Technikum für Buchdrucker, Leipzig; 43. Volksschule, Leipzig; Handelsschule, Prag; Hamburger Buchdruckerklasse; 2. Höhere Mädchenschule, Leipzig; Buchhändler-Lehranstalt, Leipzig; Bibliothekarschule, Berlin; Volontärinnen der Landesbibliothek, Dresden; Bibliothekarschule des Borromäusvereins, Bonn; Christlich-archäologisches Institut, Halle. Die Führungen wurden durch den Museumsdirektor, durch die Assistentin Fräulein Charlotte Wäntig, durch den wissenschaftlichen Volontär Dr. Stöwesand und durch Herrn Wolfgang Fischer abgehalten. Bei dieser Gelegenheit darf nicht vergessen werden, daß auch eine große Anzahl von Interessenten des Auslandes das Buchmuseum aufgesucht hat, so der bekannte Buchschriftsteller Bradač; der Redakteur der »Vitrinka« in Prag; Fräulein Ciechanowska von der Bibljoteka Jagiellonska in Krakau; Miss Parsons von der Ecole de bibliothécaires in Paris; verschiedene Mitglieder der Maximiliansgesellschaft; im Auftrag des Ministeriums der Leiter der Landtagsbücherei in Dresden, Dr. Bemmann mit zwei Beamten; der Generaldirektor der ungarischen Museen, Professor Dr. von Vegh. Auf der Rückreise vom Deutschen Bibliothekartag und den Museumstagen in Dortmund und Hamburg, ließen es sich verschiedene Teilnehmer nicht nehmen, unser Museum aufzusuchen.

In erfreulicher Weise wurde das Buchmuseum wieder durch verschiedene Stiftungen unterstützt. Wir nennen in erster Linie die Schriftgießerei Trennert in Altona, die uns den Druck der außerordentlich wertvollen Arbeit von Dr. phil. Bauer über die Mainzer Epigraphik stiftete, was eine wertvolle Bereicherung der Museumsarbeiten darstellte. Die Kunstanstalt Max Breslauer in Leipzig hat für das Museum eine Reproduktion des im Museum vorhandenen Donatfragmentes unentgeltlich überlassen. In Arbeit ist bei der Firma Ullmann, Zwickau, die Reproduktion einer unserer schönsten und seltensten Inkunabeln.

Für die Vermehrung unseres Museumsbestandes ist nach wie vor Herr Verlagsbuchhändler Carl Merseburger eifrig tätig, was wir ihm auch hier gern danken. Die beiden großen Silhouetten-

Digitized by Google

sammlungen von Fräulein Anna Corsep und Fräulein Johanna Beckmann sind uns als Stiftungen zugesagt.

Die wissenschaftliche Ausnützung des Museumsmaterials ist wieder stark in den Vordergrund getreten, eine Reihe von Doktorarbeiten, die sich auf die Bestände des Museums gründen, sind in Vorbereitung. Aber auch der Buchhandel und das Buchgewerbe haben für verschiedene große Publikationen unsere Hilfe in Anspruch genommen.

Im übrigen darf mit Befriedigung festgestellt werden, daß die Katalogisierung unserer Bestände stetig fortgeschritten ist; besonders genannt sei der erste Teil des Katalogs unserer chinesischen und japanischen Bestände, den der Sinologe Dr. Haloun anfertigt. Es bestehen z. Z. folgende Sonderkataloge: Druckproben aus Schriftgießereien und Druckereien, Veröffentlichungen einzelner Bibliotheken und Werke über einzelne Bibliotheken nach dem Alphabet der Orte, dasselbe für einzelne Museen und Ausstellungen, Katalog der bibliophilen Drucke nach dem Alphabet der Pressen oder der Verleger, Künstlerkatalog (nach dem Alphabet der Künstler mit Angaben sämtlicher in der Bibliothek vorhandener selbständiger Literatur über den betreffenden Künstler), Firmendrucksachen (Verlags- und Antiquariats-Veröffentlichungen nach dem Alphabet der Firmen), Proben aus Papierfabriken (nach dem Alphabet der Firmen). Das Auflegen der Blätter ist, soweit es die Mittel erlaubten, fortgesetzt worden. Erfreulicherweise hat der Sächsische Staat für die Ausbesserung und für das Binden der Bestände der Staatlichen Sächsischen Bibliographischen Sammlung (Klemm) einen größeren Betrag bewilligt, so daß auch hier die Arbeit wieder aufgenommen werden konnte. Schließlich ist die erfreuliche Tatsache zu verzeichnen, daß der Deutsche Buchgewerbeverein für Buchbindekosten ebenfalls einen Beitrag bewilligt hat.

Der Zuwachs der Bibliothek beträgt 1201 Werke in 1277 Bänden, an neuen Zeitschriften 15, an Blättern 466. Die Ausleihe beginnt reger zu werden. In der Berichtsperiode wurden 986 Werke nach Hause ausgeliehen, während seit 1. Januar 1927 im Lesesaal 699 Werke und 110 Kästen der Blattsammlung zur Verfügung gestellt wurden.

d) Bibliothekarschule.

Die Leitung der Bibliothekarschule lag nach wie vor in den Händen des Museumsdirektors, der außerdem, wie früher, dem Sächsischen Staatsprüfungsamt für Bibliothekswesen sowohl für den mittleren als auch für den höheren Dienst angehört. In der Bibliothekarschule trug er über Schriftgeschichte, Buchkunde, Museumswesen, im höheren Kursus über Geschichte des Buchdrucks und über Einrichtung von Blattsammlungen vor. Außerdem leitete er die Studienreisen, von denen besonders erwähnt seien: Der Besuch der Staatsbibliothek, Berlin; der Reichsdruckerei; der Stadtbibliothek in Berlin; des Kupferstichkabinetts, Berlin; der Staatlichen Kunstbibliothek, Berlin; der Landesbibliothek in Wolfenbüttel; des Pelizaeus- und Römermuseums in Hildesheim; des Landesmuseums in Braunschweig; der Landesbibliothek in Dresden; der Ausstellungen auf der Burg in Meißen; des Kupferstichkabinetts in Dresden; der Papierausstellung in Dresden; des Verlags und der Druckerei Heckner in Wolfenbüttel; der Druckerei von Ullmann in Zwickau, des König-Albert-Museums daselbst und anderer kleinerer Betriebe.

Nach alledem hat sich das Buchmuseum in seinen wenn auch beschränkten Räumen wieder bereits erfreulich erholt, so daß die begründete Hoffnung besteht, daß es unter günstigeren Bedingungen, die in Aussicht stehen, wieder seine volle Tätigkeit entfalten kann.

Digitized by Google

ARCHIV FÜR BUCHGEWERBE UND GEBRAUCHSGRAPHIK

* HEFT 3 * JAHRGANG 1928 * BAND 65 *

Neueste Ergebnisse der Bucheinbandforschung

(»GUTENBERG-JAHRBUCH 1927« UND »JAHRBUCH DER EINBANDKUNST 1927«)

VON PROFESSOR DR. OTTO GLAUNING

DIREKTOR DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK ZU LEIPZIG

HANS LOUBIERS „Bucheinband in alter und neuer Zeit" (1904) hat eine doppelte Wirkung gehabt. Als umsichtige und kluge Zusammenfassung und Darstellung der damals vorliegenden Forschungsergebnisse hat das Buch zuverlässiges Wissen über ein seinerzeit noch wenig gekanntes Gebiet vermittelt. Zugleich aber hat es die Notwendigkeit weiterer Arbeit erkennen lassen und zu ihrer Durchführung angeregt. Die lang ersehnte Neubearbeitung (1926) hat in sich aufgenommen, was die inzwischen gesteigerte Beschäftigung mit dem Bucheinband früherer Zeit durch Einzeluntersuchungen an sicheren Tatsachen festgestellt hat; sie wird aufs neue als ein bewährter Führer und Berater sich erweisen. Und ebenso wird auch die sehr notwendige wissenschaftliche Betätigung durch sie neuen Anstoß zur Klärung von Einzelfragen bekommen. Erfreulicherweise scheint dabei im Gegensatz zu früher eine gewisse Planwirtschaft sich durchzusetzen, indem einzelne Stellen die Sammlung der neuen Einzelarbeiten sich zur Aufgabe gemacht haben. Zu den beiden verdienstvollen Zeitschriften, dem Archiv für Buchbinderei und dem Archiv für Buchgewerbe, haben sich zwei weitere Veröffentlichungen gesellt, das Gutenberg-Jahrbuch und das Jahrbuch der Einbandkunst, die gleichfalls als zusammenfassende Mittelpunkte der reger gewordenen Forschung dienen wollen.

In der ersten der vier einbandgeschichtlichen Arbeiten des von A. Ruppel herausgegebenen Gutenberg-Jahrbuchs 1927 behandelt Husung „Das Porträtsignet des Johann von Paderborn", eines Löwener Druckers des 15. Jahrhunderts, das dieser, schon bevor es auf dem Titelblatt eines seiner Werke begegnet, auf einem Bucheinband als Stempel hat verwenden lassen. Von den drei andern Beispielen solchen Vorgehens ist das des Londoners Pynson das zutreffendste,

Bei der Abfassung meiner Arbeit bin ich von verschiedenen Seiten in entgegenkommendster Weise unterstützt worden. Mein verehrter einstiger Lehrer, Herr Dr. Freys, Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek in München, hat auf Anfragen in unermüdlicher Freundlichkeit meine Aufzeichnungen aus früherer Zeit ergänzt und Herr Dr. Johannes Hofmann, Direktor der Stadtbibliothek in Leipzig, mir zwei Einbände mit der Spes-Platte zur Veröffentlichung überlassen. Ihnen beiden möchte ich auch hier nochmals meinen herzlichsten Dank sagen. Der Bayerischen Staatsbibliothek bin ich verpflichtet für die Übersendung einer größeren Zahl von Einbänden, von deren Platten und Rollen ich neue Abreibungen anfertigen konnte.

Digitized by Google

weil da das Signet die Vorlage für den Einbandstempel war. Die Sachlage im Falle des Johann von Paderborn hätte eigentlich die umgekehrte Fassung des Aufsatztitels verlangt, ein Einbandstempel als Porträtsignet. Von weiterem Finderglück wird es abhängen, ob die Fragen nach der Herkunft und den Vorlagen dieses Stempels im Sinne der Vermutungen, die auf Italien gerichtet sind, mit einiger Sicherheit werden beantwortet werden können.

Gleichfalls auf dem Gebiete der Beziehungen zwischen graphischer und Einbandkunst bewegt sich Theele mit seinem Beitrag über „Schrotdruckplatten auf Kölner Einbänden". Er weist sechs solcher Arbeiten nach, von denen vier in der Universitätsbibliothek Köln und je einer in der Landesbibliothek zu Düsseldorf und in der Bibliothek des Börsenvereins zu Leipzig sich befinden, deren letzterer aber, vermutlich aus dem Besitz von Lempertz stammend, wohl auch rheinischer Herkunft ist. Man wird Theele, der drei der Plattenabdrücke abbildet und sie wie auch die übrigen eingehend beschreibt, durchaus zustimmen, wenn er auf Grund der Herkunft der Einbände und wegen einiger Einzelzüge, die mit Kölner Übung übereinstimmen, die sämtlichen Arbeiten als kölnisch anspricht. Mit Recht verweist er darauf, daß die Wirkung dieser Abdrücke auf Leder eine ganz ausgezeichnete ist. Der außerordentlich häufig verwendeten Kranzrolle möchte ich, solange wir über ihre Verbreitung und Wanderungen nicht im einzelnen unterrichtet sind, nur eine ganz bescheidene Beweiskraft zuerkennen. Auch glaube ich, daß mit der Verwendung der gleichen Platte noch nicht die Herkunft aus gleicher Werkstatt gegeben ist.

Der „Dresdner Einband von 1574", von dem Otto Clemen berichtet, enthält ein im gleichen Jahr von dem Pritschmeister Benedikt Edelbeck aus Budweis auf das Schützenfest in Zwickau verfaßtes Gedicht, von dem er Drucke an den Kurfürsten August von Sachsen und an dessen Schwiegersohn Pfalzgrafen Kasimir bei Rhein geschickt hat. Der in Zwickau befindliche Einband ist mit zwei Abdrücken einer Platte geschmückt, die das kursächsische Wappen mit A(ugust) H(erzog) Z(u) S(achsen) K(urfürst) zeigt und die zum Handwerkszeug Jakob Krauses gehört. Auf dem Längsschnitt findet sich ein freilich nicht ganz richtiges Zwickauer Wappen. Die Zweifel Clemens, ob es sich wirklich um das Widmungsstück für den Kurfürsten oder nicht vielmehr um das für den Zwikkauer Rat bestimmte Stück handelt, möchte ich durchaus bekräftigen. Nach meiner Beobachtung sind solche Wappenplatten, meist allerdings in Verbindung mit den zugehörigen Bildnisplatten, gar nicht selten verwendet worden, ohne daß eine persönliche Beziehung zu dem betreffenden Fürsten im Spiele war.

Bei den von Collin besprochenen, leider nicht durchweg auch abgebildeten Einbänden von Otto Dorfner in Weimar und Otto Pfaff in Halle, deren ich mich von der Internationalen Buchkunst-Ausstellung in Leipzig wenigstens zum Teil erinnere, erkenne auch ich gerne das ernste Streben an, zu einer neuen, von zeitbedingten Stilen unabhängigen Gestaltung der Einbandflächen zu gelangen. Ich bin aber doch sehr zweifelhaft, ob der eingeschlagene Weg zum Ziele führen wird und kann.

Es ist kein Zufall, daß die mit Einbänden sich befassende Abteilung des Gutenberg-Jahrbuchs am Schlusse steht. Dieses Gebiet liegt, wenn anders der Name zugleich als ein Arbeitsziel gedeutet werden soll, für die Gutenberg-Gesellschaft doch recht an der Peripherie ihres Aufgabenkreises. Was hier nur im loseren Zusammenhang mitgepflegt werden kann, das steht unbestritten im Vordergrund und wird, wie schon der Titel sagt, als alleiniger Zweck verfolgt, von dem von Hans Loubier und Erhard

Digitized by Google

Klette herausgegebenen Jahrbuch der Einbandkunst, das der älteren sowohl wie der neueren sich widmen will, ohne dabei an den Grenzen unseres Vaterlandes haltzumachen. Den Einbandforschern will es eine Stätte für ihre Veröffentlichungen bieten, den lebenden Meistern will es nützen durch Berichte über ihr Schaffen und durch Würdigung ihres Könnens.

Das neue Jahrbuch wird, ein gutes verheißendes Vorzeichen, zugleich aber auch eine Verpflichtung, eröffnet durch einen ganz ausgezeichneten Aufsatz von Birkenmajer über „Die nächsten Aufgaben bei der Erforschung der Frühgeschichte des gepreßten Ledereinbandes im christlichen Europa". Diese Arbeit bietet weit mehr, als der Titel erwarten läßt. Birkenmajer gibt darin eine zusammenfassende Darstellung der bisherigen Forschungsergebnisse auf diesem Gebiete, die außer ihm selbst vor allem Haseloff und Gottlieb verdankt werden. Sie gipfeln in der Feststellung, daß die meist durch ihre sehr zahlreichen Abdrücke von Einzelstempeln ausgezeichneten Einbände des 12. Jahrhunderts, die man nach Weale bisher als englisch angesehen hatte, auf nordfranzösischen Ursprung zurückzuführen sind. Dann berichtet Birkenmajer auch über die seither von ihm gemachten Funde und Feststellungen, die es ihm ermöglichen, die Mehrzahl der bekanntgewordenen Einbände nach ihren französischen und englischen Werkstätten in Gruppen zu scheiden. Endlich gibt er Richtlinien für die Weiterarbeit, die durch genaue Beobachtung der Arbeitsweise der einzelnen Buchbinder, der von ihnen gebrauchten Stempel, der von ihnen bevorzugten Anordnung der Abdrücke, des von ihnen geübten Verfahrens bei der Herstellung des Buchblockes den Anteil der verschiedenen Meister festzustellen haben wird. Neue, zu erwartende Funde werden weiterhelfen; Birkenmajer kann selbst darauf hinweisen, daß er in der Domgymnasialbibliothek zu Halberstadt einen wohl dort entstandenen, bisher nicht richtig gewürdigten, gepreßten Lederband des 12. Jahrhunderts, den ersten aus Mitteleuropa stammenden, nachweisen konnte. Birkenmajers Vorgehen ist ebenso umsichtig wie scharfsinnig und zeugt von vollkommener Beherrschung des Stoffes. Was ihn besonders auszeichnet, ist die stete Berücksichtigung des Technischen beim Einband und die geschickte Heranziehung der Paläographie als Hilfsdisziplin. Seither hat Husung in der Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F. 19 (1927), S. 28—33 einen weiteren derartigen Band aus den Beständen der Universitätsbibliothek Leipzig (Handschrift 91) veröffentlicht. Ich freue mich, aus eben diesen Beständen noch einen weiteren Vertreter dieser Gruppe mitteilen zu können, den ich bei der Mitarbeit an der Drucklegung des vierten Bandes des Handschriften-Katalogs der Leipziger Universitätsbibliothek (Lieferung 1. 1926) kennengelernt habe.

Handschrift 78 der Universitätsbibliothek Leipzig (Tafel 1).

Matthaeus-Evangelium mit Interlinear- und Marginalglossen. Eine Kolumne Text in größerer, eingefaßt von zwei Kolumnen Glossen in kleinerer Schrift. Pergament. 12. Jahrhundert. Aus dem 1145 für Benediktiner gestifteten, 1175 an Zisterzienser gekommenen Kloster Altzelle bei Nossen in Sachsen. Vgl. a. a. O. S. 79. 26,5 cm hoch, 18,5 cm breit, 6 cm dick.

Holzdeckel, 1 cm stark. Kanten nicht abgeschrägt.

Braunes Kalbleder. Einteilung der Deckelflächen durch einfache, zu je zwei, auf dem Vorderdeckel auch zu je drei, aber nicht überall im gleichen Abstand nebeneinander laufende Streicheisenlinien, wodurch auf dem Vorderdeckel, soweit erkennbar, zwei, auf dem Hinterdeckel fünf Rahmen und je ein schmaler Mittelspiegel entstehen. Diese und, von der

Digitized by Google

Mitte aus gerechnet, auf dem Vorderdeckel der zweite, auf dem Hinterdeckel der zweite und vierte Rahmen sind durch eng aneinandergesetzte Einzelstempel völlig gefüllt. Die übrigen Rahmen sind gleichfalls mit Einzelstempeln besetzt, aber ganz locker, in größeren Abständen voneinander. Die Pressungen zeigen eine sehr verschiedene Tiefe des Eingedrücktseins, wie dies auch bei dem von Gottlieb abgebildeten Lambacher Einband (Belvedere, Heft 43, Tafel 2) zu beobachten ist; Abreibungen siehe auf Tafel 4, Nr. 1—6. Nr. 1 ähnelt sehr Nr. c von Tafel 5 bei Birkenmajer, Nr. 2 desgleichen dem Stempel der mittelsten Reihe auf dem Einband von Tafel 1 bei Birkenmajer. Auch der achtstrahlige Stern im Kreis, Nr. 3, ist fast gleich mit Nr. 25 von Tafel 5 bei Birkenmajer, wenn auch seine Verwendung in der Gesamtverzierung eine andere ist. Der Stil der übrigen Stempel steht dem der bisher aus dem 12. Jahrhundert bekannt gewordenen recht nahe.

Auf beide Deckel sind 2 cm breite Rahmen aus weißem Bein aufgebracht, denen an den Ecken Dreiviertelkreisstücke von 4 cm Halbmesser eingefügt sind. Auf dem Vorderdeckel sind diese Eckstücke und die Querleisten durch je ein Loch, die Längsleisten durch je zwei Löcher von 1,2 cm Durchmesser verziert, die, soweit man bei dem gegenwärtigen Zustand des Einbandes urteilen kann, abwechselnd mit roten und dunkelblauen Pergament- und Metallstückchen unterlegt sind oder waren. Um sie und die ganzen Leisten zu halten, sind neben den Zierlöchern je zwei, gelegentlich auch drei Messingstifte eingeschlagen. Auf den Eckstücken sind je zwei runde, flachgewölbte braune Hornknöpfe von 1 cm Durchmesser mit je einem Messingstift befestigt. Je zwei solche, etwas kräftigere Knöpfe von 1,4 cm Durchmesser sitzen, ebenso befestigt, an den Stellen, wo Leisten und Eckstücke aneinander stoßen, je einer in der Mitte der Längsleisten; jetzt verlorengegangen.

Auf die von ihnen eingefaßte Gesamtfläche des Vorderdeckels waren wohl später, nachdem ein Papierschild von 18 × 14 cm aufgeklebt und mit dem handschriftlichen Titel „MATHE =| ..... Euangelista [g]loßatus“ versehen war, in leidlich symmetrischer Anordnung 13 ebensolche kräftige Knöpfe aus weißem Bein aufgesetzt, von denen nur einer erhalten ist. Von einigen sind noch die Eisennägel erhalten. Auch einige Messingstifte sind noch zu finden, deren früherer Zweck nicht ersichtlich ist. Auf dem Hinterdeckel ist die Verzierung des Beinrahmens, zu dessen Befestigung wiederum kleine Messingstifte verwendet sind, nur mit den braunen Hornknöpfen bestritten, und zwar sitzen je zwei größere auf den Quer-, je drei auf den Längsleisten, je drei kleinere in Dreiecksanordnung auf den Eckstücken, dazu noch je ein größerer in der Mitte der Hypotenusen. Im Mittelfeld oben ist abermals ein Pergamentstreifen von 12 × 2,8 cm aufgeklebt, der gleichfalls mit dem Titel „Matheus glosatus“ versehen ist. Auch auf dieser Deckelfläche finden sich einige Messingstifte unbekannten Zwecks. Zwei Schließen aus doppeltem Pergament, mit roter, gelbbestickter Seide gefüttert, greifen vom Hinterdeckel auf die Fläche des Vorderdeckels über, wo sie in einem Messingdorn befestigt werden. Nur die obere ist noch erhalten. Das zierlich geformte Messingende deutet auf Anfertigung und Anbringung in späterer Zeit. Nicht ganz in der Mitte des oberen Randes des Hinterdeckels, wo früher einer der Zierknöpfe saß, ein Loch für das erste Glied einer jetzt entfernten Kette.

Heftlöcher eingeschnitten. Drei Doppelbünde aus weißem Leder, durch die Deckel hindurch nach den Innenseiten geführt und dort mit je einem Messingstift befestigt und wohl auch mit Holz verpflöckt. Fitzbünde und mit Heftfaden umstochene Kapitälchen, deren Riemchen schräg durch die Deckel gezogen und auf den

Digitized by Google

Innenseiten mit Holz verpflöckt sind. Zwischen den Bünden wohl zur Verstärkung früher Papierstreifen aufgeklebt, die knapp auf die Deckel reichen und deren einer noch erhalten ist. Die Lagen an den Kapitälchen etwas abgeschrägt.

Die Innenseite des Vorderdeckels ist mit einem beschriebenen Pergamentblatt beklebt, das als schmaler Falz die erste Lage umfaßt. Die letzte Lage besteht aus vier Blättern, von denen das unbeschriebene dritte Blatt ausgeschnitten, das unbeschriebene vierte auf die Innenseite des Hinterdeckels aufgeklebt ist. — Rheins Beitrag „Zur Geschichte der Stempeldruckeinbände" ist ihm aus seiner Beschäftigung mit dem Erfurter Einband der Jahre 1450—1550 erwachsen. Er erörtert die Frage, wie vorzugehen ist, um zur Feststellung eines örtlichen Einbandtyps zu gelangen. Die Begründung der Notwendigkeit solcher örtlichen Forschung wiederholt manches Bekannte, zum Teil leider unter Bezugnahme auf Erfurter Verhältnisse, deren Kenntnis nicht vorausgesetzt werden kann.

Endres hat sich mit zwei Arbeiten eingestellt. Die eine bietet eine kritische Übersicht über „Die Einbandforschung in Franken", die alles zusammenfaßt, was bisher über die fränkischen Einbände gearbeitet worden ist, die aber zugleich auch immer wieder darauf hinweist, wo eine Weiterführung der Arbeit besonders erwünscht und dankbar erscheint. Vor allem regt er an, daß den Klosterbuchbindereien von Amorbach, Rebdorf, Heilsbronn, Michelsberg bei Bamberg und St. Stephan in Würzburg eingehende Untersuchungen gewidmet werden möchten. Der andre, recht ergebnisreiche Aufsatz von Endres bringt „Neues von alten Erfurter Meistern des 15. Jahrhunderts", das heißt Nachträge zu den Arbeiten über Adam, Fogel, Frenckel und Nikolaus von Havelsberg, zu denen ihm die Bestände der Würzburger Universitätsbibliothek den Stoff geliefert haben. Wichtig ist dabei der Hinweis auf das Auftreten einer ihrer Technik nach bisher nicht näher bestimmten Art von Goldanwendung bei Stempelabdrücken auf Einbänden des erstgenannten Meisters. Ein neuer Fogel-, zwei neue Frenckel-Bände, drei neue Arbeiten des Nikolaus von Havelsberg werden nachgewiesen und zwei neue Erfurter Buchbinder, Heinrich Bechstein und Nikolaus Seman, vorgestellt, ein schöner Erfolg der liebevollen und eindringlichen Beschäftigung Endres' mit den Beständen seiner Bibliothek, mitbedingt durch die sorgfältige Beobachtung nicht nur der Stempel, sondern der gesamten Arbeitsweise der Meister, sowie durch die umsichtige Heranziehung der Erfurter Matrikel, deren Buchbindereinträge sich in nichts von denen der Studenten unterscheiden, so daß Endres mit Recht die Frage aufwirft, ob die Buchbinder die Zugehörigkeit zur Universität nicht sowohl aus wirtschaftlichen Gründen als um der Erlangung einer guten Ausbildung gesucht haben, wie sie für ihr damals doch wesentlich vielseitigeres und höhere Anforderungen an Wissen stellendes Gewerbe nötig war.

Adolf Schmidt erweitert die von Loubier aufgestellte Liste mittelalterlicher Buchbinder um zwei weitere Namen, Albert Hus und Hanns Oesterrich, die er an Einbänden der von ihm früher geleiteten und dabei mit so glücklichem Erfolge durchforschten Landesbibliothek in Darmstadt nachweist. Der erstere ist wohl ein zünftiger Buchbinder in Wimpfen gewesen; die Heimat des andern ist unbekannt.

Husung berichtet über „Paul Schwenkes Nachlaß zur Geschichte des kleinen Einzelstempels im 12. bis 15. Jahrhundert", der erneut Zeugnis von Schwenkes außerordentlicher Arbeitskraft ablegt, die es ihm ermöglichte, neben der Last seiner amtlichen Geschäfte und neben seinen mühevollen Arbeiten vornehmlich zur

Digitized by Google

Druckgeschichte in jahrelanger Sammeltätigkeit, aufs verständnisvollste unterstützt von seiner Gattin, ein gewaltiges Material zur mittelalterlichen Einbandgeschichte zusammenzubringen. Wie umfänglich das Ergebnis ist, erhellt aus der Mitteilung Husungs, daß es sich um etwa 180 mehr oder minder umfängliche Mappen mit Ganz- oder Gesamtabreibungen und etwa 10000 Einzelabreibungen handelt. Die erstere Abteilung ist nach den Aufbewahrungsorten der abgeriebenen Einbände, zum Teil auch schon nach Herstellungsorten und Werkstätten geordnet, die letztere nach Motiven, wie Adler, Blumen, Christus, Einhorn, Evangelisten usw. Die von Husung beigegebenen Proben von Abreibungen zeigen, daß Schwenke auch das Technische vollkommen beherrscht hat.

Eine sehr verständige, auf genauester Kenntnis des Gegenstandes beruhende Arbeit sind Ilse Schunkes Mitteilungen über „Die Jakob-Krause-Ausstellung der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden". Nach kurzen Angaben über die Entstehung der Sammlung, die im wesentlichen dem hingebenden Eifer A. Richters in der Durchforschung der Bestände seiner Bibliothek verdankt wird, gibt Schunke, indem sie in drei Abteilungen die Pergament-, die Schweinsleder- und sonstigen Lederbände bespricht und Zahlenangaben beifügt, ein wirkungsvolles Bild von dem ausgedehnten Wirken Jakob Krauses und seines trefflichen Nachfolgers Kaspar Meuser, von dem großen Reichtum der Ausstattung ihrer Werkstatt mit Stempeln und Platten und von der seltenen Geschlossenheit und dem Werte des köstlichen Besitzes. Sehr anschaulich sind die verschiedenen Schemata für die Verwendung der Rollen, durch die sich das Vorgehen Krauses, Meusers und der Wittenberger klar unterscheiden läßt.

Das Gesamtwerk Krauses erweitert um ein Beträchtliches Reinwald, der 51 „Arbeiten Jakob Krauses in der Gymnasialbibliothek zu Zweibrücken" festgestellt hat. Es sind 51 Schweinslederbände der Jahre 1575—1578 aus dem Besitz des Pfalzgrafen Karl (1560—1600), der 1573—1579 zu seiner Erziehung am Hofe des Kurfürsten August in Dresden verbrachte. Das Wissen von Krauses Buchbinderwerkzeug erfährt eine Bereicherung durch den Nachweis weiterer Platten, Rollen und Stempel, die, nicht mit Krauses Namen gezeichnet, durch die mit ihnen zusammen verwendeten sicheren Krauseschen Werkzeuge doch als von ihm gebraucht erwiesen werden.

„Der Straßburger Renaissancebuchbinder Philippus Hoffot" ist schon Gruel bekannt gewesen. Eichler lenkt erneut die Aufmerksamkeit auf ihn und bringt durch Nachricht von einem Grazer Einband, den er eingehend beschreibt und auch abbildet, von einem Darmstädter, zwei Stuttgartern und einem Dresdner die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen Arbeiten auf ein halbes Dutzend.

Haebler hat einen Aufenthalt in Stuttgart dazu benutzt, um im dortigen Staatsarchiv Nachforschungen anzustellen, wie er sie früher in Zwickau mit so ausgezeichnetem Erfolg gepflogen hat. Buchbinderakten, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen, scheinen sich nicht erhalten zu haben. Wohl aber ergaben die Landkämmerei-Rechnungen beim Kanzleiaufwand der Jahre 1544—1576 eine gute Ausbeute. Acht Namen von Buchbindern, die sich bei der Arbeit für die Kanzlei teils neben-, teils nacheinander beteiligten, sind von Haebler festgestellt worden, der erste, Kühne, zugleich Buchführer. Er sowohl wie auch Wilhelm Funke, der wohl als der bedeutendste der acht Meister anzusprechen ist, haben auch für den herzoglichen Hof gearbeitet. Unter den noch erhaltenen Bänden sind auch solche, die mit Rollen und Stempeln des Meisters N P gearbeitet sind, vielleicht von Wilhelm Funke.

Digitized by Google

Herbst bringt erste Nachricht von einem Hans Weischner, der im Dienst Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, ähnlich wie Jakob Krause, beauftragt war, Bücher nicht nur zu binden, sondern auch zu beschaffen und zu verwalten. Die abgedruckte Bestallung spricht deutlich von diesem Doppelamt als Bibliothekar und Buchbinder, die erstere Tätigkeit steht aber von Anfang an im Hintergrund und tritt bald ganz zurück. Das 1572 eingegangene Verhältnis wird 1575 durch die Übersiedlung nach Helmstedt als Buchbinder der Universität gelöst. Die Erlangung eines Privilegs, das Herbst gleichfalls abdruckt, ist eigentlich die letzte Gunstbezeugung des Herzogs. Den Rückgang seiner wirtschaftlichen Lage vermag auch eine durch die Befürwortung der Universität erlangte Verlängerung des Privilegs nicht aufzuhalten. 1579 kehrt Weischner nach seiner Heimat Jena zurück, wo sein Vater gleichfalls als Buchbinder und Bibliothekar tätig war. Vielleicht ergeben dort anzustellende Nachforschungen weiteres über das Leben des Meisters. Das Werk Weischners, soweit Herbst es zusammengebracht hat, ist noch wenig umfangreich; ich darf deshalb wohl einen weiteren Band hinzufügen, der mir seit langem als im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek zu München bekannt ist. Er enthält Heinrich Bünting, Jtinerarium Sacrae Scripturae, das ist Ein Reisebuch Vber die gantze heilige Schrifft. Gedruckt zu Wittenberg, durch Zacharias Krafft. In Verlegung Ambrosii Kirchners zu Magdeburg. 1587. Wilhelm, dem Jüngeren, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg gewidmet. In der Vorrede nach Aufzählung der vornehmsten Quellen ein Schlußabsatz von etwa 15 Zeilen, in dem Bünting von Bernhard von Breitenbach, „des ich offt vnd vielmals in dieser meiner Erbeit gedencken werde", und seiner Reise nach dem Heiligen Land von 1483 spricht und ihm dankt.

Das Titelblatt des zweiten, das Neue Testament behandelnden Teils ist handschriftlich ergänzt. Darauf in einer kleinen Rollwerkeinfassung der Eintrag: diß ist geschriben worden den | 23. Tag Augusti A° 1642. | Durch mich Ea: (oder Ga:?) Pichl- | mair. Dieser Name deutet darauf hin, daß der Band damals schon nach Süddeutschland gekommen war. 1810 gelangte er aus dem Münchener Jesuitenkolleg (Besitzeintrag auf dem Titelblatt) an die Bayerische Staatsbibliothek.

Er führt dort die Signatur: 2° Exeg. 85.

33,3 cm hoch, 21,5 cm breit, 5 cm dick.

Holzdeckel, 1 cm stark, an den freien Rändern flach abgeschrägt, innen durchaus und etwas mehr als außen, wo an den Ecken je 5 cm ausgespart sind. Desgleichen ist an den Schließen der Rand stehengeblieben, zugleich aber unter ihnen etwas eingekerbt, damit sie nicht vorstehen.

Gelbliches Schweinsleder. Einteilung mit dreiteiligen Streicheisenlinien, Rollen-, Einzel- und Plattenstempel (Tafel 2 und 3). Die letzteren in schwarzgewordener Goldpressung, die Rosen bemalt mit roten Blüten- und grünen Kelch- und sonstigen Blättern und Stielen. Die Innenkanten mit zweiteiligen Streicheisenlinien. Zu den von Herbst als Nr. 9, 10, 12, 14, 17 seiner Tafel 31 abgebildeten Stempeln und Rollen kommt ein kleiner Blütenstempel (Tafel 4, Nr. 7), eine Kranz- (Nr. 8), eine Blättchen- (Nr. 9) und eine Reformatorenrolle (Nr. 10) mit Phili(pp) Melan(chthon), Erasmvs Rot(erodamus), Joannes Hvs und Marti(n) Lvt(her). Die Unterschriften lauten auf der Sisera-Platte: Sic :· pereant · omnes: omnes :· | inimici :· tvi :· domine :· Ivdic IV, auf der Judith-Platte: Jvdit Holofe : volvntatem · tim | entivm : es · faciet :· dominvs?

Spuren von zwei Messinghaften am Vorderdeckel, von zwei Hakenriemchen am Hinterdeckel, erstere mit je zwei Messingstiften,

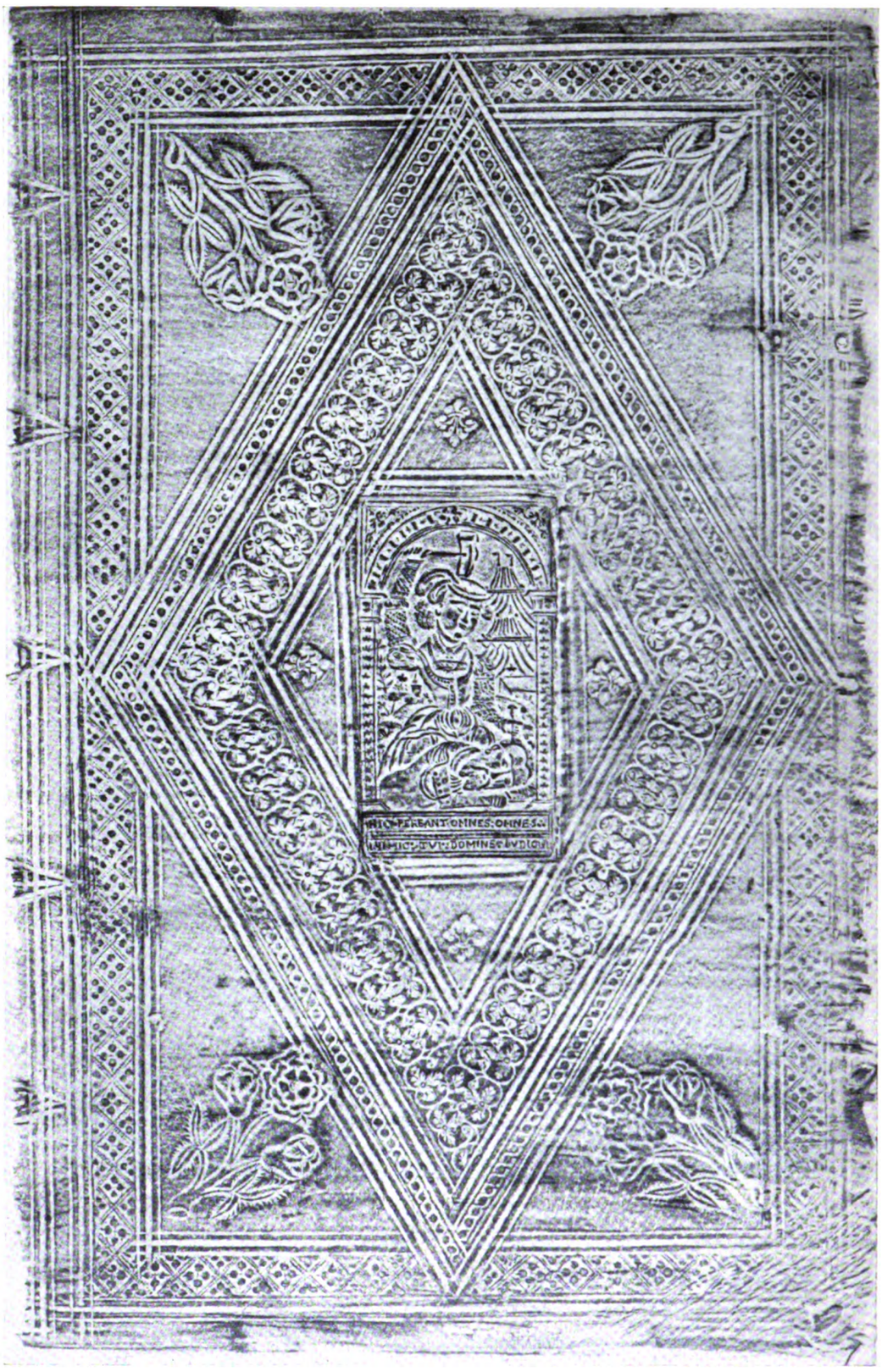
Digitized by Google

letztere mit je einem Messingplättchen und zwei Messingstiften aufgebracht.
Fünf erhabene Bünde. Stoff nicht feststellbar. Von außen nach innen hindurchgeführt. Befestigungsweise auf der Innenseite nicht feststellbar. Rücken mit Papier verstärkt, das fingerbreit auf die Innenseiten der Deckel übergreift. Zu beiden Seiten der Bünde schmale dreiteilige Streicheisenlinien, desgleichen an Kopf und Schwanz. An den Bundenden sind die Streicheisenlinien zusammengefaßt und stoßen mit spitzen Dreiecken in die Deckelflächen vor.
Umstochene Leinen-Kapitälchen, geschützt durch das bis zu den Deckelkanten vorstehende Rückenleder.
Vorn und hinten je ein Vorsatz-Doppelblatt; davon jeweils das Blatt am Deckel auf diesen aufgeklebt.
Schnitt rot. Blattweiser aus kleinen Lederstreifen.
Bis Seite 44 einschließlich die Blätter am Längsschnitt durch aufgeklebte Papierstreifen sorgfältig ausgebessert. Im obersten Feld des graugestrichenen Rückens der Titel mit brauner Tinte: „Reisbuch | Von | H. Land.“, im untersten Feld die Signatur: H. S. | VI. | 20.
Der Einband, nach dem Datum des in ihm enthaltenen Drucks aus Weischners Jenaer Zeit, ist sehr sauber gearbeitet und zeigt keinen der technischen Mängel, die Herbst an seinen Braunschweiger Arbeiten zu rügen hat. Die Verzierung der Deckelflächen hält die von Weischner von Anfang an eingeschlagene Richtung, Anlehnung an die Ottheinrichs-Bände, fest. —
In ihrem Beitrag „Holzschnitte und Plattenstempel mit dem Bilde Luthers und ihre Beziehungen zur Werkstatt Cranachs“ gibt Hildegard Zimmermann eine erste Untersuchung über solche Darstellungen des Reformators auf Bucheinbänden. Soweit sich die Geschichte des Lutherbildes bisher übersehen läßt, handelt es sich um zwei Gruppen von Bildnissen, solche, die noch zu seinen Lebzeiten, und solche, die erst nach seinem Tode entstanden sind. Daß für die Einhände die ersteren nicht in Betracht kämen, gilt nicht ganz ohne Ausnahme. Die Bayerische Staatsbibliothek in München besitzt unter der Signatur 4° A. gr. b. 671 einen Th. Gaza, Introductio grammatica. Basileae, V. Curio. 1523, auf dessen Einband folgende drei Stempel sich finden: das kursächsische Wappen mit den Schwertern, ein Rundstempel mit dem Bildnis Friedrichs des Weisen (?) mit der Umschrift: D(ux) . S(axoniae). V(erbum) · D(omini) · M(anet) · I(n) · E(ternum) zwischen Verzierungen und dazu als Abschluß das kursächsische Wappen mit den Schwertern, ein zweiter gleichgroßer Rundstempel mit dem Bildnis Luthers und der Umschrift: MARTINNVS · LVTHER · ECL(e)S(iae) MA(gister) (Tafel 4, Nr. 11). Die Vorlage dazu ist wohl in dem von Johannes Ficker, Älteste Bildnisse Luthers, in der Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen, 17 (1920), S. 11 ff. besprochenen und dort auf Tafel 1 abgebildeten Stich von 1521 zu suchen.
Darstellungen der zweiten Gruppe weist Zimmermann eine ganze Reihe nach, halbe und ganze Figuren, im Talar und in der pelzverbrämten Haustracht, in Goldpressung mit linearer Ausführung und in Blindpressung mit flachreliefartig modellierten Flächen. Sie gehen, wie Zimmermann sorgfältig und umsichtig und dadurch überzeugend nachweist, zurück auf eine Reihe von Arbeiten Lukas Cranachs, der damit die grundlegenden Fassungen geschaffen hat.
Dem Wunsche der Verfasserin folgend, stelle ich kurz zusammen, was mir an Einbänden mit Luther- (und Melanchthon-) Bildnissen in der Hauptsache während meiner Tätigkeit an der Bayerischen Staatsbibliothek bekannt geworden ist.

Digitized by Google

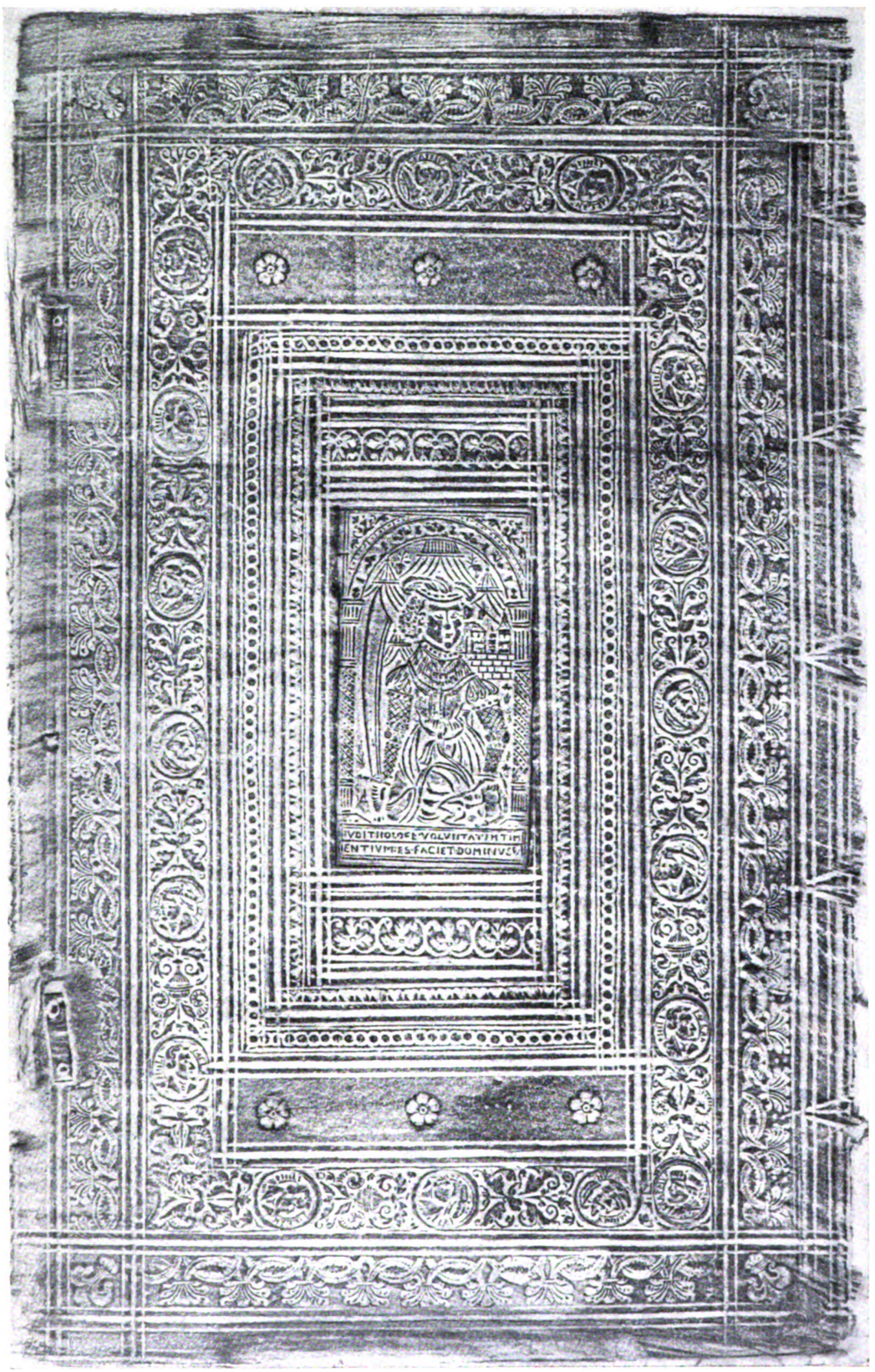
TAFEL 1

Digitized by Google



TAFEL 2

Digitized by Google



TAFEL 3

Digitized by Google

TAFEL 4

Digitized by Google

Ganze Figur.

1.

8° Catech. 519. V. C. Michael Neander, Compendium doctrinae Christianae. Wittenbergae, Crato. 1582. Blindpressung. Der Band enthält zwei weitere Wittenberger Drucke von 1582 und 1583. Am oberen Rand des Vorderdeckels mit der Lutherplatte finden sich eingepreßt die Buchstaben I. I. S., am unteren die Zahl 1583.

Gehört zu den von Zimmermann auf Tafel 34, 2 und 35, 2 abgebildeten Abwandlungen der Vorlage auf Tafel 34, 1. Abweichungen: Der Gesichtsausdruck und die Stellung der Füße, die Umrahmung, die Legende im aufgeschlagenen Buch, aus der wohl auch hervorgeht, daß die Platte von 1572 stammt. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück. Sein Talar pelzverbrämt. Rechts und links von der Figur T K, nach H. Herbst (Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge 19. 1927, S. 48, Nr. 5) als Thomas Krüger aufzulösen (Tafel 4, Nr. 12 und 13).

Halbfigur.

1.

4° L. gr. 133. Urbani Bellunensis ... institutionum in linguam Graecam grammaticarum libri duo. Basileae, I. Walder. 1539. Goldpressung. Am oberen Rande des Spiegels die Zahl 1543. Auf dem Einband eine Rolle mit dem sächsischen Wappen.

Melanchthon im Talar, nach rechts schauend, ohne Buch. Dreizeilige Unterschrift. Architektonische Umrahmung; auf der unten abschließenden glatten Leiste: 1543.

2.

8° Asc. 2966. M. Luther, Ein einfeltige weise zu beten, für einen guten freund. Leipzig, V. Bapst. 1549. Goldpressung. Der Band enthält noch weitere Bapst-Drucke von 1550 und 1551.

Luther im Talar, in den Händen ein geschlossenes Buch, ähnlich wie bei Zimmermann, Tafel 32, 2. Abweichungen: Barett auf dem Haupt, links und rechts von ihm MAR, LVTHE; Umrahmung, mit links I, rechts H; zweizeilige Unterschrift. Stiche in den Augäpfeln. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück, aber ohne Barett und Buch (?), Kragen aufgeschlagen. Umrahmung und Unterschrift ähnlich wie bei Luther, mit I, H und PHI., MEL je links und rechts.

3.

8° Polem. 1366[a]. Aegidius Hunnius, Prima controversia generalis, Roberti Bellarmini, de verbo Dei scripto. Francofurti, Spiess. 1552. Goldpressung. Laut Eintrag Geschenk des Verfassers an Pfalzgraf Philipp Ludwig, Herzog von Bayern.

Luther im Talar, in den Händen ein geschlossenes Buch, ähnlich wie bei Zimmermann, Tafel 32, 2. Abweichungen: Gesichtsausdruck und Haarbehandlung; Umrahmung mit zwei Putten, die das Luther- und das kursächsische Schwerterwappen halten; dreizeilige Unterschrift. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück, ein aufgeschlagenes Buch in den Händen. Umrahmung und Unterschrift ähnlich wie bei Luther, nur mit dem sächsischen Rauten- und dem Melanchthonwappen (Tafel 5, Nr. 14).

4.

2° Th. U. 83. M. Luther, Opera omnia. VII. Witebergae, Th. Klug. 1558. Blindpressung. Mit der handschriftlichen, teilweise radierten Widmung eines Balthasar Schmidthueber von 1622.

Luther im Talar, in den Händen ein geschlossenes Buch, wie bei Zimmermann, Tafel 32, 2. Abweichungen: Gesichtsausdruck und Haltung der Hände; Umrahmung mit Putten, die das kursächsische Wappen mit den Schwertern

Digitized by Google

und das Lutherwappen (?) halten; dreizeilige Unterschrift. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück. Sein Talar pelzverbrämt. Umrahmung und Unterschrift ähnlich wie bei Luther, nur mit dem Rauten- und dem Melanchthonwappen (?) (Tafel 5, Nr. 15 und 16).

5.

8° Dogm. 680ª. Ph. Melanchthon, Loci praecipui theologici. Lipsiae, V. Papa. 1559. Blindpressung. Auf dem Einband eine Rolle mit dem kursächsischen Schwerter- und Rauten- und einem nicht festzustellenden Wappen und einem vierten Wappen mit PS und einer Hausmarke (Tafel 4, Nr. 16a).

Luther im pelzverbrämten Hauskleid, ein geschlossenes Buch in den Händen, ähnlich wie bei Herbst, Weischner, Tafel 26 und 29, 2. Abweichungen: Format höher, Hemdschnur sichtbar, Umrahmung. Dreizeilige Unterschrift. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück, ein aufgeschlagenes Buch in den Händen. Umrahmung und Unterschrift ähnlich wie bei Luther (Tafel 5, Nr. 17 und 18).

6.

Im Besitz von Frau Professor Girgensohn, Leipzig. Ph. Melanchthon, Ethicae doctrinae elementa. Wittebergae, J. Lufft. 1560. Blindpressung. Der Band enthält noch einen Basler Druck von 1555. Mit dem handschriftlichen Eintrag: Zacharias Arcularius croßaeus me poßidet. Anno 1560. calend. Februarij. Am oberen Rand des Spiegels die Buchstaben IFH, am unteren die Zahl 1560 eingepreßt.

Luther im Talar, in den Händen ein aufgeschlagenes Buch. Zweizeilige Unterschrift. Auf der Leiste zwischen Bild und Unterschrift die Buchstaben PT. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück. In der Linken eine Rolle. Zweizeilige Unterschrift. In gleicher Weise PT gezeichnet (Tafel 5, Nr. 19 und 20).

7.

8° B. Lat. 262. Novum Jesu Christi Testamentum. Antverpiae, Plantin. 1564. Goldpressung.

Steht der von Zimmermann auf Tafel 32, 2 abgebildeten Platte sehr nahe. Abweichungen: Format mehr hoch als breit; die beiden Hände liegen auf der unteren Leiste auf; Umrahmung, mit links D, rechts ML als Monogramm in Oval; zweizeilige Unterschrift in Fraktur. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück. Umrahmung und Unterschrift ähnlich wie bei Luther. Links PHI, rechts ME als Monogramm ohne Einfassung. Beide Bilder durch schräglaufende Schnitte und auch sonst beschädigt (Tafel 6, Nr. 21 und 22).

8.

8° B. Lat. 270. Biblia, Ad vetustissima exemplaria castigata. Antverpiae, Chr. Plantin. 1565. Goldpressung.

Wie Nr. 7.

9.

8° P. lat. 910. Ph. Melanchthon, Selectae declamationes. IV. Argentorati. 1566. Blindpressung. Am oberen Rand des Vorderdeckels finden sich eingepreßt die Buchstaben V.B.N., am unteren die Zahl 1579. Auf dem mit Rollen verzierten Band I auch eine mit dem sächsischen Rautenwappen und einem Wappen mit einem Monogramm TND (Tafel 4, Nr. 25).

Luther im Talar, in den Händen ein aufgeschlagenes Buch. Umrahmung ähnlich wie bei Nr. 4; dreizeilige Unterschrift. Rechts das Lutherwappen, das Wappen links nicht festzustellen. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück. Sein Talar pelzverbrämt. Umrahmung und Unterschrift ähnlich wie bei Luther. Links das Melanchthonwappen, rechts das gleiche Wappen wie bei Luther links (Tafel 6, Nr. 23 und 24).

Digitized by Google

10.

8° A. lat. a. 1177. P. Ovidii Nasonis metamorphoseon libri XV. Francofurti ad Moenum, haeredes Wigandi Galli. 1575. Blindpressung. Vorbesitzer: Ludwig Andorffer 1624, Joan. Geor. Andorffer, Guil. Andorffer. Auf dem Einband eine Rolle mit einem Doppeladler und einer Mitra oder Krone in Wappenschilden und einem Helm und IPW mit Hausmarke in runden Einfassungen (Tafel 4, Nr. 27). Auf dem Hinterdeckel ein Wappen mit der Unterschrift: Insignia urbis Gorlitziae, links und rechts davon I und P.
Melanchthon im pelzverbrämten Hauskleid, nach links schauend, ein aufgeschlagenes Buch in den Händen, ähnlich wie 5, nur ohne Beschriftung. Architektonische Umrahmung, dreizeilige Unterschrift (Tafel 16, Nr. 26).

11.

2° P. lat. 1465[x]. Q. Sept. Fl. Tertullianus, Opera ... add. sunt annotationes Beati Rhenani ... [et] Franc. Iunii. Franckerae, Aeg. Radaeus. 1597. Blindpressung. Am oberen Rand des Spiegels die Buchstaben M. C. W., am unteren die Zahl 1626. Auf der Innenseite vier handschriftliche Distichen von M. Isaac Jacquet. Diac. ad Spirit. S.
Luther im pelzverbrämten Hauskleid, ein geschlossenes Buch in den Händen, ähnlich wie bei Zimmermann, Tafel 32, 3. Abweichungen: Format mehr hoch als breit; zweizeilige Unterschrift; Umrahmung, mit dem Lutherwappen rechts; zwei Genien, der rechts mit Kreuz, der links mit den Gesetzestafeln (?), halten eine Krone über Luthers Haupt; vgl. Zimmermann, Tafel 32, 4. Auf dem Hinterdeckel Melanchthon als Gegenstück, ein aufgeschlagenes Buch in den Händen. Umrahmung und Unterschrift ähnlich wie bei Luther, nur statt der Krone ein Kranz, statt des Kreuzes ein Merkurstab, und links das Melanchthonwappen; vgl. Zimmermann, S. 115 (Tafel 6, Nr. 28 und 29).

12.

8° Asc. 394[d]. Ein Schön nye Christlick vnde nütte Bedebock. Lübeck, L. Albrecht. s. a. Goldpressung.
Melanchthon im Talar mit aufgeschlagenem Kragen, nach links schauend, ohne Buch. Architektonische Umrahmung; auf der unten abschließenden glatten Leiste: V(erbum) · D(omini) · M(anet) · I(n) · E(ternum) und das Monogramm HB. Auf dem Vorderdeckel Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen als Gegenstück. Umrahmung ähnlich wie bei Melanchthon. Am rechten Ende der abschließenden glatten Leiste das Monogramm HB.

Ich füge an, was mir bisher an Rollen mit den Reformatorenköpfen bekannt geworden ist.

I. Rollen mit Bezeichnungen durch volle Namen oder Abkürzungen.

1.

2° Inc. c. a. 3902[f]. Missale Spirense. Speyer, P. Drach. 1500 [Copinger 4233 (?)]. Aus der Dillinger Kreis- und Studienbibliothek.
Luther — Melanchthon — Erasmus. Lateinische Um- und gekürzte Unterschriften. Luther mit Barett, nach links schauend (Tafel 7, Nr. 30).

2.

4° Hom. 1083. M. Luther, Das XIIII vnd XV Capitel S. Johannis. Wittemberg, J. Weis. 1539. Der Band enthält noch zwei weitere Wittenberger Lutherdrucke von 1538.
Hus — Karl V. — Luther — Melanchthon — Erasmus. Lateinische Beischriften. Luther mit Barett, nach links schauend, ähnlich wie Nr. 4 (Tafel 7, Nr. 31 und 31, 1—4).

Digitized by Google

3.

2° B. G. Luth. 57. Biblia . . . Auffs New zuricht. d. Mart. Luther. Wittemberg, H. Lufft. 1541.

Erasmus — Hutten — Luther — Melanchthon. Lateinische, zum Teil bis auf die Anfangsbuchstaben gekürzte Umschriften. Luther mit Barett, nach links schauend, ähnlich wie Nr. 2. Zwischen Melanchthon und Erasmus ein Schild mit einer Eule (?) und darüber CN (Tafel 7, Nr. 32).

4.

4° I. publ. G. 34. Acta aller Handlungen, so sich zwischen . . . Ferdinanden, Römischen... Künig vnnd etlichen personen aus ... Behaim . . . 1547 . . . verloffen. Prag, B. Netholitzky. 1548. Auf dem Einband eine Rolle von 1540.

Erasmus. Roterodamus — Johannes Hus — Carolus. 5. Rom(anorum) · Imp(erator) — Martinus Lutherus — Philippus Melan(chthon) 1549.

Luther mit Barett, nach rechts schauend (Tafel 7, Nr. 33. Aus zwei Stücken zusammengesetzt).

5.

8° A. gr. c. 127. Ex commentariis geoponicis . . ., Andrea à Lacuna, . . . interprete. s. l. s. a. (1541). Der Band enthält noch andere Drucke aus den Jahren 1536—1549.

Hus — Luther — Melanchthon — Erasmus. Mit den Anfangsbuchstaben der Namen. Luther mit Barett, nach links schauend (Tafel 7, Nr. 34).

6.

8° A. lat. a. 2150. Vergilius Philippi Melanchthonis scholiis doctissimis illustratus. Moguntiae, J. Schoeffer. 1554. Am oberen Rand des Spiegels die Buchstaben HGB, am unteren die Zahl 1554 eingepreßt. Auf dem Einband noch eine Kardinaltugendenrolle von 1551, HW gezeichnet.

Luther — Melanchthon — Erasmus — Hus. Lateinische, zum Teil gekürzte Umschriften. Luther mit Barett, nach links schauend (Tafel 7, Nr. 35. Aus zwei Stücken zusammengesetzt).

7.

2° P. gr. 426. Procopius Gazaeus, Commentarii in Octateuchum ... translati Conrado Clausero interprete. Tiguri, A. & J. Gessner. 1555. Mit Beibänden aus dem gleichen Jahr. Einband des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz von 1562.

Hus — Erasmus — Luther — Melanchthon. Jeweils darunter: Christus — Bärtiger Mann in Kapuze und zurückgeschlagenem Mantel mit Spruchband: Principatu . . . , Jesaias? — David, mit dem Monogramm NP — Paulus. Luther im Dreiviertelprofil, nach links schauend. Unbedeckten Hauptes. Gekürzte lateinische Umschriften (Tafel 7, Nr. 36. Aus zwei Stücken zusammengesetzt).

8.

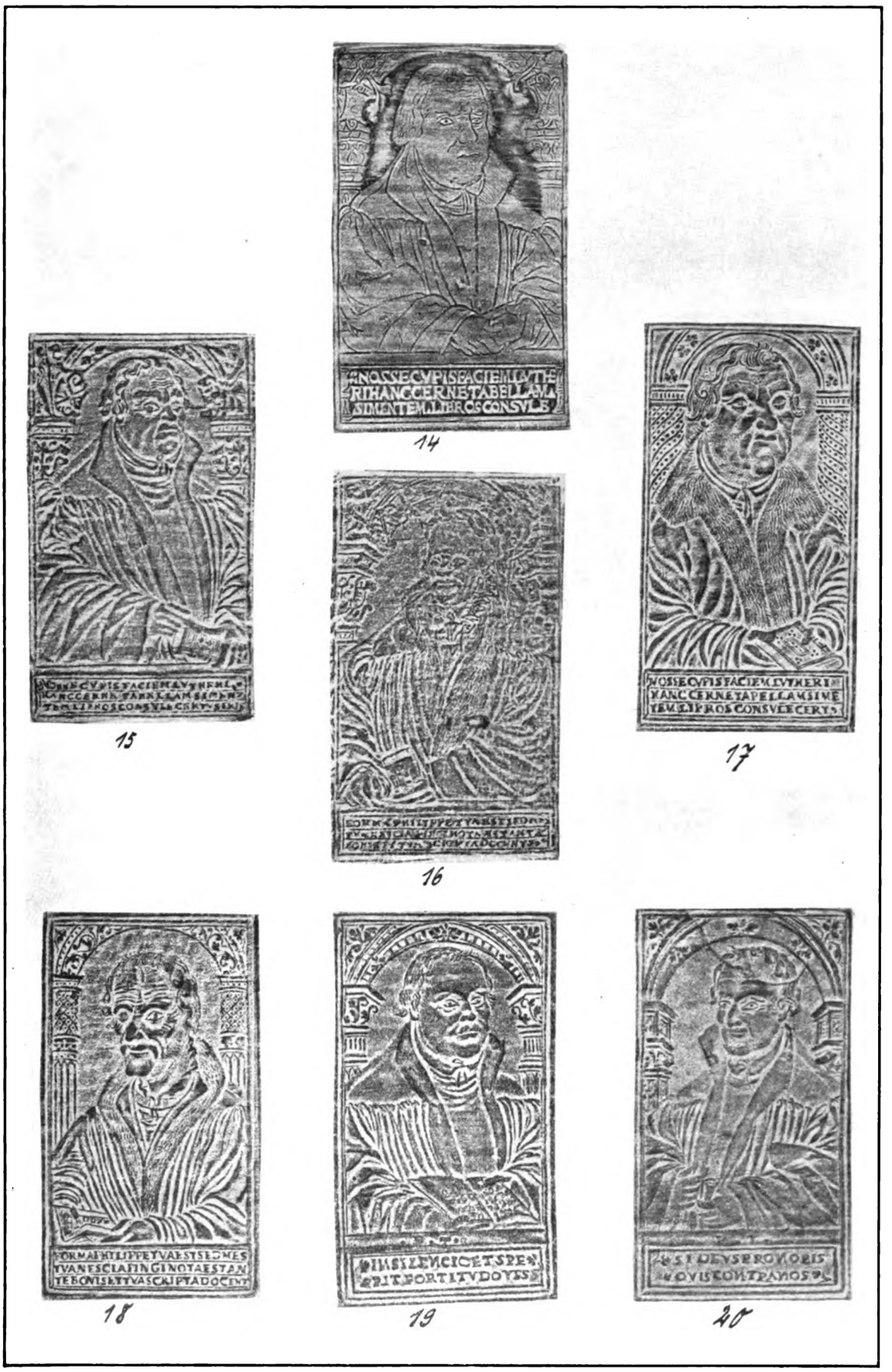
2° A. lat. a. 335. Hortensius Montfortius Lamb., Ennarationes in sex priores libros Aenaeidos Vergilianae. Basileae, H. Petrus et Jo. Oporinus (1559). Mit Beibänden aus dem Jahr 1561. Alter Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek. Auf dem Einband noch eine Rolle, IM gezeichnet.

Hus — Erasmus — Melanchthon — Luther. Mit den Anfangsbuchstaben der Namen. Luther mit Barett, nach rechts schauend (Tafel 8, Nr. 37. Aus zwei Stücken zusammengesetzt).

9.

2° B. G. Cath. 14. Catholische Bibell ... verteuscht ... durch D. Johan Dietenberger. Cöln, Erben Johan Quentels vnd Gervinum Calenium. 1564. Vorbesitzer: „Monasterij Benedictoburanj“ (Eintrag wohl aus dem 18. Jahrhundert) und „Hunc librum Bibliorum sibi conparauit Fr. Johannes Halpser (?) a Ludovico Sim . . . Saussero (?) anno . . 89 pro 4^{or} flor.“ Auf dem Einband noch eine Kardinal-

Digitized by Google

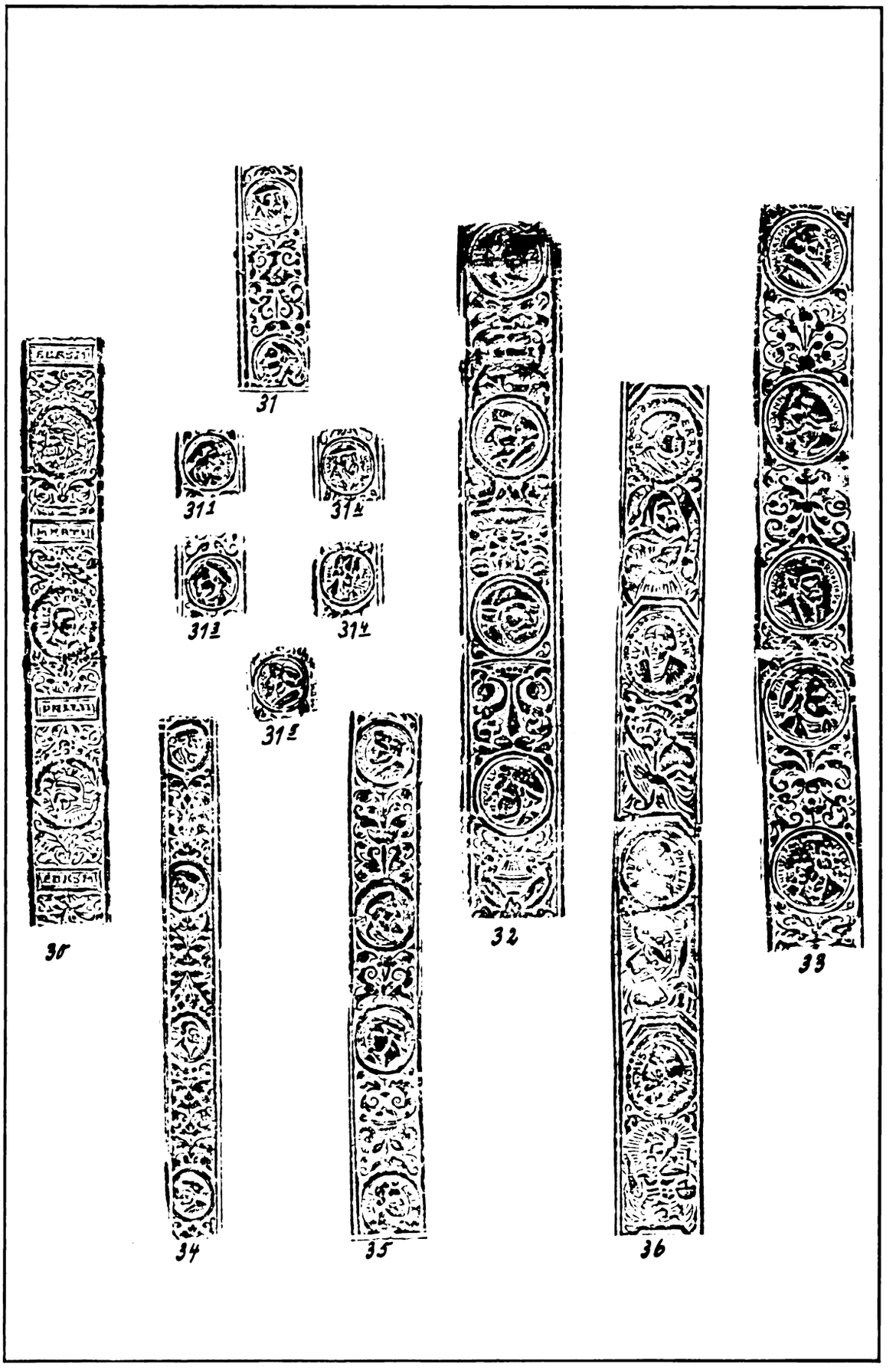


TAFEL 5

Digitized by Google

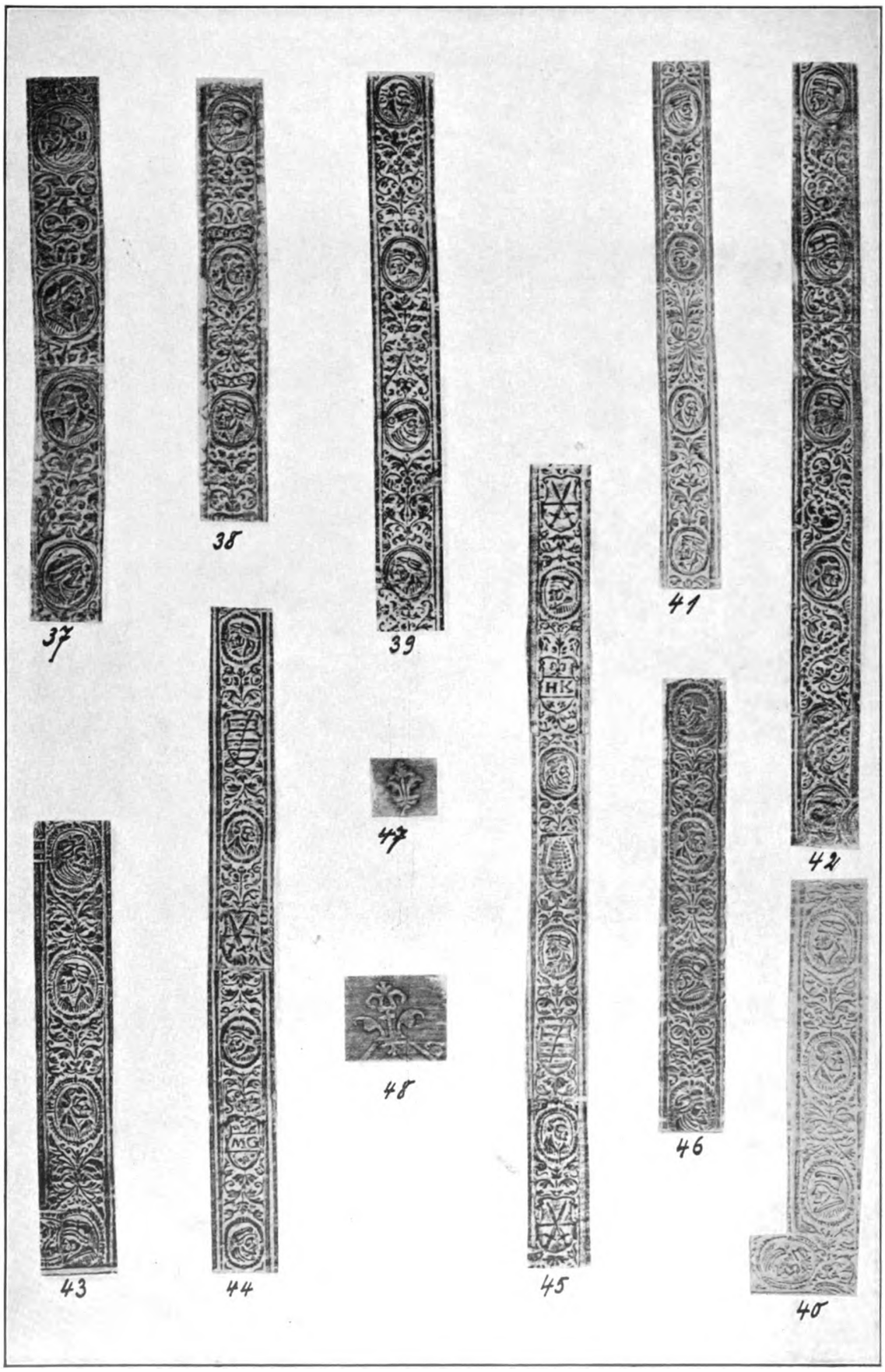
TAFEL 6

Digitized by Google



TAFEL 7

Digitized by Google



TAFEL 8

Digitized by Google

tugendenrolle, bei der Fides und Lucretia mit HS gezeichnet sind.
Hus — Erasmus — Melanchthon — Luther. Gekürzte Überschriften. Luther mit Barett, nach links schauend. Bei Melanchthon: HS (Tafel 8, Nr. 38).

10.

8° Oecon. 839. Conradus Heresbach, Rei rusticae libri quatuor. Coloniae, J. Birckmann. 1571. Am oberen Rand des Spiegels die Buchstaben IMA, am unteren die Zahl 1574. In der Mitte des Spiegels ein Super-libros in Goldpressung, ein Wappen mit Spruchband und auf diesem R. S. F. F. V. T. Zwischen den beiden F ein Zeichen wie ein umgedrehtes Z (Tafel 8, Nr. 39).
Wie Nr. 5, nur größer.

11.

2° Exeg. 85. H. Bünting, Jtinerarium Sacrae Scripturae. Magdeburg, A. Kirchner. 1587. Weischner-Einband.
Hus — Luther — Melanchthon — Erasmus. Gekürzte lateinische Umschriften. Luther mit Barett, nach links schauend (Tafel 4, Nr. 10).

II. Rollen ohne Bezeichnung.

1.

2° Inc. c. a. 2716ma. Herolt, Sermones discipuli. Nürnberg. 1492 [Hain 8502]. Aus dem Kloster St. Nikolaus bei Passau.
Auf dem Einband noch eine Rolle mit dem gekrönten Doppeladler und den bayerischen Wecken mit dem Pfälzer Löwen. Hus–Luther–Melanchthon–Erasmus (Tafel 8, Nr. 40).

2.

8° A. lat. b. 2005^{g}. Valerius Maximus, De factorum dictionumque memorabilium exemplis. Basileae, H. Peter. 1562. Auf dem Einband Platten mit Kurfürst August von Sachsen und Kaiser Maximilian II., erstere mit einem Monogramm HE (oder F?) S mit Kreuz.
Hus — Erasmus — Melanchthon — Luther (Tafel 8, Nr. 41).

3.

8° A. lat. a. 276. Quinti Horatii Flacci Venusini . . . poëmata omnia. Francoforti, Haeredes Christiani Egenolphi. 1569. Auf dem Vorderdeckel eine Platte mit David im Gebet, auf dem Hinterdeckel eine andre mit der Geburt Christi. Vorbesitzer: Georgius Finckh Rottenburgensis ad Neccarum studiosus humanitatis Est verus possessor huius libri. A°. 1615. — In vsum Michaelis Grosbaier 1649. — In vsum Joannis Jacobi Lenz.
Erasmus — Hus — Luther — Melanchthon (Tafel 8, Nr. 42. Aus zwei Stücken zusammengesetzt).

4.

8° A. lat. a. 278. Horatius, Poemata. Lipsiae, J. Steinmann. 1571. Auf dem Einband noch eine Kardinaltugendenrolle von 1557, IM gezeichnet.
Hus — Luther — Melanchthon — Erasmus. Dazwischen ein Wappen mit einer stehenden Traube, das sächsische Rautenwappen, das kursächsische Schwerterwappen, ein Wappen mit den Buchstaben HK, darüber eine Lilie, darunter zwei Sterne oder Rosetten (Tafel 8, Nr. 45. Aus drei Stücken zusammengesetzt).

5.

2° Mor. 83. A. Handorff, Promptuarium exemplorum. Frankfurt a. M., (P. Schmidt). 1572. Vorbesitzer: „Hans Georg v. Werdenstein Thumbherr 1572."
Wie Nr. 4.

6.

4° P. lat. 1147. Frater Pelbartus de Themeßvar, Pomerium sermonum. Hagenau 1516. Am oberen Rande des Spiegels die Buchstaben C.W.V.I., am unteren die Zahl 1575.

Digitized by Google

Ähnlich wie Nr. 1, aber mit anderm Ornament (?) (Tafel 8, Nr. 43).

7.

8° A. lat. a. 105. Catullus, Tibullus, Propertius. J. Scaliger recensuit. Lutetiae, M. Patissonius. 1577. Auf dem Einband noch eine Kardinaltugendenrolle von 1562.
Wie Nr. 4, nur mit anderm Ornament, mit größeren Zwischenräumen zwischen den Köpfen und Wappen und mit den Buchstaben MG (Tafel 8, Nr. 44. Aus zwei Stücken zusammengesetzt).

8.

8° A. lat. a. 1004. Ovidius, Opera. III. Lipsiae, Steinmann. 1582.
Wie Nr. 4.

9.

4° P. lat. 47. Divi Ambrosii officiorum libri tres. Coloniae, Eucharius Cervicornus & Hero Fuschs. 1520. Aus dem Benediktinerkloster Metten. Enthält 15 meist kleine Schriften, darunter zwei Wiegendrucke und als jüngstes Werk einen Druck von 1529. Einband des 17. Jahrhunderts, mit einem Super-libros des Klosters von 1629.
Luther (?) mit Vollbart, als Junker Jörg (??) – Melanchthon – Erasmus – Hus (Tafel 8, Nr. 46). Es ist kaum anzunehmen, daß die Köpfe als Bildnisse erkannt wurden; seltsam, daß diese Rolle nach Altbayern gelangte und dort in einer Klosterwerkstatt (?) benutzt wurde.

Bei den Nummern II, 1—9 schauen Hus und Melanchthon nach rechts, letzterer ist immer barhäuptig, Luther und Erasmus schauen nach links und sind nur dadurch zu unterscheiden, daß die Kopfbedeckung Luthers niedriger und zweiteilig, die des Erasmus höher und ungeteilt ist. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob es ein Zufall ist, daß die Rollen der ersten Gruppe, mit Bezeichnungen, auf Einbänden sich finden, deren Drucke zwischen 1539 und 1597, die der zweiten Gruppe, ohne Bezeichnungen, auf solchen, deren Drucke zwischen 1562 und 1629 liegen, oder ob daraus zu schließen sei, die vier abgebildeten Männer seien damals so bekannt gewesen, daß es einer Beschriftung nicht mehr bedurfte. —
Theele gibt in seiner Untersuchung „Die Spesplatte der Meister JB und JP“ wieder einen Beitrag zur Kenntnis der Beziehungen zwischen Graphik und Einbandkunst. Er stellt die bisher bekannt gewordenen Einbände unter Angabe vom Ort der Verwahrung oder der Erwähnung, Druckort, Druckjahr und Monogramm zusammen und kommt unter Heranziehung der in den Bänden enthaltenen Besitzereinträge zu dem Ergebnis, daß Hulshofs Annahme, die Platte sei niederländischen Ursprungs, einige Wahrscheinlichkeit für sich habe. Auch Weale, Gottlieb und Davenport sind hinsichtlich von ihnen erwähnter Stücke der gleichen Ansicht. Nur A. Schmidt nimmt für ein Darmstädter Stück Lyon, Davenport für ein von ihm angeführtes zweites Stück Deutschland als Heimat an. Die Ergänzung, die ich im nachstehenden aus den Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek und der Leipziger Stadtbibliothek zu Theeles Liste gebe, bringt ältere Drucke als die bei Theele, und die ältesten stammen aus Löwen. Dazu eine Handschrift, dem Eintrag nach vor 1505 gebunden.

1.

4° A. gr. b. 1317 der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Aus dem Kloster St. Ulrich und Afra in Augsburg.
Xenophontis Cyri Paedia. Lovanii, Theod. Martinus Alostensis. 1527.
Xenophontis convivium. Lovanii, ex officina Rutgeri Rescii ac Joa. Sturmii. 1530. JP.

Digitized by Google

2.

8° Exeg. 1070ª. Aus dem Kloster Aspach. Steuchus, Veteris Testamenti ad veritatem Hebraicam Recognitio. Lugduni, Gryphius. 1531. JB.

3.

4° A. gr. a. 410. Sum Philippi Adelgaiss Ravenspurgensis. 1553. Dann: Joa. Sigism. Zeller Lib. Baro à Gleinstetten, Episcopus Bellinensis. Gebunden vor 1544: Hic liber ut est inpactus constat XI fl. et est emptus anno natiuitati (!) christi 1544. Darüber von der Hand von 1553: Emptus Louanii (In 2).
1. Homeri Ilias. 2. Ulyssea. Batrachomyomachia. Hymni. Lovanii, Barthol. Gravius. 1535. JP.

4.

8° A. lat. b. 1091. Jacobi Berckhmilleri. Dann Pet. Mitis de Gem. 617.
A. Gellii Noctes Atticae. Lugduni, Gryphius. 1542. JP.

5.

8° A. gr. a. 825. Euripides, Hecuba et Iphigenia in Aulide, Erasmo Roterod. interprete. Paris, M. Vascosani. 1544. JB.

6.

8° H. E. III. 77 der Leipziger Stadtbibliothek. Canones concilii provincialis Coloniensis anno celebrati M.D.XXXVI. Lugduni, A. Vincentius. 1544. Der Band enthält noch zwei Lyoner Drucke desselben Jahres. JB.

7.

2° A. gr. b. 102 der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Sum . . . Zuntgrafij (?). Porphyrii Phoenicis isagoge — Aristotelis, opera omnia, quae pertinent ad inventionem et indicationem dialecticae. Lovanii, Servatius Sassenus. 1547. JP.

8.

8° P. gr. 298. Aus dem Karmeliterkloster in München. Oecumenius, Enarrationes vetustissimorum Theologorum. Paris, Mathurinus Dupuys. 1547. JB.

9.

4° Num. ant. 206. Vico, Le Imagini . . . degli Imperatori 1. Parma, Vico. 1548. JP.

10.

4° B.Or. 133 der Leipziger Stadtbibliothek. Arabische Handschrift des Jahres 1466. Auf der Innenseite des Hinterdeckels der Eintrag: Andreas Acoluthus. | Emi â Domino Haun (?) | pretio 2. Thaler. | 1690. d. 7. Decenbr. Dazu sein Exlibris mit der Legende: Andreas Acolvthos. | V.D.M. et Prof. LL. Or. | Vratislaviensis. Auf dem ersten Vorsatzblatt der handschriftliche Eintrag: Anno 1505. Auf beiden Deckeln je zweimal nebeneinander die Platte mit JP, ohne Charitas.

Von diesen zehn Bänden bilden Nr. 3, 4, 6, 8 und 10 eine Gruppe. Die Streicheisenlinien, die den Plattenabdruck einschließen, sind über die ganzen Flächen ausgezogen, ein Verfahren, das ich, sonst allerdings zugleich mit einer gewissen Wölbung der Holzdeckel — hier ist Pappe verwendet —, bei niederrheinischen Einbänden vornehmlich beobachtet zu haben glaube. Die Bünde sind aus Leder und durch die Deckel hindurch gesteckt. Die Innenflächen der Deckel sind mit Pergamenthandschriften-Bruchstücken beklebt, die zugleich als Falz die ersten und die letzten Lagen umfassen. Nr. 3 und 4 haben zwei Bandschließen, jetzt abgeschnitten, Nr. 6 und 8 nicht. Bei Nr. 4 steht das Rückenleder etwas über die Schnittflächen über. Zu dieser Gruppe gehört auch Nr. 10, das noch eine ornamentale Rolle zeigt. Die wagerechten Streicheisenlinien sind nach dem Längsschnitt zu nicht ganz ausgezogen. Ohne Bandschließen. Eine zweite Gruppe bilden Nr. 1, 7, 9 dadurch, daß an den Ecken des Streicheisenlinienrahmens um die Platten-

Digitized by Google

abdrücke die gleichen Lilienstempel (Tafel 8, Nr. 47) abgedruckt sind. Auch bei ihnen sind die Innenflächen der Deckel mit Pergamenthandschriften-Bruchstücken überklebt und bei Nr. 7 und 9 wie bei der ersten Gruppe als Falz um die ersten und letzten Lagen herumgeführt. Bei Nr. 1 ist dieses Vorgehen nur bei der letzten Lage beobachtet; vorne geht der Falz nur um die Vorsatzblätter herum und ist an der ersten Lage angeklebt. Die Behandlung der Bünde läßt sich nicht sicher feststellen; sie scheint aber die gleiche zu sein wie bei der ersten Gruppe. Bei beiden Gruppen sind die Rücken fest, sind die Kapitälchen mit blauem und gelblichem Heftfaden umstochen und ist zum Überzug der Pappendeckel dasselbe dunkelbraune Kalbleder verwendet, nur Nr. 2, 6 und 9 zeigen eine hellere Färbung. Der Einband von Nr. 2 ist ausgebessert und kann zum Vergleich nicht herangezogen werden, aber auch hier sind die Innenflächen der Deckel mit Pergamenthandschriften-Bruchstücken beklebt und die Kapitälchen sind gleichfalls mit blauem und gelblichem Heftfaden umstochen. An den Ecken des die Platte einschließenden Streicheisenlinienrahmens begegnen die gleichen Lilienstempel (Tafel 8, Nr. 48) wie bei dem im Besitz der Firma K. W. Hiersemann befindlichen Band, der, gleichfalls ausgebessert, in seiner Arbeit, soweit Feststellungen möglich, mit ihm übereinstimmt. Die sämtlichen Einbände zeigen also Gleichheit in wesentlichen Zügen der Buchbinderarbeit und können wohl aus der gleichen Werkstatt stammen. Nr. 1, 3, 7 enthalten Löwener Drucke und Nr. 3 ist laut Eintrag vor 1544, wohl in Löwen (?) gebunden. Es besteht also eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß mit den Einbänden auch die Platten Löwener Herkunft sind.

Was nun die Frage betrifft, ob die Platten durch die Darstellung im Kölner Druck von 1548 beeinflußt sind oder umgekehrt, so scheint mir mehr dafür zu sprechen, daß das Letztere der Fall ist. Das Entstehungsjahr von 22 der 30 Drucke und der Handschrift liegt vor 1548, das von 3 ist 1548, nur bei 6 liegt es später. Wenn auch die Bücher vielfach erst nach Jahren gebunden worden sind, wäre es doch ein ungewöhnlicher Zufall, wenn dies bei allen 22 der Fall wäre. Überdies ist ja Nr. 3 sicher schon 1544 gebunden gewesen. Als Vorlage für die Platten käme also nur die Darstellung in dem Kölner Druck von 1532 in Betracht. Da aber Nr. 10 schon im Jahre 1505 gebunden gewesen sein muß, kann man nur annehmen, daß eine noch unbekannte Darstellung für die Tafeln maßgebend gewesen ist, sofern diese nicht Originalarbeiten sind. Übrigens zeigt auch der bei A. Schmidt, Tafel 35, abgebildete Einband in seiner technischen Behandlung von Bünden, Kapitälchen und Ausziehen der Streicheisenlinien ähnliche Züge wie die genannten Einbände.

Herr Dr. E. P. Goldschmidt-London wird, wie er mir mündlich mitzuteilen die Liebenswürdigkeit hatte, in seinem angekündigten großen Einbandwerk den Stecher der Platte nachweisen, da ihm ein Abdruck bekannt geworden ist, bei dem vor dem linken Fuß der Spes ein Monogramm sichtbar ist. Bei den sämtlichen Abdrücken der Platte mit IP, die mir begegnet sind, ist diese Stelle so unklar und schlecht erhalten, daß ich das unbestimmte Etwas, das sich da findet, für einen Grasbüschel hielt, wie sie rechts und links neben dem Stein wachsen, auf dem Spes steht. Auf der mit IB bezeichneten Platte ist, wie ich sicher feststellen konnte, das von Herrn Dr. Goldschmidt entdeckte Monogramm nicht vorhanden. —

Freiherr Johannes Rudbeck beschreibt mit gewohnter Umsicht und Sachkenntnis „Vier Lyoner Bände aus dem 16. Jahrhundert", die er der Königlichen Bibliothek in Stockholm zum willkommenen Geschenk gemacht hat.

Digitized by Google

Drei davon enthalten Lyoner Drucke, der vierte umschließt eine Aldine.

Den Abschluß des ersten, der alten Einbandkunst gewidmeten Teiles bilden drei Beiträge allgemeinen Inhalts. Rhein macht Mitteilung von seinem „Abreibeverfahren bei Buchbänden" und den damit erarbeiteten Erfahrungen. Man wird ihm dafür aufrichtig dankbar sein. Unterstreichen möchte ich sein letztes Wort „Übung macht den Meister". Wer viel Abreibungen macht, wird bald merken, daß außer dem von Rhein Gesagten auch noch andre Dinge eine gewisse Rolle spielen, so die Schnelligkeit, mit der man den Stift hin und her führt, oder der Druck, den man auf die weichere oder härtere Unterlage ausübt u. a. m.

Johannes Hofmann gibt Aufschluß über die Entstehungsgeschichte der „Kommission für Bucheinband-Katalogisierung des Vereins deutscher Bibliothekare" und unterrichtet über die bisherige Arbeit und deren Ziele.

Loubier regt an, eine systematische Zusammenstellung der bisher veröffentlichten Abbildungen von Einbänden zu veranstalten und damit ein „Repertorium der Abbildungen von Bucheinbänden" zu schaffen, eine sehr dankenswerte Arbeitshilfe, deren Herstellung erfreulicherweise bereits in Angriff genommen worden ist.

Mein Bericht, voranstellend, was mich persönlich am meisten fesselte, ist bereits allzulang geworden. Über den zweiten Teil muß ich mich kürzer fassen. Er ist wirtschaftlichen und handwerklichen Fragen der Gegenwart gewidmet und wird eingeleitet durch einen Aufsatz von Pfaff über „Das handgebundene Buch und die gegenwärtige wirtschaftliche und künstlerische Krisis". Pfaff leugnet das Vorhandensein eines Kampfes zwischen Maschinen- und Handarbeit, die wie heute so auch künftig nebeneinander bestehen werden und bestehen können. Bei der derzeitigen schwierigen wirtschaftlichen Lage, unter der beide Lager zu leiden haben, muß sich das Handwerk mit dem einfachen Gebrauchsband als Gegenstand eindringendster künstlerischer Wertarbeit beschäftigen. Der Schmuck ist mit weiser Sparsamkeit zu behandeln. Das Ziel muß die Verschmelzung aller buchtechnischen Teile mit der Schrift, mit dem Ornamentalen zu rhythmischer Einheit sein. Erreichen wird es allein der Handwerkerkünstler, der sich dem nur entwerfenden Künstler überlegen erweisen wird. Züchten läßt er sich nicht, aber man soll Voraussetzungen für sein freies Wachstum schaffen dadurch, daß man den Nachwuchs rein handwerklich so gut als nur irgend möglich ausbildet und erzieht.

In gleicher Richtung bewegen sich die Ausführungen von Elisabeth Kner. Auch sie ist der Meinung, daß „Handeinband und Maschinenband" genügend Lebensraum nebeneinander haben. Man soll deshalb nicht sie zu verquicken suchen und Maschinentechnik mit dem Handwerklichen nicht zu vermischen trachten. Das hilft wirtschaftlich nicht vorwärts, schadet vielmehr dem Handwerk, weil man seine Eigenart beeinträchtigt. Auch die Stoffnachahmungen haben sich als verhängnisvoll erwiesen und die Folgen der Geschmacksverwirrung sind noch nicht überwunden. Also pflege man beide Einbandarten nach ihrem eigensten Wesen.

Als einer der Führer auf dem Gebiet der heutigen Einbandkunst äußert sich Steiner-Prag „Über die Beteiligung der Künstler an der Entwicklung des neuzeitlichen deutschen Bucheinbandes". Aus dem Tiefstand um die Wende des vorigen Jahrhunderts haben die Künstler herausgeholfen, aber erst seit sie auch die Kenntnis des Bindetechnischen sich angeeignet hatten. Gute Technik und guten Geschmack wieder zu Ehren zu bringen und beides wieder schätzen zu lehren, ist den Künstlern nicht leicht geworden. Auch in ihren eigenen Reihen

Digitized by Google

herrschte Zwiespältigkeit. Es gab Künstler, die ihre Aufgabe nur darin sahen, Buchdeckelflächen mit Verzierungen zu füllen, ohne ein Gefühl für den Architekturgedanken beim Buch zu haben, der Bindung, aber nicht Fesselung der künstlerischen Betätigung bedeutet. Erst mit dem Verzicht auf das Überflüssige, mit der Betonung des Wesentlichen, mit der Erkenntnis der wichtigen Rolle auch des Buchrückens kam man vorwärts. Der gute Einband entsteht nur bei dauernder Überwachung durch jemanden, der sich über die durch die Stoffe gegebenen Bedingtheiten klar ist und mit dem Gang der Arbeit, der maschinellen wie der handwerklichen, sich wirklich vertraut gemacht hat. Die Vereinigung aber von Künstler und Handwerker ist selten. Bei der meist notwendigen Arbeitsteilung ist der Künstler darum als Mitschaffender nicht zu entbehren.

Außerordentlich dankenswert ist Nitz' Aufsatz über „Wiedererstandene Einbandstoffe". Man wünschte nur, zugleich auch Proben oder gute Abbildungen zu sehen, um besser lernen zu können.

Abgeklärt und mit überlegenem Kunstverstand bespricht Loubier die „Adam-Bände", das Ergebnis eines friedlichen Wettstreites, bei dem anerkannte Handwerksmeister sich in Einbänden zu ihres Fachgenossen Adams „Lebenserinnerungen eines alten Kunstbuchbinders" versucht haben, eine stattliche Reihe von Arbeiten, die berechtigterweise mit der des hochverdienten Düsseldorfer Altmeisters selbst eröffnet wird und einen anschaulichen Querschnitt durch die deutsche Einbandkunst der Gegenwart gibt.

In ähnlicher Weise sind die folgenden acht Arbeiten bestimmt, über den Stand der Kunstbuchbinderei in Österreich, der Schweiz, Frankreich, der Tschechoslowakei, Ungarn und den drei nordischen Reichen zu unterrichten. Es ist reizvoll, die einzelnen Sprecher nacheinander auftreten zu sehen und zu beobachten, wie sie die Eigenart ihres Landes nicht nur durch knappe Schilderung von Sachlichem und Persönlichem zu schildern wissen, sondern diese zum Teil auch mit ihrer eigenen landschaftlich gefärbten Ausdrucksweise verlebendigen.

Ihnen schließen sich Fries, Klette und Lievegoed an, die über den „Jakob-Krause-Bund" und den „Bund der Meister der Einbandkunst", beide in Leipzig beheimatet, und über die niederländische Vereinigung „Boekband en Bindkunst" sich vernehmen lassen.

Den Beschluß bildet Herbst mit einer kritischen Übersicht über die „Bucheinbandliteratur 1925/26". Er setzt damit die dankenswerte Arbeit fort, die er mit seinem Aufsatz „Ein Vierteljahrhundert Einbandforschung" im 62. Jahrgang des Archiv für Buchgewerbe begonnen hat. Es ist sehr zu wünschen, daß er sich auch weiterhin mit der gleichen Umsicht und Einsicht der Aufgabe des Unparteiischen unterziehe.

Die Fülle der Gesichte, die dieser erste Band des Jahrbuchs bietet, bezeugt aufs nachdrücklichste, daß die Herausgeber dem von ihnen aufgestellten Programm gerecht zu werden verstanden. Man kann ihnen nur herzlich dafür danken, daß sie diesen neuen, vielversprechenden Mittelpunkt für die erfreulich belebte Einbandforschung und Einbandschöpfung geschaffen haben, und muß nicht minder herzlich wünschen, daß diesem glücklichen Anfang ein erfolgreicher Fortgang beschieden sein möge.

Digitized by Google

PROBEN MODERNER EINBÄNDE

AUS DEM

Jahrbuch der Einbandkunst

ERSTER JAHRGANG 1927

HERAUSGEGEBEN VON HANS LOUBIER

UND ERHARD KLETTE

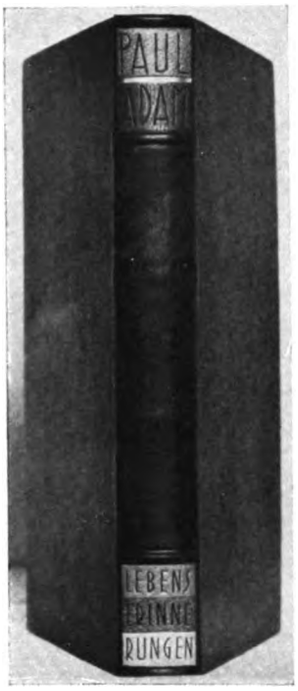
VERLAG FÜR EINBANDKUNST

LEIPZIG 1927

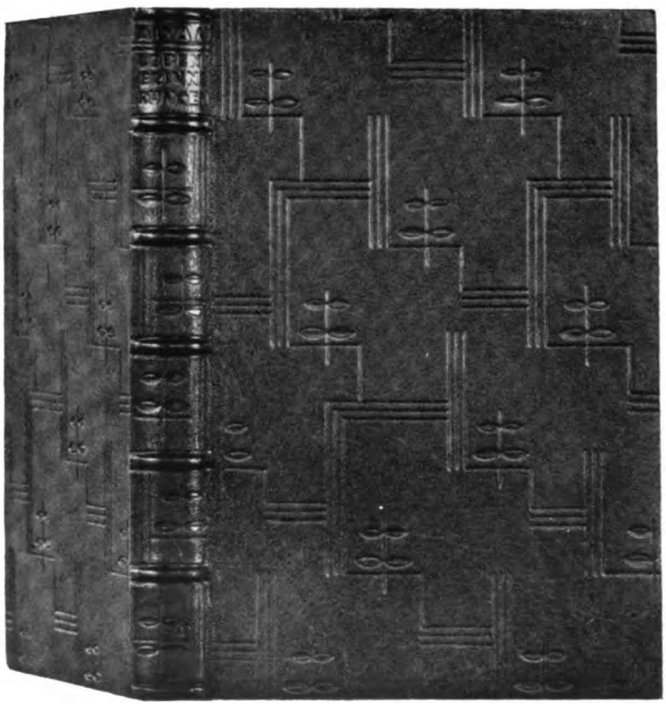
*

Digitized by Google

Digitized by Google

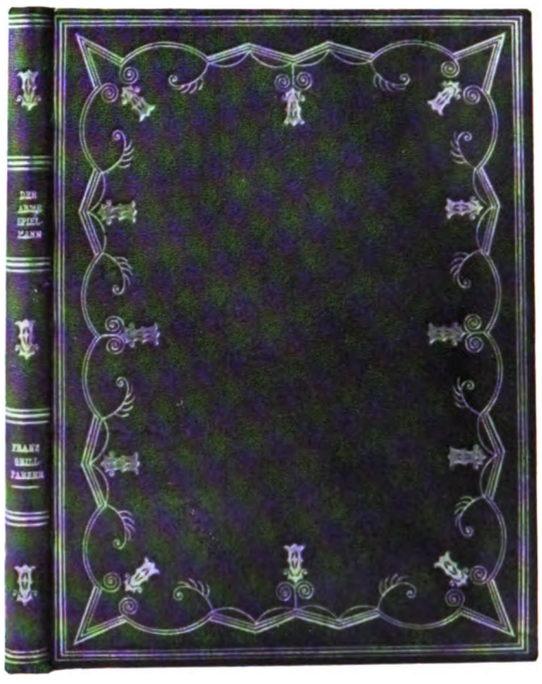


OTTO PFAFF · HALLE A. S.

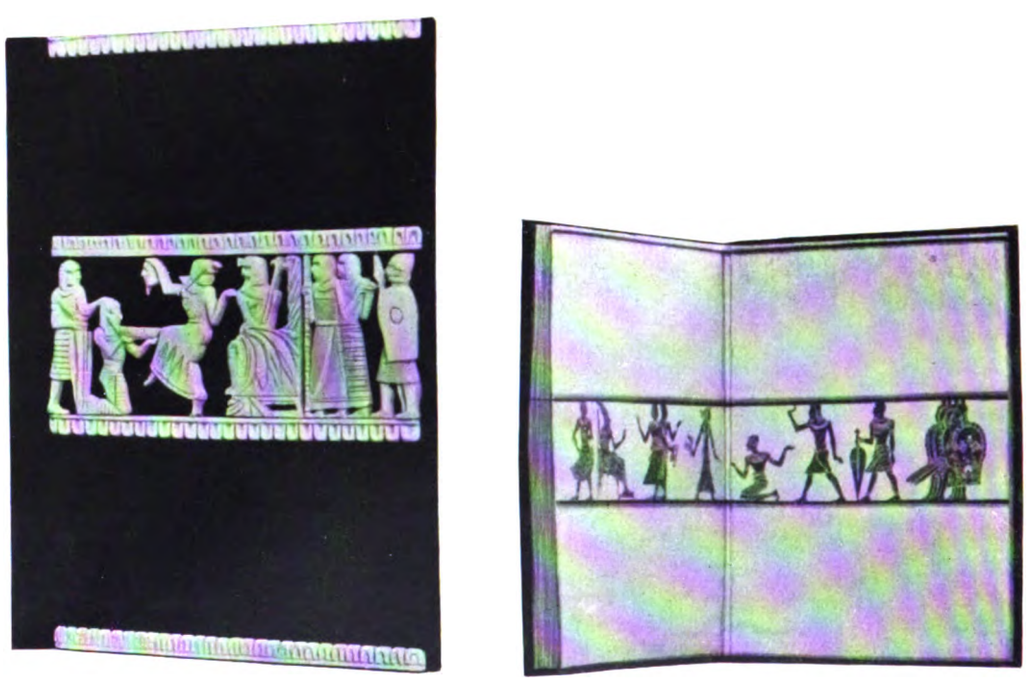


OTTO FRÖDE · LEIPZIG

Digitized by Google

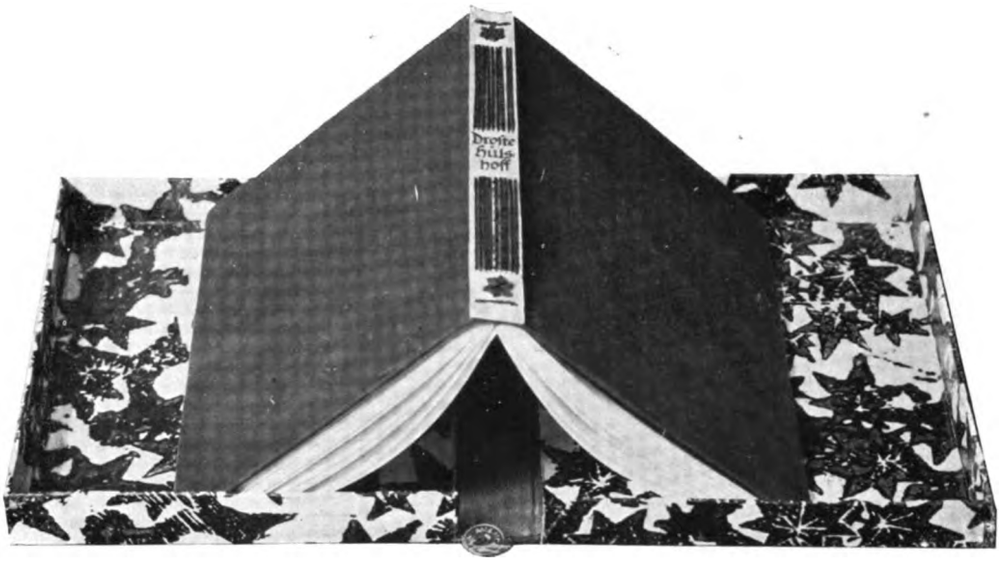


KARL DRATWA, WIEN · BLAUSCHWARZES ZIEGENLEDER MIT HANDVERGOLDUNG

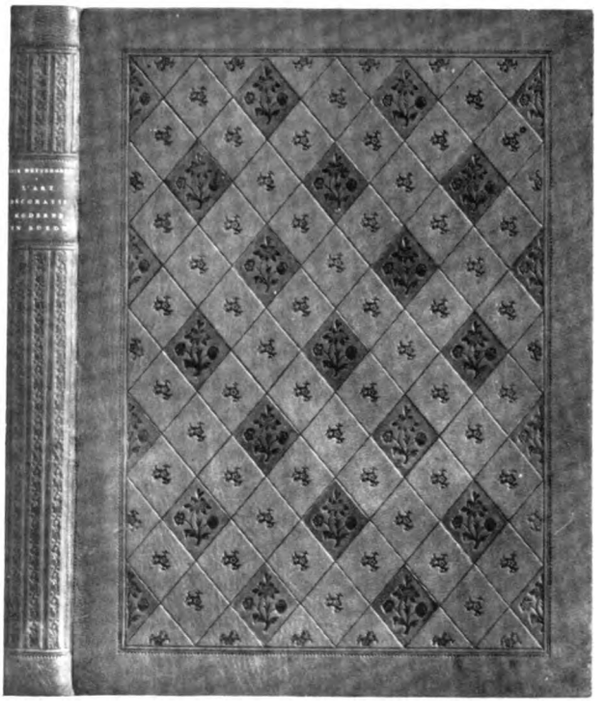


JULIUS DRATWA SEN., WIEN · ENTWURF: ARCHITEKT DR. ANTON RADO, WIEN (EINBAND IN SCHWARZEM SAMT MIT ELFENBEINSCHNITZEREI · VORSATZ: HANDBEMALTE SEIDE, SCHWARZ-WEISS UND GOLDEN

Digitized by Google

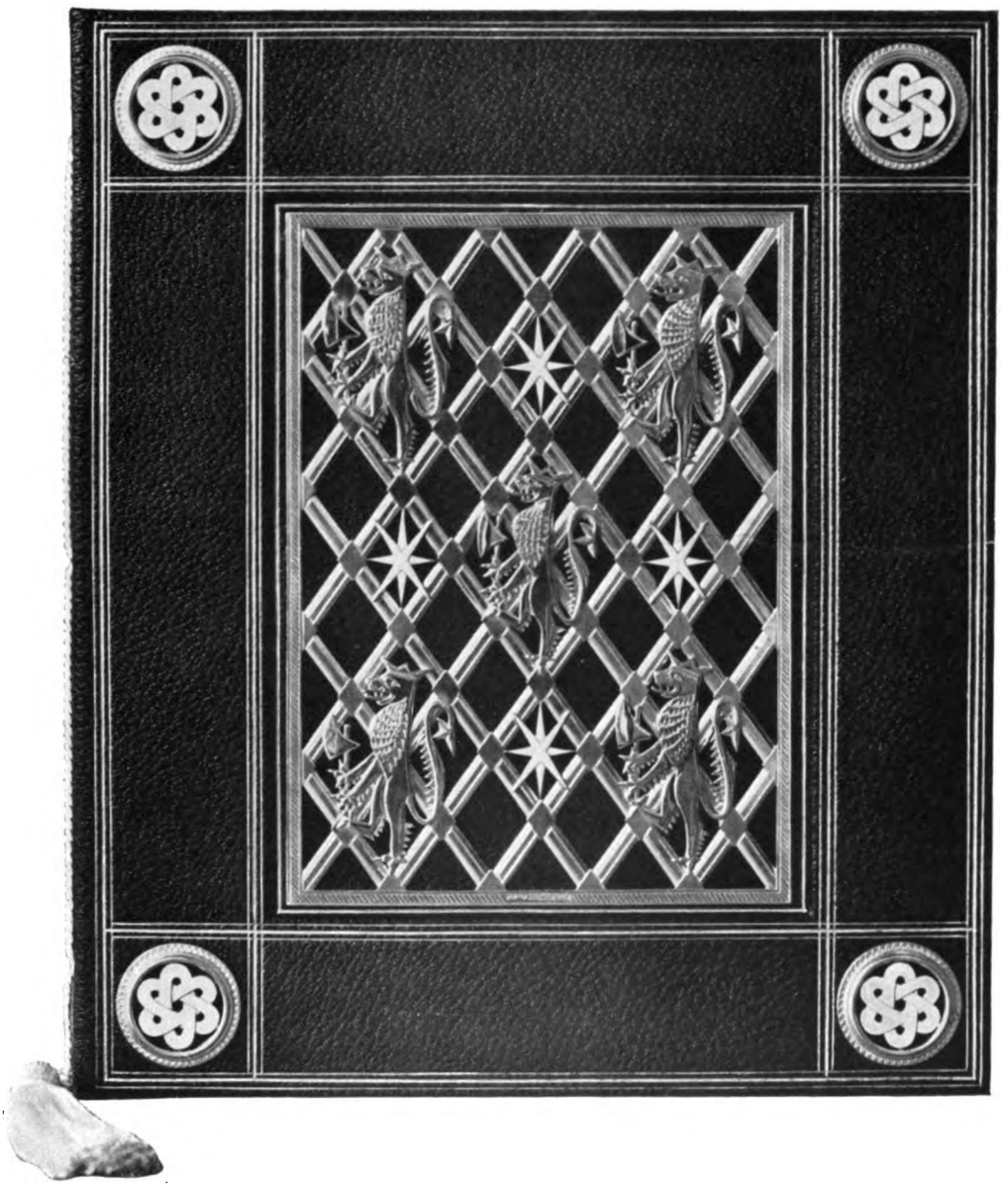


WERKSTÄTTE RUDOLF VON LARISCH, WIEN · ENTWURF UND AUSFÜHRUNG: HERTHA RAMSAUER, WIEN · LEDERBAND MIT PERGAMENTSTREIFEN. DIE HEFTFÄDEN BILDEN SCHMUCK UND DIENEN ALS VERBINDUNG (NICHT GEKLEBT)



P. A. NORSTEDT & SÖNER, STOCKHOLM ENTWURF: AKKE KUMLIEN, STOCKHOLM · GELB-ROTER MAROQUIN MIT HANDVERGOLDUNG

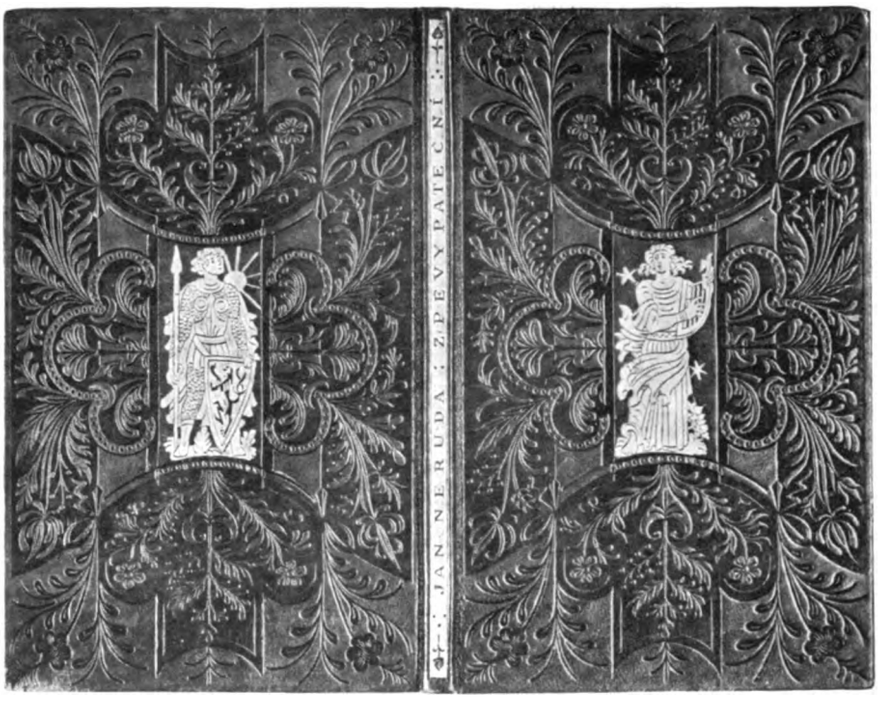
Digitized by Google



H. M. REFSUM, OSLO · ENTWURF: PROF. JAKOB PRYTY, OSLO · ADRESSMAPPE: ROTER MAROQUIN, HANDVERGOLDUNG UND SILBERARBEIT (AUSGEFÜHRT VOM JUWELIER J. TOSTRUP, OSLO)

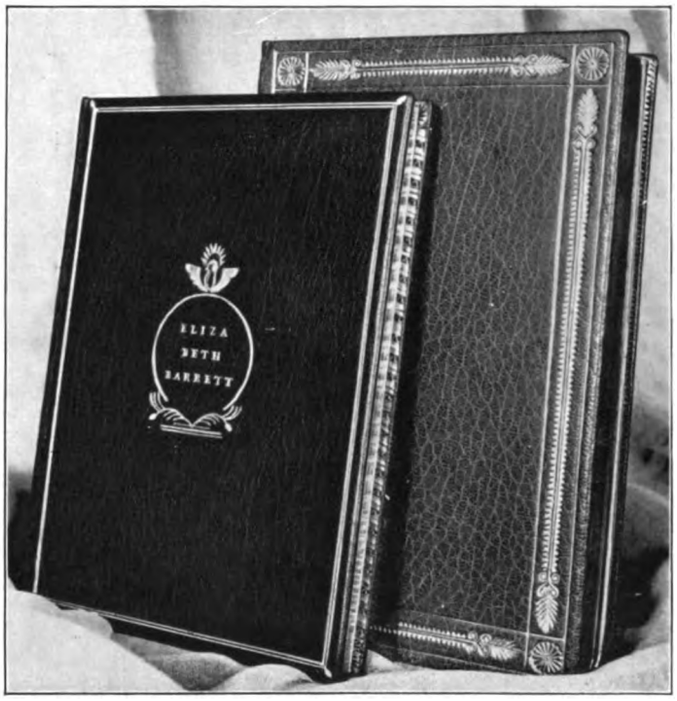
Digitized by Google

LOUIS NABHOLZ, ZÜRICH · EINBAND ZU G. KELLER, DIE JUNGFRAU UND DER TEUFEL · DUNKELBRAUNER SAFFIAN MIT LEDERAUFLAGE IN HELLGRÜN UND ORANGE MIT HANDVERGOLDUNG

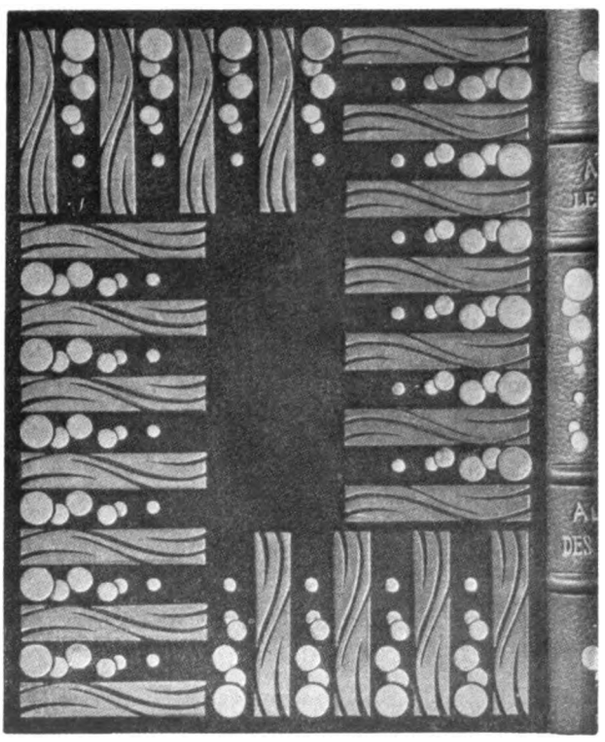


GANZLEDER-VERLAGSEINBAND · ENTWURF: PROF. V. H. BRUNNER, PRAG

Digitized by Google



GERTRUD MERZ, AARAU · EINBAND ZU ELISABETH BARRET BROWNING SONETTE SCHWARZES OASENZIEGENLEDER MIT HANDVERGOLDUNG · EINBAND ZU HOMER, ODYSSEE: HELLBLAUER MAROQUIN ÉCRASÉ MIT HANDVERGOLDUNG



RENÉ KIEFFER, PARIS · MAROQUIN MIT FARBIGER LEDERAUFLAGE

Digitized by Google

Über Bogensammelvorrichtungen an Rotationsmaschinen

DR.-INGENIEUR A. KÖNIG-STUTTGART

Seit der Erfindung der Rotationsmaschine zum Bedrucken von Rollenpapier sind über sechzig Jahre vergangen, eine Zeit, überaus reich an wichtigen Neuerungen und Verbesserungen. Es ist daher naheliegend, daß im Laufe so vieler Jahre der fortschrittlich gesinnte Geist der Maschinenfabriken sich auch mit der weiteren Vervollkommnung der *Bogensammelvorrichtungen* erfolgreich beschäftigt hat. Dies zu beweisen und gleichzeitig über eine erst in den letzten Jahren bekannt gewordene Sammelvorrichtung zu berichten, soll der Zweck vorliegender Abhandlung sein.

Zunächst dürfte ein geschichtlicher Rückblick über die für schnellaufende Rotationsmaschinen so außerordentlich wichtigen Bogensammelvorrichtungen von Interesse sein. Läßt sich doch damit zugleich deren Entwicklung am besten verfolgen.

Um die von *Walter*-London im Jahre 1866 erfundene Rotationsmaschine für Auslage ungefalzter Bogen[1] noch leistungsfähiger zu machen, führte die Firma *Marinoni*-Paris im Jahre 1873 erstmalig eine Sammelvorrichtung ein, und zwar unter Anwendung von *zwei Trommeln*. Die Arbeitsweise dieses eigenartigen Sammelverfahrens geht aus Abbildung 1 hervor. Das Sammeln geschah durch Umleiten, wobei der vom umgeleiteten Bogen zurückgelegte Weg so berechnet werden mußte, daß der Anfang dieses Bogens mit dem Anfang des neu zulaufenden Bogens zusammentraf. Das Charakteristische an dieser ersten Sammelvorrichtung war, daß jede Trommel ihr besonderes Bändersystem hatte, bestehend aus Ober- und Unterbändern, und daß zwischen den Bändern der einen Trommel und den Bändern der andern Trommel keine Verbindung bestand. Die um die beiden Trommeln laufenden Bogen wurden sonach abwechselnd auf der einen Seite von den Bändern der oberen Trommel an die Bänder der unteren Trommel und dann auf der andern Seite von den Bändern der unteren Trommel an die Bänder der oberen Trommel übergeben. Die nach dem Druck von der endlosen Papierbahn mittels Zackenmesser abgeschnittenen Bogen wurden zunächst von einem schneller laufenden Bändersystem aufgenommen und von diesem zur oberen Sammeltrommel geführt. Die Oberbänder dieses Zuführbändersystems hatten zugleich die Weiterführung der Bogen beim Sammeln zu übernehmen. Wie aus Abbildung 1 ersichtlich ist, waren die zum Sammeln notwendigen Oberbänder der oberen Trommel unterteilt, bedingt durch den Zulauf der Bogen. Im ganzen mußten demnach fünf in sich geschlossene Bandleitungen verwendet werden. Um die gesammelten Bogen aus den nur durch kleine Abstände getrennten Bändersystemen der beiden Trommeln herauszuleiten, war das

[1] Über Bogenauslegevorrichtungen siehe Archiv für Buchgewerbe, Jahrgang 1927, Heft 3 und 7/8.

Digitized by Google

eine Walzenpaar der oberen Trommel schwingend angeordnet. Je nachdem dieses Walzenpaar die eine oder andre Stellung annahm, wurden die Bogen zum Sammeln weiter geführt oder sie verließen das Bändersystem und rutschten auf den in gleicher Richtung angeordneten Stäben des Rechenwenders herab und wurden von diesem durch Drehen auf den Tisch ausgelegt.

Um die gleiche Zeit hatte die Firma *Derriey*-Paris eine ganz ähnliche Sammelvorrichtung an ihrer ersten Rotationsmaschine angewendet. Der Unterschied bestand vor allem darin, daß die Bogen nicht wie bei Marinoni von oben, sondern von unten her zugeführt wurden. Außerdem benutzte Derriey nur kleine Walzen an Stelle der großen Trommeln bei der Marinonischen Sammelvorrichtung. Infolge der entgegengesetzten Bogenzuführung mußten jetzt das betreffende untere Leitwalzenpaar schwingend angeordnet und damit zugleich die gesammelten Bogen von unten nach oben abgeleitet werden. Um die Bogen auslegen zu können, wurde daher die Einschaltung einer weiteren Umleitwalze mit Ober- und Unterbändern notwendig. Derriey ließ die gesammelten Bogen nicht mehr wie Marinoni auf den Stäben des Rechenwenders frei herabrutschen, sondern führte die Bogen zwischen Seitenbändern gehalten herab, und dann erst wurden die Bogen vom Rechenwender aus den Bändern herausgedrückt und durch Wenden auf den Tisch gelegt. Der einzige Vorzug der Derrieyschen Sammelvorrichtung bestand in der Verwendung von kleinen Sammelwalzen und des dadurch bedingten geringeren Raumbedarfs. Als recht empfindlicher Nachteil mußte dagegen die wesentlich umständlichere Bänderführung, bedingt durch die entgegengesetzte Zu- und Ableitung der Bogen, mit in Kauf genommen werden.

Anfang der siebziger Jahre hatte *Hoe*-New York, unabhängig von den im Prinzip gleich arbeitenden Sammelvorrichtungen der beiden noch heute in Paris bestehenden Firmen Marinoni und Derriey[1], bereits eine wesentlich einfachere Sammelvorrichtung erfunden, deren hauptsächlichster Unterschied in der Verwendung von nur *einer Sammeltrommel* lag, und zwar erreicht durch erstmalige Anwendung von *beweglichen Zungen*. In Abbildung 2 ist die von Hoe an seiner ersten Rotationsmaschine angebrachte Sammelvorrichtung in schematischer Weise wiedergegeben. Während bei den Sammelvorrichtungen von Marinoni und Derriey die Bogen zwischen den Bändern liegend um die Trommeln bzw. Walzen geführt wurden, ließ Hoe jetzt die Bogen direkt auf der Sammeltrommel aufliegen. Dadurch verringerte sich nicht nur die Anzahl der Bändersysteme, sondern auch die Bänderführung selbst wurde wesentlich einfacher und kürzer, und zwar kann bei Verwendung von nur einer Sammeltrommel gleich das Bändersystem, das die Bogen vom Schneidwerk zum Sammelzylinder führt, zum Sammeln selbst benutzt werden. Von den beiden Bändergruppen kommen die Oberbänder mit der Sammeltrommel überhaupt nicht in Berührung. Es wird sonach nur mit den unteren, die Sammeltrommel möglichst umschlingenden Bändern gesammelt. Die unbeweglichen Zungen haben den Zweck, die ankommenden Bogen um die Zuführwalze herum zur Sammeltrommel zu leiten, um dann von den gegen die Trommel drückenden Bändern mit fortgenommen zu werden. Soll gesammelt werden, so haben die beweglichen Zungen die ausgezogene Stellung, leiten also die Bogen unter Zuhilfenahme der festen Zungen nochmals um die Trommel herum, wobei sich der nächste vom Schneidwerk kommende Bogen auf den umgeleiteten Bogen legt. In dieser Weise wickelt sich der Sammelprozeß

[1] Verfasser hatte gelegentlich seiner ersten Rückreise aus Amerika nicht versäumt, auch bei diesen, auf so ruhmreiche Vergangenheit zurückblickenden Firmen vorzusprechen (1908). Durch eine Besichtigung der beiden Fabriken ist Verfasser zur Überzeugung gekommen, daß die kontinentale Führung auf diesem Spezialgebiete damals schon in die Hände der deutschen Druckmaschinenfirmen übergegangen war.

Digitized by Google

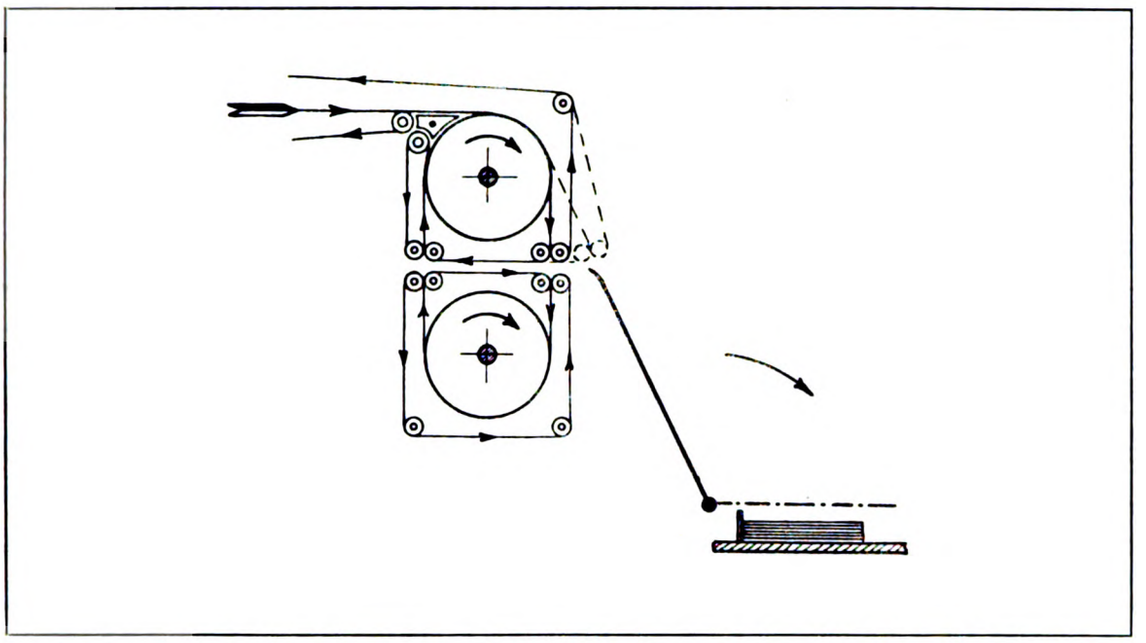


ABBILDUNG 1 · VERALTETE BÄNDER-SAMMELVORRICHTUNG VON MARINONI-PARIS · DAS SAMMELN DER BOGEN GESCHAH UNTER ZUHILFENAHME VON ZWEI TROMMELN

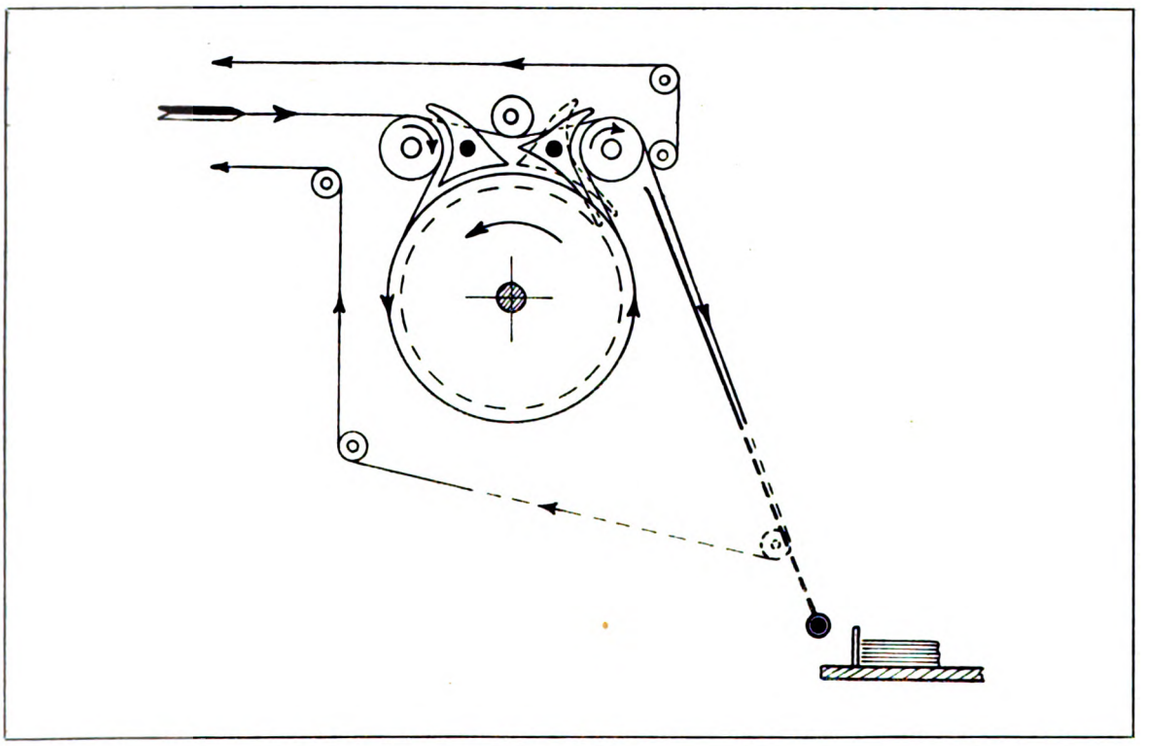


ABBILDUNG 2 · VERALTETE BÄNDER-SAMMELVORRICHTUNG VON HOE-NEW YORK · DAS SAMMELN DER BOGEN ERFOLGTE AUF EINER TROMMEL UNTER VERWENDUNG VON FESTEN UND BEWEGLICHEN ZUNGEN

Digitized by Google

ab, bis die gewünschte Anzahl von Bogen gesammelt ist. Dann werden die beweglichen Zungen selbsttätig in die punktiert gezeichnete Lage umgestellt und das angesammelte Bogenpaket gelangt so zu der Ausführwalze und von hier aus wieder in das ursprüngliche Bändersystem, um von diesem zum Ausleger weitergeleitet zu werden.

Infolge der scharfen Umleitung der Bogen durch die oberhalb der Sammeltrommel angeordneten Zu- und Abführwalze sowie Einschaltung der unmittelbar nebeneinander liegenden festen und beweglichen Zungen zwischen diesen beiden Walzen, waren Verstopfungen ebenso unvermeidlich wie bei den Sammelvorrichtungen von Marinoni und Derriey. Im Prinzip war jedenfalls die Hoesche Sammelvorrichtung richtig, was dieser Firma als besonderes Verdienst angerechnet werden muß. Hat sich doch die Verwendung von beweglichen Zungen, die durch periodisches Wechseln ihrer Stellung das Sammeln in einfachster Weise ermöglichten, bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn auch die Sammelvorrichtungen selbst noch einschneidende Verbesserungen erfahren sollten.

Wenige Jahre später gelang es bereits Hoe, seine Sammelvorrichtung grundlegend zu verbessern. Um die steile Zu- und Ableitung der Bogen zu vermeiden, hat Hoe zunächst eine Trennung der um die Trommel herumlaufenden Bänder von den unteren Einlaufbändern vorgenommen und dadurch zugleich erreicht, daß sich die Sammeltrommel wie bei Marinoni wieder in Richtung der vom Schneidwerk zulaufenden Bogen drehen kann. Der Sammelprozeß selbst vollzieht sich im übrigen in genau gleicher Weise wie vorher. Die unbeweglichen Zungen haben wieder die Führung der Bogen an der Einlaufseite der Trommel und die beweglichen Zungen die Führung der Bogen auf der Auslaufseite der Trommel zu übernehmen. Je nachdem die beweglichen Zungen die eine oder andre Stellung einnehmen, werden die zu sammelnden Bogen entweder um die Trommel herumgeführt oder die gesammelten Bogen von der Trommel abgehoben und in das zum Ausleger führende Bändersystem geleitet. Abbildung 3 veranschaulicht die verbesserte Hoesche Sammelvorrichtung, die sich von der ersten Ausführung nur durch Änderung der Bandleitung und des Drehsinns der Sammeltrommel unterscheidet, während die eigentliche Hoesche Erfindung, nämlich die Verwendung von periodisch bewegten Zungen, beibehalten wurde.

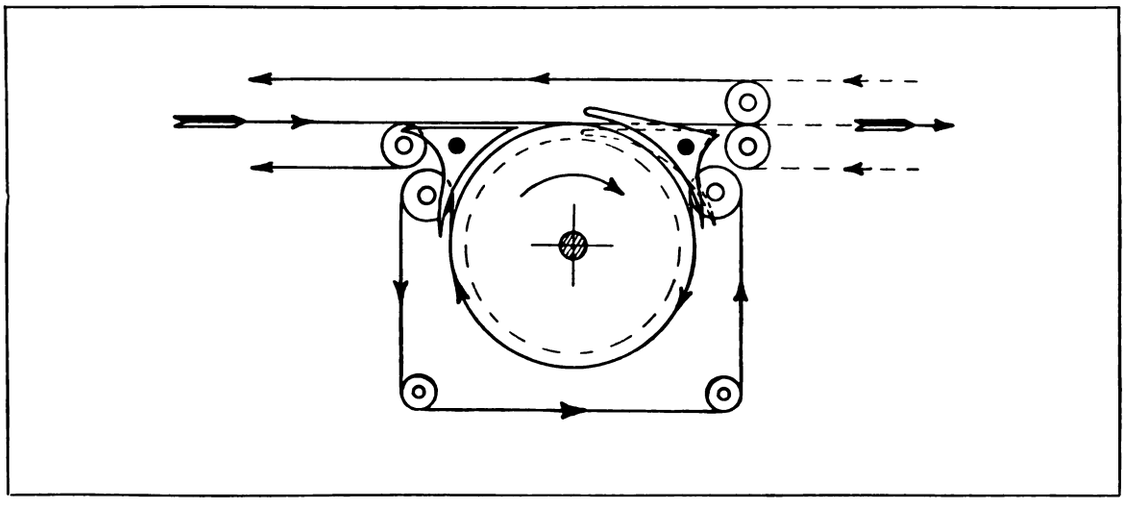


ABBILDUNG 3 · VERBESSERTE UND BISWEILEN HEUTE NOCH VERWENDETE BÄNDER-SAMMELVORRICHTUNG VON HOE-NEW YORK · DAS SAMMELN DER BOGEN GESCHIEHT WIE IN ABBILDUNG 2, JEDOCH BEI ENTGEGENGESETZTER DREHRICHTUNG DER TROMMEL

Digitized by Google

Bei den Hoeschen Sammelvorrichtungen mußte der Umfang der Sammeltrommel wegen der von außen her in die Trommel tretenden Zungen etwas größer als die Bogenlänge genommen werden. Die Bogen bedecken sonach nicht ganz die Trommel, was aber nur der Fall ist, wenn die Bogen schon mit dem nötigen Abstand der Sammelvorrichtung zugeleitet werden. Um dies zu erreichen, läßt man die Bänder entsprechend schneller als das vom Druckwerk in den Schneidapparat geführte Papier laufen[1]. Unmittelbar nach erfolgtem Schnitt nehmen die bereits im Bändersystem steckenden Bogen die höhere Bändergeschwindigkeit an und werden von diesem weitergeleitet, gesammelt und ausgelegt.

Die Hoesche Sammelvorrichtung wurde nach deren Bekanntwerden bald darauf auch von den europäischen Druckmaschinenfirmen übernommen und in dieser Ausführung über zwanzig Jahre an allen Rotationsmaschinen für Auslage ungefalzter Bogen angewendet. Mit der gleichfalls durch Hoe Anfang der neunziger Jahre gemachten Erfindung der bänderlosen Rotationsmaschinen für gefalzte Bogen machte sich das Bedürfnis auch nach *bänderlosen Sammelvorrichtungen für ungefalzte Bogen* immer mehr geltend. Soweit Verfasser an Hand von Patentschriften feststellen konnte, war es die Firma *Walter Scott* in Plainfield bei New York, der die Lösung dieses Problems in genialer Weise gelungen ist, und zwar durch Anwendung von *Nadeln* und *Untergreifern* einerseits und durch direktes Zusammenarbeiten des Sammelzylinders mit dem Nutzylinder des Schneidapparates anderseits. Ein diesbezügliches Patent dieser Firma datiert vom Jahre 1896. Anscheinend ließ sich Scott, wie dies seiner Zeit noch so üblich war, seine Erfindung nur in Amerika patentieren, denn schon im Jahre 1903 wurde diese kombinierte Schneid- und Sammelvorrichtung von Koenig & Bauer an einer für die Firma Schmidt in Neukirchen gelieferten Zweifarben-Illustrationsmaschine für Auslage gefalzter und ungefalzter Bogen verwertet.

[1] Auch bei den Sammelvorrichtungen von Marinoni und Derriey mußten die Bänder gegenüber dem vom Druckwerk kommenden Papier mit einer gewissen Verteilung laufen, damit die Schwingbewegung der pendelnd aufgehängten Ausführwalzen möglich ist. Ohne Abstand zwischen den Bogen konnte damals noch nicht gesammelt werden

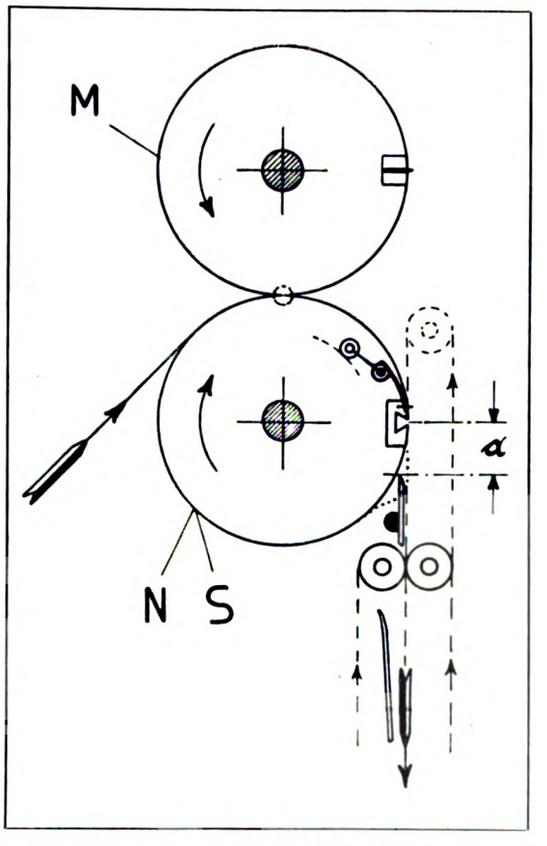


ABBILDUNG 4 · BÄNDERLOSE QUERSCHNEID- UND SAMMELVORRICHTUNG VON SCOTT-PLAINFIELD · DAS SAMMELN DER BOGEN GESCHIEHT MITTELS NADELN AUF DEM NUTZYLINDER UND DAS ABHEBEN MITTELS UNTERGREIFER UNTER VERWENDUNG VON FESTEN ZUNGEN

In Abbildung 4 ist die Scottsche Sammelvorrichtung in vereinfachter Darstellung wiedergegeben. Die vom Druckwerk kommende Papierbahn läuft auf dem Nutzylinder des Querschneidapparates auf. Dieser Zylinder ist es auch, der mit den zur Weiterführung des Papiers bzw. der bereits abgeschnittenen Bogen verwendeten Nadeln versehen ist. Der in Über-

Digitized by Google

einstimmung mit der Scottschen Ausführung oberhalb des Nutzylinders angeordnete Messerzylinder trägt nur das Zackenmesser, nimmt sonach an dem eigentlichen Sammelvorgang nicht teil. Dieser vollzieht sich nun in der Weise, daß zunächst beim Eindringen des Schneidmessers in die Nut des unteren Zylinders der Bogen vom endlosen Strang abgeschnitten wird. Inzwischen ist der von den Nadeln an der vorauslaufenden Schnittkante aufgespießte und mit um den Zylinder herumgenommene Bogen wieder bis zur Zentralstellung gelangt, so daß der Anfang des nächsten, aber mit der endlosen Papierbahn noch zusammenhängenden Bogens mit dem Anfang des ersten Bogens genau zusammentrifft. Der gleiche Vorgang wiederholt sich nun solange, bis die gewünschte Anzahl von Bogen gesammelt ist. Da bei diesem Sammelverfahren der Zylinder ganz mit Papier bedeckt ist, das heißt zwischen Anfang und Ende der gesammelten Bogen kein Abstand besteht, so war die Anwendung beweglicher, von außen her in den Zylinder tretender Zungen, wie bei der Hoeschen Sammelvorrichtung, nicht mehr möglich. Das Abheben der gesammelten Bogen mußte daher auf eine andre Art erfolgen, und zwar erreichte dies Scott durch bewegliche, im Sammelzylinder selbst untergebrachte *Untergreifer*, auch Auswurfgreifer, Finger oder Klappen genannt, durch welche die Bogen von unten her aus den Nadeln gehoben und zugleich zu den möglichst nahe an den Zylinder herangerückten, aber feststehenden Zungen geführt werden, auf diese Weise den zwischen dem Zylinder und den Zungenspitzen vorhandenen Abstand *a* überbrückend. Der von den Greiferspitzen hierbei zu beschreibende Weg ist in Abbildung 4 und auch in den folgenden Abbildungen 5 und 6 punktiert angegeben. Die Bewegung der Untergreifer erfolgt periodisch, das heißt immer nach soviel Zylinderumdrehungen, als Bogen gesammelt werden. Bei der ursprünglichen Sammelvorrichtung von Scott war der Nut- und Sammelzylinder doppelt so groß wie der Messerzylinder, außerdem wurden nur zwei Bogen gesammelt, während die bereits erwähnte von Koenig & Bauer erstmalig ausgeführte Sammelvorrichtung zum Sammeln von drei Bogen eingerichtet war. Interessehalber sei noch mitgeteilt, daß bei dieser Schneid- und Sammelvorrichtung die beiden Zylinder nicht wie bei Scott übereinander, sondern nebeneinander angeordnet waren und die Papierbahn senkrecht von oben her zwischen den Zylindern einlief.

Das Scottsche Schneid- und Sammelverfahren unter Verwendung von zwei Zylindern hat sich beim Sammeln von nur wenigen Bogen sehr gut bewährt. Als man aber bei den immer schneller laufenden Rotationsmaschinen dazu überging, bis zehn und mehr Bogen zu sammeln, stellte es sich doch heraus, daß das Sammeln so vieler Bogen auf dem Nutzylinder mit mancherlei Nachteilen verbunden ist (wie unsicherer Schnitt, Falten- und Schnipselbildung usw.). Man ist daher wieder dazu übergegangen, das Sammeln von Bogen auf einem besonderen Zylinder auszuführen, und so haben sich bald darauf unsre heutigen *bänderlosen Querschneid- und Sammelvorrichtungen unter Verwendung von drei direkt zusammenarbeitenden Zylindern* herausgebildet.

Je nach der gegenseitigen Anordnung dieser Zylinder gibt es zwei prinzipiell verschiedene Ausführungsarten. Diese sind in Abbildung 5 und 6 wiedergegeben. Bei beiden Schneid- und Sammelvorrichtungen läuft die vom Druckwerk kommende endlose Papierbahn auf dem Nutzylinder auf. Während jedoch bei der Zylinderanordnung nach Abbildung 5 der Messerzylinder zwischen dem Nut- und Sammelzylinder liegt, nimmt dagegen bei Abbildung 6 der Nutzylinder die mittlere Lage ein. Die Führung des Papiers vom Schneidwerk zum Sammelzylinder geschieht mittels Nadeln, weshalb in dem einen Fall der Messerzylinder und in dem andern Fall der Nutzylinder mit Nadeltransport ausgerüstet sein muß. Die Übergabe der mit der endlosen Bahn noch zusammen-

Digitized by Google

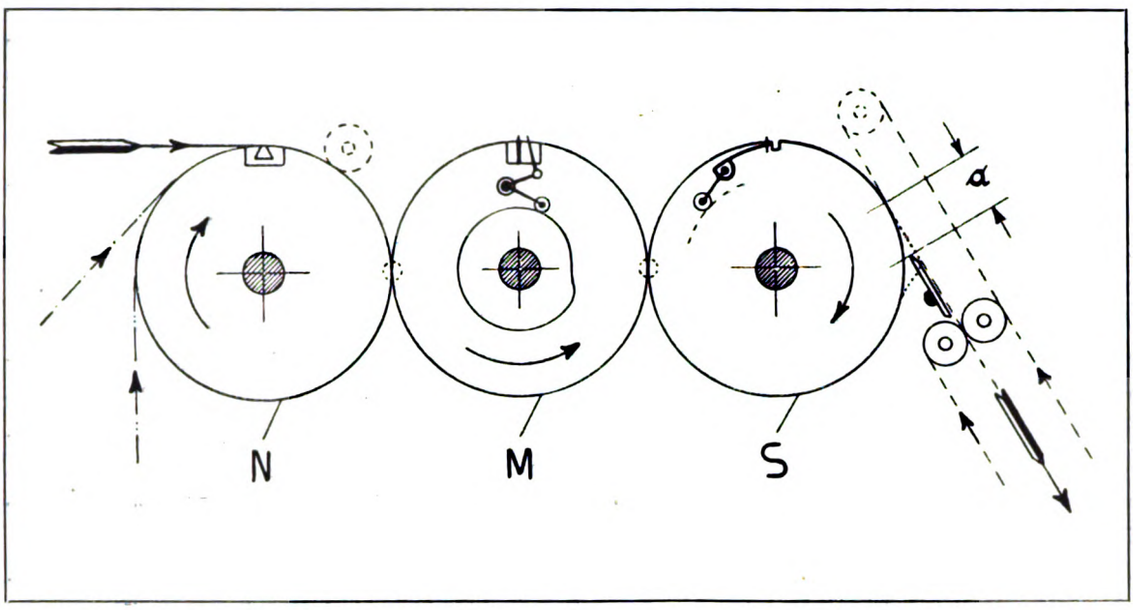


ABBILDUNG 5

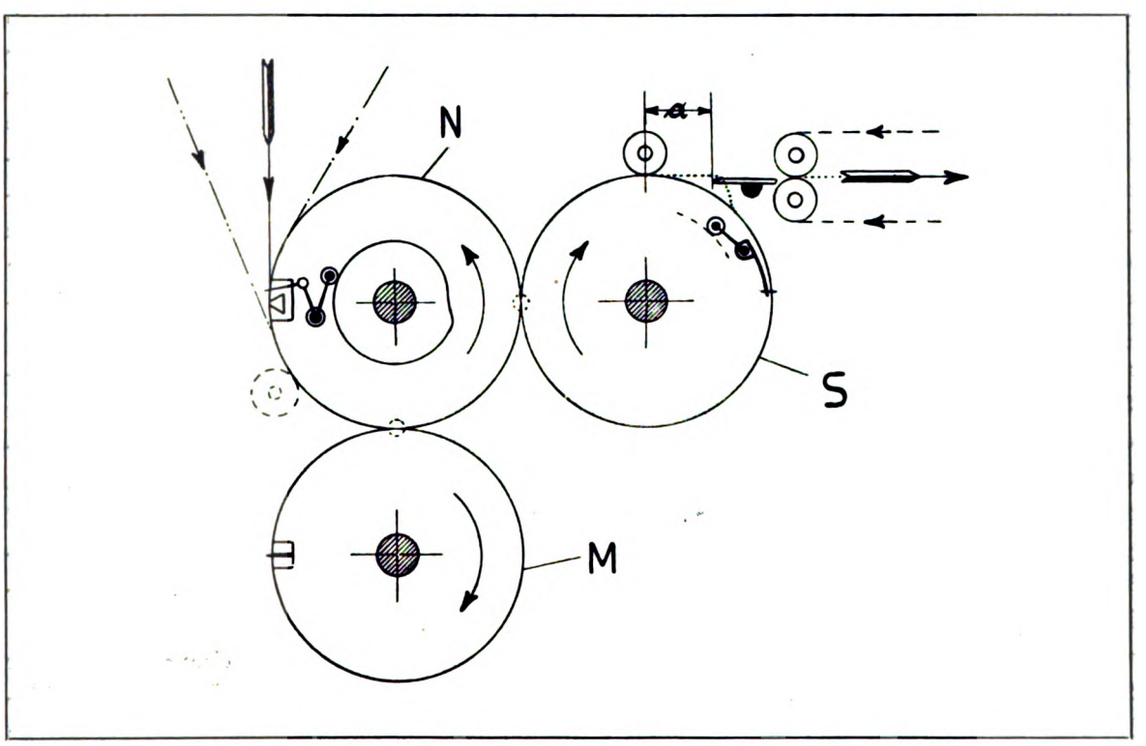


ABBILDUNG 6

VERBESSERTE BÄNDERLOSE QUERSCHNEID- UND SAMMELVORRICHTUNG · DAS SAMMELN GESCHIEHT MITTELS NADELN AUF EINEM BESONDEREN ZYLINDER, DER ENTWEDER MIT DEM MESSER- ODER NUTZYLINDER DIREKT ZUSAMMENARBEITET (VGL. ABBILDUNG 5 GEGEN ABBILDUNG 6) · ZUM ABHEBEN DER BOGEN WERDEN WIE IN ABBILDUNG 4 NOCH UNTERGREIFER UND FESTE ZUNGEN VERWENDET

Digitized by Google

hängenden Bogen an den Sammelzylinder erfolgt in der Zentralen der jeweils zusammenarbeitenden Zylinder. Die Nadeln des Messer- bzw. Nutzylinders müssen daher verschwindbar sein, was in den beiden Abbildungen gleichfalls angedeutet wurde. Die Nadeln des Sammelzylinders können dagegen fest oder beweglich ausgeführt werden. Zugunsten der beweglichen Nadelanordnung spricht vielleicht das etwas sichere Abheben durch die Untergreifer und das weniger starke Einreißen der Nadeln am Papier.

Vergleicht man die in Abbildung 5 und 6 angegebenen Schneid- und Sammelvorrichtungen hinsichtlich des aus den Pfeilrichtungen leicht zu ersehenden Papierlaufs, so erkennt man ohne weiteres, daß bei Abbildung 5 der Anfang des Papiers bereits um den halben Messer- und Sammelzylinder gelaufen ist, bis dieser Bogen zwischen dem Nut- und Messerzylinder von der endlosen Bahn abgeschnitten wird, während bei Abbildung 6 im Augenblick des Abschneidens nur ein Viertel des Nutzylinderumfanges dagegen drei Viertel des Sammelzylinderumfanges vom Papier bedeckt ist, und zwar in beiden Fällen auf den beim Sammeln mit herumzuführenden Bogen bezogen. Der eigentliche Sammelprozeß vollzieht sich wie bei der Scottschen Schneid- und Sammelvorrichtung, so daß es sich erübrigt, nochmals hierauf einzugehen. Dagegen möge nicht unerwähnt bleiben, daß die durch Abbildungen 5 und 6 veranschaulichten Schneid- und Sammelvorrichtungen nur zwei aus der Praxis herausgegriffene Beispiele vorstellen, während in Wirklichkeit die Zylinder jede beliebig andre Lage haben können, z. B. statt nebeneinander, wie in Abbildung 5, untereinander mit dem Sammelzylinder oben bzw. unten oder der Messerzylinder nicht unter dem Nutzylinder, wie in Abbildung 6, sondern neben diesem Zylinder usw. Welche Ausführungsart die günstigste und zweckmäßigste ist, hängt lediglich von der Konstruktion der Maschine ab, namentlich in Verbindung mit Falzapparaten, wodurch sich bisweilen die Unterbringung eines Querscheid- und Sammelapparates für Auslage ungefalzter Bogen nicht immer in der gewünschten Weise erreichen läßt.

Mit den nach dem Scottschen Prinzip gebauten, aber bereits verbesserten Sammelvorrichtungen wurden zwar im allgemeinen recht günstige Erfahrungen gemacht, jedoch ließen sich Betriebsstörungen infolge Verstopfung an der Übergabestelle — zwischen Sammelzylinder und den Zungen — auch jetzt noch nicht ganz vermeiden, namentlich dann nicht, wenn dünnes und stark elektrisches Papier verarbeitet wurde. In solchen Fällen half man sich in der Weise, daß man die Zungen wieder beweglich ausführte, und diese unmittelbar nach erfolgtem Abheben und Überleiten der Bogen auf die Zungen diese mit einer ruckartigen Bewegung in den mit entsprechend tiefen Rillen versehenen Sammelzylinder treten ließ. Dadurch, daß der vorher ganz mit Papier bedeckte Sammelzylinder durch das Abheben der Bogen von unten her (durch die Untergreifer) auf eine kurze Strecke frei wird, besteht die Möglichkeit, jetzt wieder bewegliche Zungen verwenden zu können. Als eine ideale Lösung kann jedoch dieses Hilfsverfahren nicht angesehen werden, zumal das Papier infolge der eigenartigen Zungenstellungen bei den beiden sich so rasch ablösenden Zungen- und Greiferbewegungen von seiner anfänglichen geraden Bahn vom Sammelzylinder zu den Ausführwalzen knickartig abgelenkt wird, und schon deshalb ein zuverlässiges Arbeiten auch bei Anwendung von Untergreifern und beweglichen Zungen nicht in allen Fällen gewährleistet ist.

Ferner sei noch auf einen weiteren Nachteil der Sammelvorrichtungen mit Untergreifern hingewiesen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß das Abheben der Bogen und deren Überleiten auf die Zungen um so ungünstiger wird, je kleiner die auszulegenden Bogen bzw. je kleiner die Zylinder sind, ganz abgesehen davon, daß bei sehr kleinen Zylindern auch die Unterbringung

Digitized by Google

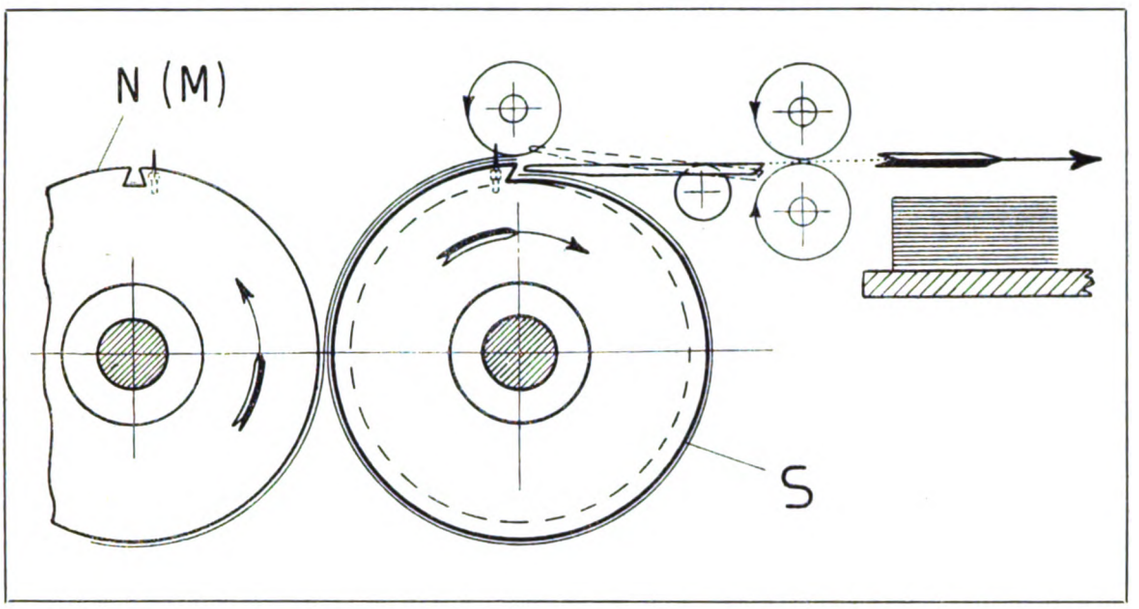


ABBILDUNG 7A

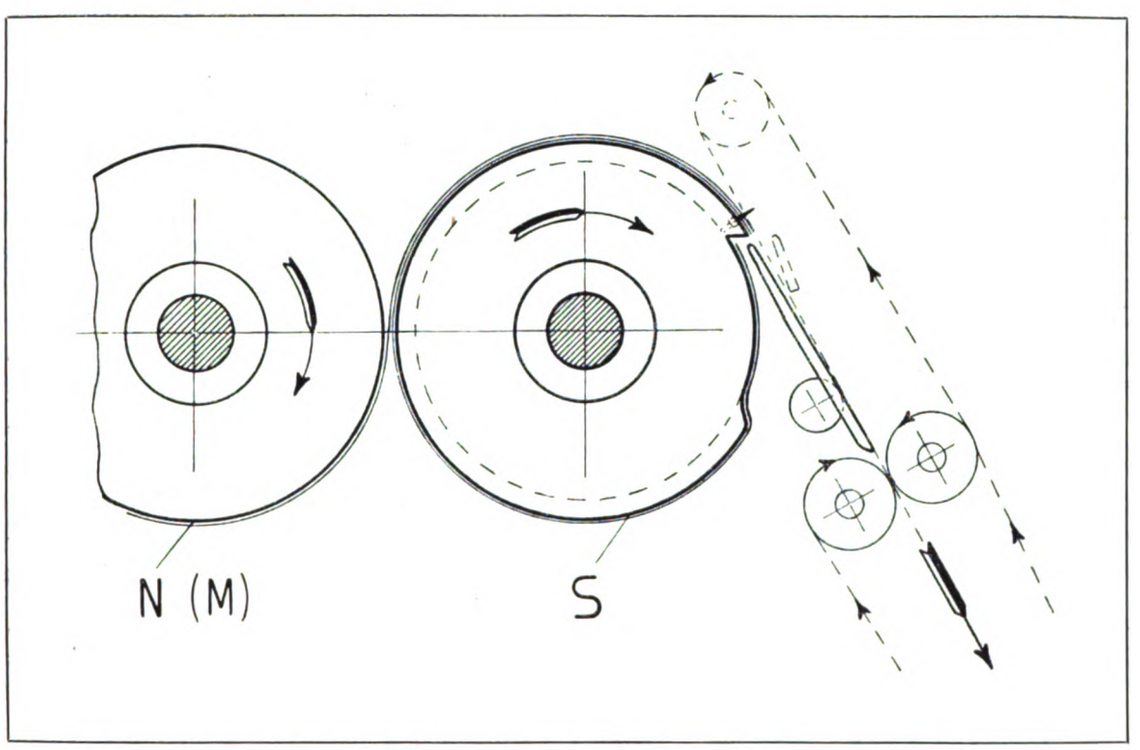


ABBILDUNG 7B

NEUARTIGE SAMMELVORRICHTUNG FÜR BÄNDERLOSE ROTATIONSMASCHINEN · DAS ABHEBEN DER MITTELS NADELN GESAMMELTEN BOGEN GESCHIEHT DURCH BEWEGLICHE ZUNGEN BEI ENTSPRECHENDER EINBUCHTUNG DES SAMMELZYLINDERS (VGL. ABBILDUNG 7A UND 7B) · GEGENSEITIGE ANORDNUNG DER SCHNEID- UND SAMMELZYLINDER WIE IN ABBILDUNG 5 UND 6

Digitized by Google

der Greifer sowie deren Bewegung bereits zu Komplikationen führt.

In der einen oder andern Ausführung wurden die bänderlosen Sammelvorrichtungen trotz der ihnen anhaftenden Mängel bis vor wenigen Jahren ganz allgemein verwendet. Man schien sich mit der Tatsache abgefunden zu haben, daß eine weitere Verbesserung nicht mehr möglich ist.

Als Verfasser während seiner Tätigkeit bei der *Meisel Press Co.* in Boston auf die gleichen Schwierigkeiten beim Abheben der gesammelten Bogen stieß und bei dünnem und stark elektrischem Papier selbst durch Anwendung von Untergreifern in Verbindung mit beweglichen Zungen sich kein sicheres Arbeiten der Maschine erreichen ließ, so wurde von seiten dieser Firma damals schon auf eine Verbesserung des Sammelverfahrens hingearbeitet. Infolge des Krieges mußte jedoch die Weiterverfolgung dieses wichtigen Problems auf unbestimmt zurückgestellt werden, und es ist fraglich, ob die Meisel Press Co. inzwischen eine praktische Lösung gefunden hat. Gleich nach dem Krieg legte dagegen Verfasser die Idee für eine *neuartige Bogensammelvorrichtung* zeichnerisch fest und konnte sie bereits im folgenden Jahre bei einer deutschen Firma an zwei für Paris bestimmten Billettdruck-Rotationsmaschinen praktisch verwerten. Seit dieser Zeit hat Verfasser die verbesserte Sammelvorrichtung schon an über 25 Spezialrotationsmaschinen verschiedenster Art mit gleich günstigem Erfolg zur Anwendung gebracht. Es dürfte daher für die Fachwelt von besonderem Interesse sein, auch dieses neuartige, im Vergleich zu den früheren Ausführungen wesentlich vereinfachte Sammelverfahren kennenzulernen[1].

Der Unterschied gegenüber den seither bekannt gewordenen Sammelvorrichtungen liegt vor allem darin, daß die gesammelten Bogen, obwohl der Zylinder ganz mit Papier bedeckt ist (da Bogenlänge gleich Zylinderumfang), durch Hineintreten beweglicher Zungen abgehoben werden können. Damit war zugleich das seit vielen Jahren vergeblich angestrebte Problem gelöst: ***bänderloses Sammeln beliebig vieler Bogen und deren Abheben vom Sammelzylinder unter Verwendung von beweglichen, von außen her in Kreisnuten des Zylinders tretenden Zungen.***

Diese Art der Bogenabnahme war bisher wegen des ganz mit Papier bedeckten Sammelzylinders nicht möglich. Erreicht wurde dies nun, wie aus Abbildung 7 hervorgeht, dadurch, daß der Sammelzylinder gegen das nachlaufende Ende der Bogen zu auf eine kurze Strecke von der zylindrischen Gestalt etwas zurückweicht, wobei die Vertiefung entweder allmählich oder gleichmäßig verlaufen kann (vergleiche Abbildung 7a gegen Abbildung 7b). Infolge dieser Zylindereinbuchtung, deren Tiefe mindestens gleich der Gesamtstärke der zu sammelnden Bogen sein muß, besteht nun die Möglichkeit, die Spitzen der zum Abheben der Bogen dienenden Zungen schon vorzeitig gegen den ganz mit Papier bedeckten Zylinder bewegen zu lassen, und zwar derart, daß die Zungen im Augenblick des Abnehmens ihre tiefste Stellung erreicht haben (Abbildung 7) und damit zugleich die Bogenenden in die Einbuchtung

[1] Die gleiche Idee wurde von der Firma Koenig & Bauer, ohne daß Verfasser davon Kenntnis hatte, schon im Jahre 1910 erstmalig an einer nach Berlin gelieferten Spezialrotationsmaschine für Hochdruck und 3 Jahre später an einer nach Essen gelieferten Tiefdruckrotationsmaschine zur Ausführung gebracht. Eine weitere von dieser Firma gebaute und für Berlin bestimmte Tiefdruckrotationsmaschine, bei der das neue Sammelverfahren verwertet wurde, gelangte erst wieder im Jahre 1925 zur Ablieferung. Von den übrigen Schnellpressenfirmen hat die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg das neue Sammelverfahren bis zum Jahre 1926 erst einmal und die Vogtländische Maschinenfabrik erst zweimal angewendet, und zwar erstere Firma an einer im Jahre 1923 nach Königsberg gelieferten Tiefdruckrotationsmaschine und letztere Firma an zwei nach Kempten gelieferten Zeitungsrotationsmaschinen. Vorstehende Angaben wurden Verfasser im Verlauf eines Patentstreites zugängig gemacht und beweisen zugleich, daß das neue Sammelverfahren selbst von den führenden Firmen der Druckmaschinenbranche bisher noch in recht bescheidenem Maße Anwendung gefunden hat.

Digitized by Google

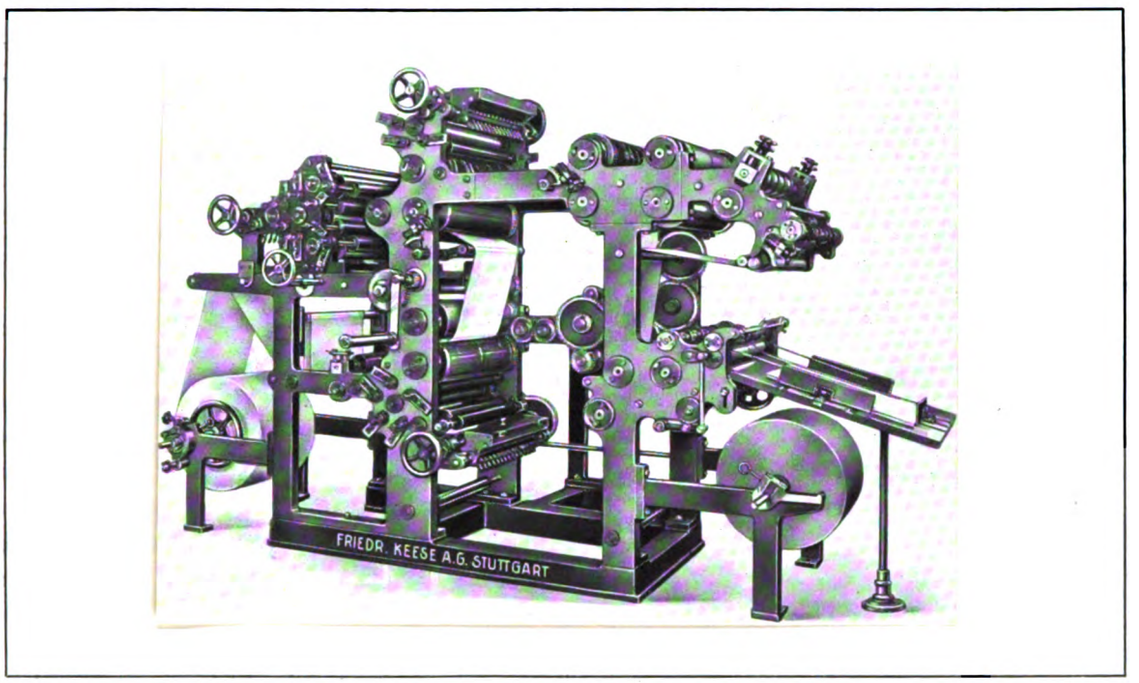


ABBILDUNG 8 · BÄNDERLOSE SPEZIALROTATIONSMASCHINE ZUR HERSTELLUNG PERFORIERTER UND NUMERIERTER DRUCKERZEUGNISSE IN BOGEN FÜR DURCHSCHREIBEBÜCHER UND IN ROLLEN FÜR ENDLOSE SCHREIBMASCHINENFORMULARE · BEI DIESER MASCHINE KAM DAS NEUARTIGE SAMMELVERFAHREN ZUR ANWENDUNG (VGL. ABBILDUNG 7A/B

niederdrückend, unter den Anfang der Bogen in die eingedrehten Kreisnuten des Sammelzylinders treten können. Bei der Weiterbewegung des Sammelzylinders heben nun die Zungen die übereinander gesammelten Bogen (je nach dem Zweck des Sammelns und der Stärke des Papiers bis zehn und mehr Bogen) vom Sammelzylinder ab, wobei die zum Sammeln verwendeten Nadeln sowohl fest als auch beweglich angeordnet sein können. Das Abheben der Bogen muß während einer Zylinderumdrehung erfolgen. Kurz vor Beendigung des Abhebens der Bogen treten die Zungen aus den Nuten des Sammelzylinders schnell zurück und verharren dann in ihrer Anfangsstellung solange, bis sie von neuem wieder gegen den Sammelzylinder bewegt werden.

Das neue Sammelverfahren läßt sich überall dort mit großem Vorteil anwenden, wo es sich um das bänderlose Sammeln von zwei und mehr Bogen handelt, deren Länge mit dem Umfang des Sammelzylinders genau übereinstimmt. Das Anwendungsgebiet ist, da sowohl Billett- und Kassenblockmaschinen, als auch alle Arten von Maschinen zum Bedrucken von Einwickelpapier, sowie gewisse Zeitungs- und Illustrations-Rotationsmaschinen hierfür in Betracht kommen, sehr vielseitig.

Die wichtigsten Vorzüge des neuen Sammelverfahrens gegenüber den bisher verwendeten Sammelvorrichtungen, bei denen das Abheben der gesammelten Bogen mittels Auswurf- oder Untergreifer geschieht, liegen vor allem in der einfachen und sicheren Arbeitsweise der Abhebezungen. Selbst die Verarbeitung dünnster, beim Durchlaufen durch die Druckmaschine stark elektrisch gewordener Papiere ist jetzt ohne Schwierigkeit auch bei kleinen Sammelzylindern möglich, was die neue Sammelvorrichtung besonders wertvoll macht.

Schließlich soll noch eine Rotationsmaschine (siehe Abbildung 8), bei der das neue Sammel-

Digitized by Google

verfahren zur Anwendung gelangte, bildlich vorgeführt werden. Die betreffende Maschine ist zur Herstellung von *Bogenprodukten für Durchschreibebücher* und von *Rollenprodukten für Schreibmaschinenformulare* bestimmt. Auf der Maschine läßt sich zweifarbiger Vorderseitendruck oder einfarbiger Druck auf beiden Seiten sowie Nummerndruck auf der Vorderseite ausführen. Das Schneiden, Sammeln und Auslegen der Bogen erfolgt ganz bänderlos (für die Anordnung der drei zusammenarbeitenden Zylinder ist Abbildung 6 maßgebend). Die mittels Nadeln zu je fünf gesammelten Bogen schließen unter Zuhilfenahme von Führungsstängchen frei auf den Auslegetisch heraus[1]. Das Abheben der den Umfang des Sammelzylinders ganz bedeckenden Bogen geschieht, wie in Abbildung 7 angegeben, durch bewegliche, von außen her in Kreisnuten des Zylinders tretende Zungen.

Die Perforierung der Bogenprodukte erfolgt bereits in der Maschine, und zwar rotationsmäßig, wobei das Problem des *Rundlochstanzverfahrens* an Stelle des einfachen und ohne Schwierigkeit auszuführenden *Schlitzverfahrens* erstmalig und gleich mit bestem Erfolg verwirklicht wurde. Für diese Abreißperforierung war eine Lochentfernung von 2 mm und ein Lochdurchmesser von 1 mm einzuhalten.

Auch die Herstellung der Rollenprodukte und deren Weiterverarbeitung auf einer Spezial-Umrollmaschine zu *endlosen Multiplex-Formularen* für die den beiden amerikanischen Firmen *Underwood* und *Elliott-Fisher* patentierten Buchhaltungs- und Schreibmaschinen, deren Einführung sich trotz vieler Widerstände auch in Deutschland immer mehr durchgesetzt hat, war gleichfalls ein schwierig zu lösendes Problem. Schon der Hinweis, daß derartige Rollenformulare bedruckt, numeriert, längs und quer perforiert und außerdem mit doppelter Kopf- und Seitenlochung (zwecks Registerhaltung und Einheftung) versehen sein müssen, läßt erkennen, welch hohe technische Anforderungen hierbei zu erfüllen waren. Nicht unerwähnt möge noch bleiben, daß diese neuartige Spezial-Rotationsmaschine von der Firma *Friedrich Keese* A.-G. in Stuttgart gebaut wurde und erst kürzlich in einer dortigen Geschäftsbücherfabrik zur Aufstellung gelangte.

Vorliegende Arbeit soll nicht abgeschlossen werden, ohne auch auf die an *Rotationsmaschinen für veränderliche Formate* verwendeten Sammelvorrichtungen, bei denen das Sammeln der schon *vor dem Druck* von der endlosen Papierbahn abgeschnittenen Bogen mittels Greifer, Nadeln oder Luft erfolgt, hingewiesen zu haben. Ausführlich hierüber hat Verfasser in einem früheren Aufsatz über „Variable" berichtet und damals schon hervorgehoben, daß die großartige Entwicklung dieser wichtigen Maschinengattung lediglich der Initiative und dem Unternehmungsgeist der deutschen Maschinenfabriken zu verdanken ist[1].

Neben diesen Maschinen mit dem variablen Querschneidwerk vor dem Druck, hat sich im Laufe der letzten Jahre noch eine weitere in der Fachwelt aber bisher noch weniger bekannt gewordene Spezialgruppe von Maschinen herausgebildet. Es sind dies die *Rotationsmaschinen zur Herstellung von Bogen- und Rollenprodukten für variable Druckabstände.* Der Schnitt erfolgt wie bei den festformatigen Rotationsmaschinen wieder *nach dem Druck*, jedoch unter Anwendung eines variablen Querschneiders. Die Führung der in verschiedener Länge von der bedruckten Papierbahn abgeschnittenen Bogen zum Sammelzylinder bedingt die Einschaltung eines Bändersystems, weshalb variable Maschinen dieser Ausführung (für Bogen- und Rollenprodukte) sich ebensowenig wie die eigentlichen Variablen, die nur für veränderliche Bogenprodukte bestimmt sind, ganz bänderlos bauen lassen. Das Sammeln der Bogen kann in verschiedener Weise

[1] Über *„freie Bogenauslage"* siehe Archiv für Buchgewerbe, Jahrgang 1927, Heft 7/8.

[1] Über *„Variable"* siehe Archiv für Buchgewerbe, Jahrgang 1910, Heft 2 bis 9.

Digitized by Google

geschehen, bei Zackenschnitt z. B. mittels Nadeln und bei Glattschnitt vorteilhafter mittels Bänder oder Greifer. Veranlassung zum Bau solcher Spezialmaschinen gab vor allem der immer größer gewordene Verbrauch an bedruckten Bogen und Rollen zum Einwickeln von Lebensmitteln aller Art, insbesondere von Brot, Konfitüren und anderen Massenartikeln des täglichen Lebens.

Aus gleichem Bedürfnis heraus sind auch die *Foliendruck-Rotationsmaschinen* entstanden, eine Maschinengattung allerdings, über deren weitere Entwicklung heute noch kein endgültiges Urteil gefällt werden kann. Während das Problem des Foliendrucks für Rollenprodukte verhältnismäßig noch leicht zu lösen war, verursachte das rotationsmäßig auszuführende Querschneiden der bedruckten Folienbahn, sowie das Sammeln der Bogen ganz unerwartet große Schwierigkeiten. Es muß daher der Firma *Friedrich Keese* in Stuttgart als besonderes Verdienst angerechnet werden, die erste, wirklich brauchbare *variable Rotationsmaschine zum Bedrucken von Staniol und Aluminium in Bogen und Rollen* gebaut und auch zur Ablieferung gebracht zu haben.

Über die Einrichtung und Arbeitsweise dieser neuartigen Variablen zur Herstellung von Bogen- und Rollenprodukten für veränderliche Druckabstände beabsichtigt Verfasser in einem späteren Aufsatz noch ausführlicher zu berichten. Daß es wieder die deutsche Druckmaschinenindustrie ist, welche auch auf diesem Spezialgebiet führend vorangegangen ist, darf jedenfalls als ein erfreuliches Zeichen für den fortschrittlich gesinnten Geist unserer Maschinenfabriken angesehen werden. In diesem Sinne möge auch der Inhalt vorliegender Abhandlung anregend und befruchtend wirken.

Digitized by Google

Rückblick auf die Bugra-Maschinenmesse

DES DEUTSCHEN BUCHGEWERBEVEREINS

IM DEUTSCHEN BUCHGEWERBEHAUSE ZU LEIPZIG

FRÜHJAHR 1928

IN den Inflationsjahren erlebte die Leipziger Messe ihre Hochkonjunktur. Die Kurve der Aussteller und Einkäufer ging sprunghaft aufwärts, um nach Stabilisierung der Währung wieder beträchtlich zurückzugehen. Die diesjährige Frühjahrsmesse bedeutete wieder einen kräftigen Ruck nach oben. Die Zahl der Meßaussteller soll auf Grund zuverlässiger Informationen über 10000 betragen haben, während es zur vorjährigen Frühjahrsmesse etwas über 9000 waren. Besonders stark trat die Beteiligung ausländischer Meßaussteller in Erscheinung, annähernd 1200 Ausländer hatten in diesem Frühjahr in Leipzig ausgestellt. Der Gesamtbesuch der Leipziger Frühjahrsmesse wird mit etwa 140000 beziffert, davon sollen allein 30000 Ausländer sein. Selbst wenn man diese Zahlen mit Vorsicht aufnehmen möchte, darf doch gesagt werden, daß die Leipziger Frühjahrsmesse 1928 in bezug auf die Beteiligung der Aussteller und Einkäufer einen Rekord aufgestellt hat.

Einen günstigen Eindruck hinterließ die Frühjahrsmesse auch in Hinsicht auf den geschäftlichen Erfolg. Es wurde viel gekauft, ebenso war an ernsthaften Reflektanten in allen Meßhäusern kein Mangel. Die günstige Entwicklung der Konjunktur in der deutschen Volkswirtschaft, die freilich, nach vielen Anzeichen zu schließen, schon wieder ihren Höhepunkt überschritten hat, spiegelte sich somit auch im Verlauf der Leipziger Messe, die ja von jeher als das Barometer des wirtschaftlichen Lebens bezeichnet werden konnte. Auf jeden Fall darf Leipzig mit seiner Messe diesmal zufrieden sein, und auch die Meßgäste werden nach Ablauf der Frühjahrsmeßwoche durchweg die günstigsten Eindrücke mit nach Hause genommen haben. Die Bugra-Maschinenmesse ist sich in ihrer stetig aufwärtsstrebenden Entwicklung auch in den Jahren nach der Inflation treugeblieben. Sie war vielleicht der einzige Messezweig, der nie über zurückgehende Aussteller- und Einkäuferzahlen zu klagen hatte, und unterschied sich damit insbesondere vorteilhaft von ihrer Schwesterveranstaltung, der Büchermesse im Bugrahause an der Petersstraße. Da ist es denn fast gar nicht mehr verwunderlich, wenn die diesmalige Frühjahrs-Bugra-Maschinenmesse ihren Vorgängerinnen sich in jeder Hinsicht würdig anschloß, sie vielfach sogar übertroffen hat. Zwar ist die Zahl der Meßaussteller mit etwa 200 im wesentlichen die gleiche geblieben wie in früheren Jahren. Es liegt dies hauptsächlich daran, daß die Gesamtheit der meßausstellungsfähigen Firmen des graphischen Maschinenbaues in Deutschland im Buchgewerbehause bereits nahezu vollzählig vertreten ist. Einige fehlende Außenseiter könnten dies Messebild einer einheitlichen Kraft und

Digitized by Google

Leistung nur beeinträchtigen. Zu wünschen bleibt lediglich noch, daß die Kartonnagenmaschinenindustrie sich geschlossen an einer Meßausstellung im Deutschen Buchgewerbehause beteiligt. Es ist dies schon deswegen zu wünschen, weil die moderne Kartonnagenindustrie, namentlich soweit sie sich mit der Herstellung von Faltschachteln und Packungen, überhaupt von Luxuskartonnagen beschäftigt, in immer engere Fühlungnahme zum Druckgewerbe und der Papierverarbeitungsindustrie tritt. Wenn wir jetzt im Deutschen Buchgewerbehause die modernen Illustrationstechniken und alle nur erdenklichen Papierverarbeitungsmaschinen, -Werkzeuge und -Materialien vertreten sehen, dann fehlt zur Abrundung einer solchen Leistungsschau eigentlich nur noch die Kartonnagenmaschinenindustrie. Die Zersplitterung, die auf diesem Gebiete herrscht, trat zur diesjährigen Frühjahrsmesse deutlich in Erscheinung. Es hatte wieder den Anschein, als wollte man dahin streben, die Kartonnagenmaschinenindustrie dem Gesamtrahmen der Technischen Messe einzugliedern. Diesen Absplitterungstendenzen gegenüber kann nur immer wieder auf die enge Verbindung der Kartonnagenindustrie mit den graphischen Gewerbezweigen hingewiesen werden. Und als Glied der graphischen Industrie gehören auch Kartonnagenmaschinen zur Messe in das Deutsche Buchgewerbehaus. Es mag an dieser Stelle übrigens erwähnt werden, daß auch diesmal wieder Maschinen, Werkzeuge und Materialien auf der Bugra-Maschinenmesse zu sehen waren, die zwar das Kennwort Papierverarbeitungs- oder Buchbindereimaschinenindustrie trugen, die in Wirklichkeit aber gleichfalls in der Kartonnagenbranche Verwendung finden können.

Namentlich zu Beginn der Meßwoche trat der Besuch des Buchgewerbehauses außerordentlich stark in Erscheinung. Gegen Ende der Messe flaute er naturgemäß etwas ab, aber auch dann noch herrschte im großen Hause überall reges Leben. Günstiger und erfreulicher noch ist das geschäftliche Ergebnis. Die Aussteller zeigten durchweg zufriedene Gesichter. Bereits am Meßsonntage konnte ein namhafter Industrieller des graphischen Maschinenbaues freudestrahlend berichten, daß er acht Maschinen verkauft habe! Es kann allerdings nicht erwartet werden, daß eine Meßveranstaltung alle Meßaussteller in gleicher Weise befriedigt. Bei den großen Maschinenobjekten, wie sie namentlich in der Gruppe Druckmaschinen gezeigt wurden, und bei denen es sich um Kapitalsinvestierungen in Höhe von einigen zehntausend Mark handelt, ist der Meßbesucher naturgemäß vorsichtig in seinen Käufen. Es kann aber von einem Fall berichtet werden, wo drei Druckmaschinen von einem Aussteller verkauft worden sind, der überhaupt zum ersten Male im Deutschen Buchgewerbehause ausgestellt hatte.

Häufiger kam es zu Kaufabschlüssen in der Gruppe Werkzeuge und Materialien. Hier sind auch kleinere Firmen, und wiederum solche, die sich gar nicht recht zur Messe nach Leipzig getrauten, mit dem geschäftlichen Ergebnis über Erwarten zufrieden. Als weiterer Aktivposten dieser Messe muß dann noch vor allem erwähnt werden, daß die Zahl der ernsthaften Reflektanten sehr groß war. Es wird in diesen Fällen noch nach der Messe zu Kaufabschlüssen kommen, die ebenfalls auf das Konto des guten Verlaufs der Bugra-Maschinenmesse zu setzen sind.

Zum ersten Male wurde der große Ostsaal im dritten Obergeschoß der Messe zur Verfügung gestellt. Die Reproduktionstechnik war in diesem Raum hauptsächlich vertreten. Es handelt sich bei der Reproduktionstechnik um einen der jüngsten Zweige der Bugra-Maschinenmesse, der sich ähnlich wie die Ausstellung der Deutschen Druckmaschinenfabrikanten in kurzer Zeit überraschend günstig entwickelt hat. Nun bietet das Deutsche Buchgewerbehaus nur noch im Untergeschoß Erweiterungsmöglichkeiten für die Messe, und wie verlautet, sind Aussichten vorhanden, daß schon zum

Digitized by Google

nächsten Herbst hier größere Unterkunftsräume für die Bugra-Maschinenmesse frei werden.

Einen imposanten Eindruck machte wieder die Ausstellung der Druckmaschinenfabrikanten. Das Wort Messe kann hier mit gutem Recht in den Begriff Kräftemessen umgedeutet werden. Der starke Konkurrenzkampf, der gerade in diesem Zweige des graphischen Maschinenbaues zu verzeichnen ist, wirkt sich immer mehr in einer zielbewußten und erfolgreichen Arbeit an der Vervollkommnung der Druckmaschinen und damit zusammenhängend der Drucktechnik aus. Eine derartige Leistungsschau des Druckmaschinenbaues wird sonst nirgends geboten, und der Inhaber des buchgewerblichen Großbetriebes wie der kleine Buchdruckereibesitzer in der Provinz, sie haben jetzt die geradezu ideale Möglichkeit, sich die verschiedenen Typen und Maschinensysteme betriebsfertig vorführen zu lassen, und erst nach reiflicher Überlegung und gegenseitigem Vergleich der Konkurrenzfabrikate die Wahl für *die* Druckmaschine zu treffen, die ihnen die geeignete und für die besonderen Verhältnisse und Ansprüche ihrer Betriebe die einzig vorteilhafte erscheint. Gerade das Kapitel Anschaffung neuer Maschinen verdient heute im Buchgewerbe größte Beachtung, und als die einzig große, umfassende Leistungsschau des graphischen Maschinenbaues kann die Bedeutung der Bugra-Maschinenmesse im Deutschen Buchgewerbehause auch nach dieser Richtung hin gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Im nachfolgenden geben wir in gewohnter Weise ein zusammenfassendes Bild von der diesjährigen Frühjahrsmeßveranstaltung der graphischen Maschinen-, Werkzeug- und Materialienindustrie Deutschlands.

DRUCKMASCHINEN

Ausstellerfirmen: Automatic, Aktiengesellschaft für automatische Druckmaschinen, Berlin O 27; Bohn & Herber, Würzburg; Dresden-Leipziger Schnellpressenfabrik A.-G., Coswig, Bez. Dresden; Eisenwerk und Maschinenbau A.-G., Düsseldorf-Heerdt; Elka-Druckmaschinen G. m. b. H., Dresden-A.; Faber & Schleicher A.-G., Offenbach a. M.; Schnellpressenfabrik Frankenthal Albert & Co. A.-G., Frankenthal i. d. Pfalz; Schnellpressenfabrik A.-G. Heidelberg; Friedrich Heim & Co. G. m. b. H., Offenbach a. M.; A. Hogenforst, Leipzig; Johne-Werk, Bautzen; Emil Kahle, Leipzig-Paunsdorf; Kamenzer Maschinenfabrik Gebr. Heidsieck, Kamenz i. Sa.; Walter Kellner, Barmen; Koenig & Bauer A.-G., Würzburg; J. G. Mailänder, Cannstatt-Stuttgart; Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (MAN); Maschinenfabrik Johannisberg G. m. b. H., Geisenheim a. Rh.; Polygraphika G. m. b. H., Leipzig; Rockstroh-Werke A.-G., Heidenau; J. G. Schelter & Giesecke, Leipzig; Sparo G. m. b. H., Dresden-A.; Universelle J. G. Müller & Co., Dresden-A. 24; Vogtländische Maschinenfabrik A.-G., Plauen i. V.

Die Gruppe „Druckmaschinen" ist eine der jüngsten der buchgewerblichen Maschinenmesse, trotzdem nimmt sie heute schon eine beherrschende Stellung im Gesamtrahmen der Meßausstellung des Deutschen Buchgewerbehauses ein. Über 20 Firmen des deutschen Druckmaschinenbaues waren zur diesjährigen Frühjahrsmesse vertreten, unter ihnen alle bedeutenden Werke. Vieles von dem, was auf der Frühjahrsmesse zu sehen war, ist von den vorjährigen Messen her schon bekannt. Daneben gab es aber auch wesentliche Neuheiten und Verbesserungen im Druckmaschinenbau, die sich merkwürdigerweise meistens auf dem Gebiete des Buchdruckpressenbaues auswirkten. Der Offset trat demgegenüber etwas in den Hintergrund. Tiefdruckmaschinen waren in einigen hervorragenden Exemplaren vertreten. Es hat den Anschein, als wollte man sich jetzt mehr wieder der Buchdrucktechnik zuwenden, die in den letzten Jahren durch die überaus rasche Verbreitung der modernen Illustrationsdruckverfahren, namentlich des Offsets, etwas vernachlässigt worden war. — Was sich bereits schon auf der vorjährigen Herbst-

Digitized by Google

messe angebahnt hat, die Bevorzugung in der Konstruktion von Buchdruckschnellpressen kleineren Formats mit gesteigerter Druckgeschwindigkeit, trat diesmal ganz offensichtlich in Erscheinung. Fast auf jedem Stande der Druckmaschinenfabrikanten wurden denn auch die sogenannten Schnelläufer gezeigt. Man nannte dabei wieder stündliche Druckleistungen bis zu 3000 und mehr Exemplaren. Wenn auch in der Praxis mit allerhand Störungen und Hemmungsfaktoren zu rechnen ist, so daß von dieser Auflagenleistung einige Abstriche zu machen sind, so kann man doch die Tendenz, die zur Zeit dem Schnellpressenbau zugrunde liegt, nur gut heißen. Wie sehr übrigens vom deutschen Buchgewerbe jetzt Maschinen verlangt werden, die größere Quantitätsleistungen aufzuweisen vermögen, erhellt aus der ebenfalls sehr in Erscheinung tretenden Bevorzugung der Zweitourenmaschinen. Auch nach dieser Richtung hin konnte sich der Besucher der Frühjahrs-Bugra-Maschinenmesse in vielseitigster Weise informieren.

Nachfolgend sollen aus der Fülle des Gezeigten nur einige wesentliche Neukonstruktionen und Verbesserungen angedeutet werden. Bohn & Herber, Würzburg, führten wieder ihre Zweitourenmaschine „Ultra-Record" vor, welche wesentliche Verbesserungen erfahren hat. Mit besonderem Nachdruck wies die Firma auf die Verwendung von Perliteisen zum Bau der hochbeanspruchten Teile hin. Es handelt sich dabei um ein Eisen von besonderer Festigkeit. Die Haltzylindermaschine „Record" wies ebenfalls wichtige Verbesserungen auf, von denen wir nur erwähnen möchten, daß Duktor- und Heberbewegung von einem Hebel gesteuert werden, der zur Einstellung jedes gewünschten Farbstreifens, nach Skala, die Bedienung nur mittels einer Griffschraube erfordert, notwendig macht.

Die Dresden-Leipziger Schnellpressenfabrik A.-G., Coswig, wußte diesmal das Interesse durch die vollkommene Neukonstruktion einer Buchdruckschnellpresse zu wecken. „Front-Planeta" genannt, handelt es sich hier um eine Maschine, die schon rein äußerlich von dem bekannten Bilde einer Buchdruckschnellpresse abweicht. Die Maschine arbeitet mit Frontbogenauslage, und zwar wird der Bogen, mit der frischen Druckseite nach oben, von einem Kettengreifersystem zwangsläufig auf den Ablegetisch ausgelegt. Der Bogen wird an den stillstehenden Zylinder angelegt und bis zur Beendigung des Druckes von den Greifern des Zylinders gehalten. Die Frontbogenauslage übernimmt alsdann den bedruckten Bogen. Die „Front-Planeta" arbeitet völlig ohne Bänder und Schnuren. Ein Formatwechsel kann ohne Greiferverstellung augenblicks vorgenommen werden. Der besondere Vorteil der Neukonstruktion soll darin bestehen, daß die Vorzüge der Frontbogenauslage mit denen der Anlage am stehenden Zylinder vereinigt worden sind. Hervorheben möchten wir noch, daß die „Front-Planeta" auf Wunsch mit einer ganz- oder halbautomatischen Einschießvorrichtung geliefert wird, mit deren Hilfe ohne Herabsetzung der Druckgeschwindigkeit in die einzelnen Bogen Makulatur eingeschossen werden kann.

Faber & Schleicher, Offenbach a. M., führten vor allem ihre Offsetpresse „Roland" vor, die in der Richtung der Qualitätssteigerung des Druckes ganz beträchtliche Verbesserungen erfahren hat. Es wurden Mehrfarbendrucke geliefert, die ein Höchstmaß an Genauigkeit des Passers aufwiesen. Die Auflagenleistung beträgt stündlich 3600 bei Dauerleistung.

Die Schnellpressenfabrik Frankenthal lenkte die Aufmerksamkeit der Druckfachleute auf den Akzidenz- und Illustrations-Schnelläufer „Autochroma", der in idealer Weise die Vorteile einer hohen Laufgeschwindigkeit mit den Vorzügen eines hochwertigen Druckergebnisses zu verbinden weiß. Gerade im Buchdruck wird es sich jetzt wieder mehr darum handeln, gute Autotypie- und Mehrfarbendrucke zu liefern. Die schwere, gedrungene Bauart der Maschine, — das Schriftfundament hat eine Unter-

Digitized by Google

stützung durch viermal rechts und links neben den Bahnen angeordnete nachstellbare Tragrollen erfahren — die besondere Aufmerksamkeit, die man der Durchbildung des Farbwerkes gewidmet hat, wozu noch die Möglichkeit einer wesentlichen Ersparnis bei der Zurichtung kommt, lassen die „Autochroma" in der Tat als eine ganz besonders hervorragende Leistung des deutschen Druckmaschinenbaues erscheinen.

Zum erstenmal vermittelte die Maschinenfabrik A. Hogenforst, Leipzig, die Bekanntschaft mit der Neukonstruktion der Buchdruckschnellpresse „Krone". Die Maximaldruckleistung wurde bis zu 3000 Druck pro Stunde angegeben. Die solide, kräftige Bauart der Schnellpresse, die mit vielen zeit- und kraftsparenden Einrichtungen versehen ist, wird der Verbreitung dieser Maschine sehr zustatten kommen.

Zum ersten Male war im Deutschen Buchgewerbehause auch die Kamenzer Maschinenfabrik Gebr. Heidsieck vertreten. Die Erzeugnisse der Firma, speziell Schnellpressen und Tiegeldruckpressen, dürften namentlich in mittleren und kleineren Betrieben viel Anklang finden. Erwähnung verdient besonders der Schnelläufer „Pionier" mit schwingendem Druckzylinder und Frontbogenausgang. Die Maschine zeichnet sich durch niedrige, bequeme Bauart aus, so daß die Anlegerin gleichzeitig mit das Druckergebnis überwachen kann. Einfach in der Konstruktion ist das Tischfarbwerk. Die drei Auftragwalzen berühren die Form nur beim Vorlauf, beim Rücklauf der Maschine werden sie angehoben. Großen Beifall unter den Besuchern fand die Kontrollvorrichtung für die Bogenanlage, die darin besteht, daß unordentlich angelegte Bogen von den Zylindergreifern nicht erfaßt werden, sondern auf dem Anlegetisch liegenbleiben. In diesem Falle wird gleichzeitig automatisch der Druck und auch die Farbezuführung abgestellt. Die kleine Maschine ist für Papierformate bis zu 680 × 460 mm eingerichtet, sie machte in ihrer geschlossenen Bauart einen sehr günstigen Eindruck.

Die Maschinenfabrik Walter Kellner, Barmen, zeigte ihre neue Doppelformat-Offsetpresse. Die Maschine ist ähnlich wie die kleine Offsetmaschine genannter Firma nach dem bewährten System der drei gleichgroßen Zylinder konstruiert. Es kann auf diese Weise namentlich der Druck zwischen Platten- und Gummi zylinder einerseits und dem Feuchtwerk anderseits gesondert je für sich eingestellt werden. Auch bei dieser Offsetpresse machte sich der Hauptvorzug einer Offsetmaschine, genauestes Passen, besonders bemerkbar.

J. G. Mailänder, die bekannte süddeutsche Schnellpressenfabrik, legte vor allem von ihrer hohen Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Buchdruckschnelläufer Zeugnis ab. Neuerungen und Verbesserungen im Druckmaschinenbau gab es wiederum auf dem Stande der Maschinenfabrik Johannisberg G. m. b. H., Geisenheim a. Rh., zu sehen. Der Illustrationsschnelläufer „Vorwärts 8", Papierformat 860 mal 1250, erregte außerordentliches Interesse, ebenso die Tiefdruck - Bogenrotationspresse „Johannisberg 1". J. G. Schelter & Giesecke führten zum ersten Male im Deutschen Buchgewerbehause die kleine Zweitourenmaschine vor, die als besondere Neuheit das Arbeiten vom Papierstapel bis zu 75 Zentimeter Höhe aufwies. Die Auflagenleistung der Maschine konnte dank dieser Neuerung erheblich gesteigert werden. Auf dem gleichen Stande wurde u. a. die Ziffernkopfdruckmaschine „Phönix Zi" vorgeführt.

Im übrigen erwähnen wir noch aus der Gruppe „Druckmaschinenbau" die Ausstellungsstände der Firmen Koenig & Bauer A.-G., Würzburg, Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G., MAN, und Vogtländische Maschinenfabrik A.-G., Plauen i. V. Unter den Dresdener Firmen des Druckmaschinenbaues seien an erster Stelle die Rockstroh-Werke A.-G., Heidenau, genannt. Die „Universelle" J. G. Müller & Co., Dresden, führte wieder die kleine Offset-Tiegel-

Digitized by Google

druckpresse vor. Die „Sparow" G. m. b. H., Dresden, war mit ihrer zeitsparenden Druckpresse vertreten. Der Vollautomat „Elka", eine Zylinderdruckmaschine mit Frontbogenausgang, wurde von der Elka-Druckmaschinen G. m. b. H., Dresden, gezeigt. Insgesamt konnten die Leistungen des deutschen Druckmaschinenbaues auch diesmal mit Ehren bestehen, es gilt dies namentlich auch für das Gebiet der Zweitourenmaschinen. Hier machte die amerikanische Konkurrenz den deutschen Firmen des Druckmaschinenbaues bisher viel zu schaffen. Es darf deshalb auch an dieser Stelle der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß die jüngsten Errungenschaften im Bau deutscher Druckmaschinen auch von seiten des deutschen Buchgewerbes volle Anerkennung finden.

SETZMASCHINEN

Ausstellerfirmen: Intertype Setzmaschinen G. m. b. H., Berlin SW 11; Mergenthaler Setzmaschinenfabrik G. m. b. H., Berlin N 4; Typograph Setzmaschinenfabrik G. m. b. H., Berlin NW 87; Hüttenwerke Tempelhof A. Meyer, Berlin-Tempelhof; Carl Christel, Taucha; Deutsche Feinschleif G. m. b. H., Berlin-Reinickendorf; Elektro-Funditor, Waldshut i. B.; Leidenberg & Knick G. m. b. H., Berlin N 31; Max Mertig, Leipzig W 33.

Die Setzmaschine bildet heute einen wichtigen Faktor in der Betriebswirtschaft des Buchgewerbes. Der Schwerpunkt lag bis etwa in die Jahre vor dem Kriege in der Steigerung der Qualitätsleistung. In der zu erzielenden Schnelligkeit der maschinellen Herstellung des Satzes dürfte jetzt ein gewisser Abschluß erreicht sein, und die Setzmaschinenfabrikanten legen nun das Hauptgewicht auch auf die Erzielung eines qualitativ hochwertigeren Satzproduktes. Man sucht der Setzmaschine nunmehr auch die Tätigkeitsgebiete zu erobern, die bisher meistens noch dem Handsetzer vorbehalten geblieben sind: Anzeigensatz, gemischter Werksatz, Katalogsatz usw. Dies bedingt einmal die Ausrüstung der Maschinen mit guten charaktervollen Schriften, zum andern die Erleichterung im Übergang von der einen Schriftart zur andern. Weiterhin geht das Streben auf Konstruktion von Zubehörteilen und besonderen Apparaten, die die Rentabilität des Setzmaschinenbetriebes steigern sollen. Zur Frühjahrsmesse waren im Deutschen Buchgewerbehause außer der Monotype alle in Deutschland vertretenen Setzmaschinensysteme ausgestellt.

Der lebhafte Konkurrenzkampf, der jetzt auf dem Markte der Setzmaschinen herrscht, hat zur Folge, daß die einzelnen Fabrikanten unablässig auf Verbesserung ihrer Systeme bedacht sind.

Die „Intertype" blieb bekanntlich dem deutschen Markt längere Zeit verschlossen. Zur Frühjahrsmesse war die Fabrikantin der „Intertype" in einem eigenen Ausstellungstand im Deutschen Buchgewerbehause vertreten. Die besonderen Vorzüge der „Intertype", einfache Konstruktion verbunden mit leichter Ausbaufähigkeit und vielseitiger Verwendbarkeit, kamen bei dem ausgestellten Modell zur Geltung.

Die Mergenthaler Setzmaschinenfabrik wartete wiederum mit einer Anzahl ihrer wertvollsten Modelle auf, von denen namentlich die Linotypes besonders erwähnt seien, die, mit mehreren Magazinen ausgerüstet, für kompliziertere Satzarbeiten Verwendung finden können. Die Firma betätigt sich in letzter Zeit mit Erfolg auf dem Gebiete der Schaffung von Zubehörteilen und Apparaten, wie Zeilensäge, automatischer Bleinachfüller usw. Auch die „Ludlow" wurde gezeigt, mit deren Hilfe es bekanntlich möglich ist, ganz große Schriftgrade zu setzen. Auf diese Weise wird die maschinelle Satzherstellung vor allem immer mehr in das Gebiet des Inseratensatzes hinübergreifen. Wir nähern uns damit ähnlichen Arbeitsmethoden, wie sie in Nordamerika seit Jahren

Digitized by Google

üblich sind. Dort wird der umfangreiche Anzeigenteil der Zeitungen meistens schon mit der Setzmaschine hergestellt.

Die Typograph-Setzmaschinenfabrik führte die bekannte Universalmaschine vor, die auch für schwierigere Satzarbeiten in Frage kommt. Im übrigen legt die Firma großen Wert auf die qualitative Verbesserung des Satzproduktes. Daß der Typograph über einen außerordentlichen Reichtum an schönen Schriften verfügt, hatten wir in unserm Messebericht wiederholt schon erwähnt.

Das Gebiet der Setzmaschinen-Ersatzteile, Metalle usw. war von den übrigen Firmen reich vertreten. Auch hier geht die Tendenz dahin, dem Buchgewerbe Erzeugnisse zur Verfügung zu stellen, die die Rentabilität einer Setzmaschinenanlage zu erhöhen vermögen.

ANLEGEAPPARATE

Ausstellerfirmen: Kleim & Ungerer, Leipzig-Leutzsch; Koenig-Werk G. m. b. H., Berlin-Grunewald; Rationell Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Leipzig N 22; Heinrich Rohrbacher, Berlin SW 19; Georg Spieß, Leipzig-Plagwitz.

Mit der Hinaufschraubung der Auflagenleistung bei den Druckmaschinen muß naturgemäß der weitere Ausbau der automatischen Bogenzuführungsapparate Hand in Hand gehen. Wenn auch diesmal zur Frühjahrsmesse keine besonders neuen Apparate gezeigt wurden, so konnte man doch feststellen, daß die vorhandenen Systeme verbessert und vervollkommnet worden sind. Bekannt und weit verbreitet ist der „Universal"-Anlegeapparat der Firma Kleim & Ungerer. Federnder Sauger, Zwangsläufigkeit aller Bewegungen, leichte Einstellbarkeit, wodurch auch kleinere Auflagen vorteilhaft verarbeitet werden können, sind die besonderen Vorzüge dieses Apparates. Für die jetzt immer mehr zur Geltung kommenden Schnelläufer wird sich der Stapel-Bogenzuführungsapparat bewähren, der einen Stapelwagen aufweist und für dauernde Papierzufuhr eingerichtet ist.

Koenigs Bogenanleger bewies bei der Vorführung zur Frühjahrsmesse wieder seine charakteristischsten Merkmale: Geringer Kraftbedarf, lange Lebensdauer, niedriger Preis und hohe Leistung.

Die Rationell-Maschinenbaugesellschaft m. b. H., deren neuer Bogenanleger „Rationell" von der vorjährigen Herbstmesse bereits bekannt ist, brachte zum ersten Male den Anleger „Rotopneu" zur Vorführung. Dieser Bogenanleger kann als Sauger bei dauernder Papierzufuhr für die modernen Offsetpressen, sowie Zweitouren-, Tiefdruck- und Falzmaschinen verwendet werden. Das wesentliche Merkmal des Apparates besteht darin, daß die kombinierte Schiebe- und Ziehmarke dem Bogen bis zum Anschlag entgegengeht. Der Bogen wird dann durch die große, mit Fibereinlage versehene Klappe hindurch und absolut sicher an die Paßstellung herangezogen.

Georg Spieß führte seine bekannten Anlegeapparate „Rotary" und „Spieß-Sauger" wiederum vor. Der letztgenannte Apparat hat weitere Verbesserungen erfahren und fand, wie immer, bei der Fachwelt größtes Interesse.

Erwähnung verdient noch der Simplex-Bogenanleger des Konstrukteurs Heinrich Rohrbacher. Der Apparat machte sich durch seine einfache und stabile Bauart wiederum vorteilhaft bemerkbar.

Die praktische Verwendbarkeit der Bogenanleger zeigte sich an den verschiedensten Ausstellungsständen des Hauses. Denn es versteht sich von selbst, daß Maschinen, die heute bei den Druckpressen, die ein Tempo bis etwa 2500 und bei den Falzmaschinen sogar bis zu 5000 pro Stunde anschlagen, die Bogenzuführung automatisch vonstatten gehen muß

Digitized by Google

Eine geschickte Anlegerin vermag in der Stunde im Durchschnitt nur bis zu 1500 Exemplare korrekt anzulegen; aus diesem Grunde ist auch die besondere Aufmerksamkeit, die heute dem Bau von Anlegeapparaten zugewandt wird, durchaus verständlich.

FARBEN UND BRONZEN

Ausstellerfirmen: L. Auerbach & Co., Fürth i. B.; Otto Baer, Radebeul-Dresden; Berger & Wirth, Leipzig; Deutsche Druckfarbenfabrik Zülch & Dr. Sckerl, Leipzig-Eutritzsch; Carl Eckert, Fürth i. B.; Farbwerke Franz Rasquin A.-G., Köln-Mülheim; E. T. Gleitsmann Dresden; Gebr. Hartmann, Ammendorf b. Halle; Gebr. Jänecke & Fr. Schneemann, Hannover; Kast & Ehinger G. m. b. H., Stuttgart; Dr. Lövinsohn & Co., Berlin-Friedrichsfelde; Rudolf Weiß, Leipzig-Lindenau.

In ihren künstlerisch ausgestatteten Kojen legten die deutschen Farben- und Bronzefabrikanten zur Frühjahrsmesse wieder Zeugnis von ihrem Können ab. Wir haben bei dieser Gelegenheit wiederholt darauf hingewiesen, daß der Ausbau der modernen Illustrationsdruckverfahren auch die Farbenfabrikanten vor neue Aufgaben gestellt hat. Die Farbenproben, sowie vor allem die Musterdrucke fanden das ungeteilte Interesse der Besucher des Deutschen Buchgewerbehauses. Naturgemäß hat die Ausstellung der Farbenfabrikanten vorwiegend repräsentativen Charakter, aber auch in dieser Eigenschaft bewährte sich diesmal wieder die Meßausstellung im Deutschen Buchgewerbehause sehr gut.

SCHRIFTEN UND MESSINGMATERIAL

Ausstellerfirmen: Bauersche Gießerei, Frankfurt a. M.; H. Berthold A.-G., Berlin; Dornemann & Co., Magdeburg; Gebr. Klingspor, Offenbach; Hugo Rösch, Leipzig; C. Rüger, Leipzig; Schelter & Giesecke, Leipzig; Schriftgießerei D. Stempel A.-G., Frankfurt a. M.; Johannes Wagner & Co., Berlin O 34; Ludwig Wagner A.-G., Leipzig C 1; Schriftguß A.-G. vorm. Brüder Butter, Dresden.

Im deutschen Schriftgießereigewerbe hat sich zwar nach dem Kriege ein Konzentrationsprozeß vollzogen, ein Vorgang, der gemeinhin gleichbedeutend ist mit einer Vereinheitlichung und Standardisierung der Produktion. Derartige Tendenzen kann man nun erfreulicherweise im Schaffen unserer Schriftgießereien nicht konstatieren. Im Gegenteil, wir erleben von Jahr zu Jahr eine ganz erstaunliche Produktivität im Herausbringen neuer Schriften. Bisher brachte noch jede Schriftgießerei zu den Meßveranstaltungen eine oder mehrere neue Schriften heraus. Auch zur diesjährigen Frühjahrsmesse war das wiederum der Fall. Selbst in der zeitgemäßen Gepflogenheit der Schaffung von Groteskschriften auf möglichst einfacher Grundlage, zeigt sich immer wieder eine Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit ohnegleichen. Und dabei handelt es sich nicht etwa nur um Schriften, denen man von vornherein keine lange Lebensdauer zubilligen könnte, sondern um Neuschöpfungen, die sich neben bewährten alten Schriften behaupten werden. Viel Wert wird heute auf das Herausbringen von kalanderfesten Kursivschriften gelegt. Wir müssen es uns leider versagen, im einzelnen die zur Frühjahrsmesse im Deutschen Buchgewerbehause gezeigten Schriftgießereineuheiten zu besprechen, dieselben werden alljährlich im Weihnachtsheft des „Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik“ eingehend gewürdigt.

Besondere Beachtung fand auch der Stand der Firma Küstermann & Co., Berlin. Hier wurde eine Schnell-Komplett-Gießmaschine gezeigt, die Schrift und Ausschluß in Kegelstärken 6 bis 14 satzfertig liefert.

Digitized by Google

STEREOTYPIE-ANLAGEN

Ausstellerfirmen: Asbern Maschinenfabrik A.-G., Augsburg-Göggingen; Kempewerk, Nürnberg; Julius Geiger G. m. b. H., Stuttgart; C. Schwarz vorm. Emil Hauck, Leipzig C 1; J. Wittemann, Mainz.

In der Stereotypie werden neuerdings vielfach Maschinen und Apparate gebaut, die mehrere Arbeitsgänge vereinigen. Diese kombinierten Maschinen sind vornehmlich für den kleineren und mittleren Betrieb bestimmt. Der Ausstellungsstand der Firma Asbern Maschinenfabrik A.-G. zeigte eine ganze Anzahl Maschinen für die Stereotypie. Besonders aber trat nach dieser Richtung hin wieder das Kempewerk, Nürnberg, hervor; hier wurden mehrere Maschinen betriebsfertig vorgeführt, die in rationellster Weise dem Stereotypeur nützliche Dienste erweisen können. Zum ersten Male wurde von dieser Firma eine neue kombinierte Maschine für chemigraphische Reproduktionsanstalten vorgeführt. Die Maschine vereinigt in sich folgende Arbeitsmöglichkeiten: Facetten-Fräsen, Gerade-Bestoßen, Sägen, Schleifen usw. Der große Betrieb wird auch die Maschinen bevorzugen, die nur einzelne Arbeitsvorgänge verrichten.

Mit einer Universal- Säge- Fräs- Bohr- Schleifmaschine für Stereotypplatten-Verarbeitung trat die Firma Julius Geiger G. m. b. H. und Jean Wittemann hervor, während die Firma C. Schwarz vorm. Emil Hauck, speziell auf ihre galvanoplastische Anstalt sowie Klischeefabrik und Stereotypie verwies.

WALZEN UND WALZENWASCHMASCHINEN

Ausstellerfirmen: Felix Böttcher, Leipzig-Stötteritz; Paul Glöckner, Leipzig-Lindenau; Maschinenfabrik Gutenberg, M. Neumann, Dresden-A. 1; Max Sadowsky, Berlin S 42; Joh. Unverzagt, Offenbach a. M.; Otto Zeising Nachfolger, Leipzig C 1.

Die größere Laufgeschwindigkeit, die heute allgemein von den Druckmaschinen gefordert wird, stellt auch höhere Anforderungen an die Qualität der Walzen. Anderseits gilt es auch Hilfsmaschinen zum Gießen und Waschen der Walzen zu schaffen, die den Erfordernissen neuzeitlicher Technik und Wirtschaftsweise im Buchgewerbe Rechnung tragen. — Überragende Bedeutung auf dem Gebiete der Buchdruckwalzen und Walzenmasse kommt der Firma Felix Böttcher zu, die in ihrem vornehm ausgestatteten Stande im Deutschen Buchgewerbehause den zahlreichen Interessenten Einblicke in ihre Produktion gab. Besondere Beachtung verdient dabei, daß die Firma auch Walzen herstellt, die den jeweiligen Temperaturverhältnissen in der warmen und kälteren Jahreszeit angepaßt sind. Von Wichtigkeit war noch die Ausstellung der Firma Max Sadowsky, die außer graphischen Hilfsmaschinen ihre pneumatischen Walzengußapparate sowie Walzenwaschmaschinen zeigte.

REPRODUKTIONSTECHNIK

Ausstellerfirmen: Paul Drews, Berlin SW 68; Falz & Werner, Leipzig; Hoh & Hahne, Leipzig; Klimsch & Co., Frankfurt a. M.; Leo Velter, Wendum-Maschinen G. m. b. H., Leipzig; United Cigarette Machine Co. A.-G., Dresden-A. 21.

Der zum erstenmal zur Frühjahrsmesse in Benutzung genommene große Ostsaal des dritten Obergeschosses war hauptsächlich für Ausstellerfirmen der Reproduktionstechnik reserviert. Die günstigen Lichtverhältnisse in diesem Saal kamen der Demonstration der Ausstellungsobjekte sehr zustatten. Die Wichtigkeit der modernen Reproduktionstechnik bedarf im

Digitized by Google

Hinblick auf die wachsende Verwendung der modernen Illustrationsverfahren, namentlich des Offset- und Tiefdruckes, kaum noch hervorgehoben zu werden. Die Ausstellung verdient um so mehr Beachtung, da alle maßgeblichen Firmen der Reproduktionstechnik vertreten waren. Erfreulicherweise kann festgestellt werden, daß wir uns auch in der Reproduktionstechnik immer mehr vom Auslande unabhängig gemacht haben. Die deutschen Fabrikanten warteten mit Maschinen und Apparaten auf, die bei sachgemäßer, zweckentsprechender Verwendung selbst den höchstgestellten Anforderungen genügen.

Ganz besondere Beachtung fand ein großer Reproduktionsapparat der Firma Hoh & Hahne, Leipzig, der mit einem eisernen Schwinggestell versehen ist. Ferner sei hier ein pneumatischer Kopierrahmen der gleichen Firma erwähnt. Auch die Firma Paul Drews erregte mit ihren Mehrfarben-Reproduktionsapparat mit Kameraansatz für größte Formate, wiederum Beachtung. Mit Neuerungen und Verbesserungen in dieser Gruppe warteten auch die übrigen Firmen, so insbesondere Falz & Werner auf.

Zum ersten Male wurde von der Firma United Cigarette Mach. Co. A.G. die Boediker-Negativ-Addier-Maschine gezeigt. Es handelt sich hier um eine Präzisionskamera, die sowohl als Kamera, wie auch als Addiermaschine mit größter Präzision arbeitet. Leichte Handhabung und vielseitige Verwendungsmöglichkeit sind neben anderen die besonderen Vorzüge dieser Maschine.

BUCHBINDEREIMASCHINEN

Ausstellerfirmen: Georg W. Bergner, Berlin SW 48; Wilhelm Dohse, Bielefeld; Gebr. Brehmer, Leipzig-Plagwitz; August Dworak, Stuttgart; C. E. Gaitzsch, Chemnitz; A. Gutberlet & Co., Leipzig-Mölkau; O. Hoppe & Co. Nachfolger, Leipzig W 31; Johne-Werk, Bautzen; Karl Krause, Leipzig; Chn. Mansfeld, Leipzig-Paunsdorf; Curt Neidhardt Nachfolger G. m. b. H., Wurzen; Georg Spieß, Leipzig-Plagwitz; M. Vetter & Co., Leipzig-Gohlis.

Die Meßausstellung der Buchbindereimaschinen-Fabrikanten trat von jeher stark hervor. Ähnlich wie im Bau von Druckmaschinen macht sich auch in der Buchbindereimaschinenbranche das Bestreben geltend, die Auflagenleistung der Maschinen zu steigern. Wenn auch zur diesjährigen Frühjahrsmesse keine wesentlichen Neukonstruktionen gezeigt wurden, so genügte es doch festzustellen, daß die Fabrikanten unablässig auf weitere Verbesserung ihrer gängigsten Typen bedacht sind. Im Falzmaschinenbau macht sich ein starker Wettbewerb geltend. Im Vordergrund des Interesses steht noch immer die Frage, ob Vertikalführung des ersten Falzmessers oder seitlich schwingende Messerarme. An ihren bewährten Konstruktionen der letztgenannten Gattung hält die Firma Gebr. Brehmer, Leipzig-Plagwitz, fest, und es muß anerkannt werden, daß es dieser Firma gelungen ist, die Falzleistung um durchschnittlich 30 Prozent zu steigern. Gebr. Brehmer zeigten insbesondere auch ihre Spezialitäten auf dem Gebiete des Heftmaschinenbaues. Eine wertvolle Ergänzung fand die Meßausstellung genannter Firma durch die Ausstellung im Fabrikgebäude in Leipzig-Plagwitz.

Die Maschinenfabrik A. Gutberlet & Co. führte in erster Linie wieder ihre ganzautomatische Falzmaschine „Auto-Triumph" vor. Diese Maschine ist mit der bekannten Vertikalführung des ersten Falzmessers ausgerüstet. Dank dieser epochemachenden Neuheit ist es gelungen, die Falzleistung ganz erheblich zu steigern. Sie beträgt im günstigsten Falle bis zu 5500 Exemplaren pro Stunde, bei der Falzmaschine für kleinere Formate kann die Stundenleistung sogar bis zu 6500 Exemplaren gesteigert werden. Wenn auch in der Praxis mit Störungen und Hemmungen zu rechnen ist, so kann das

Digitized by Google

Bestreben doch nicht hoch genug bewertet werden, den Buchbindereibetrieben Maschinen zur Verfügung zu stellen, die auch in quantitativer Hinsicht Außerordentliches leisten. Gerade das Buchbindereigewerbe hat es in der Nachkriegszeit nötig, auf Steigerung seiner Rentabilität bedacht zu sein. Das beste Mittel dazu besteht in der Nutzbarmachung leistungsfähiger Maschinen.

Die Firma Georg W. Bergner, Berlin, hatte ihre neue halbautomatische Miniaturfalzmaschine in verbesserter Ausführung herausgebracht. Es ist jetzt möglich, auch größere Formate zu falzen. Die gleiche Firma zeigte auch ihre bekannte Buchdeckenmachmaschine amerikanischen Ursprungs, der Fabrikant Wilhelm Dohse dagegen führte eine deutsche Buchdeckenmachmaschine vor. Da im Buchbindereigewerbe in den meisten Fällen zur Zeit kleinere Auflagen verarbeitet werden, haben die Buchdeckenmachmaschinen ähnlich wie die Broschüren-, Leim-, Einhänge- und Anreibemaschinen „Stuttgartia", die die Firma August Dworak, Stuttgart, vorführte, in Deutschland leider nur ein engbegrenztes Absatzgebiet.

Im Schneidemaschinenbau waren zur Frühjahrsmesse wieder die drei maßgeblichsten Firmen Karl Krause, Johne-Werk und Chn. Mansfeld vertreten. Karl Krause brachte als Neuheit den Schnellschneider „Modell A.G." zur Vorführung, der die wesentlichen Vorzüge des modernen großen Schnellschneiders dieser Firma in sich vereinigt, der jedoch vorwiegend für kleinere und mittlere Betriebe bestimmt ist. Chn. Mansfeld hat u. a. den modernen Schnellschneider „Optima" ausgestellt, dessen geschlossene, formschöne Bauart besondere Beachtung fand. Die bekannte Schnellschneidemaschine „Perfekta" des Johne-Werkes, Bautzen, war ebenfalls auf der Frühjahrsmesse vertreten.

In diesem Zusammenhange sei noch erwähnt, daß die Firma E. C. H. Will, Hamburg, zum ersten Male eine Liniiermaschine ausgestellt hatte, die gleichzeitig falzte.

KARTONNAGENMASCHINEN

Ausstellerfirmen: „Bobst", Straßburg i. E.; Walter-Werke Maschinenfabrik m. b. H., Leipzig W 31.

Auf dem Gebiete der Kartonnagenmaschinen herrscht die gleiche Zersplitterung im Messewesen wie in den Erzeugnissen der Kartonnagenfabrikanten. Man konnte zur diesjährigen Frühjahrsmesse nicht nur im Deutschen Buchgewerbehause, sondern auch auf der Technischen Messe und schließlich in verschiedenen Meßhäusern der Innenstadt Kartonnagenmaschinen ausgestellt sehen. Die Kartonnagenfabrikanten führten ihre Erzeugnisse in der Kartonnagen- und Verpackungsmittelmesse im Leipziger Hof und im Ring-Meßhaus vor. In der letztgenannten Gruppe soll aber von Frühjahr 1929 ab die Kartonnagen- und Verpackungsmittelmesse einheitlich im Ring-Meßhaus untergebracht werden. Es kann nur immer wieder auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, nun endlich auch in der Gruppe Kartonnagenmaschinen zu einer Zentralisation zu gelangen. Der jetzige Zustand, der es dem Interessenten für Kartonnagenmaschinen zur Pflicht macht, von einem Meßhaus zum andern zu wandern, um einen Überblick über die moderne Produktion des Kartonnagenmaschinenbaues zu erhalten, ist kaum noch haltbar. Der Meßbesucher will sich über eine Gruppe einheitlich in einem Meßhause orientieren. Es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß bei der engen Verbindung der Kartonnagenbranche mit dem Buchgewerbe auch Kartonnagenmaschinen zur Leipziger Messe im Deutschen Buchgewerbehause untergebracht werden müssen. Hoffentlich ist dieser Zeitpunkt nicht mehr allzu fern.

Digitized by Google

Die zur Frühjahrsmesse im Deutschen Buchgewerbehause ausgestellten Kartonnagenmaschinen der Firma „Bobst", Straßburg i. E., wie sie sich namentlich zur Massenherstellung von Packungen eignen, sind von den früheren Messen her den Besuchern des Hauses bereits bekannt. Die Walter-Werke, Leipzig W, führten ebenfalls ihre Spezialitäten im Kartonnagenmaschinenbau, wie Pappenbiege- und Mehrnutenbiegemaschinen vor.

LINIIER- UND BRONZIERMASCHINEN

Ausstellerfirmen: Emil Bartsch, Leipzig-Gautzsch; Böttcher & Müller, Leipzig; Kohlbach & Co., Leipzig-Lindenau; F. Lämmerhirt, Brandis; Lontke & Co. G. m. b. H., Leipzig-Stötteritz; G. E. Reinhardt, Leipzig S 3; E. C. H. Will, Hamburg 20.

Diese Sondergruppe der Bugra-Maschinenmesse hatte wieder in der Gutenberghalle ausgestellt. Besonderer Nachdruck wird jetzt auf die Verbesserung der Bronziermaschinen gelegt. Das Bronzieren findet ja im Zeichen der Herstellung von Packungen für die moderne Markenartikelindustrie immer vielseitigere und dankbarere Verwendung. Unter den Neuheiten erwähnen wir besonders eine Schablonen-Liniiermaschine der Firma G. E. Reinhardt, mit Hilfe dieser Maschine lassen sich mit einem Farbwerk fünf, sechs, acht, zehn, das heißt soviel gleichfarbige oder mehrfarbige Ansätze erzielen, wie gebraucht werden. Ein besonderer Vorzug der Maschine besteht darin, daß auch bei dünnen Papieren das Durchschlagen der Linien vermieden wird. Im übrigen zeigte die genannte Firma noch eine ganze Anzahl weiterer Neuheiten. Wie bereits erwähnt, führte die Firma E. C. H. Will als Neuheit eine Liniiermaschine vor, mit der ein Lagenfalzapparat verbunden ist.

Die übrigen Aussteller dieser Gruppe hatten ihre zur Messe ausgestellten Maschinen ebenfalls aufs vollkommenste ausgerüstet und legten Proben einer quantitativ und qualitativ hochwertigen Arbeitsweise ab.

SPEZIALDRUCKMASCHINEN FÜR TÜTEN, BEUTEL, BILLETTS USW.

Ausstellerfirmen: Fischer & Krecke G. m. b. H., Bielefeld; Goebel A.-G., Darmstadt; Friedrich Keese A.-G., Stuttgart 13; „Spema" Spezialmaschinenfabrik G. m. b. H., Berlin NO 18; Windmöller & Hölscher G. m. b. H., Lengerich i. W.

Diese Gruppe hatte zur diesjährigen Frühjahrsmesse eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren. Es handelt sich hier um ein Gebiet des graphischen Maschinenbaues, das besonders sinnreich konstruierte Maschinen und sauberste Präzisionsarbeit erfordert. Es zeigte sich aber auch wieder, daß bei den Maschinen fortgesetzt Neuheiten und Verbesserungen angebracht werden, um ihre Verwendungsmöglichkeiten vielseitiger und lohnender zu gestalten. Besonders reich ausgestattet war die Ausstellung der Firma Windmöller & Hölscher G. m. b. H., Lengerich i. W.

VERSCHIEDENE MASCHINEN UND APPARATE

Ausstellerfirmen: Carl Bauer, Leipzig; A. Benecke & Co., Berlin SO 26; „Farec" Elektro-Apparate G. m. b. H., Stuttgart; „Grama" Graphische Maschinen-Handels-Gesellschaft Liebig & Co., Leipzig; F. Hirtschulz, Berlin-Lichtenberg; Nilfisk-G. m. b. H., Hamburg 36; Werner Sack, Düsseldorf-Rath; Albert Schmidt, Leipzig C 1; Louis Schopper, Leipzig; Walter Schwarzburger, Leipzig C 1; Jakob Stier, Leipzig; Heinr. Thiele & Co., Berlin S 42; Otto Wuschig, Berlin SO 36; Zinkdruckplattenfabrik Fritz Tutzschke, Leipzig-Schönefeld.

Digitized by Google

Wie sehr heute der graphische Maschinenbau bemüht ist, durch fortgesetzte Verbesserung seiner Erzeugnisse sich größere Absatzquellen zu erschließen — ein Bestreben, das um so notwendiger erscheint, da der Auslandsmarkt heute uns zum großen Teil verschlossen ist —, erhellt auch aus den Ausstellern dieser Gruppe. Für alle nur erdenklichen Tätigkeiten in den graphischen Betrieben wird heute die menschliche Arbeit durch maschinelle Herstellungsmethoden ersetzt. Wir müssen es uns aus Raummangel leider versagen, im einzelnen auf die von den Ausstellern dieser Gruppe gezeigten Maschinen und Apparate näher einzugehen.

HOLZUTENSILIEN

Ausstellerfirmen: Geraer Holzwarenfabrik Robert Lindner, Gera; J. Grünebaum & Söhne, Offenbach a. M. — Bürgel; A. Kraft, Berlin S 42; Georg Thieme & Co., Leipzig; Schelter & Giesecke, Leipzig.

Ähnlich wie in der Bürobedarfsartikelindustrie ist man auch bei den Utensilien, die in den Setzereien Verwendung finden, in der Nachkriegszeit vielfach zur Verwendung von Eisen übergegangen. Merkwürdigerweise schenkt man jetzt der Verwendung von Holz wieder mehr Beachtung. Hervorgehoben zu werden verdient die Tatsache, daß man jetzt wertvollste Hölzer verwendet. Unter der aktuellen Bezeichnung „Pressa" zeigte die Geraer Holzwarenfabrik Robert Lindner Formenbretter, die aus mehrfach verleimtem Sperrholz bestehen, dem beiderseitig eine steinharte Masse unlösbar aufgepreßt wird. Die Vorteile dieses Formenbrettes bestehen in der Vermeidung des Reißens, Werfens, Verziehens und Durchbiegens der Bretter. Weiterhin wird mit diesen Formbrettern eine große Platzersparnis erzielt. Auf Platzersparnis und Verwendung gediegenster Rohmaterialien und sauberste Verarbeitungsweise legte man auch bei den Erzeugnissen der übrigen Firmen großen Wert.

WERKZEUGE, MATERIALIEN USW.

Ausstellerfirmen: I. D. Boecker & Söhne, Hohenlimburg; Böttcher & Renner, Nürnberg; Paul Brückner Nachfolger, Thalheim i. Erzgebirge; Deutscher Buchgewerbeverein, Leipzig; C. O. Döring, Inh. C. Wagner, Leipzig; Fischer & Wittig, Leipzig C 1; Karl Knoth, Leipzig C 1; Herbst & Illig, Frankfurt a. M.-West; Otto Köhler, Leipzig; Max Kosterlitz, Mittweida; Ernst Köter, Leipzig C 1; Gebr. Köter, Leipzig W 31; L. Kruszynski, Eidelstedt b. Hamburg; E. W. Leo Nachfolger, Leipzig W 31; Ludewig & Co., Neustadt-Orla; Mahlmann & Schmidt, Berlin C 2; Richard Martin, Leipzig-Reudnitz; Richard Naumann, Dresden 16; Ferd. Sichel, Hannover-Limmer; Bernhard Weber, Leipzig; Jean Wittemann, Mainz; Zinkdruckplattenfabrik G. m. b. H., Berlin C 2.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle alle Neuheiten aufzuführen, die zur diesjährigen Frühjahrsmesse in Werkzeugen und Materialien und sonstigen Hilfsmitteln für die graphischen Industrien herausgekommen sind. Die Fortschritte, die von Messe zu Messe in den Herstellungsmethoden zutage traten, bedingen auch die Schaffung wertvollster Werkzeuge und Materialien. Im Interesse des weiteren Fortschrittes in buchgewerblichen Arbeitsmethoden ist es daher zu begrüßen, daß sich auch in dieser Gruppe eine fruchtbare erfinderische Tätigkeit geltend macht.

Digitized by Google

Aus deutschen Schriftgießereien

VON EMIL WETZIG-LEIPZIG

DER Kreis beliebter Druckschriften ist nicht klein, die Grundformen einer Schriftart nach der anderen wurden im schnellen Laufe der Jahre dem neuzeitlichen Stilgefühl angepaßt. Zumeist griff man auf beliebte historische Vorbilder zurück, und so erhielt Altes oft nur eine zeitgemäße Nuancierung. In der von Heinz König gezeichneten Wiking für J. Trennert & Sohn in Hamburg-Altona liegt die erste geglückte Umarbeitung und Neugestaltung gotischer Schriftformen für neuzeitliche Bedürfnisse vor. Sie darf aber ebensowenig zu den rein gotischen Schriften gezählt werden, wie die schon 1910 erschienenen Deutschen Schriften von Rudolf Koch; hier liegen gotische Stilelemente neben individualisierter neuzeitlicher Formgestaltung.

Ganz anders ist die jüngst erschienene Wieynck-Gotisch nach Zeichnungen von Professor Heinrich Wieynck, herausgegeben von der *Schriftguß A. G. vormals Brüder Butter in Dresden.* Schon die Internationale Buchkunst-Ausstellung in Leipzig konnte mit kleinen Proben beschickt werden. Jetzt ist ein Quartheft mit Anwendungen fertig, der große Reiz dieser Neuheit tritt darin überraschend auf. Gotik im Sinne mittelalterlicher Schreibmeister ist nicht dabei. Wieynck war offensichtlich bestrebt, keinerlei starke historische Anklänge aufkommen zu lassen. Er unterband jeden Zug zu strenger gotischer Feierlichkeit und ließ dafür neuartige moderne Reize, soweit sie bei der Darstellung gotischer Schriftformen überhaupt möglich und zulässig sind, scharf hervortreten. Dies ist ihm in den hervorragend stilisierten Majuskeln besonders gut gelungen, ihr künstlerisches Gewand freilich ist ein bis an die Grenzen des Möglichen gehender Schriftformendekor. Die Wieynck-Gotisch ist bei aller Modernität auch voll von Ecken und Kanten, aber frei von starken Einflüssen gotischer Zeit. Sie ist in allen Einzelheiten künstlerisch und technisch wohl abgewogen, das zeigt sich auch darin, daß man in den kleinen Graden, von Korpus abwärts, die Versalien und einige Gemeine vereinfacht hat. Das veränderte Stilgefühl einer neuen Zeit lebt in dieser hervorragenden Schöpfung. Ihre leichte Lesbarkeit im Zusammenhang von Form und Dekor macht sie zu einer individuell pointierten reizvollen Erscheinung, der man größte Aufmerksamkeit schenken muß. — Daran reihen sich geschmackvolle Initialen in drei Größen an zu ansprechender Auffrischung des Textes, sie runden das Gesamtbild passend ab, sind aber leider etwas zu kräftig und so im Buche nicht immer zweckmäßig. Der Künstler fügte außerdem verschiedene Einfassungen bei, in ihnen steckt nur neue Formgesinnung, sie sind mehr Akzidenz- als Buchschmuck. So war diese Beigabe nicht ohne Einfluß auf die Ausstattung des Probeheftes, die eine vornehme, neuzeitliche bibliophile Sachlichkeit, auch in den Akzidenzen, auf *weißem* Papier mehr als jetzt erkennen lassen mußte.

Schon im Heft 10/12 dieser Zeitschrift haben wir auf die magere und fette Säculum-Kursiv von der Schriftgießerei *D. Stempel A. G. in Frankfurt a. M.* hingewiesen. Beide Schriften sind ohne Überhänge und gehören zu den geschätzten Gebrauchsschriften. Ihre vielfache Verwendbarkeit ist in einem hübsch ausgestatteten Heft gezeigt. — Die großen festlichen Reize der Kleukens-Scriptura, einer Schreibschrift nach Entwürfen von Professor F. W. Kleukens, kombiniert mit Federzügen, Vignetten und farbigen Effekten, treten ebenfalls in einem Sonderhefte hervor. Reich und schön sind die Satzbeispiele, leider beeinträchtigen Zierat und wuchtiger Bilderschmuck die Wirkungen der feingliedrigen Schriftzüge. Und dann, warum diese schöne Schrift spatiieren?

Digitized by Google

Der Druckereibuchbinder

VON THEODOR BÖHRDE-LEIPZIG

DAS Aufkommen neuer Drucktechniken und die zunehmende Kompliziertheit des buchgewerblichen Produktionsprozesses bedingt eine mannigfaltige Spezialisierung der Arbeiter- und Angestelltenschaft im Buchdruckgewerbe. Kannte man früher in der Hauptsache nur Setzer, Drucker und Schweizerdegen, so zählen wir jetzt eine ganze Anzahl weiterer Sparten. Maschinensetzer, Rotationsmaschinenmeister, Offsetdrucker verdienen besonders hervorgehoben zu werden, weil in ihnen die markantesten technischen Errungenschaften des Buchdruckgewerbes der letzten Generation zum Ausdruck kommen. Auch der Druckereibuchbinder muß zu den Spezialarbeitern gezählt werden, die durch die Fortschritte neuzeitlicher Technik und Wirtschaftsweise in der graphischen Industrie steigende Bedeutung erlangt haben.

Druckereibuchbinder hat es schon von allem Anfang an gegeben, nur standen sie in einem so merkwürdigen Hörigkeitsverhältnis zu dem wirtschaftlich stärkeren Druckherrn, daß wir sie als selbständige Sparte nicht recht gelten lassen können. Ein solcher Druckereibuchbinder mußte sich im Jahre 1515 in einem zu Leipzig gerichtlich abgeschlossenen Dienstvertrage verpflichten „den ladten zu rechter Zeit wie andere burger und buchfurer (Buchhändler) auf vnd zu zu sließen, durch den tag darinnen zu sein, seines Handels zu warten, daneben ... bucher zu heften oder zu binden, somer zeidt des morgens um funf anzufahen, vnd des abends vm sechs hora aufzuhoren, vnd winther zeidt des morgens ein stundt zuvor ehr den Laden aufthut, anzuheben, vnd des abend ein stundt darnach, wenn er den Laden zugethan, feyerabindt zu machen." Ein solches mehr als patriarchalisches Arbeitsverhältnis hatte natürlich nur solange Gültigkeit, als das Buchbindereigewerbe selbst nur unvollkommen entwickelt war. Und je mehr sich der Buchbinder zu größerer Selbständigkeit entwickelte, um so mehr gelang es ihm auch, sich dem Buchdrucker gegenüber zu behaupten. Im allgemeinen kann man sagen, daß bis in die neueste Zeit hinein Buchdrucker und Buchbinder als zwei selbständige und in ihrer jeweiligen beruflichen Sonderart ausgebildete Faktoren in Erscheinung traten.

Außerhalb dieser als zwei getrennte Gruppen anzusehenden Berufe unterhält aber noch die kleinste Buchdruckerei heute einen Druckereibuchbinder. Ihm fällt die Erledigung einer Fülle von Kleinarbeiten zu, die neben dem eigentlichen Druckprozeß einherlaufen. Man möchte die Tätigkeit des Druckereibuchbinders in Vorbereitungs- und Vollendungsarbeiten einteilen. Da gilt es vor der Drucklegung Papier abzuzählen, zu beschneiden und durchzuschneiden, Arbeiten, die sich nach beendigtem Druck meistens wiederholen, nur mit dem Unterschied, daß hier noch das Versandfertigmachen des Druckes hinzukommt. In kleineren

Digitized by Google

Betrieben fällt dem Druckereibuchbinder auch bisweilen die Wartung von Maschinen zu, wie z. B. Drahtheftmaschinen, Perforiermaschinen. Das Falzen, das in kleinen Buchdruckereien vielfach noch mit der Hand ausgeführt wird, liegt ebenfalls dem Druckereibuchbinder ob, der dabei meistens aber durch weibliche Hilfe unterstützt wird.

Die Wartung und Bedienung von Heft-, Falz- und Perforiermaschinen nimmt die Kraft des Druckereibuchbinders in vermehrtem Maße in Anspruch, je größer der Druckereibetrieb ist. Es trifft dies besonders für Provinzstädte zu, in denen der eigentliche Buchbinder selbst gewöhnlich keine Maschinen besitzt und nur Buchbinderarbeiten ausführt, soweit sie sich durch das Ladengeschäft ergeben. Druckereien in Provinzstädten und auf dem Lande sind ja häufig als gemischte Betriebe in dem Sinne anzusehen, daß sie nicht nur Zeitungen oder merkantile Druckarbeiten herstellen, sondern sich auch auf solchen Gebieten betätigen, die man als spezielle Buchbinderarbeiten ansehen kann. Zeitschriften falzen und heften, kleine Broschüren anfertigen, oder es müssen, was häufig auch der Fall ist, Klebarbeiten ausgeführt werden, Aufträge also, die Druckereien der Großstadt, sofern sie keine selbständige Buchbinderei ihren Betrieben angegliedert haben, dem Buchbinder außer dem Hause in Arbeit geben; alle diese und ähnliche Arbeiten fallen dem Druckereibuchbinder zu. Und man kann sagen, daß der Druckereibuchbinder in der Provinz eine um so größere Rolle spielt, da es hier häufig an leistungsfähigen Buchbindereibetrieben fehlt, zumal dann, wenn es sich um rasche Bewältigung großer Auflagen handelt. Es ist eine der merkwürdigsten Strukturwandlungen im deutschen Buchgewerbe, daß sich das Buchbindereigewerbe sehr viel mehr auf die großen Druckstädte konzentriert, als der Buchdruck selbst. Es sei hier an Leipzig, Berlin, Stuttgart und München erinnert, Städte, in denen die Mehrzahl aller deutschen Großbuchbindereien anzutreffen sind. Trotzdem spielt in den großen Druckstädten und namentlich auch in den letztgenannten der Druckereibuchbinder eine wichtige Rolle. Es sollen hier nicht einmal die großen graphischen Betriebe in Betracht gezogen werden, die nicht nur ihre gesamte eigene buchgewerbliche Produktion binden, sondern auch noch buchbinderische Aufträge für andere Verleger und Drucker ausführen. Auch in den Nur-Druckereien wird der Druckereibuchbinder zu den mannigfachsten Vorbereitungs- und Vollendungsarbeiten herangezogen. Es sei nur daran erinnert, daß das Beschneiden und Versandfertigmachen merkantiler Arbeiten und namentlich der jetzt in großen Auflagen hergestellten Drucksachen für den Propagandabedarf ganz außerordentliche Anforderungen an Arbeitskraft und Leistung des Buchbinders stellten. Ferner kommt hier vor allem noch die Bedienung von Sondermaschinen in Frage, die schon eigentlich in das Buchbindereifach selbst fallen, weshalb auch in den großen Druckereibetrieben die Grenze zwischen einem nur als Nebenzweig betriebenen Buchbindereibetrieb und einem als vollkommen selbständig ausgebildeten Buchbindereibetrieb gar nicht mehr so leicht zu ziehen ist. Hier führt nun der Weg zur selbständigen Buchbinderei.

Fast alle deutschen Großdruckereien haben jetzt ihren Betrieben eine eigene Buchbinderei angegliedert. Diese Buchbindereien arbeiten in erster Linie für den Hausbedarf. Sie falzen und heften also Zeitschriften, Broschüren und führen vor allem auch das Binden der im Hause gedruckten Bücher aus. Auf diese Weise sind dem eigentlichen Buchbindereigewerbe natürlich viel Aufträge verlorengegangen, und ihre Konkurrenz macht sich noch mehr bemerkbar, weil die den Großdruckereien angegliederten Buchbindereibetriebe häufig auch schon Aufträge für fremde Rechnung ausführen. Der Errichtung eigner Buchbindereien durch den Buchdrucker ist zwar insofern eine gewisse Grenze gesetzt, weil heute ein Buchbindereibetrieb, der leistungs- und konkurrenzfähig

Digitized by Google

sein will, große finanzielle Aufwendungen zur Anschaffung des Maschinenparks benötigt, trotzdem geht die Entwicklung im deutschen Buchgewerbe auf Vereinigung des Buchbindereibetriebes mit dem der Buchdruckerei hin. Ein graphischer Großbetrieb, der alle Druckverfahren in einer Hand vereinigt, der die Angliederung einer Kartonnagenabteilung als besonders zeitgemäß ansieht, wird auch in der Errichtung einer eignen Buchbinderei eine Gewähr für seine weitere Leistungssteigerung und Vervollkommnung erblicken.

Aus diesem zunehmenden Verschmelzungsprozeß des Buchbindereigewerbes mit dem Buchdruckereigewerbe erklärt sich zum großen Teil auch der anhaltende Beschäftigungsmangel der ausgesprochenen Buchbindereibetriebe. Während das Buchdruckgewerbe seit einigen Jahren und vor allem auch in den vergangenen Monaten der großen Arbeitslosigkeit durchweg flotten Geschäftsgang zu verzeichnen hatte, klagen die Buchbindereien über mangelnden Auftragseingang. Nur wenige Betriebe sind laufend voll beschäftigt, und herrscht schon einmal lebhafte Beschäftigung, so handelt es sich meistens um gewisse, durch Saisoneinflüsse bedingte Eilaufträge, deren Erledigung nur unter Hintanstellung und Vernachlässigung laufender Arbeiten möglich ist. Ein wesentlicher Grund der schlechten Geschäftslage im Buchbindereigewerbe liegt auch darin, daß die Verleger nicht mehr wie früher größere Posten der Auflage eines Werkes zum Binden in Auftrag geben, sondern nur kleinere Partien entsprechend der jeweiligen Absatzfähigkeit des Buches. Mit der durch maschinelle Hilfsmittel außerordentlich gesteigerten Produktionskraft sind die großen Buchbindereien heute viel eher in der Lage, gewaltige Auflagen im kürzester Frist zu bewältigen. Als eine Folge des schlechten Geschäftsganges im Buchbindereigewerbe darf die hier weit mehr als im Buchdruckgewerbe um sich greifende Unsitte des Unterbietens bei den Kalkulationen angesehen werden, so daß im großen ganzen die Lage des deutschen Buchbindereigewerbes heute keine glänzende ist.

Digitized by Google

BESPRECHUNGEN

„KLIMSCHS JAHRBUCH DER GRAPHISCHEN KÜNSTE 1928." Preis 14.— M. Verlag von Klimsch & Co., Frankfurt a. M.

Band XXI dieses „Jahrbuches", ein stattliches Werk von 344 Textseiten und 70 Tafeln und Beilagen, liegt uns vor. Wie sein Vorgänger, gibt er technische und künstlerische Rückblicke über das zu Ende gegangene Jahr und zugleich ist er ein Wegweiser in das kommende Jahr, auf das er mit seiner Fülle neuer Anregungen wirken soll. In den 22 Aufsätzen, die den ersten Abschnitt des Bandes füllen, ist wohl kein Zweig des graphischen Gewerbes unberücksichtigt geblieben. Die Artikel selbst sind so gehalten, daß sie dem Fachmann neue Wege weisen und dabei gleichzeitig den Fernerstehenden über das unterrichten, was in den Nachbargebieten seines Faches vorgeht. Alle Aufsätze einzeln hier anzuführen, dürfte im Rahmen dieser kurzen Besprechung zu weit gehen, doch wollen wir einige der wichtigsten herausgreifen: Der Aufsatz „Zweifel" beschäftigt sich mit grundlegenden Thesen der „Elementaren Typographie", während „Biedermeierliche Typographie" durch eine Fülle von Abbildungen zum Teil sehr reizvolle typographische Arbeiten wieder ans Licht bringt. In dem Aufsatz „Die Verdeutschung der Druckersprache" werden die Ziele und die Grenzen der Verdeutschung der buchgewerblichen Fachausdrücke angedeutet. Die folgenden Aufsätze wenden sich der reinen Technik zu: „Die Bewetterung", das heißt Temperatur- und Feuchtigkeitsregelung; „Moderne Druckautomaten", ein für den Fachmann äußerst lehrreicher Überblick über ein wichtiges Gebiet der Druckmaschinenpraxis usw.

Der Reproduktionstechnik wurde ein ihrer Bedeutung entsprechender Raum zugewiesen. Ein ausführlicher Aufsatz über „Die Autotypieverfahren im Dienste der Industrie"; ferner die sogenannte „Autokollimationsmethode", ein Verfahren, das für sorgfältige Reproduktionsaufnahmen von größter Wichtigkeit ist; die „Additionseinrichtungen für die Reproduktionstechnik"; „Der Umdruck für Offsetzwecke". Über „Das Stereotypieren von Autotypien", das für den Zeitungsdruck so wichtig ist, gibt ein Aufsatz von Hermann Kempe Auskunft, während ein andrer Aufsatz für die „Herstellung der Galvanos in Wachs- und Bleiprägung" technische Winke mitteilt. Auch die „Metallspritztechnik" wird gewürdigt und ebenfalls werden die Fortschritte der „Normung im graphischen Gewerbe" behandelt.

Der umfangreiche Neuheitenteil zeugt von der unermüdlichen Arbeit, die auf allen Gebieten des Buchgewerbes geleistet wurde. Auch hier bieten sich für den Fachmann, der mit der Zeit zu gehen bestrebt ist, eine Fülle notwendiger Belehrungen. Maschinendarstellungen, Schriften und Kunstbeilagen in großer Anzahl sind dem Werk zur Vervollständigung beigegeben. Z.

Digitized by Google

100 JAHRE C. E. WEBER, STUTTGART. Anläßlich ihres 100jährigen Bestehens hat diese Firma ihren Geschäftsfreunden eine Festschrift zugesandt, die eine ganz ausgezeichnete Leistung darstellt. Aus dieser Festschrift, welche in der Deutsch-Römisch und Deutsch-Römisch-Kursiv gesetzt und auf bestem Kunstdruckpapier einwandfrei gedruckt ist, entnehmen wir, daß dem Gründer der Firma und dessen Nachfolgern ein Leben voll Arbeit und Hoffen, Erfolg und Enttäuschung beschieden gewesen ist und daß vor allem dem Gedenken dieser Männer die Festschrift dienen soll. Am 1. Juli 1927 ist die Schriftgießerei Weber in ein zweites Jahrhundert des Bestehens eingetreten, und wir wünschen derselben ein weiteres Blühen und Gedeihen zum Wohle des gerade in Deutschland auf außerordentlicher Höhe stehenden Schriftgießereigewerbes. X.

DIE MONOYTPE-SETZMASCHINE, IHRE ENTSTEHUNG UND GESCHICHTE.

Der Umstand, daß die Einzelbuchstaben-Gieß-Setzmaschine „Monotype" auf 30 Jahre ihres Bestehens zurückblicken kann, hat die Monotype-Gesellschaft veranlaßt, in einem Sonderabdruck, betitelt „Die Monotype-Setzmaschine, ihre Entstehung und Geschichte", in gedrungener Darstellung an Hand gelungener Abbildungen zu zeigen, wie die Monotype zu dem wurde, was sie heute ist und anerkanntermaßen leistet.

Die Druckschrift ist ein ebenso wertvoller wie lesenswerter Beitrag zu der interessanten Geschichte der Setzmaschine. X.

JOSEF VOLF, GESCHICHTE DES BUCHDRUCKES IN BÖHMEN UND MÄHREN BIS 1848. Mit 41 Abbildungen. Straubing & Müller Verlag, Weimar 1928.

Der als Forscher auf dem Gebiete des älteren Buchwesens bekannte Direktor der Prager National-Bibliothek legt hier eine Arbeit vor, die eine wertvolle Bereicherung der Druckgeschichte in Böhmen und Mähren darstellt. Das Buch ist erwachsen aus langjährigen Studien: der erste Entwurf erschien in der tschechischen Zeitschrift Typografia (später auch in dem Sammelwerk „Die tschechische Buchkunst", herausgegeben aus Anlaß des Internationalen Bibliothekartages in Prag 1926). In wiederum erweiterter Form bildete die Arbeit den 3. Band einer tschechischen Bibliothek „Bücher über Bücher", herausgegeben von Artur Novák. Auch die jetzt vorliegende Übersetzung (von J. Langner und A. St. Mágr) ist vielfach erweitert worden und gibt nunmehr in chronologischer Form eine Gesamtübersicht über den Buchdruck in Böhmen und Mähren bis zum Jahre 1848, dem Zeitpunkt, an dem die alten Buchdruckereien mit einer Ausnahme in neue Hände übergingen und auf Grund der veränderten literarischen und politischen Verhältnisse neue Bahnen einschlugen. Das verdienstliche Werk hat erfreulicherweise eine größere Anzahl von Abbildungen aus bemerkenswerten Drucken erhalten. B.

CARL ERNST POESCHEL, DEUTSCHER BUCHDRUCK — GESTERN — HEUTE — MORGEN. Mainz 1927, Verlag der Gutenberg-Gesellschaft.

Als Beilage zum 25. Tätigkeitsbericht der Gutenberg-Gesellschaft erschien in einem bei Poeschel & Trepte in Leipzig bestens gedruckten Bändchen der Festvortrag, den Carl Ernst Poeschel in Mainz am 24. Juni 1925 gehalten hatte.

Der Verfasser, dessen tätige Mitarbeit an der Gestaltung des deutschen Buches in druckerischer Hinsicht von grundlegender Bedeutung in Deutschland geworden ist, war wie kein Zweiter berufen, das Gestern im deutschen Buchdruck vom Heute abzugrenzen und dieses gewisse *Heute* in die rechte Beziehung zu setzen zu dem ungewissen *Morgen*. C. E. Poeschels Ausführungen müssen ja gerade nach dieser Seite hin von besonderem Wert sein. In ihm verkörpert sich, ohne mehr des Lobes zu sagen als ihm gebührt, der Typus des Drucker-Künstlers, wie dieser Begriff dereinst verstanden wurde, und so muß er vor allem gehört werden, wenn es um die Frage des Morgen in der Druckkunst geht. Zu dieser schwierigen

Digitized by Google

Frage nimmt Poeschel Stellung, nachdem er in kurzen Umrissen Gewesenes im Buchdruck geschildert und sein gegenwärtiges Wirken dargelegt hat, indem er feststellt, daß wir sozusagen auf einem Nullpunkt angelangt sind. Nicht in dem Sinne, als ob dieser Nullpunkt einen Makel bedeute. Es ist derselbe Nullpunkt, auf dem die Buchgestaltung der Inkunabelzeit stand — der formale Stillstand. Das Buch in seiner Vollendung ist erreicht, jedenfalls in der Vollendung, die auf Grund der bisherigen Vorstellung von „Idealbuch oder dem schönen Buch" erreicht werden konnte und mußte. Von außen gesehen, sagt Poeschel, befinden wir uns noch auf einem hohen Stand der Buchgestaltung, obwohl bei tiefergehender Betrachtung nur mit Einschränkungen, denn die Formgebung ist etwas zu Selbstverständliches geworden, das Ergebnis ist zu langweilig anständig und ein Stillstand ist da. Diesen formalen Stillstand sieht Poeschel aber insofern nicht als verhängnisvoll an, als er auf die Jugend vertraut, die bereits am Werke sei und sich ganz neue Ziele gesteckt habe. Nach Ausblicken auf die neuen Möglichkeiten im Buchdruck, die darauf hinauslaufen, Schrift unter Ausschaltung der gegossenen Type verwenden zu können, was dem Offset- und Kupfertiefdruck trotz gewaltigen Aufschwunges seit dem Kriege nicht möglich ist, nach Hinweisen auf Film, Radio und die Bestrebungen der Wortverdrängung durch das Bild in mannigfaltigster Gestalt, kommt der Verfasser ohne irgendwelche Voreingenommenheit zu den neuen Zielen, die sich in der elementaren Typographie auswirken. War das Ziel der Typographie bisher rhythmische Ruhe und Ausgeglichenheit, so findet Poeschel in den besten Leistungen der elementaren Typographie als Ziel rhythmische Unruhe, also wohl etwas *andres* als das Bisherige, aber nicht etwas, von dem man sagen könnte, es sei schlechter, sofern man sich überhaupt Poeschels feinsinnige Deutung des Wohlgefallens an der Ausgeglichenheit einer typographischen Gestaltung, die nach ihm in ihrem Rhythmus liegt, zu eigen macht. Ohne Zweifel hat Carl Ernst Poeschel mit der Forderung nach Rhythmus in einer jeden typographischen Lösung Sinn und Wesen aller typographischen Gestaltung in ihrer Tiefe erfaßt. Und so kann er, von hoher Warte ausschauend, das Neue und Werdende getrost kommen sehen, anstatt sich ihm zu verschließen: „Freuen wir uns deshalb lieber an dem starken, nach Erfüllung strebenden Leben um uns, gehen wir vorsichtig abwägend und im richtigen Augenblicke klug bremsend mit der Jugend und helfen wir weiter bauen."

Es berührt ungemein sympathisch, in dem so oft mit einem wenig erfreulichen Eifer geführten Kampfe eine so abgeklärte, maßvolle Behandlung dieser schwierigen Fragen zu lesen, und es wäre zu wünschen, daß dieser Vortrag weiteste Verbreitung finden möchte. H. B.

JUBILÄUMSSCHRIFT DER FIRMA DR. F. P. DATTERER & CIE., FREISING-MÜNCHEN, ZUM 225JÄHRIGEN BESTEHEN.

Anläßlich ihres 225jährigen Bestehens hat die Firma Dr. F. P. Datterer in Freising-München ein Gedenkwerk herausgebracht, das eine „Geschichte des Buchdruckes in Freising", bearbeitet von Ernst Wilhelm Saltzwedel, bis zum Jahre 1845 enthält, während die Zeit von 1845 bis 1927 von Robert Sellier auf Grund der seit 1863 geführten Chronik der Firma bearbeitet wurde. Das ausgezeichnet ausgestattete Werk, vornehm auf bestem Papier gedruckt und mit einer Reihe von interessanten Abbildungen geschmückt (Probeseiten aus alten Druckwerken, Porträts usw.), nebst einem Verzeichnis der wichtigsten Freisinger Drucke von 1707 bis 1890, gehört zu den erfreulichen Gedenkwerken, die Wesentliches zur Entwicklungsgeschichte der Buchdruckerkunst an einem bestimmten Orte beitragen. Für die älteste Zeit liegen die Dinge im Freisinger Buchdruck nicht ganz einfach, und der Verfasser hat vielfache Mühe aufwenden müssen, um ein abgerundetes Bild der Frühzeit zu entwerfen. Nicht sicher steht es mit der Annahme, Johann Sensenschmidt aus Bamberg habe „wahrscheinlich" in Freising gedruckt; jedenfalls zeigt sich die

Digitized by Google

Forschung mit dieser Annahme (Voullième u. a.) sehr zurückhaltend: dagegen ist das Jahr 1495, in welchem Johann Schaeffler aus Ulm in Freising ein lateinisches Lehrbuch druckte, ohne weiteres sicher. Dieses Lehrbuch enthält einen der beliebten Accipies-Holzschnitte (vergleiche Schreiber-Heitz, Die deutschen Accipies- und Magister cum discipulis-Holzschnitte 1908), dessen Spruchbandinschrift vom Verfasser nicht ganz richtig gelesen wurde (lies: accipies statt ampies und sancti statt sanat). Johann Schaefflers Aufenthalt in Freising blieb eine kurze Episode. Wir wissen, daß er von 1497—1499 wieder in Ulm lebte — und Freising ließ in der Folgezeit seine Druckaufträge in den Nachbarstädten ausführen. Erst weit später, Anfang 1702, finden wir wieder einen Drucker in Freising, Ferdinand Sonntag aus Nürnberg, der aber bereits 1704 starb. Ihm folgte Johann Christian Carl Immel, der die Hofbuchdruckerei bis etwa 1747 unter vielfachen Schwierigkeiten inne hatte, bis 1748 Johann Gottfried Goetz aus Sachsen, zunächst Geselle, dann Gemahl der Immelschen Witwe, die Druckerei übernahm, nach dessen frühem Tode (1751) führte die Witwe die Firma weiter, verheiratete sich wieder mit Philipp Ludwig Böck, der sich aber den an sich nicht leichten Verhältnissen in der Hofbuchdruckerei nicht gewachsen zeigte, ebensowenig wie sein Nachfolger Carl Gran. Nachdem auch dieser abgewirtschaftet hatte, ging es mit der Hofbuchdruckerei immer mehr bergab. Der Verfall war allen Bemühungen zum Trotz nicht aufzuhalten. Erst das Jahr 1845 brachte eine durchgreifende Wandlung, als Franz Paul Datterer, bei Dr. C. Wolf & Sohn als Setzer ausgebildet, die Druckerei übernahm. Hier setzt nun die von Robert Sellier bearbeitete Darstellung ein, die sich zumeist auf die Hauschronik stützen kann. Es werden interessante Angaben über die inneren Verhältnisse der Druckerei gemacht: Lohnfragen, die Redaktion des Freisinger Wochenblattes, zu dem später eine „Bauernzeitung" trat, der Bücherverlag, eine Leihbibliothek spielen die Hauptrolle. Als nach 24jähriger Tätigkeit Franz Paul Datterer starb, setzte sein gleichnamiger Sohn, der spätere Kommerzienrat Dr. Franz Paul Datterer (1868-1905), die Firma fort, indem er mit glücklicher Hand das Schwergewicht auf die verlegerische Seite legte und damit die Ausdehnung des Druckereibetriebes förderte. Im Jahre 1899 fand die Umwandlung der Firma in eine G. m. b. H. statt mit sieben Teilhabern und dem Sitz in München. Es erfolgte die Abtrennung des Freisinger Tageblattes (1902) und schließlich (1909) der Verkauf der von J. B. Hartl geleiteten Firma an den Verlagsbuchhändler Arthur Sellier in München, dessen ausgedehnter juristischer Verlag eine ständige Erweiterung des Druckereibetriebes erforderte, so daß heute die Firma, in die nach Kriegsende die beiden Söhne des Inhabers eintraten, mit einem Arbeiterstamm von 120 Köpfen sowie der umfangreiche Verlag als ein weit über Bayerns Grenzen hinaus bekanntes Unternehmen dasteht. C.

MORIZ SONDHEIM, DAS TITELBLATT. Ansprache von M. S. bei Eröffnung der 5. Ausstellung der Frankfurter Bibliophilen-Gesellschaft im Kunstgewerbemuseum in in Frankfurt a. M. den 20. Februar 1927. Nr. 5 der „Kleinen Drucke" der Gutenberg-Gesellschaft, Mainz.

Dieser in der Jost-Mediäval (Ludwig & Mayer) gesetzte 5. kleine Druck der Gutenberg-Gesellschaft bringt einen Vortrag Moriz Sondheims, in welchem ein kurzer, auf ausgebreiteten Kenntnissen beruhender Abriß der geschichtlichen Entwicklung des Titelblattes in ansprechendster Form geboten wird. Eine Reihe gutgewählter Titelblätter begleiten die interessanten Ausführungen des Verfassers. B.

TEUBNERS KLEINE FACHWÖRTERBÜCHER. Band 13: Kunstgeschichtliches Wörterbuch von Dr. Hans Vollmer. Leipzig 1928, Verlag von B. G. Teubner.

In der Reihe der Teubnerschen Fachwörterbücher ist für den Buchgewerbler und Graphiker der vorliegende Band von besonderem Wert. Nicht allein deshalb, weil eine Reihe

Digitized by Google

von Fachausdrücken darin kurz und treffend definiert und erläutert werden, wie etwa Buch, Buchdruck, Bucheinband, Buchillustration, Blockbuch, Livre d'heures, Miniaturmalerei, Lithographie, Kupferstich, Radierkunst, Zeugdruck usw., um nur einige Stichworte herauszugreifen — denn hierüber findet der Interessent in den Fachwörterbüchern seines engeren Gebietes gleichfalls Auskunft, sondern deshalb, weil Buchgewerbler und Graphiker vorzugsweise gehalten sind, sich auch mit den Fragen der großen Kunst, ihren Schöpfungen und Meistern, ihren Mitteln und Arbeitsmethoden vertraut zu machen. Und für diesen Zweck ist das Vollmersche Fachwörterbuch mit seinen knappen, wohlabgewogenen Angaben und Erläuterungen ein willkommener Helfer. Von besonderem Wert sind die bibliographischen Nachweise, die allen Artikeln umfassenderen Inhalts beigegeben sind, damit für jeden, der sich tiefer in den Gegenstand versenken will, sogleich die Möglichkeit gegeben ist, sich anderweitig Aufschluß in der Fachliteratur zu holen. H. B.

BIBLIOPHILIE, SCHÖNE WERKDRUCKE

Als dritter *Eligiusdruck* der Ausstellung München „Das bayrische Handwerk" liegt vor: „Die Predig von dem Glasmachen", wiedergegeben nach der Nürnberger Ausgabe vom Jahre 1578. (Die fünffzehende Predig / Vom Glaß vnd Glaßmachen vnd der gefeß / ſo die heilige Schrifft gedenckt / vnd von gebrechligkeit vnſer ſchwachen leibe / Auch von der klarheit vnd herrligkeit vnſer künfftigen leibs / ſo dem bild GOTTES werden ehnlich ſein /). Der zweifarbig wiedergegebene Text, nach Angaben von Theodor Heller in der Werkstätte der Deukala in München bestens gedruckt, sowie die sonstige vornehme Ausstattung in Papier und Einband wirkten zusammen, um ein tadelloses Druckwerk bibliophilen Charakters entstehen zu lassen. — Für die *Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz* druckte die Offizin Adam (Leitung Jean Hoppe) in der Matthies-Kursiv als 17. außerordentliche Veröffentlichung das 13. Heft der Sammlung „Bekenntnisse, eine Schriftenfolge von Lebens- und Seelenbildern heutiger Dichter", in welcher Wilhelm Schäfer beim Eintritt in sein 6. Jahrzehnt von seinem Leben und Wirken berichtet.

Für die Mitglieder und Freunde der *Maximilian-Gesellschaft* druckte dieselbe Offizin anläßlich der Hauptversammlung am 22. Januar 1928 als Stiftung ein Bändchen „Elf Gedichte" von Gertrud Pantenius; es wurden 300 Exemplare in der Frühlingsschrift von Rudolf Koch zweifarbig gedruckt, die Überschriften in blau gehalten; ein Druck von vornehmster Wirkung. Erwähnt sei hier schließlich die Gabe der Adamschen Druckerei zum Jahreswechsel 1927/28, Sprüche aus des Laotse „Tao-te-King", in der Mendelssohn-Schrift unter Verwendung des dazu gehörigen Schmuckes in Grün und Braun aufs reizvollste gedruckt, und nach Art chinesischer Bücher geheftet.

Die *Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde* in Darmstadt (Vorsitzender Graf Hardenberg) brachte ihren Mitgliedern zwei weitere Bändchen der hübschen „Würfelbücherei": Zwei Erzählungen von Karl von der Heydt, Der Priester — Ostergespräche auf dem Palatin, in der schönen Jost-Mediäval (Ludwig & Mayer, Frankfurt a. Main) gesetzt und gedruckt in 400 Stücken von der L. C. Wittichschen Hofbuchdruckerei zu Darmstadt und eine Erzählung von Alfred Bock, Am alten romantischen Ufer, gesetzt und gedruckt von der Hofbuch- und Steindruckerei H. Hohmann G. m. b. H. in Darmstadt, zwei niedliche Büchlein sauberster Aufmachung und gediegenen Inhalts.

Von der *Bremer Presse* liegt als Sonderveröffentlichung der Neuen Deutschen Beiträge der bekannte Münchener Vortrag Hugo von Hofmannsthals: „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation" vor, gesetzt in der Werkstatt des Verlags, gedruckt von Meisenbach, Riffarth & Co. in München.

Die besondere Sorgfalt, die der Verlag von *Richard Weißbach* in Heidelberg seinen Verlagsprodukten angedeihen läßt, zeigt sich auch bei der Ausgabe von Johann Jakob Bachofens „Griechischer Reise", im Auftrag der Universitäts-Bibliothek Basel herausgegeben von Georg

Digitized by Google

Schmidt. Der bei Breitkopf & Härtel in der Härtel-Antiqua bestens gedruckte, vornehme Oktavband, ebenda solid gebunden, ist eine Zierde jedes Bücherschrankes.

In besonders gepflegter drucktechnischer Ausstattung brachte der Verlag von *Herder & Co.* in Freiburg i. Br. eine neue Ausgabe des Frühwerkes von Peter Dörfler, „Als Mutter noch lebte", mit 15 getönten Holzschnitten von Ruth Schaumann heraus. Das bereits in mehr als 50000 Exemplaren verbreitete Werk hat damit eine würdige Gestaltung erfahren, die für alle Freunde des Dichters eine willkommene Überraschung sein wird. A.

ICONOGRAPHIE DE L'IMPRIMERIE ET DU LIVRE. Paris 1927.

Als Beigabe zum Dezemberheft 1927 des Bulletin officiel de l'Union syndicale des maîtres imprimeurs (Paris) erschien ein umfangreiches Sonderheft, enthaltend eine Ikonographie der Buchdruckerkunst und des Buches, in der ein weitschichtiges Material zusammengetragen wurde. Es ist interessant zu sehen, wie immer und immer wieder versucht worden ist, zu Ehren der Erfindung der Schwarzen Kunst in Graphik, Malerei und Plastik eine Darstellungsform zu finden. Indessen ist es nicht allzuoft gelungen, etwas restlos Befriedigendes zuwege zu bringen. In 8 Kapiteln wird der umfangreiche Stoff in dem vorliegenden Sonderheft behandelt: 1. Verfasser, Handschriften, Holzschneider; 2. Die Verherrlichung des Buches; 3. Gutenberg und seine Nachfolger. Die ersten Druckereien; 4. Die Druckeroffizin im Lauf der Jahrhunderte; 5. Die primitive Druckpresse; 6. Die Hilfsindustrien; 7. Einige Buchdruckertypen; 8. Einige Fantasien (Johannes Evangelista). Die Aufmachung des Heftes scheint uns nicht in allen Teilen ganz gelungen. Das überreiche Bildmaterial ist auf die mit Kopf- und Fußleisten versehenen Seiten, durch die das Seitenbild noch unruhiger wird, nicht recht glücklich verteilt. Dazu kommt, daß die Autotypien oft wenig scharf sind und daher an Wirkung einbüßen.

Der dem Hefte beigegebene Beilagenteil bringt neben wohlgelungenen Offset- und Mehrfarben-Buchdruck-Beilagen Beispiele für Lichtdruck und Lithographie, Bronze- und Reliefdruck und gibt in seiner Gesamtheit ein übersichtliches Bild von dem gegenwärtigen Stand des Buchdruckes und der graphischen Verfahren in Frankreich. C.

DAS BUCH IN CHINA UND DAS BUCH ÜBER CHINA.

Auf einer von der Preußischen Staatsbibliothek und dem China-Institut zu Frankfurt am Main veranstalteten Ausstellung wurde das Buch in China und das Buch über China in einer bei uns noch nicht dargebotenen Fülle weiteren Kreisen vorgeführt. Die Veranstalter wurden von einer stattlichen Reihe deutscher und ausländischer Bibliotheken, unter denen auch unser Deutsches Buchmuseum vertreten ist, sowie von Privatpersonen unterstützt und konnten so ihren eigenen Bestand schönstens ergänzen. Zu bemerken ist, daß wegen der Kürze der Zeit China selbst zur Mitwirkung nicht herangezogen werden konnte. Der im Verlag der Hauserpresse Werner & Winter G. m. b. H. in Frankfurt am Main erschienene und ebenda bestens gedruckte Katalog ist nach Art chinesischer Bücher gestaltet worden und enthält außer dem eigentlichen Katalog, der die chinesischen Werke und die Bücher über China verzeichnet, lesenswerte Aufsätze von hervorragenden Kennern. Die Einleitung schrieb Professor Richard Wilhelm vom China-Institut. Hermann Hülle-Berlin hielt den hier abgedruckten Eröffnungsvortrag und gab einen „Überblick über die chinesischen Werke der Preußischen Staatsbibliothek". Es folgt von Mau Chun ein ausgezeichneter Aufsatz über „Die Struktur der chinesischen Schriftzeichen und die sogenannten Liu Schu", eine bei aller Kürze ausgezeichnete Einführung in das Wesen der chinesischen Schrift. Richard Wilhelm schildert „Die Entwicklung des Buches in China" und gibt eine alles Wissenswerte knapp zusammenfassende Darstellung von den

Digitized by Google

Uranfängen an bis zur Gegenwart. „Eine Studie über die Akademie-Ausgaben (Giän-Ben) der Klassiker, die in den fünf Dynastien 907—959 aufgelegt wurde", stammt von Wang Guo-Wei (übersetzt von Dauling Hsü). Schließlich wird in einer Abhandlung von Ernst Beutler „Goethe und die chinesische Literatur" behandelt, dessen ernsthafte Beschäftigung mit China und seiner Gedankenwelt auch aus seinen zahlreichen Bücher-Entleihungen aus verschiedenen Bibliotheken hervorgeht.

Die Ausstellung hat sich ein bleibendes Denkmal mit diesem ausgezeichneten Katalog gesetzt, der eines der interessantesten Kapitel des Buch- und Schriftwesens umreißt und der sich zugleich als ein schönes Dokument deutschen Forschungseifers für den fernen Orient darstellt. B.

VERLAGSALMANACHE AUF 1928

Unter der Schriftleitung von A. Albers erschien der die Jahre 1926—1928 zusammenfassende Almanach der Rupprechtpresse (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München), der wie die früheren von F. H. Ehmcke unter Verwendung seiner Rustica gestaltet wurde. Inhaltlich bringt der Almanach zwei literarische Kostbarkeiten: ein Hochzeitscarmen von C. F. Meyer und einen Jugendbrief von Jean Paul, die hier erstmalig Veröffentlichung finden, sowie ein unbekanntes Porträt Sören Kierkegaards und eine Photographie des alten Schelling. Mit diesen wertvollen Gaben vereint bietet der Almanach Beiträge von Tim Klein, Karl Wolfskehl, Emil Preetorius, ferner Briefe des Malers Heinrich Füßli, Erinnerungen an Sören Kierkegaard, um aus der Fülle nur einiges zu nennen.

Über die Fortschritte der Rupprechtpresse, die 1913 unter F. H. Ehmckes Leitung ihre Arbeit begann, wird auf Seite 50f. berichtet. Das Unternehmen geht nunmehr in das 15. Jahr seines Bestehens und blickt auf 40 Bände zurück, die Zeugnis geben von der emsigen Gemeinschaftsarbeit von Verlag, Herausgeber und literarischem Beirat. Bekanntlich wurde 1926 eine Bezugsgemeinschaft der Rupprechtpresse begründet, die mit 100 Mitgliedern ins Leben trat. Den Mitgliedern werden jährlich 3 bis 5 Bände im Gesamtumfang von etwa 50 achtseitigen Bogen geliefert. Als unter der Presse befindlich werden bereits für 1928 angezeigt: F. W. Schellings philosophisches Gespräch „Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge", in welchem der Philosoph im Anschluß an Gedanken Giordano Brunos und an Platons Timäus in eine neue Phase seiner philosophischen Entwicklung eintritt, die den Bruch mit Fichte bedeutete. Ferner steht zu erwarten von Ludwig Tieck „Der gestiefelte Kater".

Ein besonderes Verdienst erwarb sich die Wittichsche Hofbuchdruckerei in Darmstadt mit ihrem Almanach auf 1928, der eine Reihe von Bleistiftskizzen aus dem reichen Schatze des hessischen Professors der Architektur Fritz Max Hessemer (1800 bis 1860) ans Licht zieht und in ausgezeichneten Wiedergaben vorführt. Hermann Bräuning-Octavio schrieb einführende Worte zu diesen liebenswürdigen Zeichnungen, die es verdienten, in weit größerer Fülle, als es im Rahmen eines Almanachs möglich war, bekannt zu werden. Die drucktechnische und sonstige Ausstattung des Kalenders ist wie in früheren Jahren vorzüglich.

Die Almanache bekannter Verlage wie des Insel-Verlages (Umschlag von Marcus Behmer), des Amalthea-Verlags, des Verlags Paul List, der F. Bruckmann A.-G., des Verlags Adolf Bonz & Co., des Verlags Orell Füßli, des Verlags Staackmann, des Rhein-Verlags, des Verlags F. A. Brockhaus und des sein 50jähriges Bestehen feiernden Verlags Carl Reißner in Dresden halten sich inhaltlich und in der Ausstattung auf erfreulich hoher Stufe und geben den in ihnen enthaltenen Proben und Stücken literarischer Art ein reichliches Abbildungsmaterial bei, so daß man sich mühelos von Wesen und Wirken der einzelnen Unternehmen ein zutreffendes Bild machen kann. C.

UMSCHAU IN KATALOGEN

In der Reihe seiner unter dem Titel Incunabula typographica erschienenen Katalogserie

Digitized by Google

gab die Firma Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M. den 3. Band (Lagerkatalog 745) heraus, nachdem Teil I (Katalog 695) und Teil II (Katalog 725) bereits seit längerer Zeit vorliegen. Der jetzige III. Teil umfaßt die Nummern 410 bis 670 und verzeichnet eine Fülle von bemerkenswerten Drucken, darunter eine Anzahl Unica, die besondere Aufmerksamkeit verdienen. Neben Holzschnittwiedergaben aus zahlreichen der aufgeführten Werke sind besonders wertvolle und interessante Stücke auf Tafeln in Autotypie reproduziert, so daß der Katalog nicht nur nach der bibliographischen, sondern auch nach der ikonographischen Seite hin von Wert wird. Für die Bucheinbandforschung von besonderem Interesse sind die Tafeln 50, 52, 56 und 58. Die genauen Register am Schluß des Bandes geben die Erscheinungsjahre der Drucke an, die Städte, aus denen sie stammen, die Namen der Drucker und Verleger; dann folgen Übersichtstafeln nach Hain, Copinger & Reichling, ein alphabetisches Verzeichnis der Titel und ein Sachregister, so daß auch nach dieser Seite hin allen Ansprüchen genügt ist, die man an ein sorgfältig gearbeitetes Katalogwerk stellen kann.

DIE SCHRIFT IN DER BERUFSSCHULE

Von H. Dickmann erschien im Hannoverschen Lehrmittelverlag Werner Hoffmeister (Hannover, Nikolaistraße 36 A) ein auf Anregung des Gewerbeschulrates Professor Hecker in Kassel entstandenes Unterrichtswerk für Schriftzeichnen und Schriftschreiben. Ausgehend von dem Grundsatz, daß die *Geschmacksbildung* das vornehmste Ziel des Zeichenunterrichtes für schmückende Berufe sein müsse, betont der Verfasser, wie sehr diese gerade durch das Schriftschreiben und Schriftzeichnen besonders gefördert werde. Der Aufbau der Schrift in ihren elementaren Formen macht den Schüler vertraut mit Punkt, Senkrechter, Wagrechter, der Schrägen und dem Kreis und vermittelt ihm die Grundgesetze der Kunst, Reihung, Rhythmus, Symmetrie, Harmonie. In übersichtlicher Darstellung führt H. Dickmann den Schüler in die praktische und ästhetische Bedeutung der Schrift ein und bietet ihm die Möglichkeit, selbständige und geschmacklich gute Leistungen hervorzubringen. Dem ersten elementaren Teil des Werkes sollen weitere Teile folgen, die, die Grundlagen weiter entwickelnd, auf die Praxis der verschiedenen Berufe Rücksicht nehmen werden. C.

F. H. EHMCKE, DIE HISTORISCHE ENTWICKLUNG DER ABENDLÄNDISCHEN SCHRIFTFORMEN. Verlag von Otto Maier, Ravensburg 1927.

In der vorliegenden Schrift stellt sich F. H. Ehmcke die Aufgabe „den Schriftbesitz der abendländischen Welt als eine große Einheit darzustellen und an einer Reihe historisch geordneter Beispiele zu zeigen, wie die einzelnen Schriftcharaktere sich folgerichtig entwickeln und jeweils, gleich wie Architektur, bildende Kunst, Literatur, die besondere Formung annehmen, die ein bestimmter Zeitabschnitt mit seinen äußeren und inneren Mächten ihnen geben". Das mit ausgezeichnet wiedergegebenen Schriftproben ausgestattete Buch vermittelt in Kürze einen Überblick über die mannigfaltigen Schriftformen vom Altertum bis zum 19. Jahrhundert und ist für alle diejenigen von Wert, die sich mit der Weiterentwicklung der Schrift als Graphiker befassen. In dem gegenwärtig sich abspielenden Kampfe um eine neue Schriftform ist die Ehmckesche Schrift von besonderer Wichtigkeit aber auch für alle diejenigen, die an der Gestaltung unserer Schrift überhaupt Anteil nehmen; die durch geschickt gewählte Beispiele unterstützte Darstellung wird allenthalben willkommen geheißen werden. A.

MITTEILUNGEN

25 Jahre Verein Deutscher Schriftgießereien. Der Verein Deutscher Schriftgießereien konnte am 16. März auf sein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Von einer besonderen Feier aus diesem Anlaß wurde abgesehen mit Rücksicht auf den schmerzlichen Verlust, den der Verein durch das am 2. November erfolgte Ableben des Herrn Direktor D. Stempel erlitten hat.

Digitized by Google

Die Vereinigung der Bücherfreunde in Dresden, die es bei einem Bestehen von wenig mehr als einem Jahre auf 150 Mitglieder gebracht hat, versandte einen Prospekt mit der Anzeige ihrer Ausgabe von Kleists Sämtlichen Werken, die auf drei bis vier Bände berechnet ist, und die bei Jacob Hegner in Hellerau gedruckt wird. Für den Jahresbeitrag von 25 Mark (Eintrittsgeld 10 Mark) erhalten die Mitglieder jährlich einen Band geliefert. Die Vereinigung behält sich vor, auch Veröffentlichungen andrer Art in die Reihe der Kleist-Bände einzuschieben. (Vorsitzender Professor Dr. M. Bollert, Direktor der Landesbibliothek in Dresden.)

Die englische *Bibliophilen-Gesellschaft* „*The Pleiad*" zeigt das Erscheinen einer Publikation "The Silver Book of English Sonnets" an, eingeleitet und ausgewählt von Robert Lynd.

Der *Angelsachsen-Verlag in Bremen* begründete eine Reihe betitelt: *Bremer Liebhaber-Drucke*, als deren erster Band erschien: „Hoffmann von Fallersleben in Bremen", herausgegeben von Hans Kasten, mit Federzeichnungen von Hermann Wessels. Aufgabe der Reihe wird es sein, verschollene oder Manuskript gebliebene Werke herauszubringen, die allen bibliophilen Ansprüchen genügen.

Der Berliner Maler und Graphiker *Walter Grammatté*, über dessen graphisches Werk Werner Teupser (in Heft 5/6 1925 des Archivs für Buchgewerbe u. Gebrauchsgraphik) anläßlich einer Graphikausstellung des Künstlers in der Gutenberghalle des Deutschen Buchgewerbehauses eingehend und mit feinem Verständnis berichtete (ebenda ein Selbstportrait des Künstlers in Originallithographie) veranstaltet wie im Vorjahre eine Subskription auf 15 im Laufe eines Jahres auszugebende graphische Arbeiten (Radierungen, Lithographien, Holzschnitte, voraussichtlich meist Radierungen), die nur in Höhe der Zahl der Subskribenten hergestellt werden. (Monatsrate 15 Mark.) Die Jahresabonnenten genießen gleichzeitig die weitere Vergünstigung, Grammattés zwölf Radierungen zu Büchners „Wozzeck" und zu dessen „Lenz" zu Vorzugspreisen zu beziehen. Für Sammler moderner Graphik ist hier Gelegenheit geboten, sich auf bequeme Weise graphische Arbeiten eines Künstlers zu sichern, auf dessen große künstlerische Bestimmung W. Teupser seinerzeit bereits hinwies. (Adresse: Berlin W 30, Neue Winterfeldstraße 29, III.)

SCHLUSS DES REDAKTIONELLEN TEILS

Digitized by Google

Digitized by Google

Archiv für Buchgewerbe

und Gebrauchsgraphik

HEFT 4 / 1928 * BEGRÜNDET VON ALEXANDER WALDOW * 65. JAHRGANG

INHALTSVERZEICHNIS

DAS DEUTSCHE BUCHGEWERBE AUF DER PRESSA:

Bugra-Presse von Otto Säuberlich-Leipzig

Aufsätze

aus dem Gebiet des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens in Vergangenheit und Gegenwart, Kunst und Technik

ÖFFENTLICHE MEINUNG

Professor Dr. Erich Everth-Leipzig, Die Zeitung im Dienste der Öffentlichkeit. Eine begriffliche Grundlegung 1

Geheimrat Professor Dr. Ferdinand Tönnies-Kiel, Die öffentliche Meinung in unserer Klassik 31

ENTSTEHUNG DER ZEITUNG AUS DEM BRIEF

Professor Dr. Georg Steinhausen-Kassel, Die Entstehung der Zeitung aus dem brieflichen Verkehr..... 51

Oberbibliothekrat Dr. Karl Schottenloher-München, Handschriftliche Briefzeitungen des 16. Jahrhunderts in der Münchener Staatsbibliothek. (Mit Abbildungen)..... 65

ZUR GESCHICHTE DES ZEITSCHRIFTENWESENS

Bibliotheksrat Dr. Joachim Kirchner-Berlin, Zur Entstehungs- und Redaktionsgeschichte der Acta Eruditorum. (Mit Abbild.) 75

Oberarchivrat Dr. Rudolf Freytag-Regensburg, Das Speditionsverbot der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung i. J. 1787.... 89

Digitized by Google

Professor Dr. Karl d'Ester-München, Aus den Anfängen des deutschen Witzblattes am Rhein. (Mit Abbildungen) 105

ZEITUNGSWESEN DER GEGENWART

Professor Dr. h. c. W. Kapp-Freiburg i. Br., Die Bildungstendenzen der Zeitung von heute 131
Professor Dr. Wilhelm Bauer-Wien, Was haben wir von einer Geschichte der modernen Presse zu verlangen? 153
Chefredakteur Dr. Emil Dovifat-Berlin, Die Anfänge der Generalanzeigerpresse. (Mit Abbildungen) 163
Stadtamtsrat Dr. Walter Schöne-Leipzig, Zeitungsgewerbe und Publizistik 185
Dozent Dr. Fritz Runkel-Köln, Die wissenschaftliche Vorbildung des Journalisten 193

KUNST UND TECHNIK IM ZEITUNGSWESEN

Bibliotheksrat Dr. Walter F. Schubert-Berlin, Das Zeitungsplakat in Deutschland. (Mit zahlreichen Abbildungen) 203
Oberingenieur Hanns Fritz-Würzburg, Der Bilderdruck in der modernen Tageszeitung. (Mit Abbildungen) 209
Prokurist Heinr. Schwarz-Leipzig, Über die Schriften für den Zeitungssatz 217

Besprechungen

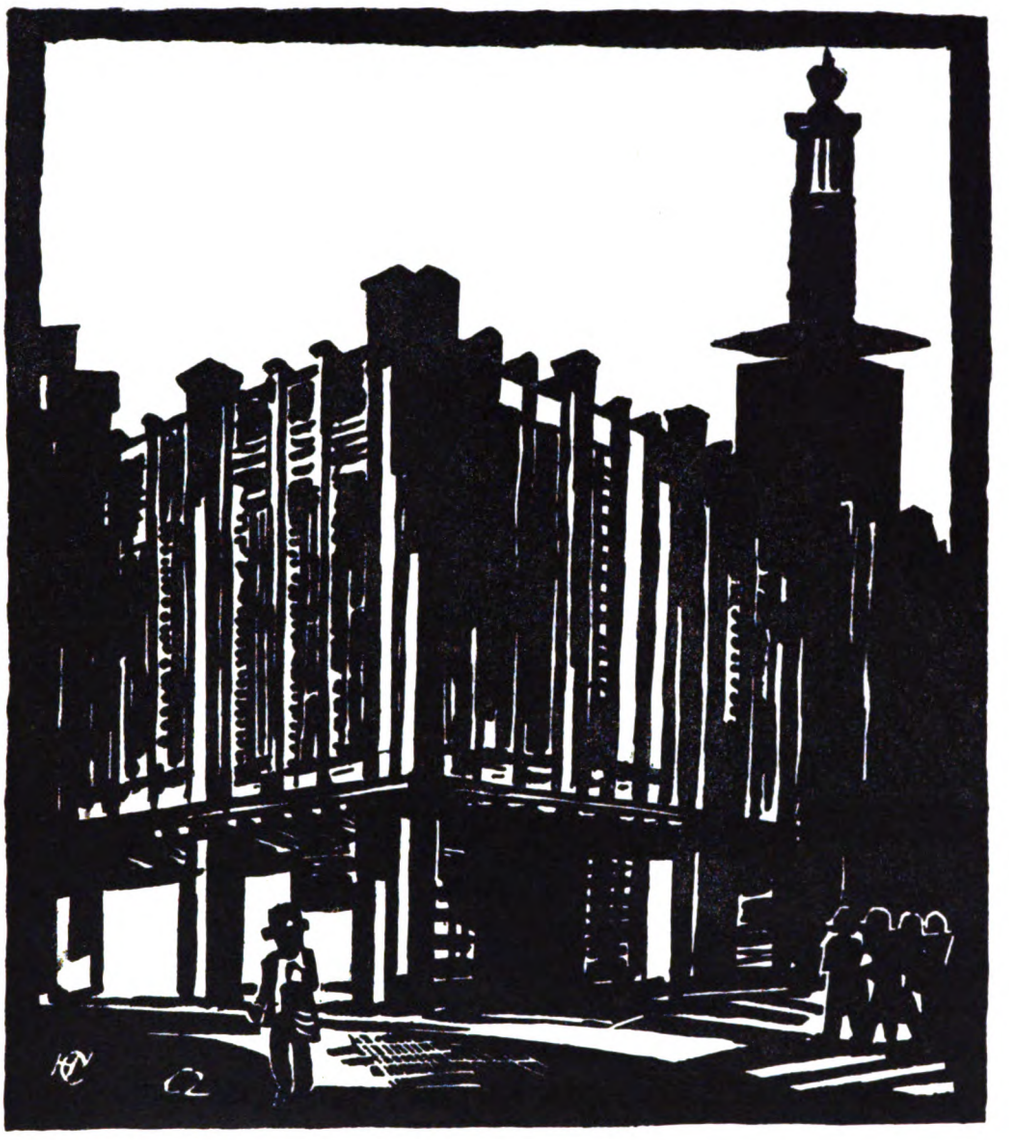
Schriftleitung: Dr. Hans H. Bockwitz

Für den Inseratenteil und die Reklame-Beilagen verantwortlich: Otto Appel

Satz und Druck von Breitkopf & Härtel, Papier von Ferdinand Flinsch, Farben von Berger & Wirth, Buchbinderarbeiten ausgeführt von der Fritzsche-Hager A.-G., sämtlich in Leipzig

Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins zu Leipzig

Digitized by Google



PRESSA-BAUTEN: TEILANSICHT DES GEBÄUDES, IN DEM DIE ABTEILUNG „BUCHGEWERBE UND GRAPHIK“ UNTERGEBRACHT IST

Digitized by Google

PRESSA-BAUTEN: BLICK IN DIE HALLE DER ABTEILUNG „BUCHGEWERBE UND GRAPHIK“

Digitized by Google

Bugra-Pressa

VON OTTO SÄUBERLICH-LEIPZIG

ES ist nicht zu verkennen, der Bugragedanke im Sinne einer umfassenden Repräsentation von Buchgewerbe und Graphik ist mit der 1914 als Kriegsopfer vorzeitig dahingestorbenen „Bugra“ nicht untergegangen. Er lebt nach 14 Jahren noch fort, und auch in Köln kommt er wieder zum Durchbruch. Die „Pressa“ hatte nur eine Presseausstellung werden sollen, und wenngleich die Zeitungspresse ihr tatsächlich das Gepräge gibt, so kommen Buchgewerbe und Graphik doch in einer Form zur Vorführung, die der Bedeutung des deutschen Buchgewerbes gerecht wird. Verweilt man einen Augenblick bei dem Vergleiche Bugra—Pressa, so wird man sich bewußt, daß das Buch selbst und der Verlagsbuchhandel auf der Pressa nicht vertreten sind. Auch das Buchgewerbe tritt nicht durch Ausstellungen der einzelnen Firmen und Betriebe in die Erscheinung, es gibt gewissermaßen nur seine Karte ab. Diese Umstände sind in Betracht zu ziehen, wenn die Ausstellung des Buchgewerbes auf der Pressa gerecht beurteilt werden soll.

Als im Sommer 1926 die erste Werbearbeit für die Pressa einsetzte, begegnete sie, mindestens außerhalb des Bereichs der Tagespresse, einer großen auf Ausstellungsmüdigkeit beruhenden Gleichgültigkeit. Das wohlige Gefühl, einmal nicht dabei zu sein zu brauchen, das im Gesetz der Trägheit wurzelt, war ein mächtiges Bollwerk für Buchgewerbe, Graphik und Buchverlag gegen das Werbestürmen der Pressaleitung. Buchverlag und Buchhandel haben sich als unbezwinglich in diesem Kampfe erwiesen, Buchgewerbe und Graphik aber sind der Einsicht unterlegen, daß es nicht angängig sei, bei einer internationalen Presseausstellung, der ersten nach dem Kriege, unvertreten zu bleiben, und so ist die Abteilung Buchgewerbe und Graphik auf der Pressa entstanden.

Man ersieht schon heute, daß die Pressa eine große Sache werden wird. Eine Sache, die mit einem gewissen Draufgängertum angefaßt worden ist,

Digitized by Google

aber mit einem Draufgängertum, das nichts Beängstigendes an sich hat, sondern in seiner Großzügigkeit und Kraft Vertrauen erweckt. Und wenn nicht ganz ungewöhnliche Verhängnisse eintreten, was die Schicksalsmächte verhüten mögen, so darf mit einer harmonischen Glanzleistung ersten Ranges gerechnet werden. Da ist es denn eine Beruhigung, die Abteilung Buchgewerbe und Graphik in guter Form an guter Stelle zu wissen.
Es hat einige Mühe gemacht, bei der ersten vom Kölner Oberbürgermeister einberufenen Zusammenkunft aller Glieder des Buchgewerbes im Oktober 1926 sämtliche Sparten auf einen gemeinsamen Plan zu einigen. Der „Bugragedanke" hat es aber zuwege gebracht und der Deutsche Buchgewerbeverein unter der Leitung von Geheimrat Volkmann, dem Schöpfer der Bugra, sah sich vor eine neue große Aufgabe gestellt durch Übernahme der Leitung der Abteilung Buchgewerbe, die ihm von den Beteiligten angetragen wurde.
Das war vor anderthalb Jahren. Inzwischen ist ein gutes Stück Arbeit geleistet worden. Aus der traditionellen anfänglichen gelinden Verworrenheit hat sich nach und nach ein Gebild gestalten lassen. Es gelang, von der Pressa-Direktion einen sehr günstig gelegenen Platz unentgeltlich eingeräumt zu erhalten. Er liegt am östlichen Ende der Südhalle, die den Haupteingang zu den drei großen Haupthallen und den „Ehrenhof" (Empfangsraum) enthält. An die Südhalle schließt sich links, nach dem Rheine zu, die Westhalle mit dem Pressaturm an, die die eigentliche Presseausstellung enthält, und rechts, parallel zur Westhalle, die Osthalle mit der Ausstellung der das Buchgewerbe beliefernden Industrien (Maschinen, Papier, Farben, Geräte, Materialien usw.).
Die Abteilung Buchgewerbe im östlichen Teile der Südhalle bildet ein Gegenstück zu einer Verkörperung des Zeitungswesens im westlichen Teile, so daß durch die Südhalle sehr glücklich der Übergang vom Empfangsraume des Ehrenhofes zu den in den beiden großen Längshallen gelegenen Hauptausstellungsräumen vermittelt wird.
Wie schon gesagt, handelt es sich bei der Buchgewerbeausstellung um eine typische Repräsentation des Gewerbes in allen seinen Sparten und Organisationen, für die eine Dreiteilung in Technik, Erzeugnisse und Organisationen vorgesehen wurde. Dieser Gedanke ist streng durchgeführt worden. Die Technik bringt der Deutsche Buchgewerbeverein zur Darstellung, der auf einem großen Rondell von 13 Meter Durchmesser alle Spartentechniken der vier Hauptgruppen: Hochdruck, Flachdruck, Tiefdruck und Buchbinderei vorführt. Es wird bei jeder Sparte der Arbeits-

Digitized by Google

gang gezeigt, wie aus dem Werkstoff mittels Werkzeug, Vorrichtungen, Maschinen usw. das Erzeugnis entsteht. Z. B. wird in der Sparte Schriftgießerei gezeigt, wie der Schriftstempel entsteht, die Matrize hergestellt wird und der Guß vor sich geht. Der Satz wird als Handsatz, Zeilengußmaschinensatz und Typengußmaschinensatz vorgeführt. Dann erscheinen Holzschneider und Chemigraph als Druckstockerzeuger, schließlich wird der Druckvorgang im Hochdruck als Handpressen-, Tiegel-, Schnellpressen- und Rotationsdruck gezeigt. Das gleiche spielt sich ab in der Sparte Flachdruck von der manuellen Lithographie und der Photolithographie zum Stein- und Offsetdruck in den verschiedenen Ausführungsarten. Interessant gestaltet sich die Sparte Tiefdruck in ihrer Entwicklung vom rein manuellen Kupfer- und Stahlstisch über die manuell-chemigraphischen Verfahren der Radierung zur photochemigraphischen neuzeitlichen Heliogravüre und dem maschinellen Kupfertiefdruck auf Bogen- und Rollentiefdruckmaschinen. Schließlich führt auch die Buchbinderei ihre Arbeitsgänge vor, das Falzen, Zusammentragen, das Heften mit Faden und Draht, das Broschieren, Kartonieren und das eigentliche Einbinden. Dieses als Handarbeit und als Maschinen-Bucheinband, wie er in der Massenherstellung ausschließlich zur Ausführung gelangt. Die buchgewerblichen und graphischen Techniken sind in solch einheitlicher, leicht übersichtlicher und unmittelbar Vergleiche ermöglichender Art bisher wohl kaum zur Darstellung gelangt und es darf angenommen werden, daß diese Vorführung, die bei den neuzeitlichen, außerordentlich vielgestaltigen Techniken und Verfahren auch dem Fachmanne mancherlei Unbekanntes bieten dürfte, allseitige Beachtung finden wird.

Um auch dem historisch interessierten Betrachter Genüge zu tun, ist die Mitte des Rondells der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung von Hoch-, Flach- und Tiefdruck sowie dem alten Bucheinband eingeräumt worden, wo aus den Beständen des Deutschen Buchmuseums zu Leipzig bemerkenswerte Stücke gezeigt werden.

Die buchgewerblich-graphischen Erzeugnisse, also Drucksachen aller erdenklichen Art sowie Einbände, bilden die zweite Gruppe der Ausstellung, die in der Südhalle zwischen dem Ehrenhofe und dem Rondell der Technik liegt. Auch diese Gruppe ist gewissermaßen unpersönlich, indem es sich nicht um geschlossene Vorführungen einzelner Firmen handelt, sondern um systematische, nach Technik und Verwendungszweck gegliederte. Hier werden die drei Druckverfahren: Hochdruck, Flachdruck,

Digitized by Google

Tiefdruck in größter Vielseitigkeit mit ihren Spitzenleistungen auftreten und man wird staunend wirklich beobachten können „wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht" haben.

Die dritte Gruppe, die Ausstellung der Organisationen, ist ebenfalls von eigner Art und großem Interesse. Sie zeigt die eigentlichen Träger des Gewerbes, die Organisationen, in ihrer Struktur und ihren Lebensäußerungen. Diese Ausstellung lagert sich rings um das Rondell der Techniken, dieses völlig umschließend, am Ende der Südhalle, an deren Schnittpunkte mit der Osthalle. Vier Gänge, vom Rondell ausgehend, gliedern diese Ausstellung in vier Viertel, wovon je zwei von Unternehmerorganisationen und je zwei von Gewerkschaften eingenommen werden. Der Deutsche Buchdrucker-Verein (Buchdruckereibesitzer) und der Verband der Deutschen Buchdrucker (Gewerkschaft) als die ältesten und größten Organisationen, haben je ein Viertel; die Unternehmer-Organisationen: Verband Deutscher Offset- und Steindruckereibesitzer, Bund der Chemigraphischen Anstalten, Kupfer- und Tiefdruckereien Deutschlands, Verband Deutscher Buchbinderei-Besitzer und der Bund der Xylographischen Anstalten Deutschlands belegen das dritte Viertel, und die Gewerkschaften: Deutscher Faktoren-Bund, Gutenberg-Bund, Verband der Lithographen, Steindrucker und verwandte Berufe, der Verband der Buchbinder und Papierverarbeiter Deutschlands und der Verband der Graphischen Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands das vierte Viertel. Schon aus dieser bloßen Anführung der Namen wird die vielgestaltige Gliederung der buchgewerblichen Organisationen ersichtlich und die Ausstellungen selbst lassen vollends das emsige Leben und Schaffen erkennen, das hier, für weitere Kreise zumeist völlig unbekannt, wirkt. Diese Abteilung Organisationen wurde mit Vorbedacht um das Rondell der Techniken gruppiert, weil sie aufs engste mit der Technik verbunden ist, und auch weil wir mit dieser Abteilung wohl mit einiger Genugtuung in die Öffentlichkeit einer internationalen Ausstellung treten können. Es muß auch die Bereitwilligkeit und Opferwilligkeit dieser Organisationen anerkannt werden, die ihre zumeist mit großem geistigen und geldlichen Aufwande verbundenen Schaustellungen ins Leben gerufen haben.

Nach allem was sich zur Zeit (Ende März) von der Pressa übersehen läßt, darf man sich mit einiger Berechtigung großen Hoffnungen hinsichtlich der Darbietungen sowohl wie hinsichtlich des Besuches hingeben. Mögen sie sich reichlich verwirklichen.

Digitized by Google

Aufsätze

AUS DEM GEBIET DES ZEITUNGS- UND
ZEITSCHRIFTENWESENS
IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART,
KUNST UND TECHNIK

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zeitung im Dienste der Öffentlichkeit

EINE BEGRIFFLICHE GRUNDLEGUNG

VON PROFESSOR DR. ERICH EVERTH-LEIPZIG

DIE Enge der Beziehungen zwischen Tagespresse und Öffentlichkeit ist jedem ohne weiteres in dem Worte Publizistik gegenwärtig. Die Art der Beziehungen ist den meisten wenig vertraut. Zwar was Zeitung ist, glaubt jedermann zu wissen, was öffentlich sei, glaubt man auch zu wissen, und so wird dieses Wort meistens verwendet, ohne genau bestimmt zu sein. Eine Definition dessen, was öffentlich ist, findet man kaum, weder in den Lehrbüchern des öffentlichen Rechts, wo natürlich nur dieser Begriff definiert wird, noch in einem der vielen Gesetzbücher, die mit dem Begriff der öffentlichen Interessen oder öffentlichen Meinung arbeiten, und ebensowenig in manchem dicken Werke über öffentliche Meinung. Jedermann redet von öffentlichen Angelegenheiten und öffentlichen Anstalten, meist ohne sich genau klarzumachen, was das Wort bedeutet. Dies ist auch schwierig und daher auch für die Zeitungskunde noch nicht gelungen. So nennt z. B. Ernst Posse, der sich als Praktiker und Theoretiker des Zeitungswesens verdient gemacht hat, die Fragen „Was ist Publikum, was öffentliche Meinung, was öffentliches Interesse"? — Pilatusfragen[1]. Hier hofft die vorliegende Studie einen Schritt weiter zu kommen.

I.

Begriffe kann man sich klarmachen, indem man ihren Inhalt, das heißt ihre Merkmale, oder ihren Umfang, das heißt den Umkreis der unter ihnen begriffenen Erscheinungen, oder am besten beides klärt; und zu der genauen Abgrenzung in beiden Hinsichten kann eine Gegenüberstellung des Gegensatzes helfen oder der Gegensätze; denn ein so viel benutzter Begriff hat nicht nur eine und auch nicht nur zwei Seiten, sondern vielerlei, und wird daher auch mehrere Gegensätze haben. So erweist es sich hier in der Tat. Die Gegensätze des Öffentlichen sind, so weit ich sehe, das Geheime, das Private und das Geschlossene, die alle miteinander zusammenhängen, aber nicht identisch sind. Mit Hilfe dieser drei Bestimmungen kann man e contrario alle jene schillernden, vieldeutigen, schwer

[1] „Zeitungswissenschaft" 1926, Nr. 3.

Digitized by Google

faßbaren Komplexe wie Publizität und Publikum, öffentliche Meinung, öffentliches Interesse und öffentliches Bedürfnis, öffentliche Angelegenheiten und öffentliche Anstalten fassen, bestimmen und deuten.

Zunächst die Publizität oder die Publikation, also die Tatsache, daß die Zeitung allerlei *veröffentlicht* oder öffentlich macht. Der Gegensatz ist das tatsächlich Geheime, aber auch das seiner Natur nach Diskrete. Hier erhebt sich für die Zeitungen das Problem der Diskretion, das in der Presse der verschiedenen Länder verschieden gelöst wird, in Amerika anders als in England, in Österreich nicht so wie in Deutschland. Etwas, was öffentlich geworden, ist nicht mehr geheim und diskret, es liegt am Tage, es ist ruchbar, kund, verkündet, also bekannt, und zwar eben nicht nur einzelnen, sondern einem unbestimmt großen Kreis von beliebiger Zusammensetzung. Denn dies ist ein „Publikum", und hier kommt der zweite Gegensatz des Öffentlichen in Betracht: das Geschlossene.

Öffentlich ist schon, was *dem Publikum zugänglich* ist, öffentliche Anlagen sind solche, wo jedermann Zutritt hat; von öffentlichen Anstalten gilt das nicht immer, da ist ein andrer Begriff von Öffentlichkeit maßgebend, wovon nachher zu sprechen sein wird. Aber auch *das Publikum* selber ist *grundsätzlich offen*, sonst wäre es ein geladener Kreis oder eine geschlossene Gesellschaft, und durch die allgemeine Zugänglichkeit wird es öffentlich. Es ist auch nicht grundsätzlich beschränkt auf eine bestimmte Art von Leuten, deren Zahl nur unbegrenzt wäre, auch die Zusammensetzung des Kreises ist unbeschränkt. Eine Zunft z. B. ist kein Publikum, denn sie ist erstens in der Zahl der Mitglieder genau festgelegt und bindet außerdem ihre Mitgliedschaft an bestimmte qualitative Bedingungen. Beim Publikum ist das nicht der Fall. Schon bei dem Publikum moderner wirtschaftlicher Unternehmungen nicht, im Gegensatz zur früheren Kundenwirtschaft, wobei jeder Handwerker und Krämer seine regelmäßigen Abnehmer hatte, so daß es also noch gar kein Publikum im modernen Sinne gab. Dieses ist auf allen Gebieten erst ein Produkt der neueren und neuesten Zeit. Das gilt auch in den geistigen Bezirken, die zum Vergleich mit dem Publikum der Presse noch näher liegen. Zwar gibt es für die verschiedenen Gebiete des Geisteslebens nicht ein einziges Publikum, sondern viele Publica: eins für Musik und ein andres für bildende Kunst, und beide brauchen nicht viel miteinander zu tun zu haben, eins für Belletristik, oder vielmehr sehr verschiedene für die mannigfachen Arten der Belletristik, eins für jede Art von Wissenschaft, usw. ad libitum, ja in infinitum. Aber: der Kreis des jeweiligen Publikums ist nie geschlossen in dem Sinne eines numerus clausus, etwa wie eine Stadtverordnetenversammlung oder sonst eine Volksvertretung, oder auch nur wie eine Schulklasse, deren Zahl nicht grundsätzlich festgelegt, aber jeweils doch bestimmt ist. Das Musikpublikum einer Stadt z. B. oder etwa auch nur das eines Instituts wie des Leipziger Gewandhauses kann zwar in seinen Abonnenten zahlenmäßig und individuell bestimmt sein, die einzelnen kennen sich mit der Zeit untereinander, fühlen sich also, wenn sie beisammen sind, einigermaßen unter sich, aber grundsätzlich steht auch dieser Kreis noch jedem offen, der rechtzeitig die Dauerkarte bestellt und bezahlen kann; er gehört dann eben zum ständigen Publikum des Hauses, neben dem noch ein fluktuierendes Publikum der Proben hergeht. In der Berliner

Digitized by Google

Philharmonie, die noch größer ist und daher nicht so „ausabonniert", wird es schon schwieriger, überhaupt etwas von Geschlossenheit dieses Ganzen zu empfinden, wenn sie auch tatsächlich noch vorhanden ist; aber da ist bereits wieder ein höherer Grad von Öffentlichkeit, schon weil der Kreis größer, die Zugänglichkeit noch mehr offen ist. Nun, so gibt es überhaupt auf allen Gebieten viele Grade von Öffentlichkeit, wo immer es ein Publikum gibt, je nach der Zahl derer, die dieses Publikum bilden, und dem Maß der Zugänglichkeit einer Veranstaltung. Und so ist schon klar, daß Öffentlichkeit ein gradueller, relativer Begriff ist. Das wird sich immer wieder zeigen und als wichtig erweisen, wenn man zu theoretischer Klarheit über ihr Wesen kommen will.

Auch die moderne Zeitung hat „ihr" Publikum, einen Stamm von festen Beziehern oder von mehr oder weniger regelmäßigen Käufern, und schon dieses ständige Publikum einer Zeitung ist unvergleichlich größer als etwa die entsprechende „Gemeinde" einer Lesehalle oder eines Konzerthauses oder eines Theaters, weil das Publikum der Presse viel allgemeiner, mannigfaltiger zusammengesetzt ist als auf irgendeinem einzelnen Felde des geistigen Lebens. Wenn freilich die Gäste jener Stätten der Bildung und Unterhaltung immer wechseln, auch die festen nicht täglich erscheinen, also in der Länge der Zeit alle zusammen weit über das hinausgehen, was der Raum täglich faßt, und wenn dagegen das ständige Publikum der Zeitung sich gleich bleibt und auch mit der Zeit verhältnismäßig weniger wächst, so kennt doch auch die Presse ein wechselndes Laufpublikum im Straßenverkauf, der ja in manchen Ländern eine viel größere Rolle spielt als in Deutschland und als das Abonnement in jenen Ländern. Auch das moderne Buch hat durchschnittlich einen weit kleineren Leserkreis als die Zeitung. Diese umfaßt ferner ein viel breiteres, weil mannigfaltigeres Publikum als irgendein Fachblatt; Fachblätter haben dementsprechend eine geringere Publizität als die Tageszeitung, ihnen fehlt die potentiell unbegrenzte Öffentlichkeit; sie wenden sich an einen kleineren Kreis, der zwar nicht geschlossen ist im Sinne eines numerus clausus; denn jeder kann sie halten, aber der Umkreis der Bezieher geht nur ausnahmsweise über den Kreis der Berufsangehörigen hinaus.

Allgemein zugänglich ist die Tagespresse aber auch in dem Sinne, daß ihre Spalten grundsätzlich jedem offen stehen, teils für Geld im Anzeigenteil, teils aber auch ohne das und womöglich noch gegen Honorar im Textteil. Es war freilich ein Verkennen der neuen Pressefreiheit, wenn 1848 manche Leute glaubten, daß nun ein jeder kostenlos in einer beliebigen Zeitung alles drucken lassen könne, was er auf dem Herzen hätte: ein Mißverständnis; denn der Druck ist teuer, und die Zeitung ist ja auch ein Privatbesitz. Aber in dem Sinne steht sie doch jedem offen, daß unter gesetzlicher und, wenn es sich nicht um bloße „Eingesandts" handelt, auch unter moralischer und politischer Verantwortung der Redaktion allerlei Leute wirklich darin schreiben können, wenn auch nicht alle schlechthin. Das wäre unmöglich, selbst wenn keine Schranken der Parteien und andrer Gruppierungen beständen. Übrigens sind die Zeitungen in verschiedenem Grade der Mitarbeit des Publikums und auch Andersdenkender zugänglich, und auch danach bemißt sich der Umfang ihrer „Publizität".

Digitized by Google

Im Unterschiede von der allgemeinen Zugänglichkeit, die die Zeitung, wie wir sahen, mit den öffentlichen Anlagen teilt, stehen die *öffentlichen Anstalten* nur zum Teil, wie etwa Post, Eisenbahn, Straßen, Grundschule und dergleichen jedem ohne weiteres offen. Krankenhäuser nehmen wohl grundsätzlich jeden auf, bei dem bestimmte Bedingungen vorliegen, aber sie sind zugleich geschlossen, denn sie haben eine bestimmte Zahl von freien Stellen. Doch alle öffentlichen Anstalten kommen vielen einzelnen zugute, sie dienen alle dem Gemeinwohl und gehören einer Gesamtheit. Das ist *ihre* Öffentlichkeit. Unter diese öffentlichen Anstalten kann man die Zeitungen also nicht rechnen, schon deshalb nicht, weil sie, von den wenigen Ausnahmen der Staatszeitungen abgesehen, kein öffentliches Eigentum sind. Doch teilt die Presse mit den öffentlichen Anstalten den Dienst an der Allgemeinheit. Auch *öffentliche Betriebe* arbeiten für alle, freilich nur zum Teil direkt für das Publikum, zum andern Teil, wie Munitionsfabriken, nicht; die Presse arbeitet immer in erster Linie für das Publikum, und deshalb ist sie auch mit jenen öffentlichen Betrieben zwar verwandt, aber nicht gleichzusetzen, zumal diese den „Unbefugten streng verschlossen" zu sein pflegen. Ebenso ist der Zutritt zu manchen andern öffentlichen Gebäuden nicht jedem ohne weiteres erlaubt, darin besteht nicht der Sinn ihrer Öffentlichkeit; der liegt vielmehr darin, daß in ihnen öffentliche, nicht bloß private Angelegenheiten erledigt werden. Dies gilt also ebenso für die öffentlichen Anstalten wie die öffentlichen Betriebe und öffentlichen Gebäude, und hierin stimmt die Presse mit ihnen allen überein. Damit kommen wir zu dem dritten Gegensatz des Öffentlichen.

Der dritte Gegensatz des Öffentlichen ist, wie bereits gesagt, das *Private*. Demgemäß befriedigt die Zeitung nicht in der Hauptsache bloß private Bedürfnisse, sie dient nicht nur privaten Interessen, sondern zugleich, daneben und auch dadurch, öffentlichen. Privaten Bedürfnissen entspringt der Anzeigenteil, wenigstens zunächst, wenn sich auch seine Aufgaben darin keineswegs erschöpfen; aber Mitteilungen von privatem Interesse gehören in diesen Teil, im Textteil haben Sonderanliegen einzelner oder kleiner Kreise nichts zu suchen, und sie finden da auch in der Regel keine Statt oder nur dann, wenn sie von öffentlichem Interesse sind; wenigstens wird es in Deutschland meistens so gehalten, und so verlangt es die geltende Berufsmoral des Standes. Auch hierbei wirkt ein Seitenblick auf die Fachpresse erhellend; die Tageszeitung befriedigt viel mannigfachere Bedürfnisse und dient vielfältigeren Interessen als irgendein Fachblatt, sie kann sich dementsprechend einer einzelnen Berufsgruppe, und sei sie noch so ansehnlich, nicht so annehmen, wie Fachblätter das können und müssen; noch weniger aber kann sich die Zeitung einem einzelnen, einer privaten Person widmen, ohne Rücksicht auf die andern Leser.

Eine besondere Steigerung, aber auch Verengerung des Privaten stellt das *Intime* dar. Dazu gehören vor allem die Vorgänge des häuslichen und familiären Lebens, das rein Menschliche zwischen Mann und Frau, Kindern und Eltern, Geschwistern usw. Hier ist der Unterschied und Abstand vom öffentlichen Leben besonders groß, und hier ergeben sich deshalb besonders heikle Grenzen auch für die Presse. Wenn die Zeitung vor allem Dinge des öffentlichen Interesses darstellen will und soll, so muß sie darauf achten, daß dieses Interesse nicht mit den privaten Rechten und Bedürfnissen der einzelnen kollidiert;

Digitized by Google

das kann besonders empfindlich sein, wenn es sich um intime Dinge handelt, die nur einen oder zwei oder auch drei Menschen angehen. Wir können uns hier in der Kürze aber nicht auch noch mit der negativen Abgrenzung des Rechts der Presse auf Vertretung öffentlicher Interessen beschäftigen, obwohl das eine wichtige Aufgabe der Theorie bleibt.

Den Gegensatz nun zu Privatangelegenheiten bezeichnet der Begriff der *öffentlichen Angelegenheiten*, der ja ebenfalls eine große Rolle in den Erörterungen über die Aufgaben der Presse spielt. Was sind öffentliche Angelegenheiten? Gilt alles das von ihnen, was wir bisher von dem Begriff Öffentlichkeit überhaupt festgestellt haben? Nein. Denn nicht alles, was irgend einmal durch die Presse öffentlich werden kann, wird damit schon zur öffentlichen Angelegenheit in dem prägnanten Sinne, den das Wort gewöhnlich hat. Sonst wäre jedes Jubiläum eines Privatmannes, jede goldene Hochzeit vielleicht, die ins Lokalblättchen kommt, eine öffentliche Angelegenheit. Man wird solche Dinge nicht rigoristisch aus jeder Zeitung verbannen wollen, in kleinen Orten etwa, wo ein solcher Privatmann allgemein bekannt ist, interessiert dergleichen viele Leser, da fehlt also der peinliche Beigeschmack einer rein privaten Reklame. In größeren Verhältnissen werden solche Mitteilungen denn auch seltener, weil die Presse nicht der Eitelkeit oder dem Vorteil einzelner, sondern allgemeinen Bedürfnissen dienen will und soll. Das können nun zwar auch Bedürfnisse der Unterhaltung sein, deren Recht an die Presse keineswegs zu bestreiten ist, es können aber auch öffentliche Angelegenheiten in jenem spezifischen Sinne des Wortes sein, der uns im Augenblick beschäftigt, und diese nehmen tatsächlich einen weiten Raum in den Zeitungen ein. Es sind eben Angelegenheiten, die ihrer Natur nach auch besonders geeignet und berechtigt erscheinen, durch die Presse öffentlich bekanntgemacht zu werden.

Öffentliche Angelegenheiten in diesem Sinne sind also Sachen, die ein tatsächliches, wenn auch nicht immer bewußtes Anliegen aller oder vieler bilden, die alle oder viele angehen, ihr Wohlergehen berühren, die ihnen also jedenfalls am Herzen liegen müßten, wenn sie Bescheid wüßten. Und hier besteht schon eine wichtige Aufgabe der Presse darin, dies allen klarzumachen: vestra res agitur. Öffentliche Angelegenheiten solcher Art sind nicht bloß Aufgabe der mit ihrer Regelung Beauftragten, die staatlichen Dinge etwa sind nicht nur die sozusagen private Berufsangelegenheit der unmittelbaren Staatsdiener, sondern jeder Staatsbürger wird davon betroffen. Für diese Art Öffentlichkeit ist also der Gegensatz zum Privaten maßgebend.

Diese Dinge sind nicht jedem Privatmann zugänglich, z. B. die Angelegenheiten der staatlichen Verwaltung: nicht irgendein Beliebiger kann Einsicht in alle Akten oder Anteil an ihrer Bearbeitung verlangen, die Erledigung dieser Art Obliegenheiten kann, wie das Beispiel der Beamten zeigt, sehr wohl in der Hand eines geschlossenen Kreises von Menschen liegen; sie kann auch zum Teil geheim bleiben, denn nicht alle Einzelheiten interessieren die Kontrollorgane. Auch heute noch gibt es viele öffentliche Angelegenheiten, die für das Volk, aber nicht durch das Volk erledigt werden können. In früheren Zeiten vollends, als es Kontrolle von unten noch gar nicht gab, als die Regierung des Staates absolut und die Verwaltung bureaukratisch war, blieben beide fast ganz geheim. Und

Digitized by Google

doch gingen sie die Staatsbürger oder, wie es damals hieß, die Untertanen nahe an, z. B. als Steuerzahler, kamen ihnen aber auch zugute, gaben ihnen eine gewisse Sicherheit für Leib und Leben, Hab und Gut usw. Es waren also in diesem inneren Sinne auch damals schon, trotz aller Geheimniskrämerei der obrigkeitlichen Methoden, öffentliche Angelegenheiten. Heute sind sie das erst recht, heute ist eben ernst gemacht mit dem Gedanken, daß diese Dinge alle angehen und daß ihre Besorgung allen zugute kommen soll, daß grundsätzlich alles für das Volk geschehen soll und zum guten Teile, wenn auch nicht erschöpfend, durch das Volk. Damit ist auch die Öffentlichkeit dieser Dinge im äußeren Sinne gegen früher sehr erweitert, sie sind für kritische Nachprüfung zugänglich, der früher luftdicht verschlossene Betrieb ist aufgeriegelt, was einst Geheimnis blieb, wird allgemein bekannt. Heute werden die Behörden kontrolliert nicht bloß von andern staatlichen Organen, wie den Parlamenten, auch von freien Organen des Volkes, wie der Presse, die ihrerseits wiederum auch noch die staatlichen Kontrollorgane kontrolliert. Und daß die Presse zu allen diesen Aufgaben einen andern Beruf hat als irgendein bloßer Privatmann auch unter demokratischen Verhältnissen für sich geltend machen kann, das aufzuweisen ist zum guten Teil das Ziel dieser Arbeit.

Heute sind Staatsangelegenheiten zugleich Sache des Volkes. Und manche öffentlichen Angelegenheiten sind überhaupt nicht Staatsangelegenheiten. Außer den staatlichen gibt es andre öffentliche Angelegenheiten, die nicht durch Beamte oder amtlich Angestellte wahrgenommen werden, und beides gleichzusetzen wäre eine unzulässige, freilich häufig vorkommende Verengung, die einen bloßen Ausschnitt für den Umkreis des Ganzen ausgibt. Solche Verwechslung mag naheliegen, weil bei den Staatssachen nicht bloß die Materien öffentlich sind, das heißt alle angehen, sondern auch die Mandatare oder Funktionäre, die damit betraut sind, obrigkeitlichen Charakter tragen; dieser schien lange der einzige öffentliche Charakter zu sein, den man denken konnte, so lange eben, als der absolute Staat herrschte und alle öffentlichen Angelegenheiten zu regieren beanspruchte. Heute steht daneben z. B. das große Gebiet der kommunalen Selbstverwaltung. Auch da handelt es sich um Geschäfte von Gemeinschaften, größeren und kleineren, und ihre Angelegenheiten haben öffentlichen Charakter. Es braucht sich ja bei öffentlichen Dingen durchaus nicht immer nur um die größten Gemeinschaften, etwa die Volksgemeinschaft oder den Staat zu handeln, der Begriff Öffentlichkeit ist, wie wir bereits hörten, graduell zu verstehen, niemals absolut, denn er umfaßt viele Abstufungen. Und einer der wichtigsten Kreise voll von öffentlichen Problemen ist die Stadt. Auch hier dreht es sich im Gegensatz zu privaten Belangen um „das, was von der Gemeinschaft und für dieselbe geschieht", wie es Lorenz von Stein in seiner Arbeit „Große Stadt und Großstadt" ausgedrückt hat[1]. Solche Geschäfte hat es nun schon lange gegeben, ehe es eine Öffentlichkeit im Sinne allgemeiner Kenntnis von den Einzelheiten der Verwaltung gab, aber auch jene, sozusagen innere, Öffentlichkeit hat sich erst allmählich heraus entwickelt aus privaten Domänen einzelner Geschlechter oder eines kleinen Kreises solcher alten Familien.

[1] Zuerst erschienen in „Nord und Süd", April 1890.

Digitized by Google

„Das große Prinzip bricht sich unwiderstehlich Bahn, daß alles, was diese Gemeinschaft für ihre Mitglieder tut, für alle gleich zugänglich sein müsse", das heißt praktisch zugänglich, der Nutznießung, noch nicht so sehr der Kenntnisnahme vom Gang der Maschine. Diese zweite Art von Öffentlichkeit ist noch moderner, geht dann freilich mit jener ersten zusammen und sorgt durch ihre Kontrolle dafür, daß die andre, innere Art von Öffentlichkeit immer mehr durchgeführt wird. Auch dabei hilft die moderne Presse wesentlich mit. Sie sorgt also sozusagen in doppeltem Sinne dafür, daß die öffentlichen Angelegenheiten wirklich öffentlich werden: sie macht sie nicht bloß allgemein bekannt, sie schafft auch an ihrem Teile mit, daß die öffentlichen Geschäfte in einem innerlich öffentlichen Geiste betrieben werden, daß also ihre Erledigung allen zugute kommt.

Auf dem Gebiete der Wirtschaft oder also im sogenannten Handelsteil der Zeitung zeigt sich ein ähnlicher Unterschied zwischen den Gesichtspunkten des privatwirtschaftlichen Vorteils und des volkswirtschaftlichen Gemeinnutzens. Auch da hat die Zeitung Dinge von größerem öffentlichen Belang, das heißt weiterem Umkreis der Wirkungen, unter Umständen über das Interesse einzelner oder beschränkter Kreise zu stellen. Natürlich gibt es auch Übergänge vom Privaten zum Öffentlichen, da ja das Öffentliche, wie wir hörten, viele Grade haben kann. Ein enger Zusammenhang beider Sphären wird namentlich dann vorhanden sein, wenn es sich um größere Gruppen von Privaten handelt; je zahlreicher diese werden, desto öffentlicher sind auch die Interessen, die sie verbinden, und desto allgemeiner der Anteil, den sie erregen. In der Wirtschaft ist es beliebt, Privatinteressen für allgemeine und öffentliche auszugeben, nicht immer mit Recht, aber auch nicht immer zu Unrecht. So kann ein privatwirtschaftlicher Betrieb oder Konzern mit zunehmendem Umfang auch an relativer Öffentlichkeit gewinnen und schließlich so groß werden, daß er beinahe überwiegend zur öffentlichen Angelegenheit wird, indem seine Wirkungen auf andre, Angestellte und Arbeiter, Lieferanten und Kunden, so umfassend, vielfältig und bedeutend werden, daß der Charakter des Privatbesitzes dahinter fast zurücktritt. In solchen Fällen hat die Presse sorgfältig abzuwägen und nach bester Überzeugung den weiteren Interessen mehr Raum und Recht zu geben als den Sonderwünschen, bei gleicher Wichtigkeit des Inhalts natürlich, denn es kann auch ein ernstes und dringliches Anliegen eines engen Kreises einem nebensächlichen oder gleichgültigen Interesse vieler andrer gegenüberstehen. Das alles ist zu berücksichtigen, die Entscheidung also manchmal nicht leicht, aber ceteris paribus hat für die Zeitung das Allgemeinere dem mehr Privaten vorzugehen, wie das Größere dem Kleineren. Gerade unter dem Gesichtspunkt der Öffentlichkeit ist das überzeugend: da für die Presse dieser Gesichtspunkt so wichtig ist, wird sie ganz natürlich und wie selbstverständlich von der weiteren Sphäre mehr angezogen.

So gilt auch von der Zeitung im ganzen, was von der Erziehung gesagt worden ist: sie wendet sich zunächst an den einzelnen, ihr letztes Ziel aber ist die Gestaltung der Gemeinschaft. Das ist in der deutschen Presse als gültige Berufsethik anerkannt, und das wird auch weithin befolgt, die Redaktionen und auch die Verlage leisten einen guten Teil ihrer Arbeit in diesem Bewußtsein. Die Zeitung schreibt für einen so großen Kreis von Lesern,

Digitized by Google

daß sie leicht und gern so spricht, als ob sie sich „an alle“ wendete. Dies ist nicht immer bloß bewußte Fiktion, es ist auch naheliegende Illusion, und man soll es nicht nur als Anmaßung beurteilen; es steckt auch ein ideales Moment darin, und der Erfolg kann ebenfalls im Sinne aller gut sein. Die Zeitung strebt ja schon um ihrer selbst willen zu immer weiterer Ausdehnung ihres Wirkungskreises, aber dieser Drang zur möglichst großen Öffentlichkeit hat die Folge, daß auch der Gesichtskreis des Blattes sich immer mehr weiten muß und daß es in seinem ganzen Wirken immer umfassender wird. Die Zeitung, die schon in der Mannigfaltigkeit ihres Stoffes universell sein muß, kann nun auch in den Gesichtspunkten der Beurteilung annäherungsweise universal werden und so den Sinn für das Ganze beleben und stärken, für die Zusammenhänge der menschlichen Gesellschaft, der Volksgemeinschaft im besonderen und des Staates, wie für den ganzen Komplex der sachlichen Kultur. Sie wirkt dann im Sinne der Sozialethik und Kulturethik oder auch der Sozialpädagogik und Kulturpädagogik, die man von Individual- und Persönlichkeitsethik und -pädagogik unterscheidet. Zwar wird die einzelne Zeitung immer begrenzt bleiben, im Leserkreis wie im Umkreis ihrer Interessen, sie kann niemals wirklich die Totalität des Volkes oder seiner Kultur widerspiegeln: aber die ganze Presse eines Landes kann das und tut es auch in immer zunehmendem Maße, und auch das einzelne Organ kann sich jederzeit im Dienste einer großen Gemeinschaft fühlen. Das ist dann die höchste Steigerung des Gedankens der Öffentlichkeit.

An den Gegensatz des Öffentlichen zum Privaten hat man nun nicht selten ausschließlich gedacht, wenn man sich um die Klärung des Begriffs der Öffentlichkeit bemühte. Das hing damit zusammen, daß man vor allem an das öffentliche Interesse gedacht und nicht den Begriff öffentlich weiter gefaßt hat. Jener Gegensatz gliedert ja auch das ganze Gebiet des Rechts, das eben mit Interessen zu tun hat und in privates und öffentliches geschieden wird. Die Unterscheidung geht zurück auf Ulpian, und der betreffende Satz lautet: publicum jus est, quod ad statum rei Romanae spectat, privatum, quod ad singulorum utilitatem. Sunt enim quaedam publice utilia, quaedam privatim. Heute rechnet man zum öffentlichen Recht das Staatsrecht, Strafrecht, Prozeßrecht, Verwaltungs-, Kirchen- und Völkerrecht[1]. Es gehören also zum öffentlichen Recht alle Rechte und Pflichten, die mit der Aufrechterhaltung der allgemeinen Ordnung im Staat und im öffentlichen Leben überhaupt zu tun haben, und deren Wahrung von staatlichen Organen spontan durchgesetzt oder erzwungen wird, während Privatrechte nur von den berechtigten Individuen wahrgenommen werden. Der Unterschied beider Sphären ist nicht absolut, nicht ausschließend, und man braucht, wie wir schon sahen, keinen ständigen Gegensatz zwischen individuellen und öffentlichen Lebenszwecken zu konstruieren, sie können sich vertragen, ja einander fördern, aber ein Unterschied bleibt natürlich, wenn auch die sozialistische Doktrin bestrebt ist, ihn zu überbrücken oder zu verwischen. Wir müssen auf die Unterscheidung und ihre Schwierigkeiten eingehen.

[1] Auch das Presserecht gehört wenigstens zum Teil dahin, namentlich das eigentliche Pressegesetz, während Urheber- und Verlagsrecht zum Privatrecht zählen.

Digitized by Google

Für manche sozialistischen Theoretiker ist die öffentliche Wohlfahrt nichts andres als Wohlfahrt aller einzelnen, und zwar die Summe ihrer privaten Interessen[1]. Da liegt eine unzulässige Gleichsetzung vor, die man mit Rousseaus Unterscheidung von volonté générale und volonté de tous abwehren kann. Das Allgemeinwohl ist eben nicht bloß die Summe des Wohles aller, sondern noch einiges andre, und öffentliche Verwaltung, öffentliche Finanzen, Heeresmacht usw. dienen nicht nur ganz privaten, gleichsam familiärintimen Interessen der einzelnen. Gewiß sind für die Massen staatliche Machtmittel vielfach nur Mittel zu nichtstaatlichen Zwecken, und ihre eigene Teilnahme an der Leitung des Staates mag ihnen meist nur Mittel für ihre privaten Ziele sein, und zwar, wie Menger meint (Seite 20) wohl gar nur für ihre ganz persönlich intimen, allgemein-menschlichen Anliegen wie Nahrung, Kleidung, Wohnung, persönliche Sicherheit, Familienleben, geistige Unterhaltung und Ausbildung; aber das gilt nicht für alle Volkskreise, und für den Staat selber liegt die Sache entschieden anders, ja für seine Organe steht es subjektiv bisweilen umgekehrt, und mit Recht. Wenn Menger meint, das, was bisher öffentlich hieß, sei für die Massen nur zweiten Ranges (Seite 21), so mag dies sein, kann aber für die Organe des öffentlichen Lebens nicht maßgebend sein. Jene allgemeinen Einrichtungen sind nicht etwa überhaupt minderen Ranges als die privaten, oder eben nur nach dieser sozialistischen Auffassung. Gewiß ist früher das allgemeine Wohl oft mit privaten Interessen herrschender Klassen gleichgesetzt worden, aber es ist eine Irrlehre, daß öffentliche Interessen überhaupt nur die privaten der jeweils herrschenden Klasse seien, wie Menger ebenfalls meint.

Wohl sind die Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre gleitend, und daraus ergeben sich für die Presse besondere Schwierigkeiten und auch besondere Pflichten der Sorgfalt bei Abwägung beider Arten von Interessen. So ist unsre heutige Abgrenzung, etwa auf dem Gebiete des Eigentums, anders als sie noch vor 50 Jahren war, heute steht z. B. in der deutschen Reichsverfassung „Eigentum verpflichtet". Und sicher ist nach heutigen Begriffen in dem öffentlichen Wohl die Summe der privaten Wohlfahrt mit enthalten, aber jenes ist noch etwas mehr als diese Summe.

Auch nichtsozialistische Theoretiker, wie etwa Georg Jellinek, heben hervor, daß zwischen privatem und öffentlichem Recht keine feste Scheidewand besteht. „Eingehendere Betrachtungen ergeben, daß nicht das abstrakte, von allen sozialen Beziehungen isolierte Individuum Träger des Privatrechts ist, sondern das gesellschaftliche Mitglied, das vom Staate als Persönlichkeit anerkannt ist. Alles Privatrecht ist darum Sozialrecht. Es kann sich bei den einzelnen Rechtsverhältnissen nur darum handeln, ob ein individuelles oder soziales Interesse bei seiner Normierung durch das objektive Recht überwogen wird. Auch alle sozialen und daher auch die staatlichen Interessen lassen sich von Individuen gänzlich losgelöst nicht denken. Alle soziale und staatliche Tat kommt schließlich Individuen zugute oder soll das wenigstens tun. Alle Privatrechte sind mit einem öffentlich-rechtlichen Anspruch auf Anerkennung und Schutz verbunden. Daher ruht das ganze Privatrecht auf

---

[1] So Anton Menger, Neue Staatslehre. 2. Auflage 1906.

Digitized by Google

dem Boden des öffentlichen Rechts. Diese Erkenntnis lehrt a priori, wie schwer es sei, die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Recht im einzelnen Falle festzustellen. Wie die Grenze gezogen wird, hängt von der gesamten Entwicklung der Anschauungen eines Volkes über das Verhältnis des Staates zum Privatrecht ab[1]."

Nun, was hier vom Recht gesagt wird, gilt auch sonst von der Abwägung privater und öffentlicher Belange; und auch zu einer bestimmten Zeit kann die Entscheidung im einzelnen Falle strittig sein, denn die Meinung der Zeitgenossen über diese Trennung ist keineswegs immer einhellig. Da ergeben sich, wie gesagt, oft schwere Probleme für die Presse. Man sieht bereits hier, wie mühevoll und verantwortlich ihre Arbeit gelegentlich sein kann, wenn sie den von ihr selbst anerkannten Normen gerecht werden will[2].

II.

So hat man denn gelegentlich schon die Bestrebungen aufgeben wollen, über diese schwierigen Begriffe überhaupt zur Klarheit zu kommen. Auf der Jahrestagung des Deutschen Zeitungsverlegervereins 1927 hat z. B. der Besitzer und Chefredakteur der „Dresdner Neuesten Nachrichten", Professor J. F. Wollf, sich sehr skeptisch geäußert. Er fragte: „Was ist *öffentliches Interesse*? Dieser Begriff, so oft der Ausdruck auch immer angewendet werden mag, steht keineswegs fest. Man kann beinahe sagen, daß jeder, der ihn anwendet, eine andre Vorstellung davon hat. (Von der Anwendung oder von dem Begriff selber? Der Redner meinte offenbar das erste, denn er fuhr fort): Der politische Schriftsteller und Kritiker wird das öffentliche Interesse sehr viel weiter fassen, als etwa der Regierungsbeamte, und der von dem Kritiker in irgendeinem künstlerischen Gebiete getroffene Künstler wird kaum zugeben, daß das öffentliche Interesse es verlange, daß der Kritiker mit solcher Schärfe sich mit dem Kunstwerk oder einer Leistung auf dem Theater zu beschäftigen habe. Es ist zwar ein sehr viel gebrauchtes Wort, aber wenn man jemand fragt, wo fängt das öffentliche Interesse an und wo hört es auf, so vermag einem niemand darauf eine exakte Auskunft zu geben. Noch nie ist irgendwo durch einen Gesetzgeber genau umschrieben worden: Was ist das öffentliche Interesse?" Und der Redner meinte weiter, die Grenzen des sogenannten öffentlichen Interesses seien unbekannter als das Innere von Australien. Nun, begeben wir uns also entschlossen in dieses dunkle Gebiet, um es zu erforschen.

Sogleich erkennen wir ohne viel Mühe, daß Leute, die sich über die Anwendung des Begriffs „öffentliches Interesse" im einzelnen Fall — oder, wie die Logik sagt, über den Umfang des Begriffs — nicht einig sind, über den Inhalt des Begriffs oder seine Merkmale ganz wohl einig sein können. Die Anwendung im einzelnen Falle mag auch hier, bei unsern Untersuchungen, strittig sein und bleiben, darum kann doch der Begriff so

---

[1] Allgemeine Staatslehre, 3. Auflage, Seite 384 ff.

[2] U. a. lautet der erste Satz des allgemein verbindlichen Tarifvertrages, den die Reichsarbeitsgemeinschaft der Deutschen Presse am 9. Januar 1926 abgeschlossen hat: „Die Zusammenarbeit von Verleger und Redakteur ist bedingt durch die Pflicht zur Wahrnehmung öffentlicher Interessen durch die Zeitung."

Digitized by Google

geklärt werden, daß man ein ziemlich allgemeines Einverständnis über ihn erreicht. Ob man dabei zu einer „exakten" Antwort kommt, soll uns wenig kümmern, wir sind ja hier nicht in der messenden und rechnenden Naturwissenschaft, sondern haben es mit einer Kulturerscheinung zu tun, und solche sind niemals exakt zu fassen. Wie sehr eine Klärung jenes Begriffs notwendig ist — auch deshalb, damit die Tatsache, daß die Presse öffentliche Interessen wahrzunehmen hat, allgemeiner erkannt und anerkannt werde als bisher —, darüber ist man sich in der Zeitungspraxis ebenso klar wie in den Kreisen der Theoretiker. Niemand hat das in den letzten Jahren stärker und öfter betont, als der ehemalige Chefredakteur der „Kölnischen Zeitung", Ernst Posse. Auch er hat freilich für seine Person resigniert, das Ziel zu erreichen, denn er sagte in einem, bald nach jener Dresdner Rede erschienenen Aufsatz in der „Deutschen Presse" (Nummer 28 des 17. Jahrgangs): „Herr Wollf weiß nicht, was öffentliches Interesse ist. Ich auch nicht. Was heißt überhaupt öffentlich? Was Interesse?" Aber er betonte erneut, daß an der Tatsache doch nicht zu zweifeln sei, es gebe doch öffentliches Interesse, der Begriff beeinflusse entscheidend unser soziales und privates Leben, und er sei für die Zeitung von der größten Bedeutung. „Nur müssen wir, wie mir scheint", fuhr er fort, „darauf verzichten, sie (das heißt Begriffe wie den des öffentlichen Interesses) nach den Regeln des Aristoteles in logische Formeln zu pressen, die uns in jedem einzelnen Falle als Maßstab der Beurteilung dienen könnten. Diese proteusartigen Gebilde ertragen keine formalistischen Schnürbrüste." Dem kann man zustimmen, aber sehen wir nun zu, wie weit wir kommen mit dem Bemühen, wenigstens den Inhalt, wenn auch nicht die Anwendung des Begriffs festzulegen. Posses erste Frage „Was heißt öffentlich?" haben wir schon zum Teil beantwortet und werden im folgenden noch mehr dazu finden. Nehmen wir jetzt die zweite Frage auf: „*Was heißt Interesse?*"

Das Wort hat recht verschiedenen Sinn. Der Allgemeine deutsche Sprachverein hat 1901 nicht weniger als 700 Übersetzungen dafür angegeben, und Eduard Engel führt in seinem Buche „Entwelschung" etwa 100 an. Der am besten entsprechende und ähnlich allgemeine deutsche Begriff ist wohl das Bedürfnis. Interesse und Bedürfnis sind zwar nicht ganz dasselbe, aber das Interesse entsteht immer aus irgendeinem Bedürfnis, das ebenso mannigfacher Art sein kann wie jenes. Eine Übersicht über jene Verdeutschungen zeigt, daß sie aus den allerverschiedensten Lebensgebieten genommen sind, auf denen das Wort gebraucht wird, aus Wirtschaft, besonders Handel, Politik, Rechtsleben, Wissenschaften, vornehmlich Philosophie, Psychologie, Ethik, Pädagogik. Man kann sich eben für alles interessieren, für Naturerscheinungen und Kulturgüter jeder Art, und man kann natürlich das Interesse auch nach den Dingen einteilen, wofür die Menschen sich interessieren. Aber das bliebe eine rein stoffliche Unterscheidung und würde uns nicht weiter bringen, denn die Zeitung steht grundsätzlich jeglichem Inhalt offen, und die Frage, was daraus von besonderem öffentlichen Interesse wäre, würde dadurch nicht geklärt. Doch gehen wir einen Augenblick auf die Wortgeschichte ein. Das Lateinische kennt nur die Form „interest", das heißt: es ist von Bedeutung, oder es ist etwas daran gelegen. Das bleibt also ziemlich allgemein. Das Wort „interessant", das schon spezieller klingt, kommt erst im

Digitized by Google

Französischen vor und bedeutet anregend, anziehend, reizend, auch vergnüglich, bisweilen — auch im Deutschen — nicht mehr als das; dann ist das Interesse oberflächlich und vorübergehend, vielleicht nur spielerisch. Was jemand nur „interessant" findet, geht ihn oder seinen Lebenskreis meist nicht wirklich an[1]. Zuweilen berührt sich das Interessante mit dem Originellen, das auch nicht wirklich original zu sein braucht, oder mit dem Pikanten, das einen besonders zugespitzten Reiz ausübt, in der Presse aber immer eine Taktfrage bleibt; ein gewisser Zusatz davon tut einer Zeitung gut und schadet nichts, ein Mehr kann leicht gefährlich in jedem Sinne werden. Das gleiche gilt vom Sensationellen. Harmloser als diese Verschärfungen des Interessanten klingt es, wenn man sagt: das interessiert mich; aber dafür bleibt das häufig wesenlos, denn es bedeutet ebensooft eine nichtige Laune wie ernsthafte Teilnahme, etwas Konventionelles so gut wie etwas Wahrhaftes. Ein wirkliches Interesse entsteht aus Bedürfnissen mannigfachen Grades, das Wort bezeichnet also allerlei Abstufungen von Anteilnahme oder von Anlaß dazu; Dinge und Menschen verdienen ein Interesse in verschiedenem Maße, und so bezeichnet dieses Wort denn oft auch ein tieferes, nachhaltiges Verhältnis, nicht bloß eine flüchtige Aufmerksamkeit, sondern Sorgfalt, auch Neigung, ja Liebe zur Sache und zu Menschen. Ein solches Interesse wird geistig-seelisch nahrhaft, vielleicht auch geschäftlich einträglich, es bringt inneren oder äußeren Gewinn, es fördert, wie man sagt, das „wahre" Interesse.

Aber das Interesse kann nun auch von vielfältiger *Art* sein, je nach den menschlichen Verhaltungsweisen. Es kann zunächst subjektiv und objektiv, persönlich und sachlich, individuell und generell, weiter formal und inhaltlich, ideell oder materiell, theoretisch oder praktisch sein. Diese Begriffspaare sind nicht einfach einander parallel, sondern durchkreuzen sich auch.

Subjektiv ist ein Interesse, das jemand — es können auch viele sein — tatsächlich an etwas nimmt, ohne daß objektive, das heißt sachliche Gründe dafür vorhanden zu sein brauchen; subjektiv ist auch ein Interesse, das mehr den Gefühlsreflexen eines Tatbestandes gilt als diesem selbst. Objektiv dagegen ist ein Interesse, das sich mehr auf den Gegenstand selber richtet, und das zwar nicht alle zu teilen brauchen, das aber auch andre verstehen und vielleicht berechtigt finden; daher man in solchen Fällen zu sagen pflegt, der Betreffende handele aus einem wohlverstandenen Interesse oder in Wahrung berechtigter Interessen. Es handelt sich hier also um den Unterschied zwischen mehr subjektiver oder mehr objektiver Auffassung des Gegenstandes, zwischen größerer und geringerer Sachlichkeit. Beide Arten von Interesse können mehr oder weniger verbreitet sein, und so können beide auch unter Umständen zu öffentlichen Interessen werden.

Öffentlich sind also keineswegs bloß objektive Interessen, sondern auch subjektive, wenn sie eben allgemeiner verbreitet sind, etwa gar in großen Massen auftreten. Selbst die

[1] So sagt auch G. Lunk in seinem pädagogischen Buche über das Interesse Band I, Seite 247: „Ein Lehrer, der das wahre Interesse des Zöglings im Auge behält, wird in der Regel von ihm nicht ‚interessant' befunden, ein ‚interessanter' Lehrer jedoch braucht als solcher durchaus nicht immer ein guter zu sein." Das könnte auch von manchen Zeitungen und der Meinung ihrer Leser gelten. Weiter meint er, daß in der Schule „sogar das, was außerordentlichen Beifall findet, vielfach keinerlei tiefere Wirkung hinterläßt". Auch damit steht es in der Zeitung oft ähnlich.

Digitized by Google

ziemlich allgemeine Lust an Sensationen wird man ein öffentliches Interesse nennen müssen, aber ein lediglich oder doch fast ausschließlich subjektives ohne sachlichen Wert, bisweilen von entschiedenem sachlichen Unwert. Anderseits sind objektive Interessen noch nicht immer öffentliche Interessen, beides ist nicht dasselbe, es gibt auch objektive Interessen privaten Charakters. In jedem Fall ist ein objektives Interesse immer auch etwas sachlich, das heißt es erstreckt sich über die rein subjektiven Empfindungen und Gefühle hinaus, die etwa bei der bloßen Neugierde oder dem Klatsch und dergleichen sich befriedigen und an denen man sich da genügen läßt. In solchen Fällen ist denn auch das Wahrheitsinteresse herabgesetzt, das ja ein objektives sachliches Interesse ist, bei Sensationen und ähnlichem sind die bloß subjektiven Anregungs- und Aufregungsreize wichtiger und vielleicht für sich allein ausreichend. Schon hier ist klar, daß die lediglich persönlichen, subjektiven Interessen des Redakteurs bei seiner Arbeit nicht maßgebend sein dürfen, weder in der Auswahl des Stoffes noch in seiner Gestaltung. Das würde gegen die Verpflichtung zur Vertretung öffentlicher Interessen verstoßen. Ebenso klar aber ist, daß er nicht etwa glauben kann, mit der Befriedigung subjektiv öffentlicher Interessen, wie Freude am Skandal, den Sinn jener Verpflichtung zu erfüllen. Wohl ist Unterhaltung ein öffentliches Interesse legitimer Art, kann aber in der Zeitung auch nicht allein herrschen. Der bei der Auswahl des Stoffes so mannigfach mitwirkende und zu beachtende Unterschied des bloß Interessanten oder auch Amüsanten vom Wichtigen gehört gleichfalls hierher, das Wichtige ist eben objektiv von Belang. Das Leben ist nun einmal kein bloßes Amüsement, und die Zeitung will und muß das Spiegelbild des Lebens sein. Freilich kann das Interessante, Vergnügliche, ja das Lustige auch produktive Kräfte im Leser entwickeln und sogar ethischen Wert bekommen, wie die Freude überhaupt, deren ernste Rolle im Haushalt des Lebens kluge Menschenkenner gewürdigt haben; das Interessante kann ja auch inneren Anteil an den Gegenständen erwecken, nicht bloß Vergnügen an der Form, und dann ist sein objektiver Wert deutlich. Und eine Zeitung im besonderen soll interessant sein, das ist ihre Aufgabe, sie muß die Aufmerksamkeit fesseln, damit man überhaupt liest, was sie bringt, und die Mittel, das zu erreichen, sind mannigfach; diese Mittel sind nicht zu entbehren, wenn bestimmte Inhalte von objektivem Sinn, Gedanken, Gefühle, Willensrichtungen von öffentlichem Belang, den Lesern nahegebracht werden sollen. Aber die Gewissenhaftigkeit eines Blattes zeigt sich eben auch in seinem Verhalten zu der sachlichen Bedeutung der Nachrichten und dem Ernst der Probleme. Eine gute Zeitung wird bestrebt sein, das subjektive Interesse ihrer Leser auf objektive Interessen hinzulenken.

Ein subjektiv öffentliches Interesse besonderer Art wird begründet durch das Recht des einzelnen Staatsbürgers an den Staat. Dies ist natürlich von höchstem sachlichen Wert, und seine Wahrnehmung liegt durchaus im wohlverstandenen Interesse der einzelnen, oder sie ist ein so berechtigtes Interesse wie nur irgendeines, es ist eben zugleich objektiv begründet. Das Individuum ist als Glied der Volksgemeinschaft dem Staate gegenüber Rechtssubjekt, es hat nicht allein öffentliche Pflichten, sondern auch öffentliche Rechte. „Mitglieder des Staates sind die Gesamtheit der Staatsgenossen, das heißt derjenigen,

Digitized by Google

die rechtliche Ansprüche an die Staatsgewalt haben[1]". Dieser Gedanke ist auch für die Presse überaus wichtig. Der absolutistische Staatsbegriff kannte ein subjektiv öffentliches Recht noch nicht, er kannte nur ein öffentliches Recht des Staates an den einzelnen, der einzelne hatte bloß öffentliche Pflichten. Daher konnte auch die Presse damals nichts bedeuten. Erst die Erklärung der Menschenrechte brachte im 18. Jahrhundert die neue Vorstellung herauf, die in den Grundrechten der modernen Verfassungen dauernde Geltung bekommen hat. Diese Grundrechte sind subjektiv öffentliche Rechte. Dazu gehört auch die Preßfreiheit. Und wenn die Presse sich viel mit der Wahrnehmung der politischen Rechte durch die Staatsbürger beschäftigt, etwa mit der Ausübung des Wahlrechts, so vertritt sie subjektiv öffentliche Rechte andrer, ihrer Leser und darüber hinaus des Publikums überhaupt. Freilich ist das Wahlrecht nicht bloß ein subjektiv individuelles Recht, sondern zugleich eine objektiv öffentliche Funktion, denn der Wähler ist nach der seit langem herrschenden Auffassung auch Staatsorgan. Ebenso ist aber auch die Pressefreiheit nicht nur als subjektiv individuelles Recht der einzelnen Staatsbürger zu konstruieren, sondern zugleich als ein öffentliches Recht der Gesamtheit; denn auch die Presse ist als ein Organ, wenn nicht des Staates, so doch des öffentlichen Lebens, auch des politischen, anzusehen.

Nun ein andres Begriffspaar.

Individuell ist ein Interesse, das mehr vereinzelt, etwa gar singulär vorkommt, *generell* dagegen eins, das häufiger, allgemeiner verbreitet, vielleicht typisch oder auch kollektiv vorhanden ist. Welche von beiden Arten sich eher mit einem öffentlichen Interesse decken wird, ist ohne weiteres klar, und es ergibt sich hier sogleich, daß dieser Unterschied mit grundlegend für das Verständnis dessen ist, was auch in der Zeitung öffentliches Interesse bedeutet. Hier spielt das große und breite Problem „Individuum und Gemeinschaft" herein. Man setzt ja oft das öffentliche Interesse einfach mit dem allgemeinen Interesse gleich und identifiziert auch beide mit einem Gemeinschaftsinteresse. Dann hat das Wort öffentlich eine besonders soziale Bedeutung, die durchaus nicht selbstverständlich ist und nicht immer gilt. Ein allgemeines Interesse braucht noch nicht öffentlich in jedem Sinne zu sein, es kann allgemeine oder Gemeinschaftsinteressen geben, die geheim bleiben und auch bleiben müssen. Wohl gibt es umgekehrt keine Öffentlichkeit ohne eine gewisse Allgemeinheit, denn das Öffentliche ist immer etwas, was zwischen mehreren spielt oder auch für viele gilt; doch bleibt das Maß des Zusammenschlusses dieser mehreren oder vielen dahingestellt. Bei jener besondern Wendung aber, die dem Begriff öffentlich gegeben wird, denkt man an einen engeren Zusammenhang einer Menge, etwa gar an eine Masse in dem Sinne der Massenpsychologie, wonach die Masse eine Menge ist, die dicht zusammen ist. Solche Massenszenen sind gewiß ohne weiteres öffentlich, aber nicht alles Öffentliche hat diesen spezifischen Massen- und Gemeinschaftscharakter. Doch trotz solcher Vorbehalte bleibt der Begriff der Gemeinschaft fruchtbar auch in unserm Zusammenhang, wir kommen weiterhin darauf zurück.

[1] Jellinek, a. a. O. Seite 410. Er hat außerdem ein besonderes „System der subjektiven öffentlichen Rechte" geschrieben, 2. Aufl. Tübingen 1905; leider ist von der Presse darin kaum die Rede.

Digitized by Google

Die Zeitung ist eine öffentliche Einrichtung, insofern sie öffentlichen Zwecken dient, und darin liegt auch begründet, daß jedem einzelnen manches an ihr nicht gefällt. Sie ist eben keine Privatsache, die irgend jemandem genau auf den Leib passen könnte. Mit ihrer Lektüre ist es bisweilen ähnlich wie mit dem Fahren in der Eisenbahn oder Straßenbahn: auch das ist ungemütlicher als zu Hause zu sitzen, man ist nicht allein und nicht ungestört, und so stößt man auch in der Zeitung Zeile um Zeile auf die Interessen andrer Leute, man findet stets allerlei, wofür man sich nicht interessiert, vielleicht mehr als wofür man Interesse hat. Aber dafür interessieren sich wieder andre für das, was man selber gering schätzt, und sie gehen vorüber an dem, was man aufsucht. Dem einen ist etwa die Überfülle von Sportnachrichten lästig und verdrießlich, für andre bildet sie die Hauptattraktion des ganzen Blattes. Darum ist das Schelten auf die Zeitung häufig unverständig, weil es vom Standpunkt individueller Interessen geschieht, die in der Zeitung nicht allein maßgebend sein können. Trotz allem ist ihre Lektüre für jeden mannigfach notwendig wie das Fahren in der Eisen- oder Straßenbahn, und Toleranz ist die erste Tugend, die alle Benutzer solcher Einrichtungen nötig haben.

Weiter gibt es ein *formales* Interesse, das aus einem Bedürfnis seelisch-geistiger Kräfte entsteht, sich überhaupt zu betätigen, an irgendwelchem Stoff, und ein *inhaltliches* Interesse, das sich auf einen bestimmten Gegenstand richtet. Dieser Unterschied geht ja vom primitivsten bis zum kultiviertesten Erlebnis. So spielt auf einer niederen Stufe des sexuellen Verlangens das Individuum, an dem es sich befriedigen kann, nur als Geschlechtswesen eine Rolle, während auf höheren Stufen gerade das Individuelle immer mehr entscheidend wird. Ähnlich im Geistigen. Wenn z. B. Aristoteles im Anfange der Metaphysik sagt: „Alle Menschen streben von Natur nach Wissen, das beweist die Freude an den Sinneswahrnehmungen", so denkt er offenbar an jenes formale Interesse, das einem noch vagen Bedürfnis entspringt, Organe zu brauchen, Energien zu rühren und zu üben. Dabei ist die Art des Stoffes mehr oder weniger gleichgültig. Das ist etwa der Zustand junger Kinder, auch noch im Fragealter mit seiner allgemeinen Neu- und Wißbegierde, kommt aber auch im Leben Erwachsener und auch bei Zeitungslesern vor. Diese Funktionslust, wie die Psychologie sagt, ist jedoch auch höherer Gestaltung fähig, wie denn dieser Begriff auch in der Ästhetik eine große Rolle spielt, und so kann denn auch in der Zeitungslektüre schon aus reiner Lust an der Regung geistiger Kräfte eine Freude an der Erweiterung des Gesichtskreises und schließlich auch am eigenen Denken und Urteilen sich ergeben, von dem Inhalt der Kenntnisse noch abgesehen. Daneben aber differenziert sich mit der feineren geistigen Ausbildung das Interesse für bestimmte Inhalte immer mehr. Auch hier ist leicht ersichtlich, in welcher Richtung eine größere Allgemeinheit des Interesses zu finden sein wird: nicht auf den Spitzen des geistigen und seelischen Lebens, sondern auf gewissen Durchschnittsniveaus, ja auch in den Niederungen des Primitiven. Trifft die Zeitung wirklich organisch begründete, allgemein menschliche Bedürfnisse oder vermag sie solche zu wecken und bewußt zu machen, so kann sie auf ein breites Publikum dafür rechnen, so erreicht sie große Publizität, so berührt sie starke öffentliche Interessen. Ein Beispiel ist der Sport, der während der letzten Jahrzehnte auch in der Presse sozusagen entdeckt und entwickelt worden ist.

Digitized by Google

Ein andres stark, wenn auch nicht ausschließlich, formales Interesse ist das ästhetische, das ja auch in der Presse eine große Rolle spielt, und zwar sowohl das Interesse an den künstlerischen Gebilden jeder Art, die in ihr referierend oder kritisch behandelt werden, wie das an ihrer eigenen literarischen Form oder Gestaltung für das Auge. Auch diese Interessen sind natürlich öffentliche Angelegenheiten, und die ästhetische Form der Zeitung selber gibt die Möglichkeit, manches interessant zu machen, was es an sich für viele Leser nicht ist. Mancher Inhalt, den sie langweilig finden würden, wenn er ihnen ohne eine besonders anregende Form geboten würde, mag er sachlich noch so wichtig sein, kann ihnen durch die Form nahegebracht werden, so daß er ihnen interessant wird; mancher schwierige Gedankengang, auf den sie sich nicht einlassen würden, wenn er lediglich mit inhaltlichem Interesse vorgetragen würde, fesselt sie, wenn ihnen der Weg durch gefällige Form leicht gemacht wird. So heißt es im Wilhelm Meister vom Publikum, dort des Theaters: „Man lege ihnen (den Menschen) das Vernünftige und Schickliche auf eine interessante Weise vor, so werden sie gewiß danach greifen."

Von dem ästhetischen kann man nun das *praktische Interesse* unterscheiden. Jenes hat Kant als ein zweckfreies Wohlgefallen erklärt, weil es nichts andres sucht als die Freude an der Betrachtung des Gegenstandes, woraus bisweilen wohl der Wunsch entstehen kann, das schöne Ding auch zu besitzen, aber nicht entstehen muß, und jedenfalls ist dies dann etwas andres, weiteres, eben schon ein praktisches Interesse. Dieses ist durchaus zweckhaft, in der Praxis herrscht das Begehren, der Wille und der Erfolg, da herrscht auch der Streit, und die Stärke siegt. Praxis, also „Handeln", ist das Streben nach Aneignung oder Verwirklichung, denn praktisch ist das Interesse am Schaffen ganz allgemein, — insofern ist selbst das künstlerische Schaffen nicht mehr rein ästhetisch, sondern auch praktisch. Praktisch ist also nicht bloß das wirtschaftliche Interesse, sondern z. B. auch das politische, das über die bloße Betrachtung hinausgeht. Der politisch stärker Interessierte will ja mitmachen, mithelfen, eingreifen, sei es im Parteileben oder in der Selbstverwaltung usw. Und so gehört denn auch zu den Aufgaben der Zeitung, den politischen und kommunalpolitischen Sinn auszubilden, nicht allein durch Vermittlung von Kenntnissen und durch Förderung des Verständnisses und Urteils, sondern auch durch Anregung und Aneiferung zu tätiger Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aller Art.

Das praktische Interesse spielt in der Zeitung naturgemäß und mit Recht eine besonders große Rolle, eine viel größere z. B. als das rein *theoretische Interesse*, das ebenso wie das ästhetische von andern Zwecken als denen der reinen Betrachtung frei ist, zwar weiterhin auch praktischem Nutzen dienstbar gemacht werden kann, aber in sich selber von solcher Rücksicht nicht gestört werden darf, wenn es seine Ziele erreichen soll. Das ist die Sphäre der Wissenschaft, aber weniger der Zeitung, obwohl die Wissenschaft auch in der Tagespresse ein geschätzter und unentbehrlicher Gast geworden ist und vielleicht immer mehr sein wird. Doch die ganze Atmosphäre, in der die Zeitung wirkt, ist mehr praktisch als theoretisch. Die Interessen des großen Publikums sind nun einmal nicht überwiegend theoretisch und werden es nie sein, es wäre auch für das Leben der Gesamtheit nicht gut, wenn es anders wäre. Das Dasein der Menschheit stellt mehr Forderungen andrer Art.

Digitized by Google

Die rein geistige Haltung des Denkers und Forschers wird seit langem nach der natürlichen Arbeitsteilung der Gesellschaft in besonderen Berufen gepflegt, der Durchschnittsmensch aber ist vor allem praktisch angelegt und gerichtet. Schon darum ist es, nebenbei bemerkt, so grundfalsch, die Zeitung mit wissenschaftlichen Maßstäben zu messen, von den ganz verschiedenen Arbeitsbedingungen auf beiden Seiten noch abgesehen; es ist irrig, die Gesinnung des Wissenschaftlers von dem Redakteur zu verlangen und sein Arbeitsprodukt immer nur auf Wahr oder Falsch zu prüfen und danach zu werten. Der Wahrheitssinn der Presse ist, ganz selbstverständlich, anders als der hochgezüchtete und raffiniert verfeinerte des wissenschaftlichen Menschen, für den dieser Sinn die Grundlage der Berufsehre ausmacht, die Zeitung bleibt auch in ihrem Wahrheitsstreben dem praktischen Leben viel näher und erkennt in ihrer Berufsmoral noch andre Ziele an, vor allem eben die Wahrnehmung öffentlicher Interessen überhaupt, und das heißt vor allem gerade auch die Beförderung „öffentlicher *Zwecke*".

Praktische Angelegenheiten können von besonders dringlicher Wichtigkeit, ja von vitaler Bedeutung auch innerhalb der öffentlichen Interessen sein. Und durch die Verbreitung der Wirkungen über einen größeren Kreis können sie die bloß egoistischen Interessen einzelner oder kleinerer Gruppen weit überwiegen und mit Recht verlangen, auch in der Zeitung jenen vorzugehen oder übergeordnet zu werden. Wir sprechen in solchem Falle, auch in der Presse, oft von dem Gegensatz der sogenannten „Interessenten" zu dem Gesamtinteresse und meinen mit jenen eben private Interessen, die ordnungsgemäß dem höheren Interesse aller zu weichen oder sich einzufügen haben. Aus diesem Widerstreit einander entgegenstehender praktischer Ansprüche entsteht bisweilen ein innerer oder auch äußerer Kampf von besonderer Schwere und Heftigkeit. Das gilt besonders in materiellen, wirtschaftlichen Dingen, die natürlich auch in der Presse einen entsprechenden Raum finden wie im Leben. Und damit kommen wir zu dem letzten Begriffspaar, das wir zu untersuchen haben: *materielles* und ideelles Interesse. Beginnen wir mit dem ersten.

Die Presse erfüllt nicht bloß ideelle Bedürfnisse, denen für eine robuste, freilich allzu grobe Auffassung noch etwas von Luxus anhaften könnte, die Zeitung dient auch dem materiellen Leben, das ja für viele das eigentlich reale ist, an dessen Ernsthaftigkeit jedenfalls am wenigsten gezweifelt wird, dessen öffentliche Bedeutung also auch von vornherein außer Frage steht. In der Tat eignet den materiellen Interessen oft ein besonderer Ernst dadurch, daß sie nicht bloß freiwillig verfolgt werden, wie manche ideellen, und daß der Zwang, der dahinter steht, nicht nur der Drang zum Schaffen ist, den auch das ideelle Leben kennt, sondern oft die Not. Die Notwendigkeit, die hier vielfach herrscht, ist nicht bloß innere, sondern auch äußere, ist häufig Kampf ums Dasein, um die physische und soziale Existenz. So angesehen, eignet diesem Gebiet allerdings ein absonderlicher Ernst, und auch für diese Sphäre ist die moderne Presse von höchster Wichtigkeit. Ihre bisweilen aufgeregte Betriebsamkeit, die Ästheten, bloßen Theoretikern und andern dem praktischen Leben, dem Leben der Notdurft fernstehenden Beurteilern oft als etwas Befremdendes und Überflüssiges erscheint, ist in Wahrheit unentbehrlich und genügt vielfach

Digitized by Google

nur den Anforderungen, die das materielle Leben an sie stellt. Die Zeitungen treiben damit keinen Unfug, sie jagen mit ihrem Hasten nicht hinter sportlichen Rekordidealen her, sie tun mit der Fülle ihrer Berichterstattung selten mehr als sie müssen, sie verpulvern kaum geistige und wirtschaftliche Kräfte in unökonomischer Art, sondern sie bilden ein wesentliches Glied in der modernen Volkswirtschaft und in der Politik, der staatlichen wie der kommunalen, die ja beide ebenfalls weithin unter wirtschaftlichen Antrieben stehen. Es sind also nicht bloß ideelle Interessen höherer oder niederer Art im Spiel, wenn die Zeitungen das Netz ihrer Berichterstattung über den ganzen Erdball immer weiter und zugleich immer enger spannen, es stehen ebenso starke und vielleicht noch stärkere materielle Interessen dahinter, und zwar keineswegs etwa nur materielle Interessen der Zeitung, sondern der Leser, des Publikums, des Wirtschaftslebens. Die Öffentlichkeit in der Welt nimmt immer mehr zu, weil der Verkehr von Menschen, Waren und Nachrichten immer stärker und wichtiger wird, weil die objektiven, praktischen Beziehungen der Länder und Völker immer weiter greifen und zugleich immer enger werden, und zwar nicht zum wenigsten unter dem Druck wirtschaftlicher Motive. So ist die Entwicklung der Öffentlichkeit am weitesten gediehen in Amerika, wo auch das Wirtschaftsleben in gewissen spezifisch modernen Richtungen am weitesten vorgeschritten ist, aber die ganze Welt wird immer öffentlicher, immer mehr ist innerlich und äußerlich alles mit allem verbunden, es gehen immer mehr Dinge immer mehr Menschen an, und immer allgemeiner wird die Erde überall zugänglich, namentlich auch für den Nachrichtendienst. Politische Vorgänge vom einen Ende der Welt können dank dem Welthandel, dem Weltverkehr und namentlich auch dem Nachrichtenverkehr der modernen Presse ökonomische Bedeutung für große Kreise der Zeitungsleser auf der andern Seite des Erdballs bekommen, von der Staatsregierung bis herab zum einzelnen Privatmann, für die Geldbesitzer, die Exportinteressenten, die Berufe, die mit dem Import zu tun haben, aber auch für Erwerbsgruppen, die von Ein- und Ausfuhr weniger unmittelbar berührt werden, und es ist oft von entscheidender Bedeutung für sie alle, rechtzeitig von alledem zu erfahren. Und noch mehr Leute werden von den eigentlich wirtschaftlichen Ereignissen betroffen, von Rekordernten wie Mißernten, aber auch Naturkatastrophen andrer Art können zur Grundlage für die Geschäftspolitik, für Kalkulation und Betriebsgestaltung in Landwirtschaft und Industrie werden und Einfluß auf die Lebensgestaltung von Unternehmern, Angestellten und Arbeitern bekommen.

Natürlich vertritt die Presse nicht die Interessen andrer Leute, ohne dabei auf ihre Kosten zu kommen und die wirtschaftliche Existenz ihrer Angehörigen zu sichern. Man hat das seltsamerweise bisweilen paradox finden wollen, und zwar sind es auch Wirtschaftstheoretiker gewesen, die hieran Anstoß nahmen und etwa von Händlern und Wechslern im Tempel sprachen. Ist jenes Verhältnis nicht gerade unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten vollkommen selbstverständlich? Umsonst arbeitet nicht einmal der Staat, der doch lediglich für öffentliche Interessen da ist, ausschließlich der Allgemeinheit dienen soll, aber er kann das eben nicht ohne Gegenleistung tun. Niemand in der Welt arbeitet ohne Entgelt, von wenigen Philantropen abgesehen, die entweder selbst genug zum Leben und zum Wohltun

Digitized by Google

haben, oder denen Stiftungen zur Verfügung stehen. Wie kann sich jemand wundern, daß ein großer Berufsstand, mit vielen Tausenden von Angestellten und Arbeitern in jedem Land, mit großen Aufwendungen an beweglichem und unbeweglichem Kapital, nicht lediglich gemeinnützig arbeitet, sondern dabei die allgemein übliche Voraussetzung und Bedingung macht, daß er von seiner Arbeit existieren kann. Nur Phantasten können die Presse mit einem Apostolat vergleichen und so etwas wie die Gesinnung Johannes des Täufers von ihr verlangen, der nur einem andern den Weg bereitete, inzwischen von Heuschrecken und wildem Honig lebte und sich in Felle kleidete, oder die Gefühle des Heiligen von Assisi, des größten Antikapitalisten der Gesinnung, wie ihn Naumann genannt hat. Mit Propheten und Gründern von Bettelorden verglichen zu werden, dieser Ehrgeiz liegt der modernen Presse freilich fern.

Aber ebenso falsch wie solche Zumutungen ist nun die Meinung, daß die moderne Zeitung nur Geschäft sei wie irgendein andres, etwa die Produktion von Hosenknöpfen oder der Handel mit altem Eisen, und daß sie im Grunde auch nichts andres sein wolle. Das möglichst gute Geschäft ist nicht einmal der Hauptzweck aller Zeitungsunternehmungen, wenn auch vieler; die kapitalistischen Motive sind nicht einmal bei den Verlegern alleinherrschend und bei den Redakteuren und Mitarbeitern noch viel weniger oder oft gar nicht beteiligt. Ohne Gewinnstreben, ohne kaufmännische Kalkulation und ohne Profit kann keine Zeitung verlegerisch geführt werden, aber mit solchen Gesichtspunkten allein kann keine Zeitung redaktionell geführt werden, wenigstens keine gute und nicht einmal eine erfolgreiche. Die Motive, die außerdem dazu nötig sind, liegen eben in den öffentlichen Interessen mannigfacher Art, die wir hier betrachten. Es ist auch nicht so, daß etwa bloß das subjektive Interesse der Leser, am Ende die Neugierde, maßgebend wäre und lediglich als Mittel der Bereicherung für den Verleger diente. Es werden viele ganz andre und ernstere öffentliche Interessen wahrgenommen, und nicht nur als Mittel zu irgendeinem egoistischen Zweck. So ist das Leben nicht, so sind die wirklichen Menschen nicht, so sind nur die allzu abstrakten Typen einer lebensfernen Wissenschaft, deren Interesse dem Zeitungswesen und seiner Erkenntnis oft mehr geschadet als genützt hat.

Die Verleger haben noch andre Interessen als den Erwerb, und die Redakteure erst recht. Auch bei ihnen muß wohl, wie bei allem menschlichen Tun, der Egoismus beteiligt sein, aber es braucht nicht bloß materieller Egoismus zu sein; und ein bewußt rein persönlicher Egoismus wird überhaupt nicht die einzige Triebfeder sein, seine Befriedigung also auch nicht das eigentliche Ziel, dem alles andre in schlauer Berechnung untergeordnet würde; sondern er wird sich friedlich verbinden mit ehrlichen sachlichen und auch altruistischen Beweggründen[1]. Als ob Moral und Geschäft, ja Idealismus und Geschäft nicht auch sonst vereinbar wären. Es ist blasse und anmaßende Ideologie gegenüber der Wirklichkeit des Lebens, jeden Menschen, der verdienen will, als einen Feind des Ideals und einen Anhänger böser Mächte anzusehen, wie das gegenüber der Presse weidlich geschehen ist. Der Gemeinsinn wird nun einmal von den Menschen gewöhnlich nicht übertrieben,

[1] Ich verweise zur Ergänzung auf meine Leipziger Antrittsrede „Universität und Zeitungskunde", Seite 17.

Digitized by Google

er darf also auch in den Anforderungen der Theorie nicht übertrieben werden, so daß sie sich einen fiktiven Menschen konstruiert, der lediglich aus Gemeinsinn handeln könnte und sollte. Das ist allenfalls vereinzelten Individuen möglich, aber nicht vielen Tausenden eines großen Berufsstandes.

Private Geschäftsinteressen sind auch berechtigte Interessen, solange nicht größere Allgemeininteressen dadurch geschädigt werden oder sofern nicht unter dem Deckmantel öffentlicher Interessen ausschließlich private verfolgt werden, die öffentlichen also nur vorgespiegelt werden, um als Aushängeschild zu dienen. Solche Fälle sind bei uns tatsächlich seltener, als eine frühere Theorie, die mehr auf Möglichkeiten als auf Tatsachen sich stützte, annahm. Es genügt für die Erfüllung der öffentlichen Aufgaben der Presse vollständig, wenn deren Wahrnehmung nicht durch private Interessen unterdrückt oder um ihretwillen vernachlässigt wird — und das geschieht in der Regel nicht — und wenn in Konfliktfällen wichtige öffentliche Interessen den privaten vorangestellt werden, wie das in der deutschen Presse als Norm anerkannt ist und auch in der Regel geschieht. Übrigens geschieht es nicht bloß aus Berufsmoral, sondern gerade auch aus wohlverstandenem Geschäftsinteresse, das mit dem öffentlichen sich ganz gut verträgt, und darin liegt die beste Versicherung. Denn dieses Privatgeschäft, die Zeitung, hat eben die Wahrnehmung allgemeiner Interessen zum Inhalt, zum Gegenstand der Leistung, und die gute Erfüllung dieser Funktion wird daher zum wesentlichen Faktor für das geschäftliche Gedeihen. Auch der von manchen Theoretikern sogenannten Geschäftspresse Deutschlands, womit meist die parteilose gemeint ist, wird niemand, der die Dinge kennt, vorwerfen, daß sie allgemein etwa wichtige öffentliche Interessen verletze oder auch nur vernachlässige, also daß sie der Gesamtheit mehr Schaden als Nutzen bringe. Die Skandal-, Revolver- und Schmutzblätter aber spielen in der Tagespresse innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches eine erfreulich geringe Rolle. Sie sind Schmarotzerpflanzen, die nicht bloß auf Kosten öffentlicher Interessen leben, sondern gerade auch die normale, solide verwurzelte und dadurch in jedem Sinn gesunde Presse mannigfach schädigen.

Wie sehr die Presse im allgemeinen ihre eigenen Interessen in vielen Hinsichten zurückstellt, zeigt z. B. die Tatsache, daß sie, die doch die Hand am Hebel der Öffentlichkeit hat, für eigene Angelegenheiten die Öffentlichkeit weit weniger in Anspruch nimmt, als für die Interessen andrer Berufsstände. Wenn man einwerfen will, sie wahre eben ihren Vorteil im geheimen, so möge man bedenken, daß sie als Organ der Öffentlichkeit selber täglich im Lichte dieser Öffentlichkeit steht. Tatsache ist jedenfalls, daß in der Presse auffällig wenig von der Presse die Rede ist, weniger als im Theater vom Theater, in der Kirche von der Kirche, in der Universität von der Universität. Im besonderen vertritt die Zeitung ihre materiellen Interessen stillschweigend in den kaufmännischen Abteilungen, die sich um das Inseratengeschäft bemühen, aber nicht in den Textspalten, die sich an das allgemeine Interesse der Öffentlichkeit wenden. Auch in diesem Teile nimmt sie die materiellen Interessen andrer Berufsstände wahr, doch sie hält es nicht für guten Ton, ihre Leser mit den eigenen Angelegenheiten zu befassen, so sehr fühlt sie sich als Instrument des Publikums, als Diener der Öffentlichkeit.

Digitized by Google

So viel von den materiellen Interessen, die in der Zeitung zur Geltung kommen. Nun zu den *ideellen*, die in ihr nicht minder wichtig sind. Denn mögen materielle Antriebe beim Durchschnitt der Menschen stärker sein als ideelle, so werden doch vielleicht die Teile der Zeitung, die sich mit andern Dingen beschäftigen, noch mehr gelesen als etwa der Handelsteil und die Anzeigen, die eben doch zumeist dem Erwerbsleben im engeren Sinne, also bestimmten Berufsständen dienen. Darum sind die ideellen Interessen im weitesten Sinne für die Zeitung um so wichtiger, je mehr sie nach möglichst großer Öffentlichkeit strebt. Nur muß hier sogleich gewarnt werden vor einer Verwechslung der ideellen mit idealen Interessen, denn diese sind natürlich in der Masse der Menschen unvergleichlich weniger verbreitet als die realen oder praktischen. Was hier unter ideell gemeint ist, mag eine weitere Überlegung deutlich machen.

Es gibt ein intellektuelles Interesse, das noch nichts mit höherer Geistigkeit, etwa wissenschaftlichem Lerneifer oder gar Forschungsdrang zu tun zu haben braucht, oder ein ästhetisches, das noch keinen feineren Geschmack verbürgt, und dieses primitive Interesse ideeller Art kann vielen Menschen eigen, ja sozusagen allgemein menschlich sein. Man sieht leicht, daß dieses populäre Interesse in der Zeitung eine besonders große Rolle spielen wird, ja weitaus am meisten und übrigens auch am offensten zutage tritt, während manche materiellen Hintergründe oft verborgen bleiben, sei es, daß sie außerhalb des Wirtschaftsteils absichtlich verschleiert werden, sei es, daß die Nebenmotive oder auch die eigentlichen Antriebe unterbewußt bleiben. Jenes ideelle Interesse bedeutet nun, wie gesagt, noch keineswegs etwas besonders Hohes, Edles, Reines, Geläutertes, oft handelt es sich nur um Unterhaltung, viel seltener um Belehrung, die ja lange nicht so gesucht und willig hingenommen wird wie die bloße Information über Tatbestände ohne Erklärung oder auch wie die Mitteilungen über Ereignisse, die inhaltlich banal sein können und vielleicht nur interessieren, weil sie gerade aktuell sind. Die geistigen Interessen der Masse, die ja für die Zeitung mehr oder weniger maßgebend sind, werden inhaltlich bestenfalls mittelmäßig sein, ein juste milieu, einen breiten Durchschnitt zeigen, vielfach sich aber auch darunter bewegen. Sie werden oft über eine triviale Neugierde nicht wesentlich hinausgehen, aber: sie sind nicht materiell und sie sind öffentlich.

Die Theorie wird sich gewöhnen müssen, solchen Interessen nicht aus irgendwelchen Werturteilen die Bezeichnung als ideelle und öffentliche Interessen vorzuenthalten. Wir beschäftigen uns ja mit dem öffentlichen Beruf der Presse nicht, um ihr einen Glorienschein zu leihen, sondern um Dinge zu zeigen, die sind, und sie so zu zeigen, wie sie sind. Man muß sich deshalb hüten, jene Tatsachen gleich mit einem Wertakzent zu versehen und etwa von vornherein negativ zu behandeln als etwas, was eigentlich nicht sein sollte, nicht legitim zum Wesen der Presse gehörte. Das hindert nur, die Sachen klar zu sehen. Man mag z. B. über das oft wahllose Interesse der Menge an Neuigkeiten irgendwelcher Art, an Verbrechen, Skandalgeschichten, Klatsch usw. denken wie man will, man wird es mit einer negativen Zensur, die man ihm erteilt, nicht vermindern, geschweige abschaffen; diese Art von Interesse ist als subjektive Anteilnahme nicht weniger öffentlich, als wenn sich jemand für irgendwelche Einrichtungen

Digitized by Google

von objektiv größerem Belang oder größerem Wert interessiert; und jenes Interesse ist auch nicht materiell.

Oder man nehme die herrschenden Unterhaltungsneigungen der Masse: man kann die fieberhafte Begeisterung großer Volksteile für gewisse Sensationen des Sportbetriebes oder für minderwertige Filme als banausisch ansehen, aber auch das sind ideelle und öffentliche Interessen[1], ja sie sind in gewissem Sinne viel öffentlicher als andre von höherem Range, denn sie sind weiter verbreitet als solche feineren Regungen, die vielleicht zugleich einem objektiv öffentlichen Wert gelten und selber einen solchen darstellen. Hohe Kunst z. B. hat nun einmal nicht ein so großes Publikum wie das Kino. Für die Zeitung aber ist das große Publikum mehr oder weniger ausschlaggebend, nicht bloß aus Geschäftsgründen, sondern gerade auch wegen des öffentlichen Berufs der Presse, weil sie eben die Aufgabe hat, öffentlichen Interessen jeder Art zu dienen, seien es auch bloß Unterhaltungsinteressen, und weil sie den höheren Zwecken oft nur dienen, die Öffentlichkeit an sich fesseln und einen Teil davon für ideale Ziele gewinnen kann, wenn sie auch minder hohe Wünsche erfüllt.

Die Zeitung kann nicht immer erst nach der höheren Berechtigung eines tatsächlich öffentlichen Interesses fragen, das sie befriedigen soll, sie käme dann oft zu spät, und das widerspräche ihrer ersten Aufgabe, aktuell zu sein. Die Tatsache eines jeweils bestehenden Interesses ist für sie grundlegend, bildet die Voraussetzung für ihre Arbeit. Populäre Bedürfnisse erzwingen sich ihre Befriedigung, sie würden über Zeitungen, die darin versagen, einfach hinweggehen, und solche Blätter würden in diesem Kampfe auf dem Platze bleiben. Wo so starke volkstümliche, also öffentliche Interessen im Spiele sind wie die geschilderten, Film oder Sport, da besteht für die Zeitung höhere Gewalt, da kann sich diese Einrichtung, die ihrem Wesen nach öffentliche Interessen jeder Art befriedigen soll, derartig mächtigen Bewegungen nicht entgegenstellen, ohne zermalmt zu werden. An so allgemeinen Tatbeständen kann man eine Kritik, die jene glattweg verneint und darauf ausgeht, sie radikal abzustellen, in Büchern und Broschüren, auch in Zeitschriften üben — das wird auch da ein Privatvergnügen bleiben und wenig ändern —, in der Zeitung aber wäre ein gleicher Radikalismus nur eine Donquichotterie. Sicher, auch die Zeitung kann und soll, wo sie weitverbreitete Mängel sieht, warnen, mahnen und zu bessern suchen, aber sie kann es nur „suaviter in modo“ tun, sonst würde sie eben nicht mehr gelesen, könnte also alle ihre andern Aufgaben, die am Ende wichtiger sind als solche doch meist ziemlich platonisch bleibende Kulturkritik, nicht mehr erfüllen. Die Zeitung kann und soll im einzelnen kritisieren, Einseitigkeiten, Übertreibungen, Minderwertigkeiten kennzeichnen, aber z. B. den Film als solchen heute grundsätzlich zu bekämpfen oder den Sportbetrieb, wie er sich in allen Ländern herausgebildet hat, zu ignorieren, könnte gar nichts nützen, sondern nur wertvollere Anliegen schädigen. Und welcher verständige

[1] Von dem materiellen Einschlag des Sportbetriebes, dem Wettunwesen und dergleichen sehe ich hier ab, ohne ihn etwa zu leugnen. Ebensowenig ist die starke Beteiligung des erotischen Interesses am Film zu verkennen, das man je nachdem mehr ideell oder mehr materiell nennen könnte; aber ein ideeller, phantasiemäßiger, ja bisweilen idealer Einschlag fehlt ihm auch da nicht.

Digitized by Google

Mensch kann sich auch darüber wundern, daß die Mädchen und jungen Frauen der Welt an Leben und Sterben eines hübschen Filmschauspielers, wie der vielgenannte Valentino war, mehr Interesse nehmen, als an einem bedeutenden alten Philosophen, der gleichzeitig lebt oder stirbt? Oder darüber, daß dementsprechend jenes tatsächliche öffentliche Interesse subjektiver Art in der Presse ausgiebiger berücksichtigt wird, als der für die Zukunft der Menschheit vielleicht wichtige Denker, der gewiß eine Erscheinung von objektiv höherem öffentlichen Interesse ist? Es haben sich Leute gefunden, die mit aufgehobenem Zeigefinger und gerunzelter Stirn feststellten, daß die Presse Amerikas beim Tode jenes Kinohelden seitenlange Artikel brachte, von dem gleichzeitigen Ableben eines beträchtlichen amerikanischen Gelehrten aber nur kurz Notiz nahm. Bedauerlich, gewiß, aber hätten die amerikanischen Leser, die von Valentino hören wollten, gerade in jenen Tagen sich geduldig von dem Metaphysiker erzählen lassen, den sie nicht kannten, hätten sie das gelesen, hätte es gewirkt? Es wäre verweht worden wie Spreu im Winde. Die meisten Kritiker der Zeitung sehen eben nur diese selbst und nicht das Publikum, für das sie gemacht wird; wie aber der Lehrer allein nicht Schule halten kann ohne die Kinder, und wie er deren Natur kennen und verstehen muß, worin das Wesen der ganzen Pädagogik besteht, so muß der Redakteur die Psychologie seines Publikums kennen; auch er muß, wenn er pädagogischen Ehrgeiz hat — und das kommt nicht selten vor — die Interessen beachten, die in seinen Lesern schon vorhanden sind und die er langsam und mit Klugheit und Vorsicht modeln kann, die er aber nicht ignorieren darf, wenn er nicht will, daß sein tägliches Blatt schon als Makulatur aus der Maschine kommt. Kurzum, die Zeitung kann nicht immer nur fragen, was objektiv wichtig ist, das heißt was dem Redakteur so erscheint, sie muß auch fragen, was interessant ist, und zwar nicht für den Redakteur in erster Linie, sondern für das Publikum. Sonst druckt man Monologe, die kein Mensch anhört. Es ist also durchaus keine ideale Verstiegenheit, wenn man verlangt, daß die Zeitung nur Dingen von allgemeinerem Interesse dienen soll.

Anderseits bedeutet diese Auffassung keineswegs eine zynische Nachgiebigkeit gegenüber jeder Sensationsmache oder Skandallust. Die Zeitungen unterscheiden sich ihrem Range gemäß auch danach, in welchem Maße sie solche Wirkungselemente in ihren Spalten aufnehmen und dulden. Es unterscheidet sich auch die Presse der verschiedenen Länder danach, und es kann gesagt werden, daß die europäischen Blätter darin nicht so weit gegangen sind wie die amerikanischen, und daß im besonderen die deutschen, das heißt die reichsdeutschen, in diesen Dingen reserviert geblieben sind, ebenso aber die schweizerischen und manche andern. Daran sind Berufsauffassungen und moralische Hemmungen nicht bloß der einzelnen Redakteure, sondern auch der geltenden Standesethik beteiligt, und diese hängt wieder zusammen mit allgemeineren Lebensanschauungen der betreffenden Völker. Für die Theorie erwächst hier die Aufgabe, diese Ethik allgemeiner bewußt zu machen und wissenschaftlich zu begründen und dadurch auch in Zukunft ein Abgleiten der deutschen Presse auf jener schiefen Ebene verhindern zu helfen. Und da wird nun der Begriff des objektiv berechtigten Interesses besonders wichtig, den wir jetzt noch ausführlicher behandeln müssen.

Digitized by Google

Wir haben schon von subjektiv berechtigten Interessen gesprochen, es gibt aber auch ein objektiv berechtigtes Interesse. Man meint damit ein Interesse für einen Gegenstand von objektivem Werte, von besonderem kulturellen Gehalte, und ein solches Interesse ist nicht nur subjektiv besonders würdig, sondern hat auch objektive Bedeutung für die Gemeinschaft oder für die sachliche Kultur. So meinen wir jetzt mit objektiv berechtigtem Interesse ein in sinnvollen Zusammenhängen begründetes Interesse oder eines an Dingen, die eine allgemeinere, also öffentliche Teilnahme in besonderem Maße verdienen.

Und nun muß man noch einen Schritt weiter gehen und auch diese Angelegenheiten selber, diese Anliegen einer Gemeinschaft oder diese Belange der sachlichen Kultur, als Interessen, und zwar natürlich als objektive und öffentliche Interessen bezeichnen. Dann hat dieser Begriff alles Subjektive abgestreift, dann handelt es sich nicht mehr um einen psychologischen Tatbestand, sondern um einen realen Zusammenhang, nicht um eine Wertung, sondern um ein Wertobjekt oder auch um einen Komplex von Inhalten, die Gegenstände des Interesses werden können. Es ist ja klar: auch die menschlichen Kulturgemeinschaften, nicht bloß die Individuen, haben Interessen, das heißt Bedürfnisse, wenn auch nicht immer so bewußt wie die Individuen, aber nicht minder tatsächlich und wichtig; und auch in den Zusammenhängen der sachlichen Kultur entstehen solche faktischen Interessen, das heißt wieder Bedürfnisse, natürlich noch weniger bewußt, aber wiederum nicht weniger ernst und bedeutungsvoll. Von objektiven Interessen dieser letzten, rein tatsächlichen Art kann man sagen, es *bestehe* ein Interesse, unabhängig und losgelöst von irgendwelchen Subjekten, die ein Interesse daran *nehmen*[1].

Wenden wir nun diese neuen Einsichten auf die Presse an. Dem Interesse, das man am Klatsch und Skandal nimmt, wird man nicht noch eine besondere Berechtigung bezeugen, nicht einmal eine subjektive, geschweige eine objektive; man kann es mehr oder weniger läßlich beurteilen, man braucht sich nicht bei jedem Grade davon moralisch zu entrüsten, man mag es in harmlosen Formen tolerieren, ja entschuldigen, aber man wird es nicht ausdrücklich billigen, man wird ihm irgendeinen objektiven Wert nicht zusprechen können. Das letzte Kriterium dabei und der einzige feste Maßstab wird der Gedanke des öffentlichen Wohles, des kulturellen Sinnes sein. Die Pflege von Klatsch und Skandalgeschichten bringt keinen öffentlichen Nutzen, sondern Schaden; sie fördert nicht das Allgemeinwohl und nicht die Kultur, sie beeinträchtigt beide; sie stärkt nicht das gesunde Leben einer Gesamtheit, sie schwächt es. Dagegen eine Anregung des subjektiv öffentlichen Interesses für alles Neue aus aller Welt, eine Anregung, die dem geistigen Leben der Gesamtheit zugute kommt, die es bereichert, steigert, auch seinen praktischen Interessen Vorteil bringt, die ist berechtigt und verdienstlich. Im einzelnen Falle mag das

[1] Bei unsrer ersten Unterscheidung von subjektivem und objektivem Interesse hatten wir zunächst eine mehr persönliche und eine mehr sachliche Auffassung des Gegenstandes unterschieden, die aber als Auffassung immer noch subjektiv blieb: das war sozusagen der erste Grad von objektivem Interesse. Dann ist der objektive Wert hinzugekommen, der eine Steigerung der Objektivität des Interesses bedeutet; und schließlich haben wir die objektiven Wertbeziehungen und Wertzusammenhänge selber als objektive Interessen erkannt, womit der Kreis des Sprachgebrauchs ausgemessen und die verschiedenen Bedeutungen, die er mit dem Wort „objektives Interesse" verbindet, erschöpft erscheinen.

Digitized by Google

Urteil schwierig und strittig sein, aber darauf kommt es nicht allein an, es ist schon viel gewonnen, wenn überhaupt grundsätzlich ein sicherer Maßstab vorhanden ist, und der scheint mir in diesen Begriffen der Gemeinnützigkeit und Gemeinschädlichkeit gegeben.

Die Anwendung dieser Kriterien in der Praxis muß und kann dem Gewissen des Redakteurs, zumal des deutschen, überlassen bleiben, wenn dieses Gewissen immer wieder geschärft wird, wie das überall im moralischen Leben nötig ist. Und hier liegen, wie schon angedeutet, auch wichtige Aufgaben einer wissenschaftlich geklärten und begründeten Berufsethik der Presse. Sie wird wie jede Ethik im einzelnen Falle sich mit dem Appell an die Überzeugung des einzelnen als letzte Instanz begnügen müssen und dürfen. Von Kant haben wir gelernt, so daß wir es nie wieder zu verlernen brauchen, daß in der Moral viel, wenn auch nicht alles, auf den guten Willen ankommt, daß die Gesinnung letzten Endes über den Wert eines Menschen und wenigstens zum Teil auch seiner Handlungen entscheidet. Und wie diese Morallehre allgemeine Festigkeit mit der notwendigen Weite vereinigt, so daß die ganze Fülle des Lebens mit allen seinen Problemen darin Platz hat, so auch hier bei der Presse: ist der Redakteur entschlossen, die öffentliche Wohlfahrt im weitesten Sinne zu fördern, und bemüht es sich ernstlich darum, stets nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln, sein Wissen stets in Fühlung mit den Dingen zu halten, so mögen ihm im einzelnen Falle materiell Mißgriffe unterlaufen, wie das in menschlichen Dingen niemals zu vermeiden sein wird — durch keinerlei Morallehre, sie sei formuliert wie sie wolle, und auch durch keinerlei Gesetze —, aber der Gesamtzug seiner Arbeit wird dann subjektiv ehrenwert, also menschlich wertvoll sein, und sie wird auch in den objektiven Folgen, bei allen Fehlern im einzelnen, im ganzen wohlgetan und ein nützlicher Beitrag zum Leben der Gesellschaft und der Kultur bleiben.

Die Angst vor der Subjektivität des moralischen Gewissens ist unbegründet. Wir brauchen nicht darauf zu verzichten, dem Gewissen auch materiell Richtlinien zu geben, so wie es hier eben geschehen ist, nur kann man die Entscheidungen des Einzelfalles nicht kasuistisch im voraus erschöpfen und durch keine noch so große Anzahl von Paragraphen ein für allemal reglementieren. Das ist in ethischen Dingen niemals möglich, dadurch unterscheiden sie sich gerade von den rechtlich, das heißt gesetzlich faßbaren Handlungen. Nicht bloß in der Presse, auch in allen andern Berufen haben die Menschen naturgemäß verschiedene Auffassungen von dem, was der Gesellschaft frommt und der Kultur zuträglich ist, weil die Menschen selbst verschieden sind. Wenn die Presse ein Spiegel des Lebens sein will, kann es in ihr nicht anders sein; da es im Leben Parteien gibt, muß es sie auch in der Presse geben; wo es verschiedene Weltanschauungen religiöser Art gibt, müssen sie auch in der Presse zum Ausdruck kommen; und weil es verschiedene soziale Schichten gibt, ist es in der Ordnung, daß es auch Blätter für die verschiedenen Schichten gibt, aus deren Anschauungen heraus sie urteilen; da es mancherlei und zum Teil entgegengesetzte wirtschaftliche Denkweisen gibt, ist es unvermeidlich und einwandfrei, daß auch diese in der Presse zu Worte kommen. Und wenn alle jene Richtungen das Recht und die Pflicht haben, nach ihrer Überzeugung von dem, was der Gesamtheit dient, zu handeln, so gilt das auch von den entsprechenden Teilen der Presse. Auch für

Digitized by Google

sie gilt die Lessingsche Fabel von den drei Ringen. So wie man nicht das Leben zwingen kann, alles auf eine Art zu tun, und wie man nie die Menschen dazu bringen wird, daß alle sich gleiche Vorstellungen von dem, was das Gemeinwohl erheischt, bilden, so kann man es auch an der Presse nicht verwunderlich finden, daß in ihr keine allgemeine Übereinstimmung herrscht, daß verschiedene Auffassungen Gehör verlangen. Es ist ein selbstverständlicher und ein durchaus gesunder Zustand. Und schließlich hat ja immer das Publikum, in unserm Falle das deutsche, das letzte Urteil. Die Presse steht im vollen Licht der Öffentlichkeit, schon dadurch ist eine gewisse Gewähr gegen Mißbräuche gegeben, immer unter Voraussetzung des nationalen Standards, auf den allein die wertenden Urteile bezogen werden können und von dem sie schon unbewußt ausgehen. Jedes Land hat die Presse, die es verdient.

III.

Noch ein andres Problem hat ernsthaften Leuten, die sich um eine Klärung dieser Dinge bemühten, Schwierigkeiten bereitet. Mancher kann sich nämlich einen öffentlichen Beruf der Presse nicht denken ohne einen bestimmten „Auftrag" von einer Stelle, die rechtlich dazu ermächtigt wäre, womöglich einer staatlich befugten Stelle, am besten einem staatlichen Amt selber. Nun ist man sich in der Literatur längst klar darüber, daß die Presse wohl einen öffentlichen Beruf hat, aber kein eigentliches „Amt" verwaltet, vergleichbar einer staatlichen Magistratur. Das Wort Magistratur brauchte Cotta von seiner Allgemeinen Zeitung, aber es ist um so mißverständlicher, als der Journalist seiner Natur nach sich von allem Beamtenmäßigen unterscheidet und, umgekehrt wie jener schwedische Bevollmächtigte im Wallenstein, von sich sagen kann: ich hab nur eine Meinung und kein Amt[1]. Die Zeitung ist kein Chargé d'affaires von irgendeinem staatlichen Charakter, sie kümmert sich um öffentliche Angelegenheiten freiwillig, ohne Geheiß und ohne Entgelt, sie leistet also damit ein opus superogatum, wie die scholastische Ethik sagte, etwas, das nicht verlangt worden ist, hier wenigstens nicht vom Staate. Die Zeitung übt zwar große tatsächliche Macht, aber keine staatsrechtlich anerkannte „Gewalt", etwa im Sinne einer der drei Gewalten der französischen Lehre von der gesetzgebenden, der richterlichen und der ausführenden Gewalt[2]. Man hat das gelegentlich auch so ausgedrückt, daß die Presse zwar kein offizielles Amt, aber ein nobile officium habe, öffentliche Interessen zu vertreten. Man kann auch sagen: sie ist von niemand ausdrücklich dazu verpflichtet worden, am wenigsten vom Staate, aber sie fühlt sich selbst verpflichtet und berufen. Diese Pflicht wird vielleicht nicht immer so erfüllt, wie es sein sollte, das ist allgemein menschlich, aber sie wird als verbindlich wenigstens von der deutschen Presse allgemein anerkannt und meist auch nach Kräften eingehalten. Zu der Verpflichtung gehört aber natürlich auch das Recht, die Pflicht auszuüben.

[1] Weniger amtlich und deshalb besser klingt es, wenn man von einem munus publicum der Presse spricht. So der Staatsminister a. D. Dr. Drews in einem Aufsatz „Zur Reform des Presserechts", Deutsche Rundschau, März 1921, Seite 292.

[2] Ähnlich J. K. Bluntschli über die öffentliche Meinung: „Sie ist eine öffentliche Macht, aber sie ist keine öffentliche Gewalt." In seinem Staatswörterbuch Bd. VII, Seite 347.

Digitized by Google

Nun ist es freilich lange deutsche Art gewesen, sich bei allem, was man tut, erst der obrigkeitlichen Genehmigung zu versichern, und noch dann, wenn man freiwillig eine öffentliche Pflicht übernehmen will, weniger nach dem Dank zu fragen, der einem vielleicht dafür gebührt, als nach der Erlaubnis. Es ist etwas Polizistisches in dieser Denkweise, eine Autoritätssucht, deren Gläubige sich auf Schritt und Tritt autorisiert fühlen müssen, um an ihr Recht, womöglich an ihr Recht zum Leben, zu glauben. Es ist der fromme Glaube, daß der Segen von oben kommt, aufs Politische übertragen. Im Gegensatz dazu steht das, was sich selber seine Bedeutung verdankt, was von unten kommt, aus dem Volke, und man hat das Wesen der Presse und ihr Verhältnis zum modernen, demokratischen Staate noch nicht innerlich verstanden, wenn man bei einer Einrichtung von so ungeheurer praktischer Bedeutung, von öffentlichem und nichtöffentlichem Interesse, wie die Presse ist, gleichsam nach dem Paragraphen fragt, vor dem sich diese Tatsache legitimieren könne.

Wenn man z. B. ausgerufen hat: „Woher kommt denn dieser Auftrag? Den kann ich doch nicht einfach usurpieren, wer delegiert denn die Rechte zur Betreuung dieser öffentlichen Interessen[1]“, so kann man darauf erwidern: Das tut zunächst das eigene Pflichtgefühl der Männer, die in der Zeitung tätig sind, denn so verlangt es die gültige Berufsauffassung der deutschen Presse, weiter aber tut es das Publikum, das die Zeitungen liest, mit solcher Auffassung ihrer Pflichten einverstanden ist und dies durch die Tat beweist. Indem es nämlich dieselben Blätter immer wieder liest, oft jahrelang, bezeugt es nicht allein, daß es mit ihnen im allgemeinen zufrieden ist, sondern auch, daß die Richtung oder die Art, wie das Blatt die öffentlichen Interessen wahrnimmt, von zahlreichen Volksgenossen gebilligt wird, daß es also nach Ansicht dieser Vielen auch dazu berechtigt sein muß. Die anständige Presse fühlt sich als ehrlichen Makler in allen öffentlichen Angelegenheiten, und die Leser sehen ihr Blatt gleichsam als einen Treuhänder ihres eigenen Interesses an öffentlichen Angelegenheiten an, bestärken es durch ihr Vertrauen, und man kann in dieser Anerkennung, die im dauernden und breiten Bezug des Blattes liegt, ganz wohl eine Berufung sehen, die den innerlich empfundenen Beruf bestätigt, auch einen öffentlichen Auftrag oder ein Mandat, — nur nicht in jenem bureaukratischen Sinne, den die Presse ablehnen müßte! Natürlich hat ein altes, vielgelesenes und angesehenes Blatt diese Art der Beglaubigung und Berufung mehr für sich als ein neues, unbekanntes und auch eines von unbeträchtlicher Auflage. Aber man kann hier nicht etwa gesetzgeberisch zahlenmäßige Grenzen ziehen, sondern muß allerlei Grade als berechtigt anerkennen, und auch jungen und kleineren Blättern bleibt jederzeit die Möglichkeit, an Geltung zu gewinnen.

Das ist im Grunde natürlich auch die Auffassung Wollfs, der ja ein alter Sachkenner ist, in jener Rede nur, von deplazierten juristischen Vorstellungen behindert, nicht zu theoretischer Klarheit durchzustoßen vermochte. Er sagt denn auch selber: „Man muß es logischerweise, ähnlich wie in England, zuletzt doch der öffentlichen Meinung überlassen, darüber zu urteilen, ob das Verhalten einer Zeitung in höherem Sinne sittlich ist oder nicht.“ Nun wohl,

---

[1] Professor F. J. Wollf in seiner schon zitierten Rede, Zeitungsverlag, Jahrg. 28, Nr. 25, Seite 15 und 17.

Digitized by Google

das genügt aber auch vollständig, und man braucht dabei keinerlei Resignation zu empfinden. Ist denn diese öffentliche Meinung, die sich in solchem Falle doch ihr Urteil nach langer Erfahrung an einem Blatte bildet, etwas Geringeres als irgendein staatliches Bureau, das eine Art Gewerbeschein zur Wahrung öffentlicher Interessen ausstellen könnte? Begnügt man sich aber damit, so braucht man auch die andre Konsequenz, die Wolff ziehen zu müssen glaubte und fürchtete, nicht anzuerkennen: „Wenn man diese Vertretung öffentlicher Interessen als ein Beauftragter vorzunehmen hat, so ist man nicht mehr sich selbst, oder, wenn es sich um Delikte handelt, dem Gesetz verantwortlich, sondern ganz zweifellos dem Staat." Nun, zunächst ist die Verantwortung vor dem Gesetz ja auch eine Verantwortung vor dem Staat, aber sie gilt eben nur im Falle von Delikten, und eine andre Verantwortung der Presse vor dem Staat gibt es nicht. Unser Autor scheint jedoch von der Vorstellung des Staates förmlich verfolgt zu werden, da er ihn überall sieht, wo der Staat gar nichts zu suchen hat. Auf ihn kommt er immer wieder zurück: „Sind aber die Zeitungsleute Beauftragte der Gesamtheit zur Vertretung der Interessen der Gesamtheit, so ist es doch ganz klar, daß da irgend jemand sein muß, der ihnen gegenüber die Exekutive hat. Irgendwo muß doch die Gesamtheit durch den Staat eine Behörde (!) einsetzen, die sagt: Du hast das öffentliche Interesse richtig vertreten oder du hast es falsch vertreten." Ich frage: weshalb in aller Welt? Dem Staat ist die Presse, wie wir hörten, nur so weit verantwortlich, als sie dem Gesetz verantwortlich ist, ihn interessiert auch nur die juristische Verantwortlichkeit, die der sogenannte verantwortliche Redakteur trägt; darüber hinaus aber ist die Presse noch moralisch verantwortlich, auf Grund sittlicher Verpflichtungen, die in allen menschlichen Dingen über die rechtlichen hinausgehen, und diese ethische Verantwortung zu kontrollieren, ist nicht Sache des Staates, sie wird von der Berufsmoral des Standes geregelt, die in der deutschen Presse allgemein gilt und auch tatsächlich in weitem Umfange befolgt wird. Diese bildet eine weitere Sicherung dafür, daß mit jener „Usurpation" nicht mehr Mißbrauch getrieben wird als auf allen menschlichen Gebieten, wo Mißbräuche nun einmal vorkommen. Und da die Tätigkeit der Presse, mehr als die vieler andrer Einrichtungen, im Lichte der Öffentlichkeit vorgeht, so kommen hier wahrscheinlich sogar weniger Mißbräuche vor als auf minder gut beleuchteten Gebieten. Die moralische Verantwortung bleibt eben nicht auf das Gewissen der einzelnen Journalisten und Verleger beschränkt, sondern das Publikum zieht, wie wir gesehen haben, auf seine Weise die Zeitungen zur Rechenschaft, indem es ihnen unter Umständen sein Interesse entzieht. Das Publikum ist also in der Tat einzig und allein und mit vollem Recht die letzte äußere Instanz für eine Zeitung, und nicht der Staat, denn die Presse dient nicht vor allem dem Staate, sondern dem Publikum und — wenigstens die Presse als Ganzes, wenn auch nicht jedes einzelne Blatt — damit zugleich dem Wohl des ganzen Volkes[1].

---

[1] In dieser praktischen Berufsauffassung ist schließlich auch Herr Wolff mit allen deutschen Presseleuten einig, auch er sagt an einer andern Stelle seiner langen und innerlich nicht recht homogenen Rede: „Unsere selbstgeschaffene moralische Verantwortung und ethische Bindung ist so groß und ihre Beachtung oder Nichtbeachtung in der Arbeit, die wir leisten, vollzieht sich so vor aller Öffentlichkeit, daß ich das Recht

Digitized by Google

Die Presse ist mehr Dienerin des Volkes als des Staates! Jenes ist ihre erste Aufgabe, die andre geht daneben her, aber schon deshalb an zweiter Stelle, weil die Zeitung keine Einrichtung des Staates ist und weil sie nicht allein mit Politik zu tun hat. Die Presse ist also gewiß nicht die wichtigste Dienerin des Staates, aber vielleicht die bedeutendste Dienerin des Volkes nach und neben dem Staate. So sagt auch Bernhard Guttmann, selber ein bedeutender Journalist: „Wir dienen einem Herrscher, der keine andern vortragenden Räte hat als uns", und er meint, besonders bei Tatsachenberichten, weniger in parteipolitischer Polemik „handeln wir als Volksbeamte und leisten ohne Titel und Amt eine öffentliche Pflicht!". Ja, die Presse mag sich mindestens mit dem gleichen Recht als „Volksbeauftragter" fühlen, wie jene selbsternannten Funktionäre der Revolution, die in verschiedenen Ländern diesen Titel annahmen, lediglich auf Grund augenblicklicher Machtverhältnisse, wiewohl mit stillschweigender Zustimmung unbestimmt großer Teile des Volkes. Wenn auch die Presse zunächst ihre Aufgaben aus eigenem Recht übernimmt, so steht ihr dabei keine Zwangsgewalt zur Seite, sondern lediglich geistige Waffen, aber auch Bedürfnisse des Volkes, und sie will nicht den Staat beherrschen, sondern, unter Umständen im Gegensatz zu ihm, dem Volke dienen. Der Staat als Ganzes dient ja ebenfalls dem Volke, denn er ist nicht Selbstzweck, das Volk aber ist Selbstzweck; und auch die einzelnen Organe des Staates dienen zuletzt dem Volke, aber nur mittelbar, denn zunächst und direkt dienen sie dem Staate. Die Presse dagegen dient dem Volke unmittelbar! Nur bei der offiziellen Presse ist es anders, ist es umgekehrt[2].

Die freie Presse dient nicht irgendwelchen offiziellen Instanzen, auch nicht bloß solchen öffentlichen Interessen, die öffentlich-rechtlich geregelt oder von Staats wegen anerkannt sind, sondern sie dient dem ganzen Umkreis tatsächlicher öffentlicher Interessen. Diese, oder auch die öffentlichen Angelegenheiten, erschöpfen sich ja keineswegs in den staatlich oder sonst irgendwie amtlich besorgten oder legitimierten Aufgaben. Eine Gleichsetzung dieser beiden verschieden großen Gebiete würde auch von der Presse und ihrem Recht ein schiefes Bild ergeben. Dann könnte man am Ende sagen: „Die Presse dient weniger den staatlichen, als andern Interessen. Also dient sie nicht den öffentlichen Interessen." Das wäre eine grundfalsche Folgerung, die auch unerträgliche juristische Folgen für die Presse hätte; sie könnte die Fortdauer des heutigen deutschen Rechtszustandes scheinbar rechtfertigen, der schon unerträglich ist. Denn bis heute erkennen Gesetzgebung und Rechtsprechung in Deutschland, im Gegensatz zu vielen andern Ländern, eine Pflicht und ein Recht der Presse zur Vertretung öffentlicher Interessen nicht an! Es handelt sich also bei unsern Untersuchungen nicht um theoretische Haarspaltereien, sondern um

---

für mich in Anspruch nehme, bis zum Beweis des Gegenteils in Vertretung berechtigter Interessen zu handeln", zu ergänzen: wenn ich öffentliche Interessen wahrnehme. Darin stimmen wir also überein, ich gehe aber weiter und spreche mit vielen andern Theoretikern und Praktikern der Presse auch von einer Pflicht zur Vertretung öffentlicher Interessen, doch von einer freien, ethischen Verpflichtung.

[1] Deutsche Presse, Jahrg. 17, Nr. 22/23.

[2] Es war also ganz richtig, wenn 1842 die konservative „Literarische Zeitung" in Berlin, die amtlich benutzt wurde, nach der Enttäuschung des Königs durch Herwegh erklärte, mit Verkündung der vollen Preßfreiheit würde der Staat eine außer seinem Bereich stehende Macht anerkennen. In der Tat, das sollte er, und das hat er bald darauf tun müssen.

Digitized by Google

wichtigste praktische Probleme, z. B. um die Behandlung der Presse durch Recht und Gericht. Warum der Staat bei uns sich bis heute gesträubt hat, jenen Tatbestand anzuerkennen, das deutet die soeben erwähnte Äußerung des „wohlgesinnten" vormärzlichen Blattes an. Es handelt sich jetzt um die letzte Konsequenz der Pressefreiheit von 1848. Nach 80 Jahren!

Aus dem Unterschiede zwischen den öffentlichen Angelegenheiten im weiteren Sinne und den staatlichen im engeren und aus der Tatsache, daß die freie Presse in erster Linie dem Volke dient, ergeben sich grundlegende Verschiedenheiten zwischen ihr und den Staatseinrichtungen, der Beamtenschaft, dem Heere usw., Unterschiede, die immer wieder zu offenen Gegensätzen führen können, solange der Staat sich auf die ihm zukommenden Funktionen beschränkt und die Presse die Stellung behält, die ihr gebührt. In den heutigen Diktaturen ist das nicht der Fall, so wenig wie in früheren, da soll die Presse eben in erster Linie Dienerin des Staates sein, also sich in jedem Falle ihm unterordnen; in der übrigen Welt von heute wird das abgelehnt. So hat auch der deutsche Reichskanzler Marx gelegentlich betont: „Keinesfalls kann von der Presse verlangt werden, daß sie sich der Regierung gegenüber des eigenen Urteils begibt. Man würde sie von der moralischen Verantwortung entlasten, die sie als politischer Berater des Volkes, als Lehrer des Volkes hat, wollte man versuchen, ihr das Recht des eigenen Urteils, gegebenenfalls auch der Opposition, streitig zu machen[1]."

Wie man Staatsmann und Volksmann unterscheidet, wie die Arndt und Jahn, die Harkort und List neben den Stein und Bismarck nötig sind, oder wie einst die Kreuzzeitung Bismarck und Stöcker einander als die größten Vertreter beider Arten gegenüberstellte, so kann nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite die Presse gehört. Sie übt keine staatlichen Hoheitsrechte aus, eher verwaltet sie ein Volkstribunat; und noch allgemeiner, nicht bloß politisch gesprochen, sie hat eine öffentliche Mission, wie jedes Blatt eine Gemeinde hat, das Wort beidemal natürlich in weltlichem Sinne verstanden. Von einem Priestertum der Presse soll man lieber nicht reden, das sind Verstiegenheiten, oder es ist die Redeweise einer vergangenen Zeit wie bei Cotta. Auch Louis Blanc hat einst in der Sprache seiner Zeit und seines Temperaments die Arbeit an der Presse einen heiligen Opferdienst genannt. Aber was den einen ein sacerdotium war, das war den andern ein sacrilegium. Uns ist die Presse heute keins von beiden, sondern ein öffentlicher Beruf im weitesten Sinne, der das ganze Leben des Volkes umfaßt. Nicht ancilla rei publicae ist die Zeitung, wohl aber heißt ihr oberstes Gesetz: salus publica[2].

---

[1] Deutsche Presse, Jahrgang 17, Nr. 22/23.

[2] Diese Gedanken werden weiter ins einzelne der verschiedenen Stoffgebiete der Zeitung durchgeführt in einem Buche des Verfassers, dessen erster Band um die Jahreswende erscheinen soll und wovon der vorliegende Aufsatz das erste Kapitel bilden wird.

Digitized by Google

Die öffentliche Meinung in unserer Klassik

VON GEHEIMRAT PROF. DR. FERDINAND TÖNNIES-KIEL

DIE deutsche Schöne Literatur nahm um die Mitte des 18. Jahrhunderts einen Aufschwung, der in seinen Wirkungen höchst bedeutend war. Ihre Ursprünge lagen im wissenschaftlichen Studium, besonders im humanistischen, das durch die Theologie immer gefördert, zu ihrem gefährlichen Gegner als philosophische Aufklärung herangewachsen war. In diesem Sinne machte auch die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts stark zunehmende Bekanntschaft mit der englischen und französischen Literatur sich geltend, die beide schon kühner an der Erschütterung des Glaubenssystems gearbeitet hatten.

Wenn die Anfechtung der Autorität immer auch die Regierungen und zumal ihre monarchischen Spitzen scharf berührte, so hatte die Bewegung bald auch eine *politische* Tendenz. Aus der monarchielosen, in diesem Sinne also „freien" *Schweiz* kamen wichtige Anstöße, die dem Ansehen der Christian Wolffschen Philosophie entgegengerichtet waren, und doch verkörperte diese auch ihrerseits schon den Geist der Aufklärung in sich, freilich dem Sinne eines „aufgeklärten Despotismus" getreu. Die absolute Monarchie fand unter den politischen Denkern viele Bewunderer, auch der ihr anhängende Militarismus und Kriegsruhm; beide wirkten auch in deutschen Landen auf die Dichtung, nach Goethes bedeutendem Zeugnis, das auf die Kriegslieder Gleims und Ramlers wohlwollend hinweist. Die überwiegende Richtung der Dichter und Denker wurde aber bald auch in diesem Sinne freigeistig, daß sie dem Unwillen über das Treiben der Höfe, den Hochmut der Kammerherren, die Frechheit der Favoritinnen Ausdruck verlieh. Auch die Kritik des Finanzwesens in den kleinen Staaten, der Bedientenhaftigkeit und reinen Untertanengesinnung trat um die Mitte des Jahrhunderts in den zahlreichen Schriften des jüngeren Moser stark und redlich hervor, dem Robert von Mohl das Verdienst zuschreibt (Gesch. u. Literatur der Staatswiss. II. 422), daß er die öffentliche Meinung über Hochgestellte, und in Staatssachen, mächtig durch ganz Deutschland gefördert habe. Moser war ein Schwabe, wie Schubert, der seinen dreisten Freimut auf dem Hohenasperg büßen mußte, und der ihn so weit überglänzende, aber lebhaft durch ihn angeregte Schiller, der seinem durch und durch revolutionären Jugendwerke das Motto „*In tyrannos*" gab. Aber früher und stärker als in Süddeutschland war das freiere Denken in Kursachsen und in Thüringen entwickelt. August des „Starken" Hof und sein Lustlager von Mühlberg lösten nicht nur

Digitized by Google

viele Schmeicheleien, sondern auch viele Empörung aus. Ein Kursachse war Lessing, ein thüringischer Hof tat sich weit vor seinesgleichen hervor, als er die Größten der Dichter, die der Preußenkönig verachtet hatte, um sich sammelte. Norddeutsch durch und durch war Klopstock, war der Hainbund zu Göttingen, war auch — den dieser verabscheute — Wieland, durch seine Erziehung, durch Herkunft aus fernem Osten Herder: Protestanten alle, wie der Philosoph des Zeitalters, Herders Landsmann Immanuel Kant, auch der an der Brücke zwischen Nord und Süd, der Mainlinie Beheimatete, unter den Dichtern der Gewaltigste. Mehr oder minder hingen sie auch an ihrem reformierten, philosophisch abermals reformierten Christentum, am freiesten dachte wohl Wieland, der den französischen Geist noch lebendig in sich darstellte, als dessen Einfluß sonst im Weichen war.

Die Öffentliche Meinung war nicht mehr wie zur Zeit als Luther auftrat, wenig unterscheidbar von der Volksstimmung: gefühlsmäßig unstät, unklar, zur Schwärmerei geneigt. „Die gesamte Vorstellungswelt des Volkes wurzelte noch im Glauben und Aberglauben, also in der Überlieferung" (Kr.d.ö.M.S.402). Dem entsprach damals auch ihr Hauptgegenstand: die Religion, das ist das echte Christentum, das Wort Gottes, die Sakramente, die Ansprüche der Priester, die Forderung des allgemeinen Priestertums, die Anstöße, die am Betragen von Pfaffen, besonders von Mönchen und Nonnen genommen wurden, wie am Übermut der Mächtigen überhaupt, das Vertrauen auf den Kaiser, die Erwartung des 1000jährigen Reiches. 300 Jahre später waren über dem Volke nicht mehr in gleicher Macht die Herrenstände: Geistlichkeit und Adel, nebst Patriziat der Städte, sondern, erfüllt von dem Gefühle, selber das Volk zu sein, sein Denken, Leiden und Hoffen in sich darzustellen, eine Oberschicht der weltlichen, bürgerlichen Gesittung, von verständiger, nüchterner Denkungsart, die sich am wissenschaftlichen Geiste genährt hatte, wenn auch oft, zumal durch jugendliche Vertreter, in revolutionär-leidenschaftlichem Sturm und Drang sich kundgebend. Sie beruhte wesentlich in den Städten, die mehr und mehr durch wachsenden Verkehr, Reisen, Briefwechsel, Zeitungen, verbunden wurden, zumal in den größeren, reicheren Städten, mit denen aber auch geringere zu wetteifern vermochten: Residenz- und andre Fürstenstädte, Universitätsstädte, Marktflecken, die durch neue Industrien vermehrte Bedeutung gewannen. Die freieren Geister des Adels, zumal des höheren und hohen, der mit dem Bürgertum vermehrte Fühlung gewann, schlossen sich an, mit den neuen Berufsständen der Offiziere und Staatsbeamten vielfach verbunden und verschmolzen. Ziemlich einmütig war diese Schicht im Streben nach Aufklärung im Denken, nach Humanität im Handeln, also nach Verbesserung der geistigen und sittlichen, darum auch der politischen Zustände, sofern sie jene hemmten. Die Öffentliche Meinung war da, wenn auch ihrer selbst noch wenig bewußt. Sie nahm zu an Geschlossenheit und Kraft, je mehr sie hervorragende Geister aus jener Schicht entsprießen sah: vielgelesene, bewunderte Schriftsteller, dramatische Dichter, die den vorherrschenden Stimmungen, insbesondere gegen das Unwesen der Höfe, tönenden Ausdruck von den Brettern, die man als die „Welt" bedeutend aufzufassen lernte, verliehen; Oden- und Liederdichter, die nicht nur durch Kriegsgesänge, sondern auch durch leidenschaftliche Anklagen gegen Tyrannei und Mißbräuche, gegen Eroberer, die „stolz auf den Lorbeerkranz, welcher vom

Digitized by Google

Fluche des Volks welkt", wie Klopstock singt, den vom Blicke des Genius Getroffenen „umsonst" auf das eherne Feld rufen; Ethiker und Pädagogen, die dem Rufe nach Wiederherstellung der „Natur" Widerhall gaben und Rückkehr zu ihr forderten, ja zu bewirken versuchten; Philosophen endlich, die entschlossen mit den Resten eines in Vernunft gewandelten Glaubens rein Haus machten und den revolutionären Denkern des 17. Jahrhunderts, Hobbes und Spinoza, sich näherten. Die Zeit wurde reif für ungeheure Neuerungen, auch Fürsten und Staatsmänner wurden von dem stürmischer werdenden Geist der Zeit ergriffen. Da traten die gewaltigen Ereignisse von Versailles und Paris auf die Weltbühne und hallten in allen Räumen des wunderlichen Gebäudes des heiligen römischen Reiches wider. Der ganze jugendliche „Sturm und Drang" jubelte der Revolution zu; sogar fromme und schon in bedächtigem Alter stehende Männer wie Klopstock begrüßten den neuen Tag. Der bisher sacht dahinfließende Strom der Aufklärung und Debatte war plötzlich auf gewaltige Felsen gestoßen und brach sich in mächtigen Wirbeln. Zu untersuchen, wie daraus die Öffentliche Meinung, wenn auch nicht erst entstand, so doch eine bisher unerhörte Stärkung erfuhr und sich emporreckte, mache ich mir nicht zur Aufgabe; auch nicht, wie sie in Schriftwerken jeder Art, am raschesten und lebhaftesten in der wachsenden periodischen Presse, zumal in Zeitungen, sich äußerte; wie sie einheitlich und siegreich besonders von der Bühne her das „Publikum" ergriff — darüber hat erst neuerdings der greise Historiker Alfred Stern in seiner Schrift „Der Einfluß der Französischen Revolution auf das deutsche Geistesleben" eingehenden Bericht gegeben. Ich habe nur den Gesichtspunkt ausgelesen, zu prüfen, wie die Öffentliche Meinung zuerst zu ihrer Selbsterkenntnis gelangt ist, und besonders, wie sie bei einigen der bedeutendsten Schriftsteller unsrer klassischen Epoche sich reflektiert. Auch in dieser Beschränkung kann ich jedoch nicht mehr als ein Bruchstück darbieten; schon darum nur, weil in der Tat diese Selbsterkenntnis nur langsam sich entwickelt hat. Der Ausdruck selber dürfte zuerst fremdartig den Mitlebenden ins Ohr geklungen haben, wenngleich er leicht verstehbar war. Des Ministers Necker Schriften, der von deutscher Abstammung war, haben in Deutschland durch Übersetzungen, aber auch in den Originalen — denn die ganze höher gebildete Welt las noch mit Vorliebe französische Bücher — eine außerordentlich große Verbreitung gefunden. Sie predigten „Öffentliche Meinung", verkündeten ihre Bedeutung und sogar auch ihren Ruhm. Es wäre eine nicht undenkbare Aufgabe, dem Widerhall, den Necker in Deutschland fand, im einzelnen nachzugehen, also auch zu erforschen, welche Aufnahme dieser seiner Botschaft zuteil wurde. Meine Absicht beschränkt sich darauf, zwei einflußreiche, ausgezeichnete Autoren herauszuheben, die beide in der Öffentlichen Meinung frühzeitig einen wichtigen Gegenstand der theoretischen Betrachtung erkannt haben, von denen der eine mehr Dichter, der andre durchaus Philosoph war, wenn auch mehr Lebensphilosoph als Metaphysiker und Logiker: Christoph Martin Wieland (geb. 1733) und Christian Garve (geb. 1742), die beide, als die Revolution ihre Fanfaren ertönen ließ, schon in reifem Mannesalter standen und nicht Stürmer und Dränger waren, sondern sinnige Beobachter, beide durchaus erfüllt vom Geiste ihres Zeitalters, aber nicht ohne Kritik ihm hingegeben — hingegeben eher der Einsicht in die

Digitized by Google

Notwendigkeit der Dinge überhaupt, und des Ganges der politischen Entwicklung in sonderheit. *H. v. Treitschke* hat von Wieland gesagt, er sei unter den deutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts der einzige gewesen, der wirklichen Sinn für Politik gehabt habe (ADB 42, S. 411) — ein Urteil, dem man, wie so vielen Urteilen Treitschkes, manche Bedenken entgegenstellen kann. Gewiß ist, daß er ein ungemeines politisches Verständnis besaß: wie sehr er sich auch täuschte, wenn er, noch inmitten der Revolution, über die er bald eingehende Betrachtungen anstellte, von dem ruhigen, gesicherten Zustande der Deutschen sprach. Gewiß, daß er im Sinne einer Satire auf die Philisterei, die ihn ringsum gab, wenn auch gutmütig, die „Geschichte der Abderiten" schrieb (1774), die — nach Kuno Francke, „Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung", II. 539 — „als eine Darstellung der gänzlich unpolitischen, jeglichen Wirklichkeitsinnes baren Durchschnittsbildung der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts . . . ein wichtiges Dokument zur Geschichte des deutschen öffentlichen Bewußtseins ist".

Wieland hat an manchen Stellen seiner Prosaschriften verraten, daß er frühzeitig von dem Begriffe der „Öffentlichen Meinung" Kenntnis genommen und seiner Bedeutung inne geworden ist. Schon im Agathon läßt er den Sophisten Hippias von Perikles sagen, die Kunst, eine große Meinung von sich zu erwecken, die Kunst, zu überreden, die Kunst, von der Eitelkeit der Athener Vorteil zu ziehen und ihre Leidenschaften zu lenken, habe seine ganze Regierungskunst ausgemacht. Der Begriff der „Öffentlichen Meinung" kommt aber in diesem Werke, das in dem Jahre 1777 zuerst herauskam, noch nicht vor. Erst in der Inhaltsangabe der Einleitung zum Peregrinus Proteus, dessen erste Ausgabe 1791 erschien, läßt er Peregrin, der sich im Elysium beklagt, daß Lukian zu hart über ihn geurteilt habe, beginnen, „daß der Schein und zum Teil auf bloßen Gerüchten und Verleumdungen beruhende ‚Öffentliche Meinung' gegen ihn war". Im Texte selber dieses ersten Gespräches erwidert Peregrin auf Lukians Einräumung, daß die Quellen, woraus er ehemals seine Nachrichten geschöpft habe, wohl nicht immer die lautersten gewesen sein möchten: „Wer weiß besser als du, wie wenig auf die Erzählungen und Urteile der Sterblichen voneinander zu bauen ist! Jene werden schon dadurch allein fast immer verfälscht, daß man diese, es sei nun unvermerkt oder mit Vorsatz, unter sie einmischt, und also den Sachen durch unsre Meinung von ihnen fast immer eine falsche Fabel oder ein betrübliches Licht gibt." — Wer Wieland etwas kennt, weiß, daß er zwar scheinbar mit ganzer Seele im Geiste der Aufklärung denkt und alles, was damit zusammenhängt, also auch die Revolution, wenigstens in ihrer ersten Phase, stark bejaht; daß er aber auch sein eigener Kritiker war und Zweifel und Bedenken immer mit sich trug, was auch dazu beitrug, ihn eine Vorliebe für die dialogische Form gewinnen zu lassen. Ein Denkmal dieses inneren Zwiespaltes, der von Zeit zu Zeit sich in ihm regte, erkennen wir in den 1783 geschriebenen „Antworten und Gegenfragen auf die Zweifel und Anfragen eines vorgeblichen Weltbürgers", worin es heißt: „Was Wunder, wenn endlich vor lauter Aufklärung, Freiheit zu denken, Eifersucht gegen alles menschliche und Mißtrauen gegen alles übermenschliche Ansehen, die Köpfe zu schwindeln anfangen, nichts um uns her mehr

Digitized by Google

festzustehen scheint, und eine epidemische Zweifelsucht die Welt zuletzt mit einem noch schlimmern Zustande bedroht, als derjenige war, worin sie sich ihren Hofmeistern blindlings überließ, und eher an ihren eigenen Sinnen als an der Unfehlbarkeit ihrer Führer zweifelte?" — „Augenscheinlich nähere sich ein großer Teil von Europa diesem Zustande mit starken Schritten. Die vorbesagte Philosophie, nicht zufrieden, sich der höheren Klassen allenthalben fast gänzlich bemächtigt zu haben, macht sich auch Wege zu demjenigen Teil des Volkes, der sich beim bloßen Glauben immer noch am leidlichsten befunden hat." Im gleichen Sinne des Zweifels hatte der Dichter und Philosoph schon früher angelegentlich mit Rousseaus Versuchen, „den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken", sich mehrfach beschäftigt. Aber sein Liberalismus hatte schon, ehe die Kunde von den bevorstehenden Staatsveränderungen auch die deutsche Welt teils elektrisiert, teils in lebhafte Unruhe versetzt hatte, das Übergewicht in seinem Geiste, er schrieb im Jahre 1785: „Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten und Urteile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände." Er verkündet ihn hier in einer Reihe von „Wahrheiten", die er mit Zuversicht so nennt, weil er nicht nur selbst von ihnen überzeugt sei, sondern auch glaube, daß sie jedem nur mäßig aufgeräumten und einiges Nachdenkens fähigen Kopfe als Wahrheit einleuchten müssen. Die erste dieser Thesen lautet: „Freiheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechtes. Ihr haben wir hauptsächlich die gegenwärtige Stufe von Kultur und Erleuchtung, worauf der größere Teil der europäischen Völker steht, zu verdanken." Er sieht die Folgen voraus, die es haben würde, wenn man „uns diese Freiheit raube: wer sich dann erkühnen werde, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen sei, werde ein Ketzer und Aufrührer heißen und als ein Verbrecher bestraft werden". Diese Betrachtung wird alsdann nach mehreren Seiten durch fernere 16 kurze Abschnitte, die heute so beherzigenswert sind wie damals, zugunsten der Rechte des Schriftstellers durchgeführt. Der zweite dieser Abschnitte sagt: „Freiheit der Presse sei nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit oder, wenn man wolle, ein Recht policierter Nationen sei, und sie sei bloß darum ein Recht des Menschengeschlechts, weil Menschen als vernünftige Wesen kein angelegeneres Interesse haben, als wahre Kenntnisse von allem, was auf irgendeine Art geradezu oder seitwärts einen Einfluß auf ihren Wohlstand hat und zur Vermehrung ihrer Vollkommenheit etwas beitragen kann." Die Wissenschaften nennt der dritte Absatz für den menschlichen Verstand das, was das Licht für unsre Augen; sie „können und dürfen also ohne offenbare Verletzung eines unleugbaren Menschenrechts in keine andern Grenzen eingeschlossen werden, als diejenigen, welche uns die Natur selbst gesetzt hat. Alles, was wir wissen können, das dürfen wir auch wissen". Unter den Wissenschaften aber (sagt IV) sei die nötigste und nützlichste von allen oder noch genauer zu reden diejenige, in welcher alle übrigen eingeschlossen sind, die Wissenschaft des Menschen.

Der Menschen eigenes Studium ist der Mensch. Es ist eine Aufgabe, an deren vollständiger und reiner Auflösung man noch Jahrtausende arbeiten wird, ohne damit zustande-

Digitized by Google

gekommen zu sein. „Sie auszubauen, zu fördern, immer größere Fortschritte darin zu tun, ist der Gegenstand des Menschenstudiums; und wie könnte dieses auf andre Weise mit Erfolg getrieben werden, als indem man die Menschen, wie sie von jeher waren, und wie sie dermalen sind, nach allen ihren Beschaffenheiten, Verhältnissen und Umständen kennenzulernen sucht.“ Im ferneren Texte tritt zwar nicht die Öffentliche Meinung auf, wohl aber die öffentliche Aufmerksamkeit: es wird verlangt, daß man das Unterscheidende oder Charakteristische eines jeden Volkes, welches merkwürdig genug sei, jene zu verdienen, kennenlerne. — Schon in dem ersten der „Gespräche unter vier Augen“, die 1798 zuerst in Wielands Teutschem Merkur gedruckt wurden und im folgenden Jahre als Büchlein herauskamen, nimmt Wieland ausdrücklich auf Dasein und Macht der Öffentlichen Meinung Bezug. Es ist ein Gespräch zwischen Sinibald und Geron, wo Sinibald, wie es scheint, den jüngeren, Geron den bejahrt gewordenen Verfasser bedeutet, über die Frage: was verlieren oder gewinnen wir dabei, wenn gewisse Vorurteile unkräftig werden? Geron spricht sich zugunsten der Monarchie aus, in dem Sinne, daß er sie als die regelmäßige Form des Staates schätzt. „Laßt die Philosophen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang — die Könige regieren und die Richter sprechen das Recht.“ Auf die Frage aber, wie? antwortet er: Ich denke, wie sie wollen oder so gut sie können. Darauf Sinibald: Mit beidem ist der Welt bisher nicht viel gedient gewesen. Als der Greis dann meint, es werde sich am Ende finden, daß alles gegangen sei, wie es der Monarch und alleinige oberste Direktor der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte — da fällt ihm Sinibald ins Wort und verkündet: „Der große Zweck der Menschheit kann doch wohl kein anderer sein als das Menschengeschlecht, dem dieser Planet zu verwalten und zu benutzen gegeben ist, von Stufe zu Stufe endlich so weit zu bringen, daß alle Menschen nur eine Familie ausmachen, die keinen andern Regenten habe (und wenn sie erst so weit gekommen wäre, keines anderen bedürfte) als die allgemeine Vernunft und also zugleich die reinste und vollkommenste Monarchie und die feinste wohlgeordnetste und glücklichste Republik wäre, die sich nur immer denken läßt.“ Geron bekennt dann, er arbeite an einer Apologie der Vorurteile: es sei ihm darum zu tun, alte Wahrheiten gegen die Täuschungen des Witzes und die Sophismen einer falschen oder fälschlich angewandten Philosophie in den Schutz zu nehmen. Er erläutert dann seine Meinung durch ein interessantes und gerade für unsre neuesten Erfahrungen merkwürdiges Gleichnis: man solle sich Wahrheiten und Vorurteile als eine Menge goldener Münzen von allerlei Schwere, Gehalt und Jahrzahl vorstellen, wovon einige echt, andere falsch, die meisten aber mit mehr oder weniger Kupfer dergestalt vermischt wären, daß bei vielen sich nur die Hälfte, bei anderen nur der dritte oder vierte Teil reines Gold befände. Sie gelten alle für echt, seien aber nach und nach in gewissen Zeitpunkten verschlechtert, alles Gold des Landes aber befinde sich in diesen Münzen. Lange hatte man sich dabei beruhigt, dann kam eine Zeit, da dem Volk viel daran gelegen war, daß dem Übel einer solchen Münzverfassung abgeholfen würde — was sollte eine weise Regierung tun? „Die geringhaltige Münze auf einmal außer Kurs zu setzen, würde eine höchst nachteilige Stockung in Handel und Wandel verursachen, und einen Teil des Volkes um sein ganzes

Digitized by Google

Vermögen bringen. Nur nach und nach, so unmerklich als möglich, dürfe man die schlechten Stücke aus dem Umlauf nehmen, um sie in der Münze nach vorgängiger Scheidung umzuprägen. Zuvor müsse die umlaufende Menge scharf geprüft, dann sortiert und der Preis jeder Sorte noch auf den Befund ihres inneren Wertes herabgesetzt werden." Der freigeistige Sinibald will dagegen die einzige Voraussetzung machen, daß ein großmütiger Adept sich erböte, für jedes geringhaltige Stück ein vollhaltiges von gleichem Zahlungswert zu geben. Er muß sich dann von seinem alten Herrn sagen lassen, sein Volk habe keinen Glauben an diesen Goldmacher: es traue seinem philosophischen Golde nicht, und aus Furcht, für gutes natürliches Gold, wovon doch immer noch ein Teil in seinen gewohnten Münzen stecke, eine Komposition von gar keinem Werte zu empfangen, werde es lieber das wenige behalten wollen, als Gefahr laufen, beim Erwachen aus einem Traum voll goldener Berge nach Luft zu greifen und nichts zu haben — es sei schon zu oft von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden, die sich für große Adepten ausgaben und einfach doch nur als Meister in der Kunst, einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, befunden wurden. Nun hat Sinibald das Wort und macht in seinem Sinne die Anwendung des Gleichnisses: solange das Volk die Vorurteile — das seien die geringhaltigen Stücke — für wahr halte, weil ihm nie eingefallen sei, an ihrer Echtheit und Gültigkeit zu zweifeln, so könne man zugeben, daß sie ungefähr die nämliche Wirkung tun würden, als ob sie durchaus wahr wären. „Aber wie lange wird das dauern? Gewiß nicht länger als die Leute von niemand in diesem ihrem Glauben gestört werden. Laß sich einmal eine Anzahl angeblicher Scheidekünstler hervortun, die sich ein Geschäft daraus machen, die Vorurteile und Meinungen des Volkes auf die Kapelle zu bringen und ihren wahren, reinen Goldgehalt öffentlich anzuzeigen: von dieser Stunde an fängt auch das Gebäude an zu schwanken, das bisher auf einem so lockeren Grunde ruhte." Bald würden, wenn auch die Wirkung nicht sogleich merklich wäre, einem aufmerksamen Beobachter die Zeichen der Veränderung nicht entgehen, die in dem Glauben, den Gesinnungen und den Sitten des Volkes sich vollziehe, wiewohl das Übel oft ziemlich lange im stillen um sich greife und daher, endlich zum Ausbruch kommend, Leute, die alles immer nur aus der nächsten Ursache erklären wollen, in mächtiges Erstaunen setze. Die beiden Unterredner sind dann darüber einig, daß gesunder Verstand allen Menschen, den niedrigsten wie den höchsten, unentbehrlich sei, um — Menschen zu sein. Keine Regierung sei sicherer, fester und weniger Reibungen und Stockungen unterworfen als die Regierung über ein zum gesunden Verstand reif gewordenes Volk. Da aber gleichwohl Geron seine Apologie nicht aufgeben will, so bittet ihn der andere um eine Erklärung, was das für gewisse Vorurteile seien, zu deren Unverletzlichkeit ein so wohldenkender Mann seine Stimme so fest entschieden gebe? Geron antwortet mit einer kleinen Fabel aus dem Jean Paulschen Reichsstädtchen Kuhschnappel: dahin war ein Arzt berufen, der als ein Wunderdoktor gepriesen wurde, weil das Völkchen alles, was die Natur oder ein glücklicher Zufall zur Genesung der Kranken tat, treuherzig seinem Äskulap zuschrieb. Da trat ein naseweiser junger Patrizier auf, der, ohne dessen Qualitäten anfechten zu wollen, die Arzneikunst selber und das ganze Medizinalwesen als eitel Scharlatanerie und Quacksalberei anklagte; es sei nicht um ein

Digitized by Google

Haar besser als die Kunst, aus dem Kaffeesatze zu weissagen, Träume zu deuten und auf der Ofengabel nach dem Blocksberge zu reiten. Das Ansehen des Schriftstellers bewirkte, daß die Stimmung für den Arzt in ihr Gegenteil umschlug, daß alle natürlichen Sterbefälle ihm zur Last gelegt wurden, so daß endlich der hochedle Rat den Einwohnern der Stadt und Landschaft Kuhschnappel bei hoher Strafe anbefahl, in kranken Tagen sich ganz allein an den Stadtarzt und seine Vorschriften zu halten. Der witzige Patrizier brachte darauf ein Possenspielchen auf die Kuhschnappelische Nationalbühne, worin die Ärzte und ihre Kunst durch alle Praedikamente lächerlich gemacht wurden. Die Folge war, daß der Stadtarzt abzog und einen privilegierten Pfuscher zum Nachfolger erhielt, an den nun erst recht niemand glauben wollte. — Sinibald gibt willig zu, es sei mehr als abderitische und kuhschnappelische Torheit, wenn unsre Oberen, nachdem sie das Fundament der Vorurteile, worauf der Glaube des Volkes an ihr Ansehen und die Unverletzlichkeit ihrer Personen nebst seinem Glauben an die eingeführte Religion, an eine göttliche Bestätigung des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, und an Verantwortlichkeit in einem künftigen Leben für das Böse, das wir in diesem getan haben, beruhet, teils praktisch selbst untergraben, teils ungehindert von andern theoretisch untergraben lassen — „wenn sie gleichwohl bei Strafe gebieten wollen, daß das Volk glaube, was beinahe niemand mehr glaubt und es in Ungnaden vermerken, wenn der daher entspringende und sich überall in allen Ständen äußernde Kontrast unserer Zeit mit den Tagen unserer glaubensreichen und in ihren von Kindheit an eingesogenen Vorurteilen webenden und lebenden Voreltern endlich seine natürliche Wirkung zu tun anfängt". Überdies seien so viele Beispiele gegeben, daß man alles, auch das Ungerechteste, zu dürfen glaube, wenn man die Macht dazu habe — darum sei es mehr als Torheit, noch von Gerechtigkeit zu schwatzen und es andern übelzunehmen, wenn sie auch sich befugt halten, alles zu tun, was man ihnen nicht wehren könne. Er will ferner zugeben, daß es Vorurteile gebe, die man respektieren müsse, zumal solche, die, sobald man sie zu deutlichen Urteilen entwickle, als wahr befunden werden oder auf Wahrheit beruhen. Der unaufgeklärte Teil der Menschen hänge allerdings an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung bloß durch Gefühl und Vorurteil — sein Glaube sei ein blinder Glaube, und er könne diesen nicht verlieren, ohne in seiner Sittlichkeit, der Ergebung in sein Schicksal und der Hoffnung einer besseren Zukunft sehr gekränkt zu werden. Das alles sei aber doch nur darum so, weil dieser Teil des Volkes unaufgeklärt sei. Demgegenüber macht nun der Ältere geltend: wahre und gründliche Aufklärung des menschlichen Verstandes könne nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langsam und stufenweise, bewirkt werden. Eben deswegen werde eine allgemeine oder wenigstens über den größeren Teil der Menschen verbreitete Erleuchtung nie stattfinden. Nie werde man soweit gelangen, der wohltätigen Vorurteile, von denen eben die Rede war, gänzlich zu entraten. Sinibald läßt sich nicht irre machen. Die Zeiten, da das Volk bei seinen Vorurteilen angeblich sich so wohlbefunden habe, die seien nun einmal vorüber und das Jammern über ihr Nichtmehrsein könne zu nichts helfen. „Seitdem die großen Herren uns ihr Geheimnis selbst verraten haben und also fürs Künftige an keine Täuschung mehr zu denken ist", bleibe ihnen

Digitized by Google

nichts andres übrig als das angefangene Werk selbst fortzusetzen und zu vollenden, das ist der Aufklärung nicht nur ihren Gang zu lassen, sondern sie sogar in selbsteigener Person und durch ihr Mitarbeiten am Werk aus allen Kräften zu fördern. „Die Völker verlangen keine Hirten mehr, seitdem der Zauber, der sie zu Schafen gemacht hatte, aufgelöst ist." Man fühle sich sogar seinen angeblichen Vätern über den Kopf gewachsen und betrachte die Regierenden als Diener des Staates, die (nicht nur Gott und ihrem Gewissen, sondern) den Zeitgenossen und der Nachwelt und vornehmlich ihrem zunächst dabei betroffenen Volke verantwortlich seien. *Geron* meint, diese politische Freigeisterei habe schon unendlich viel Unheil angerichtet. Dagegen behauptet dann der andre: Die Verantwortlichkeit, die er meine, sei Natur der Sache und habe also von jeher in jedem Staate, sogar in der ungezügeltsten Despotie stattgefunden. „Wir wollen uns nicht an Worten irren, lieber Geron. Die Verantwortlichkeit, die ich meine, ist Natur der Sache, und hat also von jeher in jedem Staate, sogar in der ungezügelsten Despotie stattgefunden. Die *Öffentliche* Meinung ist ein furchtbares Gericht; ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groß sie auch sei oder scheine, entziehen kann. Über kurz oder lang werden nicht nur die Caligulas, die Neronen, die Domiziane sondern auch ein Richard II., ein Heinrich VII., ein Karl I., ein Ludwig XVI., ich will sagen, unweise und schwachherzige Regenten nicht minder als Tyrannen und gekrönte *Teufel*, Schlachtopfer der Verachtung oder Vernachlässigung dieses nnsichtbaren Femgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man die Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewußt; haben sich aber auch so wenig vor der Öffentlichen Meinung zu fürchten, daß diese vielmehr die zuverlässigste Quelle ihrer Macht, und am Tage der Not ihre stärkste Stütze ist." Es sei mit der *Volljährigkeit* der meisten Völker in Europa bereits so weit gediehen, daß sie sich für berechtigt halten, über die Art und Weise, wie sie regiert und behandelt werden, ziemlich laut zu urteilen: auf einen blinden Glauben, der nirgends mehr vorhanden sei, dürfe man sich nicht blindlings verlassen und von den alten Dogmen, die der Obrigkeit ein göttliches Recht beilegen und die Untertanen zu leidendem Gehorsam verpflichten, nicht die Wirkung mehr erwarten, die sie etwa zu unsrer Vorväter Zeiten und auch damals nicht immer taten. Er weist auf das „uns schon entgegen dämmernde 19. Jahrhundert" hin und meint ferner, aus der Erkenntnis, daß von politischen Kraftäußerungen der kopflosen, aber desto handfesteren Menge mehr zu fürchten als zu hoffen sei, werde jeder Vernünftige folgern müssen: „daß man, anstatt sie durch übelgewählte und falsch berechnete Gegenmittel zu beschleunigen oder gar herauszufordern, ihnen vielmehr auf dem einzigen Wege, der einer gerechten und weisen Regierung immer offen sei, zuvorkommen, das ist sie moralisch unmöglich machen müsse". Gegen die Bedenken *Gerons*, es liege nicht in der menschlichen Natur, daß Gewalthaber aus eigener Bewegung auf solche Gedanken kommen oder, wenn man sie in ihnen zu erwecken suchte, auf Eingebungen dieser Art hören sollten, entgegnet der Hoffnungsfrohere: Auch wenn man wollte, so wäre es vergebens, die Zeit der Vorurteile zurückzuwünschen. „Selbst eine allgemeine Verschwörung aller Machthaber auf Erden könnte sie nicht wiederbringen." — So endet das Gespräch mit dem Verzicht auf die Apologie der Vorurteile.

Digitized by Google

Noch an mehreren andern Stellen dieser politischen Gespräche, außer in dem besonderen, das der Öffentlichen Meinung gewidmet ist, nimmt der geistreiche Verfasser auf diesen Begriff Rücksicht, so daß man auf die Vermutung kommt, er habe, als er sie schrieb, unter einem besonders starken Eindruck der Bedeutung dieses neuen Begriffes gestanden, oder vielmehr, er habe in ihm ein willkommenes Symbol gefunden, um seine Erfahrungen und Gedanken über den großen Wandel der Zeit und der Denkungsart, den er erlebte, darin zu versammeln. In dem Gespräche X, „Träume mit offenen Augen", kommt er auf die Pläne zu einer besseren Verfassung Germaniens, und der Führer des Gespräches macht geltend, nicht nur die Öffentliche Meinung spreche dafür, sondern die Erhaltung des ganzen Reiches hänge davon ab, es in eine solche Verfassung zu setzen, daß es seine Unabhängigkeit und Würde behaupten und seine noch immer sehr großen Kräfte zu seiner Selbsterhaltung und möglichsten Vervollkommnung zweckmäßig anwenden könne — zu diesem Behuf aber müßte einerseits die Zahl der unmittelbaren Landesregenten beträchtlich vermindert, anderseits den Regierten eine gesetzmäßige Repräsentation zugestanden werden. Er entwirft dann, was er selber einen Traum nennt und ziemlich genau vorausbedeutet, was wenige Jahre später durch den Reichsdeputations-Hauptschluß verwirklicht wurde — ob gesunde Vernunft und Politik Erhebliches dagegen aufbringen könnten? Sein Mitunterredner ist wenigstens versichert, daß eine solche Veränderung die Öffentliche Meinung gänzlich auf ihrer Seite hätte. Ähnliche kühne Gedanken begegnen in XI, „Blicke in die Zukunft". Hier ist es Geron, der die Alternative hervorhebt, ein Volk müsse entweder ewig mit Gewalt in einem Zustande, der wenig vor dem viehischen voraus hat, niedergedrückt gehalten werden, oder, sei seine Kultur einmal angefangen, so werde sie nach und nach trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten alle Stufen durchlaufen. „Von einer Stufe zur anderen erhebt, erhellt und kräftigt sich auch der Geist der Zeit, der die Öffentliche Meinung bestimmt." Nachdem er noch in packenden Worten die Wege dargestellt hat, in denen eine Revolution sich entwickeln müsse, wenn die zwei Hauptklassen, aus denen jeder Staat notwendig zusammengesetzt sei, als zwei entgegenstehende Parteien aufeinander stoßen, kommt er auch auf die zu erwartenden Reaktionen, in denen man seine Vorrechte und Vorteile eifersüchtiger als jemals behaupten werde. „Man wird der Öffentlichen Meinung mit der kältesten Verachtung spotten, den gefürchteten Mißbrauch der Vernunft durch willkürliche Einschränkungen ihres freien Gebrauchs zu verhindern glauben, das ist: dem Arzt das einzige Heilmittel gegen die Krankheit aus den Händen schlagen und sie durch eine heroische Kur vertreiben wollen, die das Übel notwendig unheilbar machen muß." Dies Gespräch klingt in der Hoffnung aus, im herannahenden 19. Jahrhundert werde Deutschland mit zwei oder drei Monarchen beschenkt werden, die weit entfernt, dem Genius der Menschheit Trotz zu bieten, ihn vielmehr durch würdige Opfer zu versöhnen und sich günstig zu machen suchen; die der Öffentlichen Meinung freiwillig und ruhig entgegenkommen, und statt sie mit der Keule der Gewalt niederzuschlagen, ihr durch leitende Weisheit Maß und Richtung geben würden.

Durch diese bedeutenden Stellen sind wir wohl vorbereitet, von dem besonderen Gespräch Kenntnis zu nehmen (IX), das er über die Öffentliche Meinung verfaßt hat. In diesem

Digitized by Google

vertritt *Egbert*, wie sonst *Geron*, den älter und bedenklich gewordenen Autor oder vielmehr das, was er nicht ohne Widerstreben in seiner eigenen Seele als Hemmung sich regend kannte, während Sinibald den seiner alten liberalen Gesinnung treugebliebenen Wieland bedeutet.

Egbert zweifelt, ob es eine Öffentliche Meinung gebe, die Menge sei so veränderlich und wetterlaunisch, auch geneigt, blindlings einem Anführer zu folgen. *Sinibald* erklärt, er verstehe als die Öffentliche Meinung eine solche, die bei einem ganzen Volke, hauptsächlich unter denjenigen Klassen, die, wenn sie in Masse wirken, das Übergewicht machen, nach und nach Wurzel gefaßt und dergestalt überhand genommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet: eine Meinung, die sich unvermerkt der meisten Köpfe bemächtigt hat, und auch in Fällen, wo sie noch nicht laut zu werden wagt, doch, gleich einem Bienenstock, der in kurzem schwirren wird, sich durch ein dumpfes, immer stärker werdendes *Gemurmel* ankündigt; da sie dann nur durch einen kleinen Zufall Luft bekommen darf, um mit Gewalt hervorzubrechen, in kurzer Zeit die größten Reiche umzukehren, und ganzen Weltteilen eine neue Gestalt zu geben. *Egbert* wendet ein, was man für die Öffentliche Meinung ausgebe, sei immer die Meinung und der Wunsch einer kleinen Anzahl von Köpfen, denen daran gelegen sei, das Volk zum Werkzeug ihrer Absichten zu machen, die daher ihr möglichstes tun, das Feuer, das sie anblasen, allgemein zu machen, „also wenn 100000 Arme sich auf einmal heben, so geschieht es nicht, weil sie von etwa derselben Meinung, sondern weil sie von etwa demselben *Stoß* in Bewegung gesetzt werden". Das Volk kümmere sich nicht um die Meinungen seiner großen Schriftsteller, wenn ein Reich in Brand gerate, und ein Unwesen wüsten Geschreis von Freiheit und Gleichheit sich rühre, so geschehe das, ohne daß die Öffentliche Meinung das geringste dazu beigetragen habe. *Sinibald* verwahrt sich dagegen, daß er weder die Hefe des Volkes noch die einem großen Staat allerdings unentbehrliche Schicht der besitzlosen Arbeiter meine, ja beide nicht unter der großen Mehrheit begreife, die er als den Depositär der Öffentlichen Meinung betrachte; in Masse wirken und in Masse aufstehen, bedeute auch keineswegs dasselbe. Er räumt der untersten Klasse keinen *aktiven Anteil* an der Öffentlichen Meinung ein, weil sie weder Muße noch Gelegenheit habe, um Dinge, die ihre körperlichen Bedürfnisse nicht zunächst angehen, sich zu kümmern. Die Öffentliche Meinung scheint ihm aber, ob sie auf Irrtum oder auf Wahrheit sich gründe, die größte Aufmerksamkeit zu verdienen. Gegen den Einwand, daß Irrtümer immer vorherrschen, insbesondere in Gestalt des Aberglaubens aller Art, bemerkt *Sinibald*, auch noch so tief gewurzelter Irrtum müsse endlich der Übermacht der Wahrheit weichen und der Öffentlichen Meinung, die sich dadurch festsetze, können sogar die Donnerkeule eines ehemals vermeinten Halbgottes und die ganze aufgebotene Macht der unumschränktesten Herrschergewalt, mit allen Werkzeugen der Zerstörung und des Todes bewaffnet, nichts anhaben. *Egbert* wendet ein, es sei die Übereinstimmung im *Gefühle*, nicht in Meinungen, die das Wunder der Vernichtung eines Wahnglaubens bewirke; nichts wäre schwerer, als unter den Meinungen des Volkes in kritischen Zeitläufen eine anzugeben, die man die allgemeine oder öffentliche nennen könnte. *Sinibald* gibt dies für die Blütezeit einer Staatsumwälzung

Digitized by Google

zu, aber allerdings sei es eine feststehende Öffentliche Meinung, die einer solchen vorausgehe und gleichsam das Zeichen zu ihrem Anfange gebe, auch sei die Wiederherstellung der Ordnung nicht eher zu erwarten, als bis das Volk wieder ruhig genug geworden sei, um einer Öffentlichen Meinung fähig zu sein und sie mit dem gehörigen Nachdruck zu erkennen zu geben. Er führt dies dahin aus, immer sei der Wunsch nach Verbesserung seiner Lage im Volke lebendig, aber ein mächtiges Gegengewicht dagegen sei die natürliche Trägheit, der sich die Gewohnheit geselle, so daß in zwei Gesinnungen, aus denen sich Meinungen bilden, die man als öffentliche oder allgemeine gelten lassen könne, die große Mehrheit aller Bewohner Europens einig sei, 1. „es sollte alles besser gehen als es geht", 2. „jede Verbesserung unseres Zustandes, bei der wir nicht die Gefahr liefen, daß es schlimmer wird, soll uns willkommen sein". Auch die Meinung, daß es, so lange nur die Gesetze jeden in seiner Freiheit, seinem Rechte, seinem Leben und seiner Ehre schützen, noch schlimmer werden könne, und daß es daher geraten sei, sich zu gedulden, könne man füglich als Öffentliche Meinung annehmen. Aber auch die daraus folgende Willensmeinung, unter gewissen günstigen Umständen aus allen Kräften zur Verbesserung selbst tätig zu sein. *Wieland* schildert dann den Zustand des französischen Volkes vor der Revolution; es sei nicht zu verwundern, wenn in einer solchen Zeit endlich, von allen Seiten her, tausend und zehntausend Stimmen gegen Aberglauben, Despotismus und privilegierte Gesetzlosigkeit als die ersten Quellen des öffentlichen Elends, sich erheben. In solcher Zeit, wo der *Geist* eines durch hierarchischen, aristokratischen und monarchischen Despotismus niedergedrückten Volkes alle seine Ketten zu schütteln anfange und im Begriff sei, eine nach der andern zu zerreißen, werde auch die Öffentliche Meinung eine bestimmtere Gestalt gewinnen und sich endlich so deutlich zu erkennen geben, daß nur eine fast unbegreifliche Verblendung die Machthaber verhindern könnte, zu sehen, daß es die höchste Zeit sei, andre Wege einzuschlagen, wenn sie der Katastrophe, die sie doch selbst befürchteten, zuvorkommen wollten. So sei es wenigstens im Jahre 1788 die allgemeine Meinung der größeren Mehrheit in Frankreich gewesen (und in den *Cahiers* des dritten Standes zum Ausdruck gelangt), 1. daß das Volk Rechte zurückzufordern habe, 2. daß es ungerecht sei, wenn das Volk die Lasten des Staates allein oder nach unbilliger Verteilung trage, 3. es sei kein wesentliches Vorrecht der höchsten Gewalt, in Sachen, die das Eigentum, die Ehre und Freiheit der Bürger betreffen, nach Willkür zu verfahren. Keine Gruppe hätte den ersten entscheidenden Schritt zur Revolution gewagt, wenn nicht alle gewiß gewesen wären, in dieser Öffentlichen Meinung eine Stütze zu finden, die ihnen im Notfalle den Schutz des ganzen Volkes sicherte. So könne man auch als die *wahre Zeit* des Anfangs einer neuen Ordnung der Dinge rechnen, wenn die Öffentliche Meinung sich stark und deutlich dahin ausdrücke, daß nichts als Unterwerfung unter eine gesetzmäßige Regierung und entschlossene Anhänglichkeit an diese, den aufgelösten Staat, unter welcher neuen Gestalt es auch sei, ins Leben zurückrufen könne. — Der Mitunterredner, der nunmehr seine Zweifel an Dasein und Wichtigkeit der Öffentlichen Meinung als überwunden bekennt, ergänzt die Ausführung darüber, indem er sagt, es komme nicht sowohl darauf an, wer eine Meinung *zuerst* aufgebracht habe oder sie am besten zu behaupten

Digitized by Google

wisse, als darauf, daß sie, um den Namen der öffentlichen zu verdienen, dem Geiste und der gegenwärtigen Stimmung der Nation so angemessen und überhaupt so beschaffen sei, daß sie, sobald sie sich laut vernehmen lasse, deren größtem Teile einleuchte und von ihm mit Beifall aufgenommen werde. Beide kommen überein, daß die Machthaber es regelmäßig an der Achtung und Aufmerksamkeit fehlen lassen, die sie ihr — schon aus bloßer Klugheit und Rücksicht nämlich auf eigene Sicherheit und Selbsterhaltung — erweisen sollten. Es gebe kein Beispiel, wo sie ungestraft wäre verachtet worden. „Wie ehrwürdig wird sie also dem Verständigen in jedem Falle sein, wo es streng erwiesen werden kann, daß die Vernunft selbst für sie entscheidet oder ... wo die schärfste Untersuchung der Sache, nach genauester Abwägung aller Gründe für und wider, kein andres Resultat gibt." Jeder Ausspruch der Vernunft sollte die Kraft eines Gesetzes haben und werde sie auch sicher erhalten, sobald er sich als die Meinung der Majorität ankündige. Das werde sich im 19. Jahrhundert ausweisen.

Merkwürdig ist vielleicht am meisten in Wielands durchdachten Erwägungen, daß sie deutlich zwischen Volksstimmung und der Öffentlichen Meinung unterscheiden und in ihrem Zusammenwirken die eigentliche Macht erkennen, die man am ehesten der Öffentlichen Meinung zuschreibt, weil sie am reinsten und sichersten sich kundgibt, eben dadurch als vernünftig und wahr erscheint und mit Erfolg Achtung in Anspruch nimmt. Wieland bewährt seinen Scharfsinn darin, nicht nur diesen Unterschied zu erkennen, sondern auch dies, daß Volksstimmung und Öffentliche Meinung aufeinander angewiesen sind. Er sieht deutlich, was die große Menge bedeutet: daß sie Gerechtigkeit und Weisheit von denen, die sie zu regieren in Anspruch nehmen, ihrerseits zu fordern berechtigt ist. In diesem Sinne wird auch der am Schluß hervortretende Gedanke noch stark hervorgehoben durch folgende Ausführung des *Sinibald*: „Die Menschheit ist in der Laufbahn, die ihr die Natur angewiesen hat, binnen etlichen Jahrtausenden merklich vorwärts geschritten. Zehn, zwanzig, dreißig Millionen Menschen in einem Staate lassen sich nicht länger als ebenso viele *moralische Nullen* behandeln. Immerhin mag der größere Teil dieser Millionen, in gewissem Sinne, als *unmündig* anzusehen sein; aber sie haben den *allgemeinen Menschenverstand* zum *Vormund*, und man darf darauf rechnen, daß in Sachen, die das Wohl oder Weh der unendlich größeren Mehrheit unmittelbar betreffen, *der Ausspruch dieses Vormunds* auch die *Öffentliche Meinung ist*."

Christian Garve (1742 bis 1798) war schon verstorben, als Wielands Gespräche im Buchhandel erschienen. Seine eigene Studie über die Öffentliche Meinung ist erst im fünften und letzten Teile seiner „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben" (Breslau 1802) aus seinem Nachlaß herausgegeben worden. Garve ist als Persönlichkeit von Wieland außerordentlich verschieden. Schon seine äußeren Lebensumstände, seine Kränklichkeit und sein dadurch bedingtes zurückgezogenes Leben unterscheiden ihn von dem Dichter, der durchaus welt- und lebensfroh, ein bewußter Weltbürger, für sein eigenes, das deutsche Volk, mehr darum besorgt und tätig war, weil es seiner Humanität am nächsten stand, als aus tieferer, gefühlshafter

Digitized by Google

Sympathie. Garve besaß diese: von seiner stillen Studierstube aus sah er in die Freuden und Leiden seines Volkes. Er macht unter anderm sich Gedanken „über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbesondere, welche in einem großen Staate die Einwohner jeder Provinz für diese ihre Provinz haben". Er schrieb über den Charakter der Bauern, über die Ursachen des Verfalles der kleinen Städte — er war nicht nur ein Philosoph (nach Kants schöner Anerkennung ein Philosoph im besten Sinne des Wortes), sondern auch, was wir heute einen soziologischen Denker nennen würden. So galt denn auch Garve, weil er das Nachdenken über Zustände des Vaterlandes und über bürgerliche Verhältnisse in weite Kreise zu verbreiten wußte, die bisher allen solchen Betrachtungen gänzlich entfernt gewesen waren, als ein Schriftsteller, der auch ganz besonderes Talent für Fragen der Politik hatte (vergleiche Daniel Jacoby: Archiv für Literaturgeschichte VII. 1 und ADB Garve).

Die kleine Abhandlung, über die wir hier berichten, ist, wie es scheint, bald vergessen und von den vielen Schriftstellern, die nach ihm in Deutschland über die Öffentliche Meinung sich verbreitet haben, nicht beachtet und wohl nicht gekannt worden. Auch einer der neuesten, Wilh. Bauer, „Die Öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen", nennt Garves Namen nicht, während er von Wielands Dialog wenigstens das anführt (S. 25), was er seine Begriffserklärung nennt, die er nur aufmerksam durchzulesen empfiehlt, um bei jedem Satze auf Undeutlichkeiten zu stoßen; auch fehle der leiseste Versuch, das Zustandekommen der Öffentlichen Meinung irgendwie begreiflich zu machen. Ob dieses Urteil gerecht sei, möge der Leser selber nach dem hier Mitgeteilten entscheiden.

Garve führt seine Abhandlung damit ein, daß Begriff und Wort „Öffentliche Meinung" aus Frankreich stammen, „von wo uns so manches Gute und Böse zugeführt ist". Die Sache freilich sei zu allen Zeiten vorhanden gewesen und ehedem als herrschende oder gemeine Meinung bezeichnet worden. Aber zuerst bei französischen Schriftstellern finde sich nicht nur das neue Beiwort, sondern auch die damit zugleich entstandene Gewohnheit, die Öffentliche Meinung als ein unsichtbares Wesen von großer Wirksamkeit zu betrachten und sie mit unter die verborgenen Mächte zu zählen, welche die Welt regieren. Besonders habe sie seit dem Anfange, ja schon seit der unmittelbaren Vorgeschichte der Französischen Revolution eine große Rolle gespielt, man habe zu ihr als einer *Qualitas occulta* zur Erklärung von Tatsachen und Rechtfertigung ergriffener Maßregeln seine Zuflucht genommen. Garve will untersuchen, ob die Sache wirklich etwas so Ehrwürdiges und zugleich so Wichtiges sei, wie diejenigen behaupten, welche die größten Zerstörungen, sowie die größten Verbesserungen der menschlichen Gesellschaft daraus herleiten zu können glauben. Er bestimmt den Begriff dahin, die Öffentliche Meinung sei die Übereinstimmung vieler oder des größten Teiles der Bürger eines Staates in Urteilen, die jeder einzelne zufolge seines eigenen Nachdenkens oder seiner Erfahrungen über einen Gegenstand gefällt habe. Öffentliche Meinung solle nicht mit Herkommen, Gewohnheit und den Folgen der Erziehung einerlei sein; sie solle nicht die Übereinstimmung bedeuten, welche die Gesetze und die eingeführte Religion in der Denkungsart einer Nation oder

Digitized by Google

welche der Einfluß eines mächtigen oder beredten Mannes bei einer Partei hervorgebracht habe. Meinung setze immer voraus, daß der Mensch, der sie hege, seiner eigenen Natur und den Eindrücken, welche die Dinge auf ihn machen, in seinem Urteile folge. Es gebe aber eine unverabredete, durch die Natur der Sache bewirkte Übereinstimmung in den Meinungen vieler Menschen, und daß diese von großer Wirksamkeit sei, diejenigen Operationen zu unterstützen und diejenigen Veränderungen in Staat und Kirche zu befördern, die mit ihnen zusammenhingen, das sei aus Gründen ebenso gewiß wie aus Tatsachen der Geschichte. „Einer einleuchtenden Wahrheit aber, wenn sie einmal dahin gekommen ist, ihr Licht in viele Köpfe zu verbreiten, kann keine menschliche Macht die Ausbreitung und die Wirksamkeit verwehren." Die Macht der Öffentlichen Meinung in diesem Sinne trete mit besonderer Deutlichkeit hervor in der Reformation. „Es hatte sich eine Öffentliche Meinung gebildet, daß eine Änderung in der Lehre, den Gebräuchen und vornehmlich in der Hierarchie der Kirche vorgehen müsse, und selbst über viele Punkte des neu zu errichtenden Systems war man im stillen zu einer Entscheidung und Einstimmigkeit gekommen." Luther wurde der Vereinigungspunkt für die schon vorhandene Partei, wodurch ihre *Größe* sichtbar wurde, er war nicht ihr Stifter. — Die „Hauptfrage" aber, ob die Öffentliche Meinung auch immer und unfehlbar eine wahre Meinung? Sie sehe ähnlich der Frage: ob der allgemeine Wille immer ein *guter* Wille sei? Überhaupt bestehe eine sehr nahe Beziehung zwischen Öffentlicher Meinung und allgemeinem Willen. In betreff der Wahrheit gelte es, das Zufällige und Individuelle sowohl in dem subjektiven als dem objektiven Teil der Vorstellung abzusondern und nur das in der menschlichen Natur und in der Natur der Sache Gegründete, das allen Menschen, allen Lagen des Gegenstandes Gemeinschaftliche übrig zu lassen und zu sammeln. Obgleich aber in diesem Sinne die Übereinstimmung vieler der Wahrheit nahe zu kommen scheine, so sei es doch — auch abgesehen vom Einflusse des Ansehens, der Überredung, der Macht und der Gewohnheit — möglich, daß eine Menge von Menschen, jeder für sich, auf gleiche Weise irrt; „die Übereinstimmung vieler in einem gemeinschaftlichen Irrtum ist kein seltener Fall". Beweis die Geschichte der Religion. — *Garve* meint aber, es gebühre doch immer der übereinstimmenden Meinung vieler eine gewisse Achtung; er will untersuchen, wie und unter welchen Umständen man ihr mehr oder weniger trauen könne. Er erörtert die Frage in sechs Abschnitten. Den ersten eröffnet er mit dem Satze, nicht bei allen Nationen gebe es eine Öffentliche Meinung über die Gegenstände der Religion und Politik oder über die besonderen Vorfälle und Anordnungen der Regierung. „Eine Öffentliche Meinung gibt es daher nur in einer solchen Nation, in welcher viele selbst denken und ein eigenes Urteil fällen und über solche Sachen, über welche viele zu urteilen ein Interesse haben. Selbstdenken und Selbsturteilen auf der einen Seite, und Teilnehmung an gewissen Gegenständen auf der andern Seite müssen bei vielen vorhanden sein . . . es kann keine Öffentliche Meinung über die Maßregeln der Regierung, über politische Gegenstände und Verhandlungen geben, wo der größte Teil der Nation entweder gar keine Notiz von politischen Verhandlungen oder ein geringes Interesse daran nimmt; oder wo er über diese Materie so wenig Grundbegriffe und Vorkenntnisse hat, daß er zu urteilen ganz unfähig ist." Es genüge

Digitized by Google

auch nicht, daß viele urteilen: „ein bloß nachgebetetes Urteil, die bloße Wirkung der Nachahmung, der Eindruck, den die Meinung der Großen, der Berühmten, der Reichen auf die Menge macht, sie zu gleichen Äußerungen und Urteilen zu stimmen, dies verdient nicht Öffentliche Meinung genannt zu werden". In manchen Ländern sei, was Öffentliche Meinung scheine, nur die Stimme eines einzigen Denkenden, von vielen leeren Köpfen wiederholt. „Je mehr hingegen der große Körper einer Nation Objekte hat, die ihm wichtig scheinen und für die er sich interessiert; je mehr Vorbegriffe er schon hat, und je mehr er zu eigener unabhängiger Verstandesbeschäftigung gewöhnt und aufgelegt ist: desto mehr Urteile und über desto mehr Gegenstände werden in dieser Nation von einzelnen Personen gefällt und geäußert, und desto mehr unterscheidet sich die Übereinstimmung in einigen Meinungen von der Verschiedenheit der Urteile in anderen; desto eher, deutlicher und vollständiger bildet und offenbart sich eine Öffentliche Meinung."

Im zweiten Abschnitt führt Garve kurz aus, Politik, Ökonomie, schöne Wissenschaften und Künste, alle Dinge, welche unmittelbar in die öffentliche Wohlfahrt einschlagen, allgemeines Vergnügen oder Mißvergnügen erregen und daher durch Erfahrungen zu erkennen sind, die jeder in dem gewöhnlichen Leben machen kann — diese seien das eigentliche Gebiet der Öffentlichen Meinung. „Doch wird jeder dieser Gegenstände mehr oder weniger an die Reihe kommen, je nachdem er sein Geheimnisvolles mehr oder weniger verliert, und nachdem er mehr oder weniger zu Genüssen oder Beschwerden Anlaß gibt, die jeder empfindet." Fremd seien ihr abstrakte Fragen, wie die der Metaphysik. Unter drittens heißt es, eine Öffentliche Meinung über Prinzipien bilde sich weit später als eine solche über einzelne Vorfälle, Handlungen und Werke. Aber diese sei weit öfter irrig als jene. „Eine Nation muß schon in der Kultur weit vorgerückt sein, wenn viele in ihr unabhängig über allgemeine Grundsätze der Politik und der schönen Wissenschaften etwas bei sich entschieden haben sollen. Aber sie kommt zeitig dazu, über Krieg und Frieden, über Generale, Minister, Dichter und Schriftsteller zu urteilen." Eigentlich sollte die Öffentliche Meinung über die Prinzipien vorangehen, aber ihr Gang ist umgekehrt: auch dann, wenn eine Nation anfängt unter die wirklich selbstdenkenden zu gehören, schweift bei ihr die Öffentliche Meinung unter vielen Irrtümern herum „und kommt nur dadurch der Wahrheit näher, daß Erfahrungen, die Erfolge der Dinge, oder bessere und genauere Beobachtungen sie von dem Punkte wieder abbringen, in welchem sie sich aus Irrtum vereinigt hatten".

4. „Für die Ruhe der Staaten ist es nützlicher, wenn keine Öffentliche Meinung über politische Gegenstände vorhanden ist, als wenn eine falsche herrscht, und wenn sie stark und leidenschaftlich ist." Bei einem ganzen Haufen der Menschen kann es stattfinden, daß Selbsttätigkeit des Geistes ohne sonderliche Einsicht vorhanden ist: „Streben nach Unabhängigkeit in Meinungen, ohne die Kraft zu eigener Untersuchung: — daher dann auch wohl eine Öffentliche Meinung entsteht, die den Gesetzen Trotz bietet und doch keine wahren Verbesserungen zum Zweck und zur Folge hat."

5. Es ist sehr schwer die Öffentliche Meinung richtig zu erkennen. In diesem Punkte ist sie dem allgemeinen Willen am ähnlichsten. Immer sind es nur wenige, die laut und

Digitized by Google

verständlich ihre Meinung äußern, viele und gute Richter verbergen sich — Irrtum über den Geist der Zeit, über die verborgenen Gesinnungen des größeren Teils der Menschen, über das, was im Finstern geurteilt und getan wird, ist sehr häufig von den fähigsten Leuten begangen worden. — Ferner: sobald eine gewisse Meinung von den Sprechern der Nation, von ihrem dreistesten, beredtesten, lautesten Teile öffentlich und entscheidend behauptet wird, oder wenn gar Recht und Autorität eine Meinung unterstützen: so ziehen sich die, welche das Gegenteil denken, zurück und entfernen sich von den Augen des Publikums, ohne darum ihre Meinung zu ändern. — Drittens: „es sind besonders die Parteihäupter und Revolutionsstifter, welche die Öffentliche Meinung beständig im Munde führen; denn da sie ihre Autorität nur auf den Willen und Beifall des Volkes gründen, so müssen sie die Autorität dieses Willens auf alle Weise aufrecht zu erhalten suchen. Aber eben sie sind es, welche am meisten dazu beitragen, daß man über diese Öffentliche Meinung getäuscht wird. Je mehr man Achtung für die Öffentliche Meinung hat, desto mehr Widerwillen muß man gegen das Stiften von Parteien haben."

6. Gewiß ist, „daß die gründlichen Verbesserungen, die bei einer Nation in Staat, Kirche und Wissenschaften geschehen, diejenigen sind, welche durch die Öffentliche Meinung, wenn eine vorhanden ist, geleitet und durch diese bestätigt werden". Unter Umständen zeigt das Ruchbarwerden einer übereinstimmenden Meinung den Zeitpunkt an, wo die Veränderung unumgänglich notwendig ist, aber auch mit dem glücklichsten Erfolge unternommen werden kann. Nur in Zeiten der Ruhe ist die wirkliche Bildung einer solchen Öffentlichen Meinung wie auch ihre wohltätige Wirkung möglich; auch gehört der Mangel fremder starker Einflüsse dazu, wenn der Mensch seinen eigenen Gedanken Gehör geben soll. „Allenthalben und zu allen Zeiten, wo auf die Sinnen oder die Imagination der Menschen sehr stark gewirkt wird, im Kriege, bei Ungewittern, öffentlichen Unglücksfällen, Revolutionen und Empörungen, da denken nur die Menschen von der stärksten Natur und den festesten Nerven nach, und nur die Mutvollsten, ja Unverschämtesten treten auf und sagen laut, was sie denken. Die Schwächeren und Furchtsamen werden zu solcher Zeit betäubt, sie hören und sehen nichts, ihre Denkkraft ist gehemmt; — desto eher ergeben sie sich der ersten besten Meinung, die ihnen mit Ungestüm oder Tatfestigkeit vorgetragen wird: oder wenn auch der Tumult in der physischen oder moralischen Welt ihre Fähigkeit nicht ganz unterdrückt, so hindert er sie doch, unabhängig zu bleiben und ihren eigenen Meinungen, welche nicht deutlich und entschieden genug sind, zu folgen." Jeder müsse ruhig, mit Muße, ohne durch eine Partei oder ein überwiegendes Ansehen einzelner Personen und Gesellschaften bestimmt worden zu sein, nachgedacht haben; dies Nachdenken müsse ohne eine bestimmte Absicht wiederholt worden sein, man müsse nicht einen gegenwärtigen und wahren Endzweck, der den Ehrgeiz und Eigennutz angeht, dadurch zu erreichen suchen. — Immerhin haben auch auf die achtungswürdige Öffentliche Meinung die Weiseren, die Geehrteren und die Beredteren der Nation viel Einfluß. Der Einfluß der Schriftsteller bei einer lesenden Nation ist unverkennbar. Sie erscheinen in Absicht der Öffentlichen Meinung in einem Lichte, das von der einen Seite ihren Beruf ehrwürdiger, von der andern ihre Pflichten schwerer und ihre

Digitized by Google

Verantwortung größer macht. Sie sind es, welche die Öffentliche Meinung bestimmen helfen, „weil auf keinem andern Wege ein Mensch mit so vielen Menschen sprechen und ihnen seine Gedanken, Urteile und Gründe so deutlich und vollständig mitteilen kann". Sie scheinen aber auch gleichsam die Wortführer der Öffentlichen Meinung — diejenigen, welche das öffentlich zur Sprache bringen, was vorher in den Unterredungen und den Gedanken vieler behandelt worden war. Freilich können sie hier auch am meisten sich und andre täuschen. Um das zu vermeiden, müssen ihre Äußerungen so beschaffen sein, daß sie die schlummernden Gedanken andrer bis zur Deutlichkeit erwecken, viel Reden und Schreiben über die Sache veranlassen und gleichsam die im Verborgenen umlaufenden Aktenstücke des Prozesses nach und nach vollständig vor den Richterstuhl des Publikums bringen.

Zum Schlusse führt Garve aus, bei der Frage, ob die Öffentliche Meinung respektiert werden müsse und welchen Einfluß sie wirklich habe, komme sehr viel auf den Zustand des Volkes, auf die Stufe der Kultur, auf welcher es stehe, und besonders auf den Unterschied der Bildung an, welcher den Abstand der höheren und regierenden Stände von dem regierten großen Haufen ausmache. Erst in einem Zustande des Menschengeschlechts, wo zwischen den Klassen keine unausfüllbare Kluft besteht, wo sich gleiche Anlagen, obschon ungleich ausgebildet, durch alle Stände verteilt finden, und wo das höhere Talent und die tiefere Einsicht bald in der obersten, bald in der niedersten Klasse erscheint: „in einem solchen Zustande wird die Öffentliche Meinung, oder die Übereinstimmung der Menschen, die auch kein konstitutionelles Recht haben, ihre Stimme zur Führung der öffentlichen Geschäfte mit zu geben, immer wichtiger; — und es wird immer notwendiger, sowohl die völlige Aufklärung durch erweiterten und verbesserten Unterricht des Volks zu befördern, damit nicht die einmal rege gewordene Wißbegierde und die Selbsttätigkeit des Nachdenkens, der notwendigen Hilfsmittel beraubt, in desto größere Verirrungen gerate, als auch auf das, was durch die einstimmige Überzeugung und Behauptung der Vernünftigsten und am besten Unterrichteten entschieden ist, zu achten, und nicht durch Institute und Verordnungen, die denselben zuwiderlaufen, das Ansehen der Regierung in Gefahr zu setzen oder den Fortgang der Nation zu hindern".

Der Tatbestand ist offenbar, daß Wieland und Garve ungefähr gleichzeitig, aber durchaus unabhängig voneinander, über die Öffentliche Meinung gedacht und geschrieben haben. Beide standen unter der mächtigen Wirkung von Erlebnissen, die überraschend und überwältigend von jenseits der Vogesen her ganz Europa erschüttert hatten. Beide sind durch die Schrecken und Greuel der Revolution, durch die Kriege, die in ihrem Gefolge, aus dem einfältigen Willen der Monarchen und ihrer Ratgeber, ihre Entwicklung zu hemmen, entsprungen waren, nicht irre geworden in ihrer Gesinnung zugunsten des Volkes, die in den Ereignissen teils ein Strafgericht für viele Unterlassungen und Pflichtvergessenheiten der regierenden Schichten, teils eine Ankündigung naturnotwendiger Veränderungen des gemeinen Wesens erkannte, von denen sie eine fortschreitende Verbesserung der Gesamtlage des Volkes, seiner Bildung und Gesittung erwarteten. — *Wieland* sieht das Unter-

Digitized by Google

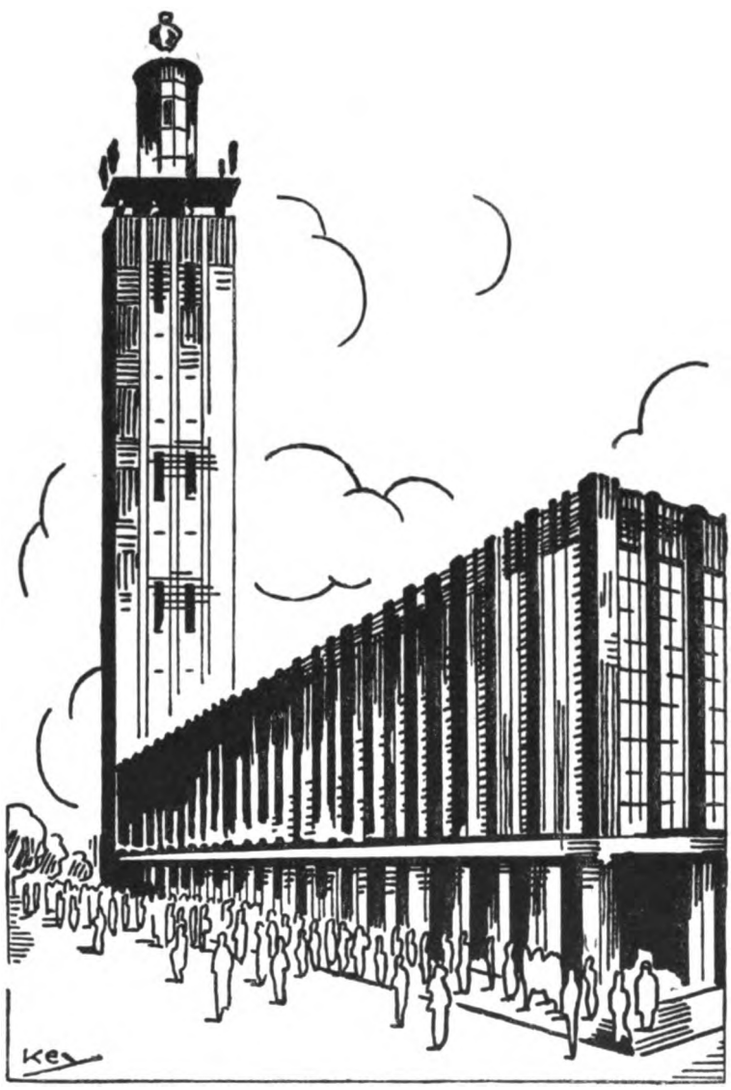
scheidende der Öffentlichen Meinung als der Denkungsart einer Minderheit, die aus denen besteht, die zu urteilen und zu lenken berufen und fähig sind, er sieht aber auch die Bedeutung ihrer Übereinstimmung mit dem dumpfen Grollen und Streben der Menge. *Garve* weist darauf hin, daß Wille hinter der Meinung steht, und daß in dem Punkte der Schwierigkeit, sie richtig zu erkennen, die Öffentliche Meinung dem allgemeinen Willen am ähnlichsten sei. Er gewahrt auch, was die Lehrer des Menschengeschlechts, was insonderheit „bei einer lesenden Nation" die *Schriftsteller* und überhaupt „die Weiseren, die Geehrteren und die Beredteren der Nation" für die Bildung der Öffentlichen Meinung durch ihren Einfluß bedeuten; so lange als dieser wie auch der „Oberen" Einfluß „bloß auf Belehrung, nicht auf Erweckung von Leidenschaft" gehe, so lange sei er nützlich und notwendig.

Die besondere Schriftstellerei des *Zeitungwesens* war zu jener Zeit offenbar noch nicht so entwickelt, daß der später so bedeutungsvoll gewordene Zusammenhang dieses Wesens mit den Gestalten der öffentlichen Meinung in das Gesichtsfeld dieser Autoren gefallen wäre; auch bei Necker kommt es noch kaum zur Geltung. Darum reden sie auch nur von *der* „Öffentlichen Meinung" und kennen noch nicht die Verallgemeinerung, die durch Betonung der Öffentlichkeit in dem Sinne, worin sie nicht das Allgemeine, sondern die Publizität bedeutet, entsteht, daß also „öffentliche Meinung" etwas andres wird als allgemeine und einhellige Ansicht, nämlich die Gesamtheit der zu öffentlichem Bekanntwerden gebrachten Gedanken, Wünsche und Widerwünsche, das große Kampfgefilde der Parteitendenzen und Parteihemmungen.

Auch von den „*Aggregatzuständen* der Öffentlichen Meinung", wie ich sie genannt habe, (Kritik der öffentlichen Meinung 103 ff. und *passim*) wird man kaum eine Andeutung finden, am ehesten in Garves Satz, eine Öffentliche Meinung über Prinzipien bilde sich weit später als eine solche über einzelne Vorfälle, Handlungen und Werke — aber die öffentliche Meinung dieser Art sei weit öfter irrig als die über Prinzipien.

Wir dürfen mit gutem Grunde stolz sein auf die Leistung jedes der beiden deutschen Schriftsteller, die um die Wende jenes „philosophischen" Jahrhunderts zu einem Jahrhundert, das im ganzen in minder glänzendem Rufe steht, aber doch als das wissenschaftlich-technische und als Jahrhundert des Hochkapitalismus gewaltig und imposant auch die Öffentliche Meinung wachsen sah, — die um diese Wende eine so helle und starke Einsicht über diese bedeutsame Erscheinung kundgegeben haben.

Digitized by Google



PRESSA-BAUTEN: DIE „RHEINHALLE“ MIT DEM 85 METER HOHEN PRESSA-TURM

Die in langer Front am Rhein gelegene „Rheinhalle“ wird im Untergeschoß die Gruppe „Tageszeitung“, im Obergeschoß die „Zeitschriftenabteilung“ aufnehmen. Den Abschluß der Halle bildet der 85 m hohe PRESSA-Turm, der das beherrschende Wahrzeichen des 500000 qm großen Ausstellungsgeländes ist.

Digitized by Google

Die Entstehung der Zeitung aus dem brieflichen Verkehr[1]

VON PROF. DR. GEORG STEINHAUSEN-KASSEL

DASS die Entstehung der Zeitungen ohne Berücksichtigung des brieflichen Verkehrs der Vergangenheit nicht richtig verstanden werden kann, ist erst in neuerer Zeit zu klarer Erkenntnis geworden. Prutz läßt noch in seiner „Geschichte des deutschen Journalismus" den Zusammenhang der Zeitung mit dem Brief fast ganz außer acht, obgleich er durch seine eigenen Sätze, wie: „Die ersten Zeitungen waren, was man heutzutage nennt, fliegende Blätter ... Ihre eigentliche Form ist die Briefform", zu näherer Prüfung hätte geleitet werden müssen. Scharf und ausführlich hat erst Graßhoff in seiner Dissertation: „Die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts" (1877) jenen Zusammenhang betont. Ich habe dann in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" zahlreiche Belege dafür gegeben, wie der Brief die Zeitung vorbereitet und noch auf lange hinaus ergänzt hat. Weiterhin hat K. Bücher in einem Vortrag: „Die Anfänge des Zeitungswesens" (in: „Die Entstehung der Volkswirtschaft, 6 Vorträge", Tübingen 1893) ebenfalls ausgesprochen und dargelegt, „daß die Urzeitung, aus der jenes mächtige moderne Verkehrsmittel hervorgegangen ist, weder gedruckt war noch periodisch erschien, sondern daß sie dem Brief noch sehr nahestand, ja fast gar nicht von demselben zu unterscheiden war".

Von vornherein steht jedenfalls fest, daß, so lange es kein andres Mittel der Verbreitung allgemein interessanter Nachrichten gab, neben der mündlichen Botschaft überall die schriftliche Korrespondenz dazu diente. Darzulegen ist aber, daß man die spätere Zeitung unmittelbar von dieser Korrespondenz ableiten kann, daß die einzelnen Übergangsstadien erkennbar sind.

Will man diese Entwicklung verstehen, so muß man zunächst allerdings von dem

[1] Die nachfolgende Abhandlung ist vor mehr als dreißig Jahren im „Archiv für Post und Telegraphie" (1895, S. 347 bis 357) erschienen. Der etwas entlegene Erscheinungsort hat sie manchem Geschichtsschreiber des Zeitungswesens entgehen lassen, obwohl gerade namhafte Forscher auf diesem Gebiet auf sie hingewiesen haben, so K. Bücher in den späteren Auflagen (z. B. 4. Auflage, S. 219, Anmerkung und S. 267 f., Anmerkung) seiner obenerwähnten „Entstehung der Volkswirtschaft" und sehr nachdrücklich Adolf Koch, der akademische Vertreter der Zeitungswissenschaft, in seinem Aufsatz: „Die Entstehung der modernen Zeitung" (Germanisch-Romanische Monatsschrift, Jahrg. 2 [1910], S. 193 ff.). Bei der Wichtigkeit der oben nachgewiesenen Entwicklung scheint der Wiederabdruck mit Ergänzungen und Änderungen gerechtfertigt, ja notwendig. Es wird also gewissermaßen eine zweite Auflage des Aufsatzes vorgelegt.

Digitized by Google

heutigen Charakter der Zeitung als „eines in periodischer Aufeinanderfolge erscheinenden, mehr oder weniger politischen Blattes“ absehen. Daß „die periodische Wiederkehr nur ein beiläufiges Moment ist, das mit dem ursprünglichen Wesen der Zeitung nichts zu tun hat“, betont schon Prutz (Geschichte des deutschen Journalismus, I, S. 98). Übrigens hängt gerade diese periodische Wiederkehr, wie wir noch sehen werden, mit der Organisation des brieflichen Verkehrs eng zusammen.

Es sind zwei Interessengebiete, die im 14. und 15. Jahrhundert einen allgemeineren und stärkeren Briefverkehr hervorriefen: das der Politik und das des Handels. Die entwickelteren politischen Verhältnisse — namentlich das Erstarken der Städte ist wichtig — und der Aufschwung des Handels in diesen Jahrhunderten drängten gleichermaßen zu einem regeren Nachrichtenverkehr, als er bisher bestanden hatte. Von Anfang an erstreckte sich dieser nicht nur auf Nachrichten, die lediglich die Verhältnisse des Absenders oder des Empfängers betrafen: man war vielmehr an allen neuen politischen und Handelsnachrichten auf das stärkste interessiert; denn sie kamen sonst gar selten und spärlich. Jeder Brief, der über seinen speziellen Zweck hinaus derartige Nachrichten brachte, war sehr willkommen, nicht nur den leitenden Persönlichkeiten, sondern auch dem Privatmann. Für solche Nachrichten gebrauchte man früh und häufig das Wort „Zeitungen“, niederdeutsch „Tidinge“, daneben die Wörter: „Läufe“, „Märe“, „Neues“ (*Nova*). Man fügte sie meist an den Schluß des Briefes, so daß sich allmählich eine *Rubrik im Brief* dafür herausbildete, die im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts immer häufiger wird. Diese Rubrik leitete man mit Worten ein, wie: „Von Neuer Zeitung ist berichtet“, „Für Neue Zeitung weiß ich zu schreiben“ oder ganz kurz „New Zeitung“, „Tidinge“. Wir finden hier die Anfänge der politischen wie die der Handelszeitung. Für beide ein Beispiel.

Ein Brief, den König Sigismund 1421 an den Kanzler Georg Bischof von Passau sandte, handelt davon, daß jener die Reichsstände bewegen solle, des Kaisers Ankunft abzuwarten. Nach Schluß des Briefes folgt ein Passus: „*Novissima.* Auch ist der edell Peter von Straznicz hye bey uns gewest und hat sich gegen uns gedemütigt und uns vor vil fursten und herren von newes trew, ere und hulde gelobt“ usw. (Palacky, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges, II, S. 495).

In einem Brief ferner, den Heinrich von Riepen 1432 an Reval sandte, und der von der Ankunft in Lübeck, von dem künftigen Städtetag handelt, findet sich folgender Abschnitt: „*Tidinge:* was by 19 mark, schone werk by 46 mark, unde al werk darna unde min, en grot dosint, sel by 7 mark, botteren $4^1/_2$ mark, osemunt 38 mark“ etc. (Hanserecesse, II. Abteilung, Band 1, S. 81.) Hier werden also die Marktpreise mitgeteilt[1].

---

[1] Aus etwas früherer Zeit (1409) stammt ein Brief Peter Karbows des Jungen in Venedig an Hildebrand Veckinchusen in Brügge, den W. Stieda in seiner Schrift: Hansisch-Venetianische Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert, S. 121 ff. veröffentlicht hat, und dem eine lange Liste der Preise beigefügt ist. Sie beginnt: Dyt gut vorkoft men to Venedyen umme bar ghelt 1409 adi 25. merzo:

Peper de kargo vor 57 ducaten.
Enghever rot daz 100 34 ducaten usw.

In einem noch früheren, weiter unten angeführten lateinischen Brief eines Thorner Kaufmanns aus der Mitte des 14. Jahrhunderts wird die Bitte um Mitteilung der Marktpreise ausgesprochen. Das früheste

Digitized by Google

Weiter begegnen wir Fällen, in denen der *ganze Brief* solcher Berichterstattung gewidmet, also eine Art Zeitung ist. Von solchen Berichten über Kriegsläufe, Bündnisse, Verhandlungen, die an die unmittelbar interessierten Fürsten, Stände, Städte usw. gerichtet waren und für sie zur Richtschnur ihres Verhaltens wurden, sehe ich hier ab, wenngleich auch sie natürlich ihren Inhalt als „Neue Zeitung" bezeichnen. Ich will vielmehr einige Beispiele dafür geben, daß Fürsten, Städte oder auch Private, die politisch interessiert waren, solche Briefe sandten und erhielten, um sich überhaupt über die politischen Vorgänge auf dem laufenden zu erhalten.

So bat 1420 in den Hussitenkriegen der Rat von Ulm denjenigen von Nürnberg, ihm doch „von unserm gnedigisten Herren, den Römischen König und den Leufen zu Beheim *etwas zu verschreiben*" (Palacky a. a. O. I, S. 37), und der Rat von Nürnberg berichtet denn auch, was er erfahren hat (Ebenda S. 38). Oder es schreibt 1431 ein deutscher Ordensbruder an seinen Hochmeister von einem Sieg Herzog Albrechts von Österreich. Sein Brief beginnt: ... „ewir gnade geruhe zu wissen *Nuwetzitunge*, die in diser neest vorgangener wochen meynes Herren Koniges gnaden nachgesandt vnde geschrieben synt", und schließt: „was Ich nu hinfür werde von zitungen vernemen, wil Ich gerne schreyben mit den ersten ewir hogwirdikith" (Ebenda Bd. II, S. 247 f.). Johann Graf von Schaumberg schreibt an seinen Schwager Ulrich von Rosenberg 1435, daß der Kaiser seine Reise aufgegeben habe, da er Abgeordnete aus Böhmen erwarte (Ebenda S. 450). Er schließt: „Bitten wir Ewr freuntschaft, ob Ir solh odr *andr* Lewff icht (= etwa) weßt, vns di auch zu uerchunden." Ein Brief des Ammanmeisters der Stadt Straßburg an Rüdiger zum Rosse in Mainz vom Jahr 1403 mit mancherlei Kriegsnachrichten beginnt: „Ich ... dancke uch mit flizz der fruntlichen botschaffe, so ir mir verschrieben hant. Und als ir dar ynne begeren, uch ouch etwaz der *leuffe hie oben* lassen zuo wissende, sol unser gute fruntschafft wissen" ... und schließt: „Also wissent ir zu disen ziten das, daz ich weis; was ich aber vurbasser empfinde (= höre), das wil ich uch gern lassen wissen; empfindent ir ouch utzit (= etwas), bitte ich uch mich ouch lassen zu wissende" (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, Heft 14, S. 101 f.). Ein Kaufmann berichtet 1474 an Arnold von Holzhausen

---

Beispiel der Mitteilung von Marktpreisen im Briefe ist ein italienisches — die italienischen Kaufleute gehen ja auch sonst im Mittelalter denen des übrigen Abendlandes in vieler Beziehung voran. Sie werden einem Briefe des Andrea Tolomei, der für die Gesellschaft der Tolomei in Siena die Messen der Champagne bereiste, an diese Gesellschaft, datiert vom 29. November 1265 aus Troyes, hinzugefügt. Der Kursbericht beginnt: Avere di peso ci à mala vendita, che non pare que cie se ne posa vendare neiente, ed àciene asai. E pepe si vale quaranta e sei l. la charicha, e no si può ben vendare. Giengieva da vinti e due d. in vintoto, sichom' è buona usw. (Vgl. Ad. Schaube, Ein italienischer Coursbericht von der Messe von Troyes aus dem 13. Jahrhundert, Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, V, S. 252.) Schaube (S. 257) zitiert auch nach Rockinger eine Stelle aus einer Notula des Grammatikers Boncompagno über die mercatores aus der Zeit zwischen 1223 und 1226, nach der diese mercatores „ad invicem sibi scribunt et rescribunt, intimando sua negotia et cunctos rerum eventus" (sich wechselseitig hin und wieder schreiben und dabei Nachrichten über ihre Geschäfte und alle Begebenheiten einfügen). Auf die Stellen bei Stieda und Schaube hat auch H. Bode in seinem Aufsatz: Zur Entstehungsgeschichte der modernen Zeitung (Studien über das Zeitungswesen, Ad. Koch gewidmet, herausgegeben von J. Fr. Meißner, S. 157 ff.) und in seiner Dissertation: Die Anfänge wirtschaftlicher Berichterstattung, 1908, hingewiesen. Bode stützt sich im übrigen besonders auf meinen, hier wieder abgedruckten Aufsatz und meine Geschichte des deutschen Briefes.

Digitized by Google

von der Belagerung von Neuß und schließt also: „Ich schreibe ewch *teglich mer*, daz *geleichen tund mir auch!*“ (Neujahrsblatt des Vereins f. Gesch. u. Altert. zu Frankfurt, 1877, S. 73).

Häufig wurde sodann der Brauch, seinem Brief *besondere Beilagen* mit solchen Nachrichten hinzuzufügen. Ich führe einen Brief des Rentmeisters Götz von Hagenau an Walther von Schwarzenberg vom Jahr 1474 dafür an (Ebenda S. 82 f.). „Mir ist noch wol andechtig,“ beginnt er, „daz von mir üch zuo geseit ist, begebe sich etwasz nvwesz handels in Elsas, daz zuo schriben wer, solliches üch zuo verkunden.“ Der Briefschreiber entschuldigt sich aber mit seinen vielen Geschäften, daß er nicht alle die „nuwen krieg leuffe“ berichten könne und will sich nur auf den Zug gegen Hericourt beschränken. „Wie sich daz begeben hat vntz har, schrib ich in dissem *ingelossenem zedel*.“ Dieser „Zedel“ ist die Beilage von aneinander gereihten kurzen „Zeitungen“, die alle mit „Item“ beginnen.

Es war übrigens, wie ich näher in meiner Geschichte des deutschen Briefes ausgeführt habe, im 15. und 16. Jahrhundert überhaupt sehr üblich, dem eigentlichen Brief Beilagen („Zettel“) beizulegen und einzuschließen. Sie führten eben die Bezeichnung: „Zettel, *Cedula*“. Nicht selten sind einem Brief mehrere Zettel beigegeben. Ursprünglich trugen sie wohl lediglich den Charakter von Nachschriften, wie sie denn auch mitunter „*Postscripta*“ überschrieben sind. Im Gegensatz zum Hauptbrief waren sie möglichst formlos. Wie häufig später dieser Brauch wurde, zeigt eine Stelle aus dem Briefsteller von Fabian Frangk: „In Cantzleyen“, heißt es da, „ist's nicht Gewohnheit viel Argument oder Sachen in einen Brief sämmtlich zu setzen, sondern wenn das Nöthigste im Hauptbriefe oder Missiven ordentlich ausgedrückt ist, pflegt man das übrige mit eingelegten Zetteln zu melden.“ Die „*Zeitungsbeilagen*“, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, sind ursprünglich auch solche „Zettel“. Sie führen uns insofern einen Schritt in der Entwicklung weiter, als sie die Form des Briefes schon mehr verlieren. Es begegnen uns schon im Anfang des 15. Jahrhunderts solche Beilagen, die einfach die Überschrift tragen: „Zeitung“ (vergleiche Palacky a. a. O. II, S. 26).

In dieser Weise vertrat also im 15. Jahrhundert der Brief die Zeitung. Und es ist natürlich, daß ein jeder, auch der Privatmann, seine Korrespondenten in dieser Beziehung auszunutzen suchte. Die eben angeführten Stellen zeigen, wie man häufig andre anging, „neue Zeitung“ zu berichten. Schon aus der Mitte des 14. Jahrhunderts vernehmen wir solche Stimmen. So fügt ein Thorner Kaufmann einem Brief an einen Geschäftsfreund die Bitte bei: „*Temporalia* (das ist dasselbe wie Tidinge) *omnium bonorum mihi peto demandari ac statum terrarum*“ (Zeitschrift für Preußische Geschichte, IV, S. 431): „ich bitte um die Marktpreise für alle Güter und um Nachricht, wie es in der Welt hergeht“. Er will also sowohl Handels- wie politische „Zeitungen“ haben. Hatte sich irgend etwas Besonderes ereignet, so bestürmte man oft diejenigen, die etwas darüber wissen konnten, um Nachrichten. Ein Brief aus dem 15. Jahrhundert über die Soester Vorgänge beginnt (Hansen, Rheinland und Westfalen im 15. Jahrhundert, I, S. 312): „Als ir myr nu zom *drytten* male geschrewen hant, wij ir gerne wysten, wij alle sachen vur Soest erfaren waren, lassen ich uch wissen“ usw.

Digitized by Google

Natürlich war ein charakteristischer Zug dieses brieflichen Nachrichtenverkehrs die Gegenseitigkeit; davon zeugen ja auch mehrere der oben angeführten Stellen.

Sehr wesentlich ist aber, daß man auch bereit war, die empfangenen Nachrichten weiter zu verbreiten — immer natürlich abgesehen von solchen Nachrichten, die die Betreffenden näher angingen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß ein hansischer Ratsherr, der von einem Freund einen solchen Zeitungsbrief erhielt, ihn sofort zirkulieren ließ. Er war stolz darauf, zuerst solche Nachrichten erhalten zu haben; sie machten ihn zu einem gesuchten Mann, und er teilte sie sicherlich mit wichtiger Miene aller Welt mit. Auch Fürsten und Städte sandten sich untereinander derartige „Zeitungen" zu. So schickte 1456 Nürnberg „Zeitungen" über die Türken an Nördlingen, Rothenburg und mehrere andre Städte. Der charakteristische Anfang des Briefes lautet so (Fontes rer. Austr., II, Tom. 42, S. 190): „Wann ewer liebe angeborene christenliche wirdigkeit bewegt, begirlich zu hören newe mer vnd zeitung, dem heiligen cristenlichen glauben tröstlich vnd gemeinem nutz dienend, tun wir derselb ewer liebe zu wissen etc."

Hier liegt ein wichtiges Moment vor: nämlich ein erster Übergang von dem privaten Brief zur allgemein zugänglichen Zeitung. Man könnte sich das Verhältnis dem Zustand ähnlich denken, den in vormärzlicher Zeit kleine Landstädte und Dörfer in bezug auf die Verbreitung wichtiger politischer Nachrichten aufwiesen. Es gab damals in solchen Orten oft nur einen Einwohner, der eine größere politische Zeitung hielt. Er war die Quelle für die übrigen; er las die Zeitung vor oder gab sie an andre weiter. Die Zeitung zirkulierte, wie in jener Zeit der Brief. Natürlich begann man auch früh, die Nachrichten durch Abschrift weiter zu verbreiten. So konnte das persönliche Element, das in der bisherigen Nachrichtenvermittlung liegt, allmählich zurücktreten.

Das zeigt die Entwicklung im 16. Jahrhundert, eine Entwicklung, die sich überhaupt entsprechend den alle Welt bewegenden Ereignissen um vieles rascher als bisher vollzog. Vor allem sieht das 16. Jahrhundert den Anfang der *Organisation.*

Zunächst vermehrte sich die Menge der „Zeitungen" im Brief — die Rubrik „Von Neuer Zeitung dies" oder mit ähnlicher Einleitung wird immer regelmäßiger, und wer nichts derartiges zu schreiben hat, fügt ausdrücklich hinzu: „Sonderliches von neuen Zeitungen weiß ich nicht zu schreiben", „Nichts Neues" usw. —; weiter werden aber auch die Zeitungsbriefe und Zeitungsbeilagen, auch gleich an mehrere adressiert, immer zahlreicher. Namentlich die Beilage wurde bevorzugt. „*Soleo historica in singulares pagellas annotare*", schreibt Melanchthon an Herzog Albrecht von Preußen (*Corpus Reformatorum*, VIII, S. 163). Die Verbreitung zu vergrößern und sogar allgemein zu machen, war seit Ausgang des 15. Jahrhunderts das folgenreiche Mittel des Drucks hinzugekommen. Kam einem spekulativen Drucker ein solcher Zeitungsbrief im Original oder in der Abschrift in die Hände, so war es von selbst gegeben, ihn durch Druck zu vervielfältigen, zumal in den Tagen der Reformation das Neuigkeitsbedürfnis der Massen außerordentlich stieg. Diese immer stärker anschwellende Flut der gedruckten „Neuen Zeitungen", „Relationen", „Nachrichten", „Berichte" ging natürlich nicht bloß auf Briefe zurück; aber immerhin sind sehr viele solcher „Zeitungen" namentlich in den ersten Jahrzehnten ursprünglich

Digitized by Google

Briefe gewesen. Das zeigt einerseits der Umstand, daß diese Drucke oft „Brief" betitelt waren, und weiter der, daß sie oft noch die Briefform aufweisen. Schon Schwarzkopf („Über Zeitungen" [erschien 1795], S. 10) führt an, daß jene Drucke „zuerst in der Form des Briefstils zum Vorschein kamen". Unter den von Weller herausgegebenen „Ersten deutschen Zeitungen" (Bibliothek des literarischen Vereins, Bd. 111) finden sich mehrere, die diesen Ursprung deutlich zeigen, z. B. Seite 33: „Abgschrifft des brieves her Anthoni von Rawenna auß Trient, den Edlen herrn Salomona schatzmaister am dritten tag Junij geschriben. Anno 1522." (Weiter z. B. S. 62 und S. 83. Vergleiche auch Graßhof a. a. O. S. 78: „Melanchthon selbst und Luther berichten öfter, wie sie aus Briefen der Freunde Zeitungen zusammengestellt und sie in die Druckerei haben wandern lassen.") Überdies habe ich schon erwähnt, daß viele Briefbeilagen die Form des Briefes völlig beiseite ließen und nur die Nachrichten hintereinander aufzählten. Es werden also auch viele Drucke, die die Briefform nicht zeigen, auf diese Quelle zurückgehen.

Indessen lasse ich diese Einzeldrucke, die vor den Zeitungsbriefen nur eben den Druck voraus haben, beiseite und kehre zu dem brieflichen Nachrichtenverkehr zurück, und zwar zu den Anfängen einer Organisation. Wichtig ist da zunächst, daß sich gewisse Orte durch ihre Bedeutung in politischer Beziehung und namentlich im Handelsverkehr, also durch ihre trefflichen Verbindungen, zu Zentralpunkten des Nachrichtenverkehrs herausbildeten, und anderseits, daß an solchen Punkten ständige, zunächst freiwillige Korrespondenten für weniger günstig gelegene Höfe, Städte und einzelne Persönlichkeiten in Tätigkeit traten. Hierfür enthält namentlich die anfangs erwähnte Arbeit Graßhofs vieles Beweismaterial, und da mir nicht daran liegt, dasselbe hier zu wiederholen, so will ich auf diese Arbeit verweisen und nur folgendes anführen.

Die Orte, die Graßhof als Zentralpunkte nachweist, sind Wien, Venedig („ein wahrer Markt für Zeitungen"), Konstantinopel, Genua, Bologna, Padua, Rom, Breslau, Nürnberg („der weitaus wichtigste Platz, der eigentliche Zentral- und Brennpunkt"), Augsburg, Regensburg, Frankfurt a. Main, Köln, Straßburg, Bremen, Hamburg, Lübeck, Leipzig. Man kann für das spätere 16. Jahrhundert Antorf (Antwerpen) hinzufügen. Auf Dresden als Sammelplatz politischer Nachrichten hat Consentius (Deutsche Literaturzeitung, 1914, Sp. 2418) aufmerksam gemacht. Wittenberg erlangte in dieser Beziehung Bedeutung durch die Korrespondententätigkeit Melanchthons. Nürnberg war, wie gesagt, der Mittelpunkt des Nachrichtenverkehrs. Hier waren auch die meisten Berichterstatter tätig, um das übrige Deutschland mit Nachrichten zu versorgen, angesehene Leute natürlich, die an dem Stadtregiment beteiligt oder große Handelsherren waren. Für die damaligen Verkehrsverhältnisse ist es sehr charakteristisch, daß namentlich auch Fürsten solche Berichterstatter benutzten. So erhielt Herzog Albrecht von Preußen aus Nürnberg Zeitungen von Ebner, Spengler, Schürstab, Schultheiß, Schmittmer, Apel und andern: ferner von vielen Männern aus andern Städten. Wer, wie der König von Dänemark, klagen mußte, „daß wir, die wir schier am Ende der Welt sitzen, bisweilen weniger denn nichts von solchen und dergleichen Zeitungen bekommen", der mußte solche Korrespondenzen besonders gern sehen. Aurifaber, der 1551 bis 1559 ihm „Zeitungen" sandte, hatte sich

Digitized by Google

dazu mit folgenden bezeichnenden Worten erboten (Graßhof, a. a. O. S. 62): „Wo es E. K. M. gefälligst were und ich derselben Majestät heimlich und vertrauendt meiner Person unvermarkt es zuschicken könnte, so wollte [ich] E. K. M. zu jederzeit allerlei gewisse Zeittung zuschreiben, als wie es umb den Türken, umb den itallienischen Kriegk und umb andere Sachen zustunde, und werden E. K. M. mir wohl derselbigen Factor zu Hamburgk odder sonst Jemanden gnediglichen ernennen, dem ichs zuschicken konnte. Denn mir von vielen großen Leuten solcher Zeittung mannigfaltiger Bericht zugeschrieben wird." Wer also wie Aurifaber viele Verbindungen hatte, der war am geeignetsten, andern als Korrespondent zu dienen. Graßhof hat eine Reihe solcher Männer erwähnt (Johannes Sturm, Jakob Sturm, Bugenhagen, Georg Major, Sleidan, Chr. Scheurl, Camerarius den Älteren und viele andre); im Mittelpunkt seiner Arbeit steht namentlich Melanchthon, der von allen Enden her Nachrichten erhielt und weiter verbreitete. Die Tätigkeit dieser Korrespondenten ist natürlich zum Teil schon eine redaktionelle, insofern sie die Nachrichten sammelten, gruppierten und verbreiteten. Daß aber neben solchen bevorzugten Korrespondenten Fürsten untereinander wie mit Städten und mit einzelnen Personen, Städte untereinander, Staatsmänner, Kaufleute, Gelehrte — die Verbindung der Universitäten untereinander ist wichtig —, überhaupt auch Privatpersonen den gegenseitigen Austausch von Nachrichten, den wir *schon* für das *15. Jahrhundert* kennen lernten, sehr stark pflegten, versteht sich von selbst (Beispiele in meiner „Geschichte des deutschen Briefes", Bd. I, S. 131 f.). Einen Zeitungsverkehr zwischen dem sächsischen und dem brandenburgischen Hofe bestätigt z. B. ein Schreiben des Kurfürsten August von Sachsen an den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg vom 20. Oktober 1568: „Wir ubersenden E. L. auch hirbey freundtlich Zeyttungen, daraus E. L. zu vernehmen usw." (vergleiche Consentius in Deutsche Literaturzeitung, 1914, Sp. 2416). Daß bei diesem Verkehr der Höfe untereinander die Posttage nicht die Rolle spielten, von der wir gleich hören werden, sondern die Zeitungen nach Abschrift mit Boten gleich weiter gesandt wurden, ist mit Consentius anzunehmen. Im Herbst 1575 verständigten sich auf einem „Fürstentage vor Regensburg" eine ganze Reihe von Fürsten, einen regelmäßigen Nachrichtenaustausch einzurichten; an ihm beteiligten sich außer dem Kurfürsten von Sachsen im Laufe der Zeit u. a. die Herzöge von Braunschweig, die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, die Herzöge von Bayern, der Kurfürst von Brandenburg, die Landgrafen von Hessen usw. (vergleiche J. Kleinpaul in Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 82, S. 397).

Neben den Politikern müssen in erster Linie die großen Kaufleute als diejenigen bezeichnet werden, die an diesem verstärkten Nachrichtenverkehr ein besonderes Interesse hatten[1].

[1] Auf die frühzeitige Korrespondenz der Kaufleute, zumal der italienischen, ist schon oben (S. 53 Anm.) hingewiesen worden. Auf einen sehr frühen Beleg einer (vermutlich wesentlich kaufmännischen) Vermittlung des Briefverkehrs durch Venezianer macht H. Bode, Zur Entstehungsgeschichte der modernen Zeitung a. a. O. S. 167 aufmerksam. Im Jahre 960 untersagte der neue Doge von Venedig allen Venezianern die Übermittlung von Briefschaften aus der Lombardei, Bayern und Sachsen nach Konstantinopel. Die Kreuzzüge mögen diesen Verkehr stark gefördert haben. Auf eine gewisse Regelmäßigkeit des Verkehrs überhaupt wirkten dann die Messen hin.

Digitized by Google

Sie scheinen es auch gewesen zu sein, die zuerst eine bessere Organisation in diesen Verkehr zu bringen suchten. So bestand in dem Zentrum des morgen- und abendländischen Handelsverkehrs, in Venedig, ein kaufmännisches Nachweisbureau, das sich namentlich mit der Verbreitung von Handelsnachrichten, aber auch von politischen Nachrichten beschäftigte. Hier wurden zur Herausgabe — die Abschriften der „Zeitungen" (*Notizie scritte*) wurden verkauft — anscheinend zuerst Leute berufsmäßig beschäftigt (*scrittori d'avisi*). Ob aber diese Nachrichtensammlungen bereits einen regelmäßigen Charakter trugen, ist leider noch nicht festgestellt. Die Nachricht des Fabricius (*Conspectus Thesauri Litterarii Italiae*, 1730, p. 1), daß sie hebdomatim, wöchentlich, publiziert seien, bezeichnet schon Prutz als wenig vertrauenswürdig. Immerhin wäre eine genaue Untersuchung darüber sehr erwünscht. Wenn man aus deutschem Gebiet die sogenannten „Fuggerzeitungen" aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als handschriftliche „Ordinari-Zeitungen" hingestellt hat, die auf Veranlassung der Fugger alles veröffentlichten, „was auf dem gewöhnlichen Verkehrswege und an den regelmäßigen Posttagen einlief" (Sickel im Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache und Literatur, I, S. 346), so hat Joh. Kleinpaul (Die Fuggerzeitungen 1568 bis 1605, Leipzig 1921) die Sickelschen, von L. Salomon in seiner Geschichte des deutschen Zeitungswesens noch willkürlich erweiterten Angaben als mehr oder weniger phantastisch nachgewiesen. Die Fuggerzeitungen stellen eine vielleicht nur in Resten erhaltene Zeitungs*sammlung* dar, deren Urheber wohl der neuigkeitshungrige Graf Philipp Eduard Fugger war. Er erhielt Zeitungen von den Fuggerschen „Dienern" und Geschäftsfreunden in gewissen Nachrichtenzentren, von seinen und Oktavian Fuggers persönlichen Freunden, von unterrichteten Kanzleileuten und auch gewerbsmäßigen „Zeitungsschreibern", schließlich aus aller Welt. Aus dem vorhandenen Bestand wurde wohl erst später eine Sammlung gemacht. Auch die von Opel als erste bedeutendere handschriftliche, durch die regelmäßigen Posten verbreitete Wochenzeitung bezeichnete „Nürnberger Zeitung" (1567 bis 1591) ist völlig in ihrem Charakter verkannt. Es sind gar keine Nürnberger Zeitungen, vielmehr Zeitungen, die Nürnberger Kaufleuten zugingen und weiter (nach Leipzig) gesandt wurden (vergleiche Joh. Kleinpaul, Geschriebene Zeitungen in der Leipziger Universitätsbibliothek, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Jahrg. 76, S. 190 ff.).

Bemerkenswert sind gewisse Leute, die dem Grafen Fugger für seine Sammlung dienten, ihm Abschriften von Zeitungen lieferten, nämlich jene „Zeitungsschreiber", Jeremias Crasser in Augsburg, der sich selbst so nennt, und Jeremias Schiffle, der sich einmal als „Novellant" bezeichnet. Diese Leute erhielten zunächst Stücklohn (für den Bogen), später wohl Jahresgeld. Sie haben wohl (vergleiche Kleinpaul, S. 42) eine Schreibstube unterhalten, in der die aus allen möglichen Quellen, zumal durch Briefe eingehenden Nachrichten oder bereits zugestutzte „Zeitungen" abgeschrieben und an bestimmte Bezieher versandt wurden. Regelmäßigkeit kam in den Betrieb durch die Posttage, an denen die Hauptmasse der Nachrichten einlief. Eine förmliche Bestallung eines solchen gewerbsmäßigen Zeitungsschreibers (Philipp Breu in Augsburg) durch den sächsischen Hof vom 25. März 1583 ist erhalten (vergleiche J. Kleinpaul in Zeitschrift für die gesamte Staats-

Digitized by Google

wissenschaft, Bd. 82, S. 409). Breu soll 100 Gulden jährlich erhalten, er soll wöchentlich schreiben. Wir finden solche Leute auch sonst erwähnt. Nach Hurter, Ferdinand II., gab es z. B. in Köln einen „vielwissenden" Mann, der, wie 1584 Hans von Kobenzl seinem Erzherzog schrieb, ihm, Kobenzl, für ein Gehalt von 200 Goldgulden alle französischen und niederländischen Zeitungen mitteilte. Eine Reihe von Beispielen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts führt Opel in seiner Arbeit: „Die Anfänge der Deutschen Zeitungspresse 1609 bis 1650" an. Dem Kurfürsten Christian II. von Sachsen lieferte Johann Rudolf Ehinger von Balzheim in Ulm[1] Zeitungen aus Schwaben, der Schweiz und Frankreich; dem Fürsten Ludwig von Anhalt und dem Landgrafen Moritz von Hessen Philibert du Bois solche aus den Niederlanden; Avisenschreiber für den Fürstbischof von Bamberg war Dr. Gugel in Nürnberg, der 20 Gulden jährlich erhielt; Avisenschreiber für die Stadt Halle war Hieronymus Teuthorn in Leipzig, der vierteljährlich 2 Schock 8 Gr. erhielt; für die an den bereits erwähnten Landgrafen von Hessen übermittelten Ordinariavisen von Ostern 1615 bis Ostern 1617 verlangte Georg Winter jährlich 12 Taler. Dem hervorragendsten dieser Zeitungskorrespondenten, dem Patrizier Philipp Hainhofer in Augsburg, der nacheinander mit mehreren Fürsten solche Verbindung unterhielt, bot Philipp II. von Pommern neben Ersetzung der Unkosten 100 Taler (vergleiche „Die ersten 7 Briefe des Augsburger Patriziers Philipp Hainhofer an Philipp von Pommern", Progr. d. Realgymn., Stettin 1877) usf. Andre Beispiele fügt Bücher in der anfangs angeführten Abhandlung hinzu.

Diese Art Organisation, die für politisch stark interessierte Faktoren das einzige Mittel war, sich *in politicis* auf dem laufenden zu erhalten, ist im 17. Jahrhundert eine durchaus ständige. So äußert sich der Spate (Kaspar Stieler) in seiner „Sekretariatkunst" (III, S. 624) darüber, wie über etwas allgemein Gebräuchliches: „Die Zeitungsschriften werden von den Fürstl. Agenten und Unterhändlern, auch anderen, so gegen ein gewisses Jahrgeld in großen Handelsstädten dazu absonderlich bestellt, *wöchentlich* nach Hofe geschickt." (Vergleiche auch meine „Geschichte des deutschen Briefes", II, S. 114, wo noch andre Beispiele aus späterer Zeit aufgeführt sind.)

Aber ich finde, diese Gattung der Zeitungsschreiber[2], die eigentlich mehr Zeitungsübermittler, nicht sozusagen Redakteure sind und auch häufig gedruckte Zeitungen über-

[1] Über ihn vergleiche Joh. Kleinpaul, Der Nachrichtendienst des sächsischen Hofes (Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 82, S. 417 f.). Dort(S. 410 ff.) werden auch noch manche andere Zeitungsschreiber genannt, Klaus Bromme in Frankfurt, Christoph Haller von Hallerstein in Brüssel, dann in Turin u. a., Hubert Languet mit wechselndem Aufenthalt, Petrus Bizarus in Antwerpen, Wolfgang Zündelin und Seb. Ambrosi in Venedig, Franz Hotmann in Genua usw.

[2] Auf diese wird sich auch ein Passus in einem „Bericht" des Postmeisters Jakob Henot zu Köln „wegen des Hofpostwesens" vom 5. Mai 1588 beziehen, in dem nach Anführung derjenigen Personen, die nach Henots Vorschlag von der Bezahlung der Taxen für ihre Briefe befreit sein sollen, so der wirklichen kaiserlichen Räte und Sekretäre in ihren „Partikularsachen", es weiter heißt: „Aber alle diejenigen, so sich mit der Zeitung hin und wieder zu schreiben gebrauchen lassen, nit Tax frei sein sollen". Als „ersten urkundlichen Hinweis auf das im Zusammenhang mit dem Postwesen sich entwickelnde Zeitungswesen", wie A. Frey-Schlesinger diesen von ihr angeführten Satz bezeichnet (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 15, S. 439), wird man angesichts des weiter unten dargestellten eigentlichen Zusammenhanges des Zeitungs- und Postwesens den Satz nicht gelten lassen können.

Digitized by Google

senden, führen uns nicht zu dem eigentlichen Zeitungswesen. Sie dienten überdies nur einem sehr beschränkten Kreis oder nur einzelnen Personen. Schon der Preis machte eine größere Verbreitung unmöglich. Vielfach hatten sie auch mehr den Charakter politischer Agenten, die allerlei erkundeten und auch vertrauliche Dinge mitteilten. Hainhofer verlangt z. B. von dem Herzog von Pommern, niemand außer seinen geheimen Räten solle von dieser Korrespondenz etwas wissen, „weil große Gefahr und Verdacht beim vertraulichen Correspondiren".

Viel wichtiger ist die Frage: woher kommt die Regelmäßigkeit in diese Berichterstattung, und was sind das für „Ordinari-Zeitungen", die häufig übermittelt werden?

Als zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1617 ff.) der Postmeister Johann von der Birghden den Egenolph Emmel, Herausgeber einer gedruckten wöchentlichen Zeitung, durch Herausgabe einer eigenen Zeitung zu verdrängen suchte[1], wandte er sich mit einer Beschwerde auch an den Kurfürsten von Mainz als Reichspostprorektor, nachdem ihm der Frankfurter Senat „die wöchentlich einkommenden Zeitungen zu drucken" verboten hatte. Der Kurfürst intervenierte zu seinen Gunsten und brauchte in seinem Schreiben folgenden charakteristischen Satz; „Wenn wir uns denn berichten lassen, daß die gemeine Avisen und Zeitungen *jederzeit bei den Posten* gewesen, von denselben ausgeschrieben worden" usw. (Prutz, a. a. O. I, S. 207).

Hier wird also deutlich ausgesprochen, daß die Herausgabe der „gemeinen", das heißt Ordinari-Zeitungen von den Postanstalten geschah. Dasselbe spricht auch geraume Zeit später, 1695, Kaspar Stieler in seiner Schrift „Zeitungs-Lust und Nutz" aus: „Vor allem andern aber kommet *der Zeitungen Ursprung aus den Posthäusern* her." Jedenfalls gilt das von den geschriebenen regelmäßigen Zeitungen (vergleiche Opel, a. a. O. S. 9).

Zunächst ist klar, daß die Postmeister vorzugsweise in den Besitz neuer Nachrichten gelangten[2]. Aus der Regelmäßigkeit der Postkurse ergab sich sodann, daß bei den Postanstalten *wöchentlich* Zeitungen einliefen. Birghden spricht, wie oben angeführt, von den „wöchentlich einkommenden Zeitungen". Aber wir hören auch sonst wiederholt von solchen. Schon in den ersten erhaltenen handschriftlichen Zeitungssammlungen lassen sich einzelne Stellen so deuten. In einer Sammlung, die in Weimar aufbewahrt wird und Zeitungen von 1582 an enthält (vergleiche darüber Opel, S. 11 ff.), heißt es an einer Stelle: „Mitt den *ordinari* aus Frankreich hatt man *aviso*, daß usw."; in der erwähnten Sammlung angeblich Nürnberger Zeitungen (Ebenda S. 13 ff.) finden sich Stellen wie: „Die Brief von Holland und Seeland, also auch aus dem welschen Quartier sind noch nicht erschienen"; „Wir haben mit der *Ordinari* aus Camerik Aviso"; „Aus Frankreich haben wir diese Woche anderst nichts gehabt denn" usw.

---

[1] Ähnliche Vorgänge finden sich auch sonst. Vergleiche Joh. Kleinpaul, Die Fuggerzeitungen, S. 109: „Jedenfalls rechneten schon im nächsten (17.) Jahrhundert manche Postmeister, z. B. der Leipziger, auch diese Tätigkeit (der Zeitungsvermittlung) dermaßen zu ihren Obliegenheiten und Einnahmequellen, daß sie andern Ortsansässigen das Gewerbe streitig machten."

[2] Schon unter jenen als Einzelblätter erschienenen frühen „Neuen Zeitungen" findet sich eine „Neue Zeyttung von Rom. Kay. Mayestat Postmayster zu Rom Pelegrin de Cassis" (Taxis) von 1527 (E. Weller, a. a. O. S. 26, Nr. 34; vgl. Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 15, S. 441).

Digitized by Google

Ich will auch eine Stelle aus einem privaten Briefwechsel (im Nürnberger Nationalmuseum befindlich), den ich in der Bibliothek des Stuttgarter Literarischen Vereins (Bd. 204) herausgegeben habe, anführen. An ihren Gatten, einen Kaufmann, der in Italien weilt, schreibt eine Nürnbergerin, Magdalene Paumgartner, gelegentlich (10. Juli 1594) Nachrichten aus Ungarn über die Türken. Sie fügt hinzu: „Ohn Zweifel wirst die Zeitung auch haben: nicht weiß, ob *alle Wochen*, wie hie, kannst haben."

Die späteren Meßrelationen, die ältesten halbjährlichen Zeitungen, die Stieve so unterrichtend behandelt hat („Über die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing" in „Abhandlungen der historischen Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften", Bd. XVI), schöpfen größtenteils aus diesen wöchentlichen Zeitungen der Posten. So heißt es in der Vorrede zu Friedliebs „*Historicae relationis continuatio*" von 1602: „daß die meisten Verfasser von Relationen einfach die wöchentlichen Zeitungen abschreiben". Salerius, der die Relationen Aitzings fortsetzte, rühmt sich, daß er „nicht allein von großen Fürsten und Herren, sondern auch *wöchentlich* von den *Postmeistern*, Kaufleuten und sonsten von guten Freunden allerlei Händel und gedenkwürdige Sachen" haben könne.

Man darf hiernach, wie ich glaube, mit ziemlicher Sicherheit folgendes annehmen. Dem allgemeinen Bedürfnis nach neuen Nachrichten zu entsprechen, war man, wie ich oben ausgeführt habe, in dem brieflichen Nachrichtenverkehr völlig naturgemäß zu dem Prinzip der Gegenseitigkeit gekommen. Fürsten untereinander, Städte untereinander, Räte und Politiker untereinander, Kaufleute untereinander, Private selbst untereinander und wieder diese mit jenen und jene mit diesen: alle tauschten ihre „Zeitungen" aus. Was war natürlicher, als daß, seitdem man im 16. Jahrhundert zu geregelter Postverbindung gelangte, die Postmeister, und zwar sowohl die der Taxisschen Post wie die der territorialen Posten, untereinander solchen Tauschverkehr organisierten? Diejenigen Postmeister, die miteinander in Verbindung standen, legten der Postsendung selbst einen Brief oder vielmehr eben jenen Zeitungsbrief, der den ursprünglichen Briefcharakter schon verloren hatte, bei, in dem sie die eingegangenen „Neuen Zeitungen" verzeichneten oder verzeichnen ließen. Die Regelmäßigkeit der Post- und Botenkurse selbst bewirkte dann naturgemäß die Regelmäßigkeit der eingehenden „Zeitungen".

Der Zeitungsbrief erlangte so allmählich eine völlige Unabhängigkeit von allem Persönlichen und — was wichtig ist — die Regelmäßigkeit. Es mochte sich leicht als fester Brauch herausbilden, daß alle regelmäßigen Postsendungen von solchen Beilagen begleitet waren. Und ebenso leicht ist es zu erklären, daß damit der Allgemeinheit gedient wurde. Der empfangende Postmeister konnte im Grunde die Sendung kaum als an sich persönlich gerichtet betrachten. Der Zeitungsbrief war schon, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, gewissermaßen „Postsache" geworden. Mochte auch öfter der Postmeister seine wöchentlichen Nachrichten an andre gegen Bezahlung oder aus besonderer Gefälligkeit abgeben, mochte er ein Gewerbe sogar aus der Vermittlung von Zeitungen machen, so wird doch bald eine allgemeine Benutzung dieser Zeitungen eingetreten sein. Zum mindesten wurde diese wöchentliche Neue Zeitung bald vervielfältigt oder in schnellem Gespräch herumgetragen.

Digitized by Google

Es entstand die *Ordinari-Zeitung*, die gewöhnliche Nachrichtenquelle des großen Publikums. Ihr direkter Zusammenhang mit dem Brief steht, glaube ich, außer jedem Zweifel. Der weitere Gang der Entwicklung ist für unser besonderes Thema nur insofern von Interesse, als die spätere Zeitung eben mit der Ordinari-Zeitung eng zusammenhängt.

Die Ordinari-Zeitung war zunächst sicherlich eine Hauptquelle der oben erwähnten gewerbsmäßigen Zeitungsschreiber, die an den Hauptpunkten des Verkehrs saßen und daher diese Quelle reichlich benutzen konnten. Ja, gerade durch die Regelmäßigkeit der Ordinari-Zeitungen war die Regelmäßigkeit der Zeitungen, die sie zusammenstellten, vervielfältigten und ihren Abonnenten und Auftraggebern mitteilten, gegeben. Ihre handschriftlichen Wochenblätter gehen zweifelsohne zu einem guten Teil aus den Ordinari-Zeitungen hervor, die freilich nicht immer der wertvollste Teil ihrer Nachrichten waren.

Als man endlich auf den Einfall kam, Wochenzeitungen zu *drucken*, blieben die verschiedenen Ordinari-Zeitungen zunächst die Quelle, wie denn auch die Postmeister, nachdem die Buchhändler mit gedruckten Zeitungen den Anfang gemacht hatten, nun vielfach ihrerseits die einkommenden Zeitungen sammelten und gedruckt herausgaben.

Daß auch die schon vor den gedruckten Wochenzeitungen im Druck erschienenen halbjährlichen Meßrelationen die Ordinari-Zeitung als Quelle benutzten, ist schon oben angegeben.

Nun haben aber sowohl die handschriftliche, nur bestimmten Leuten zugängliche, wie die gedruckte, allgemein zugängliche Wochenzeitung, wie endlich auch die halbjährlichen Relationen eine zweite regelmäßige Quelle — neben ihren Korrespondenzen von Freunden und Vertrauten usw. —, die ebenso wie die Ordinari-Zeitung ursprünglich Zeitungsbrief ist: das ist die *Kaufmannszeitung*. Schon oben habe ich gezeigt, daß der Begriff „Zeitung" im Brief von Anfang an auch „Handelsnachricht" bedeutete, daß sich der Abschnitt im Brief, der solche enthielt, ebenfalls zu einer Briefbeilage oder auch zum eigenen Zeitungsbrief entwickelte[1]. Daß dann diese von Kaufleuten an Kaufleute geschickten Zeitungsbriefe ebenfalls den Charakter der Regelmäßigkeit erhielten, war natürlich gleichermaßen durch die Organisation der Post gegeben. Während die Ordinari-Zeitungen dem Postmeister zugingen, gingen diese an Kaufleute. Ob immer unter bestimmter oder vielleicht hin und wieder auch unter einer Sammeladresse, ist nicht zu entscheiden. Naturgemäß enthielt die Kaufmannszeitung nicht nur Handels-, sondern auch politische Nachrichten und Neuigkeiten.

So haben wir neben der Ordinari-Zeitung eine zweite handschriftliche regelmäßige Zeitung, die ursprünglich Brief ist. Die oben angeführte Stelle aus der Vorrede, die Salerius seinen Relationen voranschickte, daß er nämlich seine Nachrichten „wochentlich von Postmeistern, Kaufherren" usw. habe, zeigt, daß sie weiter benutzt wurde. Frey wirft sogar andern Verfassern von Relationen vor (vergleiche Stieve, a. a. O. S. 230, Anm. 232),

---

[1] Vergleiche zu den obigen Darlegungen die Äußerung Hermann Bodes, Die Anfänge wirtschaftlicher Berichterstattung in der Presse, S. 25: „Daß der Handel mit Schöpfer der Zeitung war, klingt heute (1908) fast wie eine neue Entdeckung, ist es aber keineswegs." Dazu die Anmerkung: „Steinhausen ... hat sie zuerst gemacht."

Digitized by Google

daß sie nichts weiter täten, als „ihre einkommene Zeitungen, so sie wöchentlich allein von den *Handelsleuten* zur Hand bringen, mit kaufmännischem und nicht jedermann bekanntem Stile von Wort zu Worten, wie die Kaufleute solches einander zuzuschreiben pflegen", drucken lassen.

Die kaufmännische „Zeitung", die man noch lange im 17. Jahrhundert seinen Briefen beilegte, nannte man übrigens, nach den Briefstellern zu schließen, „Bey-Zeitung oder Lauffbrieflein". In Handelsbriefen wurden noch lange Zeit politische Nachrichten mitgeteilt. (Vergleiche Mitteilungen des Vereins f. Hamburg. Geschichte, Bd. VI, S. 117, Anmerkung 1.)

Der vorstehenden Abhandlung, die den Zusammenhang von Brief und Zeitung in Kürze darzulegen versuchte, ist noch hinzuzufügen, daß das Stadium, das der gedruckten Wochenzeitung voranging, der regelmäßige Zeitungsbriefwechsel, mit dem Entstehen der gedruckten regelmäßigen Zeitung noch keineswegs zu Ende ist, auch der unregelmäßige nicht. Der gedruckten Zeitung fehlten noch die Mittel zu einer raschen und allgemeinen Verbreitung, auch waren sie recht kümmerlich und genügten größeren Ansprüchen inhaltlich nicht[1]. Einerseits findet man daher häufig, daß Leute, die in Briefwechsel standen, gedruckte Zeitungen beilegten; anderseits mußte man, um die Zeitung, wo sie nicht ausreichte, zu ersetzen und zu ergänzen, die Korrespondenz als Hilfsmittel weiter gebrauchen. (Vergleiche meine „Geschichte des deutschen Briefes", II, S. 112 bis 119 und 195 bis 202.)

Auch der Privatmann blieb noch lange dem Brauch, politische Neuigkeiten seinem Brief anzuhängen, getreu; erst als die Zeitung zu besserer Entwicklung gedieh, empfand er es als überflüssig. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hören wir denn auch eine Stimme, die zeigt, daß die Zeitung den Brief, aus dem sie hervorgegangen ist, geschlagen hat. „Von dem Printzen von Savoja", schreibt ein Bürgermeister seinem Sohn (Briefe des hamburgischen Bürgermeisters Schulte an seinen Sohn, S. 125), „schreib Mihr nur nichtß, zumahlen Ich auß den Gazetten alleß besser erfahre."

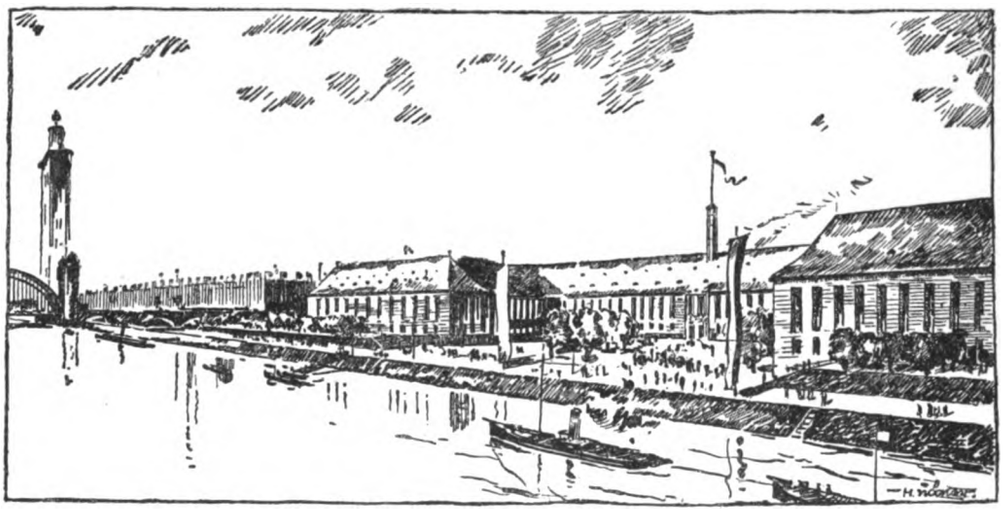
Am Schluß möchte ich in aller Kürze die Stadien der Entwicklung, wie sie sich vollzogen zu haben scheint, zusammenstellen, wobei ich bemerke, daß jedes ältere Stadium durch das spätere keineswegs aufgehoben wurde, sondern meist noch lange fortdauerte. Die Stadien sind diese: Gelegentliche politische und Handelsnachrichten („Zeitungen") im Brief; eigene feststehende Rubrik dafür im Brief; besondere Beilage oder auch ganzer Zeitungsbrief (nach dem Aufschwung der Buchdruckerkunst daraus die Einblattdrucke „Neue Zeitung", „Relation" usw.); Zurücktreten der Briefform; regelmäßiger Zeitungsbrief nach Organisation des Postwesens: die Ordinari-Zeitung und die Kaufmannszeitung; ihre Zusammenstellung und Herausgabe: handschriftliche Wochenzeitung; gedruckte Wochenzeitung.

---

[1] Auf einem Blättchen, das das Vorhandensein eines Zeitungszirkels beweist, vom Juni 1618 heißt es: „Was ich anfangs für eine Lust zu dieser *getruckten* Zeittung gehabt, daran sich noch ettliche der H. Compagnons wissen zu erinnern; weiln dann bishero allerley Unordnung im ankommen, auch *keine oder doch wenig Particularia dabey* befunden, will ich hiemit mich von den H. abgesondert haben . . ., und so Jemandts zu den *geschribenen* Lust hätte, derselben widerumb bestellen, mag sich in seiner Gelegenheit nach anmelden." Das taten die meisten Teilnehmer. Vergleiche Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen, III, S. 24.

Digitized by Google

Der gedruckten Wochenzeitung voran gingen die halbjährlichen gedruckten Relationen, die ebenfalls Ordinari-Zeitung und Kaufmannszeitung benutzten. Doch bilden diese halbjährlichen Sammlungen meines Erachtens *kein* wesentliches Glied der Entwicklung.
Ich will endlich noch eine Stelle aus einem 1703 erschienenen Büchlein, „Christian Weisens *Curieusen* Gedanken von den *Nouvellen* oder Zeitungen", anführen, die für uns doppeltes Interesse hat. Sie lautet; „Meine Rede ist dißmal nur allein von solchen Zeitungen, welche hin und wieder *in den Posthäusern einlauffen* und *hernach durch wöchentlich gedruckte Blätgen zu jedermanns* Wissenschafft in unterschiedlichen Sprachen *gebracht* werden. Denn obwohl Staats-Bediente und Hof-Leuthe, oder auch Gelehrte, Handels-Leute und andre, die das Vermögen haben, auf *Novitaeten* ein Stück Geld zu verwenden, viel Dinge mit mehrer Gewißheit durch ihre *Correspondenten* aus frembden Orten erfahren; so wird es doch unter tausenden kaum einem so gut, und *jedermanns Beutel ist auch nicht in dem Stande, solche Correspondenz in der gantzen Welt zu unterhalten.* Dahero denn die meisten *curieusen* Leuthe sich der Zeitungen bedienen müssen."
Die Stelle zeigt einmal, daß man auch damals noch als wesentliche Quelle der gedruckten Wochenzeitung die bei den Posthäusern einlaufende Ordinari-Zeitung ansah, und zweitens, daß nunmehr, wie betont, für die große Mehrheit des Publikums die immer noch bestehende briefliche Zeitung vor der gedruckten zurücktreten mußte.



PRESSA-BAUTEN: DER „MUSEUMSBAU"

Der „Museumsbau", das Heim der Sondergruppen und der kulturhistorischen Abteilung der PRESSA. In der „Rheinhalle", die sich an den Turm anschließt, ist unten die Abteilung Tageszeitung, oben die Zeitschriftenabteilung untergebracht.

Digitized by Google

Handschriftliche Briefzeitungen des 16. Jahrhunderts in der Münchener Staatsbibliothek

VON OBERBIBLIOTHEKRAT DR. KARL SCHOTTENLOHER-MÜNCHEN

WER sich irgendwie mit der Geschichte des Zeitungswesens beschäftigt hat, weiß, wie enge die Anfänge der Zeitung mit der brieflichen Nachrichtenvermittlung verbunden sind[1]. In den Bibliotheken und in den Archiven liegen ganze Bände und Bündel voll solcher Briefe, die mehr Zeitungen als Briefe sind oder Beilagen führen, die ausdrücklich als „Zettel", „Zeitungen", „Novitates", „Novissima" bezeichnet sind. Was namentlich bei den Fürstenhöfen an Briefen einlief, hatte zu einem guten Teile ausgesprochenes Zeitungsgepräge. Die bayerischen Fürstenakten z. B. sind gefüllt von solcherlei Zeitungsbriefen und Entwürfen. Nur ein paar Hinweise: Als der nach Wien gesandte Jörg Laintinger am 30. Oktober 1534 die Heimreise nach Bayern antrat, gab ihm Erzbischof Johann von Lund einen Brief an Herzog Ludwig von Bayern mit, worin sich der Verfasser besonders bemühte, „etlich Zeittungen, so sich seith Bäbstlicher Heiligkhait Absterben begeben und zuetragen haben, in guter Dienstperkhait zu berichten."[2] Bischof Wolfgang von Passau sandte an den bayerischen Hof im Jahre 1552 mehrmals Zeitungen aus Ungarn, die sich mit der Türkenfrage befaßten[3]. Der päpstliche Nuntius zu Wien, Johannes Delphino, bot im Dezember 1572 dem Herzog Albrecht V. ausdrücklich seine Dienste in Mitteilungen von Neuigkeiten an; es freue ihn, schrieb er, nichts mehr, als wenn er die an ihn gelangenden Neuigkeiten an die herzogliche Kanzlei weitergeben könne[4]. Bischof Urban von Passau übersandte am 10. Mai 1574 von Speier aus Berichte über die Wassergeusen und anderes an den gleichen Herzog mit einem hübschen Herzenserguß: „An Zeitungen",

[1] Vergleiche besonders Theod. Sickel, Zeitungen des 16. Jahrhunderts (Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst 1. 1854. S. 344 ff.). R. Graßhoff, Die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig 1877. R. Ehrenberg, Geschriebene Hamburger Zeitungen im 16. Jahrhundert (Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 16. 1894. S. 117 ff). Gg. Steinhausen, Die Entstehung der Zeitung aus dem brieflichen Verkehr (Archiv für Post und Telegraphie 23. 1895. S. 347 ff. und in neuer Bearbeitung mit Ergänzungen und Änderungen in dieser Zeitschrift, S. 51 ff.). Joh. Kleinpaul, Geschriebene Zeitungen in der Leipziger Universitätsbibliothek (Zeitschrift f. d. ges. Staatswissenschaft 76. 1921. S. 190 ff.).

[2] München, Hauptstaatsarchiv (Hochstift Passau Nr. 83. IV, Bl. 71).

[3] Ebenda II, Bl. 149 ff.

[4] Si eas, quae posthac ad me perventurae sint, novitates eius secretario communicavero. Wien, 30. Dezember 1572 (München, Hauptstaatsarchiv, Fürstensachen 69).

Digitized by Google

schreibt er, „bin ich so arm nie gewest; dann wiewol alhie schir stündlich vil zeitungen gesagt und geschriben, seint die doch dermaßen geschaffen, das sie gar nit beständig, sonder gleich alsbald verändert, also daß sie mer Oedipum quam Bavarum zur Auslegung bederphen. Nichts minder schickh hieneben ich derselben so gewiß ich deren bekhummen khunnen und verkauff sie auch nit anderst dann ich sie erkhaufft hab[1]". Dem gleichen Bischof ließ hinwiederum Herzog Wilhelm V. von Bayern am 6. Februar 1581 Zeitungen aus Antwerpen, Köln, Rom und Prag mit folgendem Begleitbrief zugehen: „Unser Freuntschafft zuvor. Ehrwürdiger in Gott Vater. Besonder lieber Freundt. Im Beyschluß finden Eur Fr. abermaln abzelesen, was unß für Zeittungen aus Italia und Niderlannd einkhommen. Unnd bleiben Eur Fr. in mererm mit Freundt- und gueter Nachberschaft alzeit wol geneigt. Datum in unser Stat München den 6. Februarii 1581." Hier liegen ausgesprochene Zeitungssendungen vor, bei denen der Begleitbrief des Übersenders völlig in den Hintergrund tritt. Die Zeitungen selbst werden vielfach an andre Personen weitergegeben. Sind sie in fremder Sprache geschrieben, so werden sie gelegentlich auch übersetzt. So schreibt Herzog Wilhelm am Christtag 1542 an seinen Bruder Ludwig nach Landshut: „Beygepunden neu Zeittungen sind uns an gestern spat von unserm und Eur Lieb Rate den Kurisen zuekomen, die wir alspalt unserm Rate Doctor Leonhardten von Eckh [haben] verteutschen lassen, wie Eur Lieb sehen werden[2]". Da die Erschließung dieser überreichen Zeitungsschätze zu den wichtigsten Vorarbeiten einer erschöpfenden Brief- und Zeitungsgeschichte gehört, soll im folgenden über die hauptsächlichsten Briefzeitungen der Münchner Staatsbibliothek berichtet werden, die mit ihrem reichen Besitze wie die verschiedensten Gebiete des Schrifttums, so auch das Zeitungswesen anschaulich widerspiegeln kann.

Es sind in der Hauptsache drei große Sammlungen, die uns besonders zu fesseln vermögen. Die erste führt uns in das Benediktinerkloster Tegernsee und zeigt, wie sich eine religiöse Genossenschaft mit den Dingen draußen in der Welt befaßte, wie sie vor allem mit den politischen und mit den kirchlichen Ereignissen in Fühlung zu bleiben versuchte. Hier gewann der Brief, der etwa an den Abt oder einen andern Klosterinsassen gerichtet war, von vornherein dadurch eine größere Bedeutung, daß er vorgelesen wurde oder von Hand zu Händen ging, also ein gewisses öffentliches Gepräge erhielt. Die beiden umfangreichen Tegernseer Briefbände[3], mit Akten und Briefen des 15. und 16. Jahrhunderts gefüllt, sind am Anfang des 16. Jahrhunderts zu Sammlungen vereinigt worden, vorher mögen die Einzelstücke in Mappen gelegen haben. Dem Tegernseer Kloster ist von früh an eine erfreuliche Sammelliebe und Geschichtsfreude eigen gewesen, die uns viele so leicht der Vernichtung ausgesetzte Denkmäler des Tagesschrifttums wie Einblattdrucke, Holzschnitte, Zeitungen vor dem Untergange gerettet hat. Der erste Band mit der Überschrift „Vil seltzame Geschicht, Copei, Spruch, Lieder und ander mer in manigerlai weyß"

[1] München, Hauptstaatsarchiv, Fürstensachen 91.
[2] München, Hauptstaatsarchiv, Fürstensachen 337.
[3] Cod. germ. 1585 und 1586. Vergleiche Chmel in: Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der k. k. Akademie der Wissenschaften 5. Bd. Wien 1850. S. 591 ff. bis 612 ff. mit Bericht und Wiedergabe einzelner Stücke. Vergleiche auch meine Schrift: Flugblatt und Zeitung. Berlin 1922. S. 153 f.

Digitized by Google

ABBILDUNG 1 · DAS WUNDERKALB VON FREIBERG 1522
GETUSCHTE FEDERZEICHNUNG AUS DEM KLOSTER TEGERNSEE (CGM. 1585, BL. 360)

Digitized by Google

Digitized by Google

umfaßt viele Schriftstücke kirchlichen Inhalts, so Berichte über das Spital in Memmingen, wertvolle Originalbriefe des Mönches Ulrich vom Baseler Konzil an den Abt von Tegernsee aus den Jahren 1434 und 1435, dann aber auch zahlreiche Berichte über weltliche Ereignisse, so die Erzählung von dem „großen und neuen Doktor von Paris", italienische Zeitungen aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts[1], Neuigkeiten von den Schweizern aus dem Jahre 1512, einen Brief aus Bologna vom 12. April 1511 mit Bericht über den Empfang des kaiserlichen Statthalters Matthäus Lang durch den Papst, die Urgicht Bruder Christians zu Wien vom Jahre 1512 über Brandstiftungen, die von Venedig angestiftet gewesen sein sollen, Türkenzeitungen, Berichte über den württembergischen Krieg[2] mit dem Verzeichnis des Silbergeschirrs, das im Tübinger Schloß gefunden worden ist, Nachrichten über das „Pfaffenstürmen" zu Erfurt im Jahre 1521, Schilderungen über die kirchlichen Umwälzungen in Witteuberg, „Neue Zeitungen von Mailand 1522 durch die Fuggerische Post", eine Übersicht über die „Klöster und Schlösser, so die Schwarzwäldischen Bauern verbrannt und geplündert haben", Kaspar Winzerers „Neue Zeitung von Mailand und Pavia" aus dem Jahre 1525, einen ausführlichen Bericht über die Degradierung dreier ketzerischer Priester in Wasserburg, eine Schilderung der St. Gallener Wiedertäuferbewegung, eine Abbildung des Freiberger Wunderkalbs (Abb. 1).

Nicht minder mannigfaltig gibt sich der zweite Tegernseer Sammelband, „Selzame Historien, Geschicht, Bullen und Brieff, von langen Zeiten her zusamengetragen", überschrieben. Da wechseln kaiserliche und päpstliche Erlasse mit kirchlichen Visitationsberichten und Auseinandersetzungen über Konzil und Hussiten. Da findet sich der Vermerk, „wie der Einzug unsers Herrn des Römischen Königs gen Rom furgenommen soll werden". Da öffnen sich wertvolle Beiträge zur Geschichte der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. Da hören wir von den Kämpfen mit König Matthias Corvinus von Ungarn, mit den Türken, mit Venedig, von den zahlreichen Fehden an allen Ecken und Enden des Reiches. Da tauchen die Landschaften Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol und Bayern vor uns auf, das heißt die Lande, aus denen am leichtesten Nachrichten nach Tegernsee gelangen konnten. Da berichtet Kaspar Winzerer, ein besonders eifriger Berichterstatter des Klosters, dessen Unterschrift mehrmals wiederkehrt, im Jahre 1505 an den Tegernseer Abt, daß er den ihm verehrten Wein erhalten und nichts von neuen Zeitungen zu schreiben habe, als daß in Ulm über die Beilegung der bayerischen Zwistigkeiten beraten werde. Da leitet der Buchführer Mattheus Neukomm seine Straßburger Neuigkeiten vom selben Jahre an den Abt über den Friedensschluß zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich mit der Versicherung ein: „Ich fueg Euer Gnaden zu wissen, daß ich dise newe Mere mit mir aus dem Swabenland gen München gepracht hab als warhaffte[3]". Da sehen wir

[1] So über die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1508 mit dem Herkunftsvermerk: „Hec scripta notabilis quaedam persona scripsit archiepiscopo Saltzpurgensi. Saltzpurgensis archiepiscopus transmisit Wolfgango Ahamer. Ahamer transmisit abbati in Tegernsee." Über den Bericht selbst vergleiche Chmel, S. 645 f.

[2] Vergleiche die Veröffentlichung dieser Akten und Berichte bei Johann Chr. Frhr. von Aretin, Beyträge zur Geschichte und Literatur. Bd. 4. München 1805. S. 385 ff., 497 ff. (2. Zählung).

[3] Vergleiche Chmel, S. 621, wo der Brief nach der Tegernseer Abschrift abgedruckt ist, während in dem Sammelbande Bl. 391 auch die Urschrift mit dem Namen des Schreibers eingefügt ist.

Digitized by Google

die Zeichen abgemalt, die im Jahre 1501 vom Himmel gefallen sind und die Menschen mit Schrecken erfüllt haben. Da treten wir vor den Kölner Reichstag des Jahres 1505 und erfahren die Teilnehmer und die Entscheidungen der bedeutsamen Reichsversammlung. Steht hier bei den Tegernseer Sammelbänden im Mittelpunkte des Zeitungseinlaufs ein großes Benediktinerkloster, das mit seinen reichen geistlichen und weltlichen Verbindungen von den verschiedensten Seiten her Berichte über die Geschehnisse in der Welt erhielt, so konnte auch die Einzelpersönlichkeit in ähnlich umfangreicher Weise unterrichtet werden, wenn sie eine angesehene, einflußreiche Stellung einnahm und einen aufgeschlossenen Sinn für die Ereignisse der Zeit und ihren Niederschlag in den schriftlichen Berichten der Mitwelt besaß. Beides vereinigte in sich der vielseitige, vielbeschäftigte Württemberger Dr. Johann Baptist Fickler[1], der lange Zeit am Hofe des Erzbischofs von Salzburg tätig war und in dessen Auftrage eine Zeitlang dem Konzil zu Trient beiwohnte, wo die Nachrichten aus aller Welt zusammenliefen, dann als Schützling des Herzogs von Bayern noch reichere Gelegenheit hatte, seinen angeborenen Sinn für das Sammeln zeitgeschichtlicher Berichte zu pflegen. Unter seinem umfangreichen Nachlaß verwahrt die Münchner Staatsbibliothek einen besonders stattlichen Sammelband[2], den der Besitzer selbst mit der Überschrift bezeichnete: „Allerlay Zeittung und geschichten, die sich von dem Jar 1538 biß auff das 1575. im Römischen Reich verloffen." Fürwahr ein buntes Vielerlei von Akten, Briefen, Zeitungen, Gutachten und Erlassen ist der Inhalt, alles zeitlich geordnet und von dem Sammler überschrieben, während die Texte selbst meist von andern Händen geschrieben sind oder in Urschrift vorliegen. Man liest da vor allem von den großen politischen Händeln der Welt, erhält eine zu Augsburg am 14. Dezember 1541 morgens acht Uhr in Briefform niedergeschriebene „Neue Zeitung" mit Nachrichten aus Genua, Leipzig, Venedig, Konstantinopel, blättert in Neuigkeiten über die Türken, über die italienischen Angelegenheiten, über den Speierer Reichstag von 1544, von dem der Schreiber meint, es sei ein Ding um ihn wie um das dreitägige Fieber: einen Tag gut, den andern bös, hört aus Nürnberg am 13. Juli 1547 von der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes in Prag durch den Kaiser, erfährt allerlei von den Bemühungen des Kaisers um den Religionsfrieden, von den Umtrieben des französischen Königs im Jahre 1552, von den wilden Kämpfen Markgraf Albrechts von Brandenburg, von der Ermordung Bischof Melchiors von Würzburg, empfängt „Novitates von den ketzerischen Handlungen zu Basel, wie sie den toten Körper des Wiedertäufers Jörg David ausgegraben und verbrannt haben, der da drei Jahr unter Erde gelegen ist, im 1559. Jahr", wird über die französischen Ereignisse der Jahre 1557 und 1558, nicht minder über die Dinge in Italien, in der Schweiz, in den Niederlanden unterrichtet. Ganz besonders zahlreiche Zeitungen weisen die Jahre 1564, 1565 und 1566 auf. Im folgenden Jahrzehnte stehen die Ereignisse

[1] Vergleiche Föringer, Johann Baptist Fickler (Allgemeine Deutsche Biographie 6. 1877. S. 775 ff.). H. Riggauer, Ein unbekannter Numismatiker des 16. Jahrhunderts (Sitzungsberichte der philos.-philol. und der histor. Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München 1897. I. S. 167 ff.). Steph. Ehses, Ein deutscher Chronist des Trienter Konzils unter Pius IV. (Görres-Gesellschaft. 3. Vereinsschrift 1917. Köln 1918. S. 31 ff.)

[2] Cod. germ. 1307.

Digitized by Google

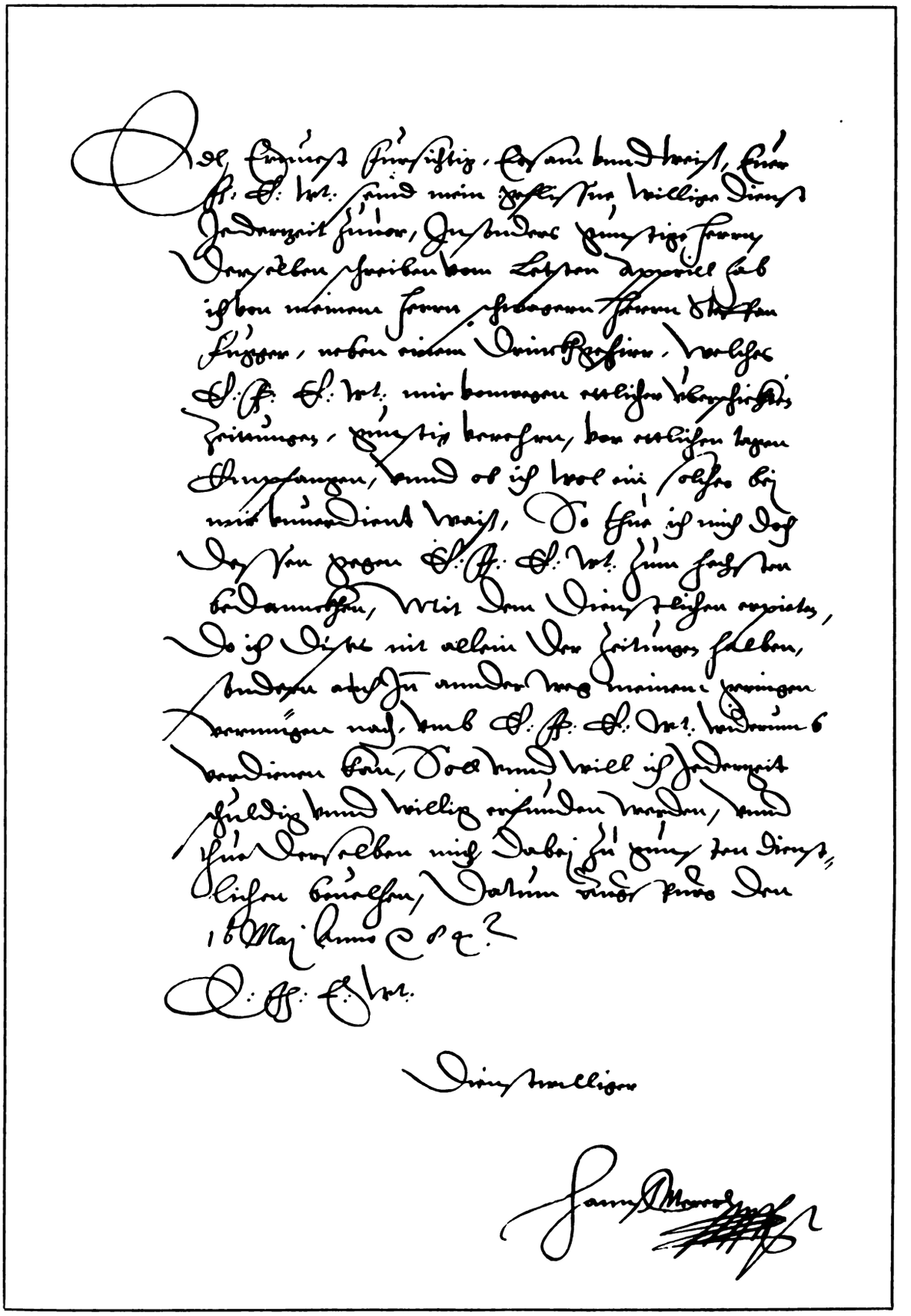


ABBILDUNG 2 · HANS MEREER DANKT DEM REGENSBURGER STADTRATE FÜR EIN FÜR ZEITUNGEN ERHALTENES TRINKGESCHIRR (CGM. 5864, 1, BL. 59)

Digitized by Google

vor der Ostgrenze des Reichs, die Kämpfe mit den Türken, im Vordergrunde der Berichte; der Seesieg der Christen kommt gebührend zur Geltung. Mit dieser kurzen Übersicht ist der reiche Inhalt des Bandes nur ungefähr angedeutet, bei weitem nicht erschöpft.

Ein richtiges eigentliches Zeitungsunternehmen endlich liegt in den fünf umfangreichen Münchner Zeitungsbänden des Augsburgers Hans Merer vor (Cod. germ. 5864). Sie umfassen die Jahre 1583 bis 1595 und enthalten die Zeitungen, die Hans Merer von Augsburg aus an seinen Schwager, den Stadtkämmerer Stephan Fugger in Regensburg, gesandt hat[1]. Ungefähr alle acht Tage traf in Regensburg ein kleines Bündel Zeitungsabschriften mit einem Begleitbriefe des Absenders über den Inhalt der Sendungen ein. Als Merer im September 1584 dienstlich auf 14 Tage verreisen mußte, beauftragte er seinen Bruder Kaspar mit der Erledigung der Sendung; so eifrig vollführte er diese Zeitungsvermittlung. Die Zeitungen selbst bestanden aus einzelnen, von den verschiedensten Händen geschriebenen Bogen und gingen hauptsächlich auf die von überallher eingesandten Fuggerzeitungen[2] zurück. Überwiegend waren es niederländische Zeitungen, die ihren Weg nach Regensburg nahmen. Ja, die ganze Versendung Merers paßte sich dem Eintreffen der Nachrichten aus Antwerpen so völlig an, daß der wöchentlichen Ankunft aus den Niederlanden immer eine Sendung nach Regensburg folgte. Am 7. November 1583 schreibt Merer: „Die Niderlendische brief, so alle Wochen hieher gesant werden, die kommen gemainclich jetziger Zeit alle Mittwoch oder Donnerstag, aber die Brief von negstvergangner wochen sind erst am Sambstag kommen. Die Ursach ist das Kriegswesen." Ein anderes Mal, am 3. März 1584, liest man: „Was bei jüngster ordinari aus den Niederlanden meinen gnedigen herrn kommen, das hat der Herr schwager aus beiliegender Copei zu vernemen." Die Versendung ließ sich leicht durch die Fuhrleute bewerkstelligen, die von Augsburg nach Regensburg und noch weiter fuhren. „Was der Herr Schwager vermelt", heißt es am 9. Januar 1584, „der Niederländischen Zeitungen halber, ist mir kein mühe, weil ich fast alle wochen bei den furleut vergebne Potschaft hinab hab, so schick ichs gleich darmit." Gelegentlich fehlt es nicht an Klagen über unzuverlässige Boten. Am 7. Dezember 1584 meldet Merer, ein von ihm mit Post beauftragter Metzger habe ihm die Sendung wieder zurückgebracht, weil er wider Erwarten nicht nach Regensburg gekommen sei. Vor allem ist der Absender über den Augsburger Boten aufgebracht, auf den kein Verlaß sei. Öfters rastet ein Fuhrmann zu lange. Dadurch wird, so am 28. April 1585, die Sendung der Zeitungen verzögert. „Ich hab uff dießmal", entschuldigt sich Merer, „kein andre gelegenheit gehabt, solche dem Herrn zu überschicken. Mit der Post ist es der Mühe nit wert, zudem es allda auch nach dem Oxenlauff zugeth." Nur wenn sich gar keine andre Möglichkeit der Übersendung geben will, benutzt er die Post. So berichtet er am 23. Dezember 1587: „Negstvergangne Woche habe euch auß Mangl glegner Potschaft nit geschribn; es war auch datzumal nit sonders verhanden und der niderländischen Zeitungen halben, weil nichts sonders darinnen, uff die Post geben wellen,

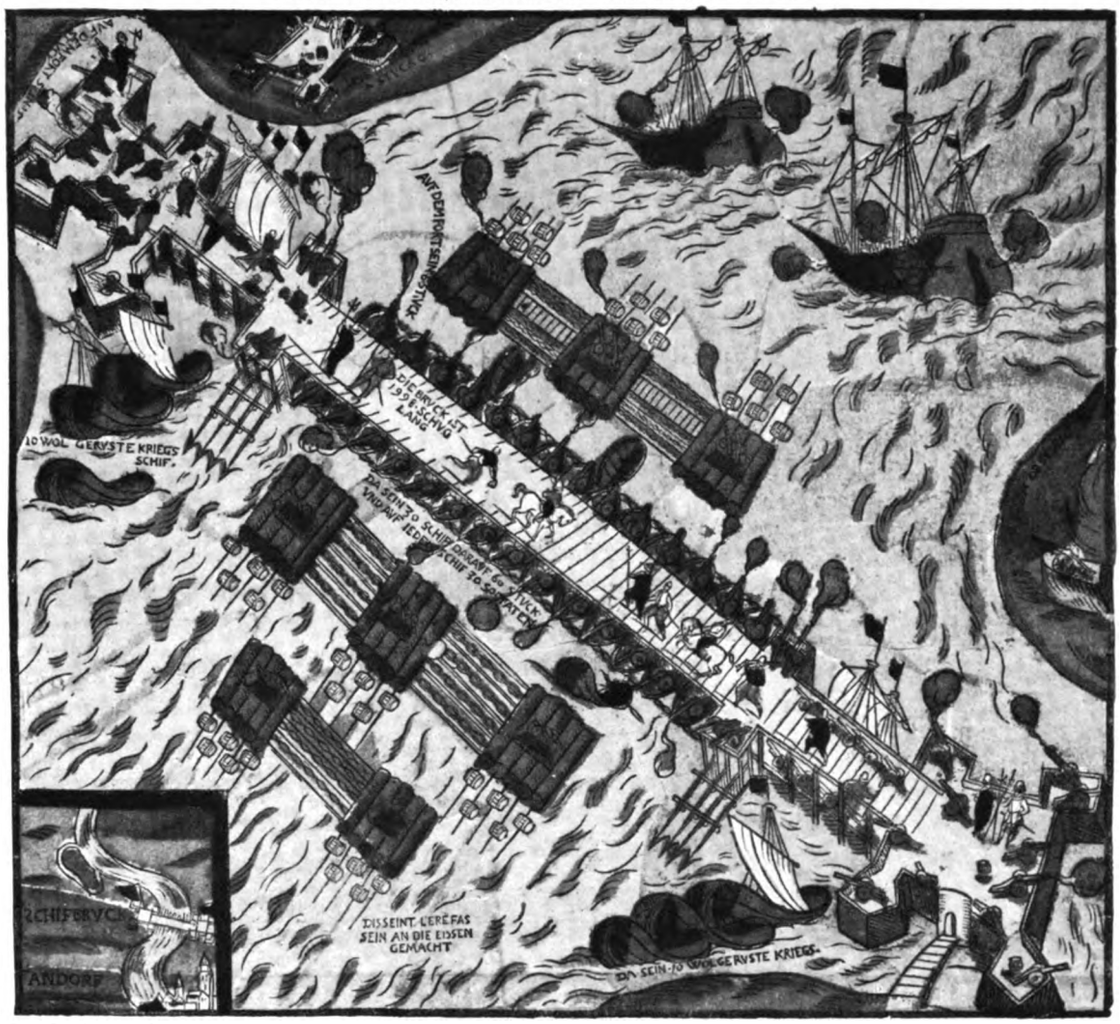
[1] Vergleiche die kurze Bemerkung bei Herm. Diez, Das Zeitungswesen. 2. Aufl. Leipzig 1919. S. 18.

[2] Vergleiche Johannes Kleinpaul, Die Fuggerzeitungen 1568 bis 1605. Leipzig 1921. Victor Klarwill, Fugger-Zeitungen. Wien 1923.

Digitized by Google

Warhafftige Abconterfectur vnd eigentlicher bericht/

Der gewaltigen Schiffbrucken/ Blochheusser/ vnd vnerhorte wundergebew/ die der Printz von Barma vor der Statt Andorff auff dem Wasser hat Bawen lassen/ In dessen 1. 5 8 5. jar. &
Wie in dieser Figur zusehen ist. vnd Hieunden Kürtzlich vermeldet wirdt:



NAch dem der Herzog von Parma zubandt/
Obrister Gubernattor in dem Niderlandt/
Vom König auß Hißpania ist bestaltd/
Das Landt zu Herschen mit gewaldt/
Nach dem er viel Stett eingenomen hatt/
Ist er gezogen vor Antorff die Statt/
In aller Weldt ist gar wol bekantt/
Die sIben belagert vnd vest berantt/
Die Pforten besetzt/ zu Wasser vnd Landt
Ehr zunemen Vorath vnd Prouiandt/
Blochheusser gemacht auff aller Seitt/
Darauß erstundt gar grosser streitt/
Wiewol auffs wasser viel schanze gemacht/
So findt dannoch viel Tag vnd Nacht/
Gewaltige Schiffe kommen auß Hollandt/
Haben sich gewacht vnd durch gerandt/
Mit Aborn vnd vorath die Statt entsetzt/
Biß das entlich würdt zu letzt/
Ein gewaltige Practica ist erdacht/

Vnd ein selzame Schiffbrucke würd gemacht/
Als vor nie erfarn in keinem Landt/
Vber das Schiffreich wasser die Schelda genandt/
Vnd ist so erschrecklich wie hier gemeldt/
Das mans acht für ein Wunder der Weldt/
Mitt Pfälen eingeschlagen auff jeder seitt/
In die Kefier die Leng vnd die Breitt/
Wie recht in dessen Figur ist abgemaldt/
In gleicher Form wie hier gestaldt/
Mitten im Wasser an die rechte tieff/
Da habens gelegt viel starcke Schiff/
In die Braitte zusamen mit Ketten vest/
An einander geklambt vorsehen auffs best/
Mit Kriegsleuth Geschütz vnd Munition/
Das mans nicht genueg außreden kan/
Auch habens auff beyder seitten eben/
Starcke Flösse die auff dem Wasser schweben/
Mit Tonen vnd Vesser gemacht geschwind/
Das diß geleich vor Nie gesehen sindt/

Maßbaum Vornauß mit stählen spitzen/
Die Schiffen darmit zuvorletzen/
Vber die Brücken könnens mit hauffen/
Von einer Seitt zu der ander lauffen/
Viel Geschütz man darauff gestellet hat/
So wol gegen Hollandt alß nach der Statt/
Das es gwiß nit wol müglichkan sein/
Mit Schiffen zufahren nach der Statt hinein/
Von wegen Blochheusser schanzen vnd Bruck/
Kan keiner hinauß oder zu ruck/
Doch halten sie sich noch harr vnd Vest/
Gott weiß allein wie es geht zur letzt/
Der stehe allzeit der gerechtigkeit bey/
Das wöllen wir bitten von hertzen trew/
Das nicht so viel vnschuldig Blut/
Würd vergossen aus grossem vbermuth/
In diesen letzten betrübten zeyt/
Das wir erlangen die Ewige freudt/
Das geb vns Gott in Ewigkeidt/ Amen.

Zu Augspurg bey Hanns Schultes Brieffmaler/ vnd Formschneider.

ABBILDUNG 3 · AUGSBURGER FLUGBLATT 1585 ALS ZEITUNGSBEILAGE HANS MERERS
(CGM. 5864, 2, BL. 38—39)

Digitized by Google

Digitized by Google

obwol biß uff dato sich noch kein Potschafft hinab erzaigt, wie ich dann fleissig nachgefragt, hab ich disen uff die ordinari Post, so nach Prag geth, geben; darbei hat der Herr Schwager hiemit, was die forder und dise wochen auß den Niederlanden meinen gnedigen Herren den Fuggern für Zeitungen geschriben worden." Manchmal ließ der Fuhrmann den Absender völlig im Stich: „Es ist der Lienhart Wideman Regenspurger Fuerman", schreibt Merer am 10. August 1588, „gestern alhie gewest, habe ime dise brieff wellen uffgeben, so ist oder hat er sich bei mir nit erzaigt, so ich ime doch hier alle mal auß meins gnedigen Herrn Keller ein Drunkh lassen geben. Weil er dann weg gfarn und meine brief alhie bliben, hab ichs gleich uff die ordinari Post geben und, damit das Pagget nit zudick werde, das ain Exemplar von Tractetlen alhie behalten, wills dem Herrn mit negster Gelegenhait schicken."

Die mühevolle Übersendung der Zeitungen wurde dem Augsburger in Regensburg hoch angerechnet. Der Empfänger hatte sogar Bedenken, ob man diese Dienste fernerhin annehmen könne und nicht lieber den Absender „mit Schickung der Zeitungen nunmehr verschone". Merer beruhigte am 30. März 1584 mit der Versicherung, daß er die Arbeit „herzlich gern" tue, wenn nur damit etwas gedient sei. Aus einem der folgenden Briefe erfahren wir, daß die übersandten Zeitungen nicht nur dem engeren Empfänger, sondern dem ganzen Regensburger Stadtrate zugekommen sind. Der an diesen gerichtete Brief Merers lautet:

„Edl, Ernvest, Fursichtig, Ersam unnd weiß, Euer F. E. W. seind mein geflissne, willige Dienst jedertzeit zuvor, insonders gunstige herrn. Derselben schreiben vom letsten Apprill hab ich von meinem herrn schwagern herrn Steffan Fugger, neben einem Drinckhgeschirr, welches E. F. E. W. mir vonwegen ettlicher uberschickhter Zeittungen gunstig verehrn, vor ettlichen tagen empfangen, unnd ob ich wol ein solches bei mir unverdient waiß, so thue ich mich doch dessen gegen E. F. E. W. zum hechsten bedanncknen, mit dem dienstlichen erpieten, do ich dises nit allein der Zeitungen halben, sondern auch inn annder weg meinem geringen Vermügen nach umb E. F. E. W. widerumb verdienen kan, soll unnd will ich jedertzeit schuldig unnd willig erfunden werden, unnd thue derselben mich dabei zu gunsten dienstlichen bevelhen. Datum Augspurg den 16. Maj Anno 84. E. F. E. W. dienstwilliger Hannß Merer." (Abb. 2).

Am 25. Dezember 1591 bestätigte Merer abermals ein Schreiben aus Regensburg „sambt einem silbern vergulten Pecher in einer hültzen Püxen eingemacht" erhalten zu haben, den ihm seine großgünstigen Herrn des Rats der löblichen Stadt Regensburg verehrt hätten.

Außerdem erhielt er in bestimmten Zeitabständen seine Auslagen ersetzt. Am 31. Oktober 1588 schrieb er: „Sovil erstlich die Uncosten über die Post, Brieff und andere Sachen belangt, ist dessen seider jüngster Bezalung nit vil und ich hab vonwegen der überflissigen Verehrungen, so mir widerfaren, nichts fordern wollen; weil aber der Herr Schwager dasselbig kurtzumb zu wissen begert und die Herrn nit Ursach haben, meine ringfuegige Dienst von mir zu nemen, so hab ichs zusamen gezogen und befind, das es seider jüngsten Abrechnung biß uff dato in allem fl. 4, kr. 24 erlaufft." Am 9. Dezember bestätigte er den Empfang dieser Unkosten, „so ich ein zeitlang von wegen meiner gnädigen Herrn

Digitized by Google

eines Rats zu Regensburg hab ausgelegt". Weil die Boten gelegentlich ihren Lohn doppelt erhalten hatten, war vereinbart worden, daß sie ihren Sold in Regensburg erhielten. Inhaltlich deckt sich der Augsburger Zeitungsversand mit dem, was uns schon aus den Fuggerzeitungen bekannt ist. Es sind Nachrichten aus den Niederlanden, dem Rheinland, aus Polen, Ungarn, der Türkei, Frankreich, England über die wichtigsten Ereignisse des Tages. Außer den Fuggerzeitungen verwertete Merer gelegentlich auch andre Nachrichten, wie sie sich ihm in Augsburg darboten: „Hiemit", schreibt er am 24. Juni 1591, „hat auch der Herr Schwager ein Copei, waß aus Frankfurt einem guten Herrn und Freundt alher geschriben wirt; es haben wol andere auch Schreiben von dar, es wirt aber zum tail gar underschidlich darvon geschriben, des man gleich nit waiß, wem zu glauben." Und am 27. Mai 1592 fügt eine Nachschrift bei: „Hiemit noch ein Zeittung von Prag, so meinen gnedigen Herrn zuekommen, ob wol ir Herrn von dar selbst guete Glegenhait haben, dergleichen von Hof zu haben, so hab ichs dem Herrn Schwager gleich mit schicken wellen." Am 22. Juni 1593 meldet er: „Heut dato haben meine gnedige Herrn die Fugger-Zeitungen empfangen, wie das in Crabat eine große Schlacht zwischen unserm Volck und den Turggen furgangen sei." Man sieht, die Fuggerzeitungen sind doch immer wieder die Hauptquellen seiner Neuigkeiten.

Gelegentlich sendet Merer eine Flugschrift oder einen Bilderbogen mit; auch diese Beilagen sind in Regensburg fürsorglich beigeheftet worden und haben sich bis heute erhalten. In einem Briefe vom 23. März 1585 wird von der mitgesandten bunt bemalten, von dem Augsburger Briefmaler Hans Schultes veröffentlichten „Wahrhaftigen Abkonterfaktur der gewaltigen Schiffbrücke, die der Prinz von Parma vor der Stadt Antorff hat bauen lassen in diesem 1585. Jahr" berichtet, daß der Bilderbogen samt seinen Versen in Augsburg entstanden sei. „In jüngster hinab gesanter Niderlendischen Zeittung", schreibt Merer, „habt ir vernommen, was gestalt die Reuter zu Anttorff sei beschlossen worden. Nach solchem bericht haben meine gnedige herren seider ein Abtruckh davon machen lassen, davon ich euch hiemit ein Exemplar hab schicken wollen."(Abb.3.) Ein zweiter Bilderbogen des gleichen Jahres aus der Werkstätte des Augsburger Briefmalers Bartholomäus Käppeler brachte, von einem gräßlich blutrünstigen Holzschnitte begleitet, eine „Erschreckliche neue Zeitung von einem grausamen Mörder, der an seinem eigenen Fleisch und Blut und ganzem Hausgesinde verzweifelt ist, mit Namen Blasi Endres, in der kaiserlichen Reichsstadt Wangen geschehen". Im allgemeinen ging Merer bei der Auswahl seiner Sendungen sehr zurückhaltend zu Werke, um sich und den Regensburger Herren keine Verlegenheiten zu bereiten. Als er am 23. Januar 1588 ein Spottlied auf den Kurfürsten von Köln, Herzog Ernst von Bayern, anschloß, gab er eine vorsichtige Erläuterung dazu. „Ehe ich", schreibt er, „disen zugemacht, schickt mir ein guter Freundt hie beiliegende Zeitungen aus Frankreich und Poln, so gestern spat kommen, auch etliche Reimen, den Churfürsten von Cöln betreffent, so mir auch vertraulich zu lesen zugestelt worden; habs euch gleich auch schicken wellen, gleichwol ich mich solcher Ding nit vil gern annimbe, es kombt eins liederlich in ein Handl; aber bei euch Herr hat es kein Mangl." Harmloser ist ein Blatt mit einem bunt gemalten Vogel, dem folgende

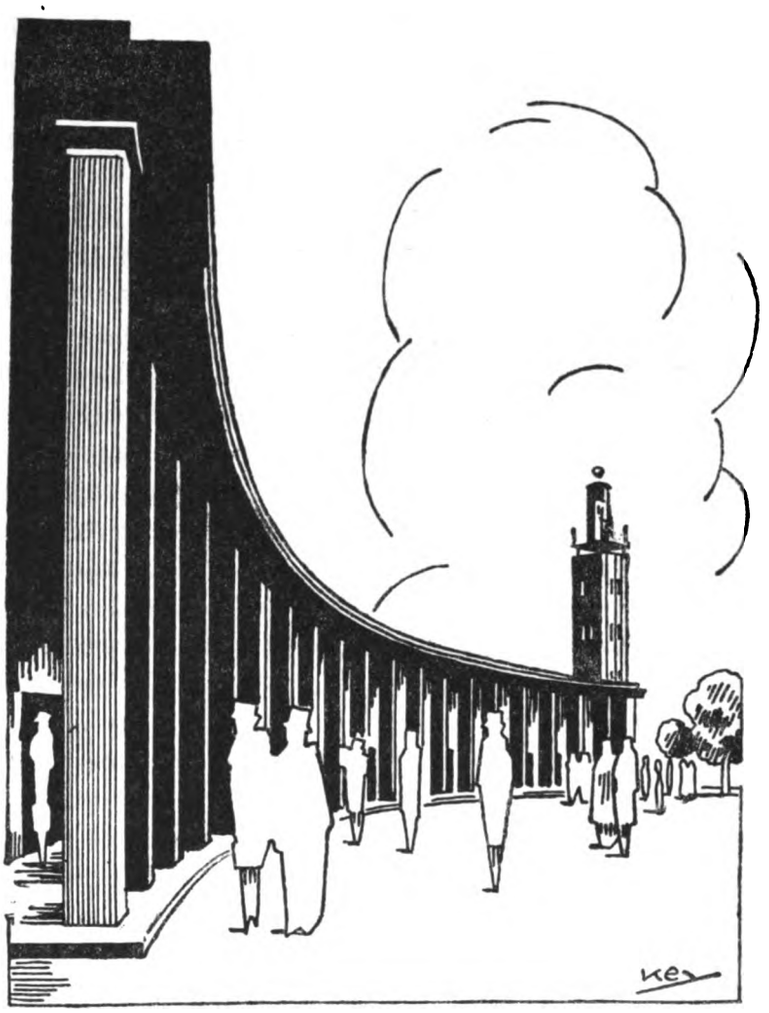
Digitized by Google

Erläuterung vom 8. Februar 1587 beiliegt: „Der Herr Schwager hat auch hiemit ein gemalten fogl uff einem papir von allerlei Farben, dergleichen soll man in Engelland siben uff einmal neulich gesehen haben . . . was dise Vögl bedeuten, das waiß Gott."

Was Merer in seinen eigenen Briefen zu berichten weiß, gehört zumeist der Augsburger Ortsgeschichte an und ist hier als wichtige Geschichtsquelle anzusehen. Die kirchlichen Angelegenheiten samt dem in Augsburg mit besonderer Schärfe geführten Kalenderstreit nehmen darin den Hauptplatz ein. Die persönlichen Urteile des Schreibers sind alle evangelisch gefärbt. Aus der Nachbarstadt München weiß Merer im März und April 1591 von dem Alchimisten und Betrüger Bragadino und seinem unseligen Ende durch den Henker zu berichten.

Was weiter die wertvollen Münchner Briefsammlungen des 16. Jahrhunderts, wie etwa die berühmten Camerarius-Bände, die Andreas-Masius-Briefe, der Peutinger-Nachlaß, die Sammelbündel der Regensburger Prädikanten an verstreuten Briefzeitungen enthalten, kann hier nicht näher erläutert werden. Sie sollen nur in Erinnerung gebracht sein, um den großen Nachrichtenreichtum einer einzigen Sammlung anzudeuten. Und was mag nicht alles zugrunde gegangen sein. Bei dieser ungeheuren Nachfrage der Menschen des 16. Jahrhunderts nach Neuigkeiten taucht ganz von selbst die Frage auf, warum Buchdruck, Post und Verlag sich solange mit einzelnen, wenn auch vielen gedruckten „Neuen Zeitungen" begnügt und nicht schon früher zu zweckmäßigerer Nachrichtenversorgung gelangt sind. Die Antwort wird auch hier wie bei so vielen Dingen der Welt in dem Ei des Kolumbus beschlossen liegen. Der Geist einer Zeit schafft noch nicht die Tat. Auch ein Gutenberg wäre schon viel früher möglich gewesen.

Digitized by Google



PRESSA-BAUTEN: TEIL DES „STAATENHAUSES“

Im Mittelpunkt des 500000 qm großen Ausstellungsgeländes der Internationalen Presseausstellung Köln 1928 erhebt sich das „Staatenhaus“, ein halbkreisförmiger Rundbau, der mit seiner modernen monumentalen Architektur das repräsentative Heim der ausländischen Staaten ist.

Digitized by Google

Zur Entstehungs- und Redaktionsgeschichte der Acta Eruditorum

VON BIBLIOTHEKSRAT DR. JOACHIM KIRCHNER-BERLIN

I.

DIE erste Anregung zur Veröffentlichung einer gelehrten Zeitschrift in Deutschland soll von Daniel Georg Morhof ausgegangen sein, der in seinem im Jahre 1688 in Lübeck erschienenen „Polyhistor", Bd. 1, Kap. 16, S. 180 sagt: „Jam viginti propemodum anni sunt, cum consilium non nemini suppeditarem, ut singulis saltim mensibus (ut in rebus politicis fieri solet) varias de rebus literariis ex tota Europa conquisitas relationes publicaret, usus eorum opera, quibus magnum est cum viris celebribus literarum commercium; quod non ad libros tantum sed etiam ad omnia cogitata et inventa aliasque historias literarias extendi vellem." Dieser Gedanke Morhofs, den er ungefähr Ende der sechziger Jahre gefaßt haben muß, war keineswegs originell, er lag vielmehr geradezu in der Luft. Wollte doch Morhof offenbar für die deutsche Gelehrtenwelt nichts anderes erreicht wissen, als was die französische seit 1665 in dem Journal des Sçavans, die englische seit dem gleichen Jahre in den Philosophical Transactions und die italienische seit dem Jahre 1668 im Giornale de Letterati besaß. Demgegenüber fehlte in Deutschland eine alle Kreise der wissenschaftlichen Welt umspannende Zeitschrift. Erst Anfang der achtziger Jahre sollte die Morhofsche Anregung feste Gestalt gewinnen. Den geistigen Ausgangspunkt des neuen Unternehmens bildete ein Kreis von Leipziger Gelehrten, dessen Existenz sich auf eine dreifache, weit ins 17. Jahrhundert zurückreichende Wurzel gründete. Es gab nämlich in Leipzig, wie wir aus dem Buche Georg Christian Gebauers „Anthologicarum dissertationum liber cum nonnullis adoptivis et brevi Gelliani et Anthologici collegiorum Lipsiensium historia" (Lipsiae 1733) erfahren, während des 17. Jahrhunderts in Leipzig drei gelehrte Gesellschaften. Unter diesen war das Collegium Gellianum, dessen Name an die Noctes Atticae des Gellius erinnert, die älteste; sie war 1641 gegründet und bestand bis etwa zum Jahre 1773. Ihre wissenschaftlichen Ziele werden im zweiten Kapitel der Statuten folgendermaßen umschrieben: „Latine proponi debent omnia, praecipuas partes habeto Philologia sacra; Historica praesertim, quibus ritus antiqui et mores et rerum

Digitized by Google

initia causaeve traduntur, admittuntor: Controversias autem ex tetrica philosophia spinosiores abesse volumus." Die Zusammenkünfte der Mitglieder fanden Sonntags statt (Gebauer, S. XXX).

Neben diesem gelehrten Verein wurde 1655 das Collegium Anthologicum begründet. Nach einem vorübergehenden Zerfall der Gesellschaft in den siebziger Jahren (nach 1673) wurde sie im Jahre 1685 hauptsächlich durch die Bemühungen des Theologen Christian Krumbholtz zu neuem Leben erweckt. Sie verschmolz mit dem Collegium Gellianum und mit der im Jahre 1664 ins Leben gerufenen Societas Conferentium. Man versammelte sich Sonnabends um 4 Uhr bei einem der Mitglieder. Über die Besonderheit der im Collegium Anthologicum damals betriebenen wissenschaftlichen Studien macht Gebauer a. a. O. S. 128 folgende Angaben: „Nihil est rerum divinarum vel humanarum, quo nobis florum legendorum causa excurrere non liceat. Amoeniora tamen et laetiora fere seligimus, et quae plerisque Collegarum voluptati fore praevidemus; sedulo nobis temperantes ab eo, quod Theologia habet austeri, Jurisprudentia spinosi, Ars salutaris abstrusi atque reconditi." Diese Angaben, die zunächst nur über die in den gelehrten Gesellschaften behandelten Wissenschaftsfächer etwas aussagen, finden eine Ergänzung durch wichtige Mitteilungen Struves zu diesem Gegenstande (Bibliotheca historiae literatae selecta. Jena 1761, Bd. 2, S. 825), die sich auf Form und Verwertung der wissenschaftlichen Darbietungen erstrecken: „Socii istorum Collegiorum certis statisque horis de rebus ad eruditionem spectantibus amicos conferre sermones, maxime vero de libris novis disserere, ex iis optima quaeque adnotare, atque haec in fasciculos, privatis ipsorum usibus inservituros, colligere solebant." Vorträge über wissenschaftliche Themen und Besprechung von neuerschienenen Büchern — das wäre die eine Seite des wissenschaftlichen Betriebes, die andere, die schriftliche Niederlegung und Sammlung der besten Arbeiten zur privaten Benutzung der Mitglieder. Bei einer derartigen Organisation lag der Schritt zur Veröffentlichung der schriftlichen Arbeiten und Buchbesprechungen sehr nahe. Das betont auch Struve, wenn er a. a. O. Bd. 2, S. 826 sagt: „Collegium a Gellio nomen habens, novam quasi formam accepisse videtur a. 1682 in Collegio ad componenda Eruditorum Acta constituto, nihil fere diverso a priori, nisi quod huius Socii laborum suorum fructus cum aliis communicandos, librorumque descriptiones in publicos redigendas commentarios duxerint." Diese Worte dürfen nicht mißverstanden werden; denn Struve will nicht sagen, daß das Collegium Gellianum mit dem Collegium ad componenda Eruditorum Acta identisch gewesen sei; dies würde der bereits zitierten Angabe widersprechen, daß das Collegium Gellianum bereits in den siebziger Jahren zu existieren aufgehört habe. Der Schwerpunkt der Struveschen Mitteilung liegt vielmehr auf dem Vergleich der neuen Art wissenschaftlicher Veröffentlichungen in den Acta Eruditorum mit der bisher üblichen Form privater Darbietung für die Mitglieder der gelehrten Gesellschaft.

Weitere Nachrichten, die allerdings nichts wesentlich Neues bringen, hat Friedrich Otto Mencke, der Enkel des Begründers der Acta Eruditorum, veröffentlicht. Er gibt sie in Form einer Anmerkung zu einer im Jahre 1708 gehaltenen Gedächtnisrede seines Vaters

Digitized by Google

Johann Burchard Mencke auf seinen Großvater Otto Mencke, der 1707 gestorben war. Diese Rede ist von Friedrich Otto Mencke weitläufig kommentiert und in den Miscellanea Lipsiensia nova unter dem Titel „De vita et in literas meritis Ottonis Menckenii, doctoris Lipsiensis, oratio" (Leipzig 1742, S. 644 ff.) abgedruckt. Hier wird auch ein akademisches Programm erwähnt, das dem Andenken Menckes gewidmet ist; ihm entnehme ich folgenden Passus (S. 713 f.): „Floruerunt in Academia nostra Collegium Gellianum et Anthologicum, Societasque Conferentium; in quibus Viri rectissimis studiis atque optimis artibus clari, interque eos officia sua publica, vel ecclesiastica, vel civilia, ornantes, ex omni elegantiori literatura, notatu digniora, expolito genere orationis, de scripto referebant ad conventum, intra unumquodque octiduum celebratum; ad quae audita quisque, cui placeret, dubia vel affinia blando colloquio comiterque in medium proferebat. Hi conventus, aliquandiu intermissos, non sine praesagio societatis alterius, cui locum facere, seque Collegas tacite destinare, nondum constabat redintegrare parati erant. Verum, mutatis animis, operam suam addixerunt Menckenio utilius collocandam. Exteris insuper, tam vicinis, quam remotioribus, institutum ita arrisit, ut suam opem promte pollicerentur, et deinde accurata pergrataque assiduitate afferrent."

Diese Darstellung deckt sich im wesentlichen mit dem, was Struve über die Entstehung der Acta Eruditorum sagt. Die Person Menckes ist allerdings ganz besonders in den Vordergrund gestellt, wie das bei einem akademischen Programm zum Gedächtnis Menckes auch gar nicht anders zu erwarten ist. Ob Mencke allerdings der erste und einzige war, der den Plan zu den Acta Eruditorum gefaßt hat, oder ob dies Verdienst nach Morhof, der, wie oben erwähnt, schon Ende der sechziger Jahre an eine wissenschaftliche Zeitschrift gedacht hat, noch einem oder mehreren anderen zuzuschreiben ist, wissen wir nicht. Auch Friedrich Otto Mencke kann darüber nichts aussagen: „Primusne Menckenius Actorum hoc opus animo conceperit, id quidem nescio" (a. a. O. S. 715). Ohne Frage war aber Mencke die treibende Kraft des Unternehmens, dem die Hauptarbeit der sehr schwierigen redaktionellen Tätigkeit zufiel. Es ist keinesfalls übertrieben, wenn Friedrich Otto Mencke (a. a. O. S. 715) sagt: „Satis constat, praecipuam ab eo curam operis susceptam, literarum commercium cum viris doctis institutum, ne materia scribendi, hoc est, novorum librorum apparatus, deesset, operam navatam, sociorum in suis aedibus conventus indictos, his, ut cuiusque facultas et professio doctrinae ferret, pensa dispensata, horum labores ordinatos, interdum etiam, quae venia ipsi a nonnullis data fuit, elimatos, porro in singulorum Mensium editionem sumtus erogatos, cuique Volumini Praefationem, interdum etiam Dedicationem, praemissam, Auctorum vero et rerum notabiliorum Indices subiunctos. Ex his omnibus collige, amice Lector, satisne dignus sit Menckenius putandus iis laudibus, quas a sua aeque ac postera aetate de utilissimo hoc Actorum instituto tulit, in quibus celebrandis ita nonnulli fuere liberales, ut, qui aeque laudatus sit, vix sciam Germanorum ullum."

Mit dieser Schilderung hat Friedrich Otto Mencke über den Arbeitsanteil seines Großvaters an den Acta Eruditorum sicherlich nicht übertrieben. Glücklicherweise ist es möglich, aus einer Reihe von Briefsammlungen, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben,

Digitized by Google

ein einigermaßen vollständiges Bild von der Redaktionstätigkeit Otto Menckes zu gewinnen[1].

Johann Burchard Mencke berichtet in der schon erwähnten Rede auf Otto Mencke (a. a. O. S. 708), daß sein Vater, nachdem einmal der Gedanke an die Gründung einer wissenschaftlichen Zeitschrift in der Art des Journal des Sçavants aufgetaucht war, zunächst eine Reise nach Belgien und England unternommen habe. Der Zweck dieser Reise war der, mit den Gelehrten dieser Länder in persönliche Verbindung zu treten und sie für den Plan seines Zeitschriftenunternehmens zu interessieren. Im Juli 1680 kam er zusammen mit seinem Leipziger Kollegen und Freunde, Professor der Mathematik Christoph Pfautz nach Amsterdam, wo er von Christoph Sand freundlich aufgenommen wurde. Alsdann besuchte er Joh. Georg Graeve in Utrecht, der ihm Empfehlungen an englische Gelehrte auf die Reise gab. Noch im Juli 1680 setzte Mencke die Reise nach England fort, wo er in London Isaac Vossius, Thomas Gale und Robert Boyle, in Oxford Johannes Fell, Eduard Bernard und Johannes Wallis aufsuchte. Auf der Rückreise machte er nochmals in holländischen Städten halt und lernte Anton van Leeuwenhoeck in Delft, Nikolaus Heinsius in Vianen, Christoph Melder, Paul Voet und Jacob Gronov in Leiden, sowie die Herausgeber der Acta sanctorum, die Jesuiten Gottfried Henschenius und Daniel Papebroch, in Antwerpen kennen. Nach Deutschland zurückgekehrt, blieb er mit seiner Frau und seinen Kindern solange in Oldenburg im Hause seines Vaters, bis die Pest, die damals in Leipzig wütete, erloschen war. Das Frühjahr des Jahres 1681 scheint Mencke dazu benutzt zu haben, um auch in deutschen Gelehrtenkreisen für sein Unternehmen zu werben. Dies läßt sich in zwei Fällen feststellen. Zunächst war er in Hannover, wo er mit Leibniz über die Zeitschriftengründung gesprochen hat, was aus einem Brief Menckes an Leibniz vom 14. September 1681 deutlich hervorgeht. Alsdann besuchte er Conrad Samuel Schurtzfleisch in Frankfurt; in einem Briefe vom 10. Februar 1682 erinnert er sich „singularis illius humanitatis, qua Francofurti me superiore anno complexus es". Menckes Rückkehr nach Leipzig erfolgte im Sommer 1681. Dies ergibt sich aus einem Briefe Friedrich Benedict Carpzovs in Leipzig an den Rektor Daum in Zwickau vom 20. August 1681, worin Carpzov über das Projekt der zu gründenden Zeitschrift berichtet: „Mencke sei erst vor kurzem heimgekehrt, alle acht Tage fänden Sitzungen der Teilnehmer statt." Demnach dürften die ersten konstituierenden Sitzungen zur Gründung der Acta Eruditorum in die Monate Juni oder Juli 1681 fallen. Der Versammlungsort der Teilnehmer war das Haus Otto Menckes (vergleiche Georg Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig. 1909, S. 185).

Zunächst stand der Name der projektierten Zeitschrift noch keineswegs fest. Merkwürdigerweise war man sich darüber selbst Ende Oktober 1681 noch keineswegs klar. Am 26. Oktober 1681 schreibt Mencke an Leibniz; „Wir wolten gern das werck dergestalt

[1] Die von mir benutzten Briefsammlungen sind: Menckes Briefe an Leibniz (Nr. 636 des Leibnizschen Briefwechsels der vorm. Kgl. und Provinzialbibliothek in Hannover), Menckes Briefe an Tentzel (Cod. Goth. Chart. B 206 der Herzogl. Bibliothek in Gotha), Menckes Briefe an Schurtzfleisch (Landesbibliothek in Weimar) und Menckes Briefe an Frh. v. Seckendorf (Cod. Goth. Chart. A 844 der Herzogl. Bibliothek in Gotha).

Digitized by Google

OTTO MENCKE

Digitized by Google

Digitized by Google

befördern, daß das erste Stück unserer Actorum orbis eruditi oder Historiae rei literariae oder Ephemeridum, oder wie wir sie noch taufen werden, den ersten Januarii künftigen Jahres heraußgegeben, undt sodan ferner alle Monat den ersten tag desselben ein neues stück ediret werden möge." Die endgültige Entscheidung, wie die neue Zeitschrift heißen sollte, dürfte demnach im November oder Dezember 1681 gefallen sein. Dagegen scheint man sich Ende Oktober über die wichtigsten redaktionellen Fragen klar gewesen zu sein: Die Zeitschrift sollte monatlich erscheinen, etwa drei Bogen umfassen und neben wissenschaftlichen Abhandlungen auch Buchbesprechungen enthalten. Auf Einzelheiten will Mencke sich vorläufig nicht festlegen: „Den in der praxi selbst sichs weisen wird, wie dem wercke am besten zu helfen seyn möchte, undt die oeconomie desselben vor jetzo in einer praefation noch nicht wol so genau vorgestellet werden kan. Dies diem docebit. Sonsten ist unser absehen dieses, daß wir so wol neue experimenta und observationes in re Mathematica, Physica, Medica anführen, alß auch recensum novorum librorum von anno 1681 an, auf die art wie in frantzösischen und römischen journalen geschieht, vorstellen wollen. Zu dem Ende man sich bemühen wird, die bücher auß frembden landen zeitlich anherzuschaffen. Wen wir auch in den Parisischen, die ich auf der post mit nicht geringen Kosten, anher bringen lasse, undt römischen journalen, die ich auch zeitlich genuch jedesmahl zu bekommen verhoffe, etwas finden werden, das anmerckens würdig, werden wir solches alß Excerpta in die lateinische Sprache übersezen, und unsern Actis inseriren, auch weil ein undt ander unserer Herrn Kaufleute den Mercure galand nach undt nach von Paris bringen lassen, acht haben, ob darin was vorkommen möchte, das unß anständlich. Wie groß das werk werden möchte, muß die Zeit lehren, wiewol wir keine weitläufigkeit machen, sondern alles so kurtz es sich wird thun laßen, abzufaßen suchen werden. Ich vermeine unterdeßen, es möchten ohngefähr alle monat 3 Bogen heraußkommen, da es dan leicht geschehen kan, daß in einem monat ein bogen mehr oder weniger, alß in dem andern ediret werde. Den hierin ein so gewißes abzucirkeln sich nicht wird practiciren laßen, weil wir nicht alle Zeit an experimentis großen vorrath haben können, undt diejenigen auch, die bücher schreiben, nicht nach unß sich reguliren werden, daß wir unser deputat außfüllen könten." Hiermit ist die Struktur der Zeitschrift klar umrissen. Merkwürdig erscheint vielleicht, daß hinsichtlich der für die Acta vorgesehenen wissenschaftlichen Abhandlungen lediglich die naturwissenschaftlichen Fächer erwähnt werden. Die Erklärung bringt ein Brief Menckes an Schurtzfleisch vom 8. Dezember 1682, wo es heißt: „Florent hoc tempore, apud exteros inprimis, Physica ac Mathematica studia; unde nihil magis Acta nostra Anglis Gallisque commendat, quam inventa ac observata nova Physico-Mathematica, quae etsi nostris forte hominibus sordeant, conquirenda deinceps mihi undique video." Wenn also gerade mit den naturwissenschaftlichen Abhandlungen der Ruf der neuen Zeitschrift im Auslande gefestigt werden sollte, so waren anderseits die Buchbesprechungen dazu bestimmt, insbesondere die deutschen Gelehrtenkreise über die wissenschaftlichen Neuerscheinungen des Auslandes auf dem laufenden zu halten und daneben auch das Ausland für die inländischen Publikationen zu interessieren. Diese Absicht geht deutlich aus einem Briefe Menckes an Schurtzfleisch vom 10. Februar 1682

Digitized by Google

hervor: „Multi eorum quae apud exteros ornandis promovendisque studiis geruntur ignari aetatem agunt, non desidia quadam aut negligentia, sed quod vel otium, vel occasio ipsis deest literarum cum exteris commercium exercendi. His ergo consulendum utcunque, ac Exteros eadem opera eorum, quae a Germanis proficiscuntur, certiores reddendos duximus." Auf diese Weise war das neue Unternehmen auf eine breite wissenschaftliche Basis gestellt, die auch vom verlegerischen Gesichtspunkte aus betrachtet sicherlich richtig und praktisch war, da die Zeitschrift als Absatz suchende Ware so am ehesten Käufer zu finden versprach. Daß Mencke wenigstens im Hinblick auf den englischen Büchermarkt sich nicht getäuscht hat, geht aus einem Briefe an Leibniz vom 9. August 1682 hervor. „Die Acta", schreibt Mencke, „seyn in Engeland noch ziemlich angenehm, wie ich dan von jedem monat 50 exemplar nach london senden muß." Und am 9. Oktober 1682 berichtet er an denselben: „Mons. Tschirnhauses glückliche Zurückkunft auß Paris ist unß umb so viel angenehmer gewesen, weil wir von demselben unterschiedenes verhoffen, welches unsere Acta kunftig bey exteris angenehmer machen werden. Wiewol wir unß bißdato daran vergnügen müßen, daß Sie bei denen Frantzosen undt Engländern vor ein nicht unnützliches buch paßiert werden, auch darauß excerpta in die frantzösischen journals nicht allein, sondern auch die Englischen Collections gebracht werden."

Die Sprache, in der das in Aussicht genommene Journal verfaßt werden sollte, war die lateinische. Das stand bereits von Anfang an fest. In dem schon erwähnten Briefe an Leibniz vom 14. September 1681 bittet Mencke um Beiträge in lateinischer Sprache: „Also wiederhohle ich meine vorige bitte an m.h.H. patron, nicht zweifelendt er werde so gern durch unß undt in seinem vaterlande, auch in lateinischer Sprache, seine höchstrühmliche meditationes undt inventa der gelehrten weld mittheilen, alß solches bißher durch frembde in denen Englischen undt Frantzösischen journalen geschehen." Auf diese Worte bezieht sich Leibniz offenbar in seinem ausführlichen Antwortschreiben, indem er die Hoffnung ausspricht, „man werde sich einer solchen schreibart, deren eigentliche reinigkeit den zarthen ohren der frembden genüge thun könne befleißigen". Mencke versteht diese Aufforderung sehr wohl und verspricht, daß die Herausgeber so viel als möglich „auf die styli reinigkeit" sehen werden. Allerdings scheint Mencke, als die beiden ersten Hefte der Acta Eruditorum vorlagen, noch keineswegs mit dem Stil zufrieden gewesen zu sein, den er in einem Briefe an Schurtzfleisch vom 10. Februar 1682 als ungleich und großenteils barbarisch bezeichnet. Man fragt sich, warum das erste in Deutschland erscheinende Journal nicht wie die gleichartigen ausländischen Unternehmungen in der Muttersprache abgefaßt war. Über die Gründe wollen sich die Herausgeber der Acta, wie es in ihrem Vorwort zum ersten Stück heißt, nicht aussprechen. Man kann die Gründe indes wohl erraten. Die Herausgeber, vor allem Mencke, fürchteten, daß es dem internationalen Charakter der Zeitschrift abträglich und dementsprechend auch für ihren Absatz im Auslande schädlich sein würde, wenn sie nicht in der internationalen Gelehrtensprache, d. h. lateinisch geschrieben wäre. Waren doch offenbar nur wenige Gelehrte des Auslandes der deutschen Sprache mächtig! Denn Mencke spricht

Digitized by Google

in seinen Briefen an Tentzel von den „exteri linguae Teutonicae ignari“ (Brief vom 1. September 1688) und von den „exteri, qui linguae nostrae periti non sunt“ (Brief vom 3. November 1688), auf die man Rücksicht nehmen müsse. Dies Zugeständnis an das Ausland, das durch die allerdings nicht offen zugegebene schwache Position der deutschen Sprache veranlaßt war, macht die Wahl der lateinischen Sprache für die Acta Eruditorum erklärlich.

Über die Art der Rezensionen, die sich grundsätzlich nur auf die vom Jahre 1681 ab erschienenen Bücher erstrecken durften, hatten sich die Herausgeber von Anfang an dahin geeinigt, daß sie sich jeder schmähenden Kritik enthalten würden. Religiöse und politische Streitigkeiten sollten in ihrem Journal keinen Raum finden. Wenn sich auch die Herausgeber selbst zur reinen evangelischen Glaubenslehre bekennen, so wollen sie doch den Standpunkt der Andersgläubigen achten. Es ist möglich, daß Leibnizens Rat bei der Formulierung dieser Grundsätze entscheidend ins Gewicht gefallen ist; man möchte das aus seinem Antwortschreiben auf Menckes Brief vom 14. September 1681 entnehmen, wo er die Erwartung ausspricht, „man möchte unter den vorfallenden Dingen eine rechte Wahl halten, sonderlich aber in Religions- und Staatssachen, wo man die ja zu berühren hat, also mäßig und säuberlich reden, daß man undienliche Streitigkeiten meiden könne“. Diese programmatischen Richtlinien der Acta sind späterhin, und zwar in der Zuschrift zum 3. Jahrgang 1684 von den Herausgebern öffentlich bekannt gemacht, wo man u. a. (S. 3) folgendes lesen kann: „Eos vero, qui alienam a nostra fide tuentur professionem, ea erga nos usuros speramus aequitate, quam in causa simili a nobis ipsimet essent requisituri; nec postulaturos adeo, ut religioni, quam orthodoxam sacrisque literis conformem conscientia convicti tenemus, ulli unquam simus praejudicio... Qui jura Principum et actiones editis libellis sub examen revocare sustinent, altum hic de suis silentium non mirabuntur; neque dissimulamus, id scriptorum genus consulto a nobis praetermitti.“

II.

Beschäftigen sich die bisher angeführten Tatsachen mit der Vorgeschichte der Acta Eruditorum und mit den Absichten, die die Herausgeber bei der geplanten Zeitschrift verwirklichen wollten, so wird im folgenden der Versuch gemacht werden, über die Art der redaktionellen Arbeit, wie sie sich nach den Briefen Menckes bei dem Beginn des Unternehmens vollzogen hat, einige Feststellungen zusammenzutragen.

Unter den „Actorum collectores“, wie sich die Leipziger Herausgeber der Acta Eruditorum im Vorwort zum ersten Stück unterzeichnen, war Otto Mencke, wie schon eingangs erwähnt, die maßgebende und führende Persönlichkeit; bei ihm liefen die vielverzweigten Fäden der Redaktion zusammen. Diese Redaktionstätigkeit scheint im Herbst des Jahres 1681 zunächst darin bestanden zu haben, daß Mencke denjenigen Gelehrten, die er im Frühjahr 1681 aufgesucht und in seine Pläne eingeweiht hatte, Briefe schrieb und sie um Beiträge bat oder sie zur Übernahme von Rezensionen verpflichtete. Was die letzteren betraf, so suchte er sich einen Stab von Fachreferenten zu sichern, was insbesondere für

Digitized by Google

fremdsprachliche Werke nicht immer ganz leicht war. Ferner mußte er daran denken, sich alle für die Besprechung in Betracht kommenden ausländischen Werke zu verschaffen und diese, wenn sie in Leipzig eingetroffen waren, den zuständigen Referenten zu übersenden. Wie außerordentlich schwierig und mühevoll diese Redaktionstätigkeit in jenen Zeiten gewesen ist, wo der Postverkehr auf den Hauptverkehrsstraßen nur langsam funktionierte und die Zustellung von Paketen nach kleineren Orten zu den kompliziertesten Dingen gehörte, braucht nicht gesagt zu werden. Um so größere Bewunderung muß man für die Ausdauer Menckes haben, der mit praktischem Blick und auf Grund vielverzweigter Beziehungen immer wieder einen Ausweg wußte, wie er die Hindernisse äußerer Art überwand, um die Fühlung mit den ausländischen Buchhändlern einerseits und seinen Mitarbeitern anderseits zu behalten.

Über die Form, in der Mencke seine gelehrten Freunde zur Mitarbeit an den Acta Eruditorum aufforderte, belehren uns seine Briefe an Leibniz, Schurtzfleisch und Seckendorf. Ich gebe als Probe ein Stück des Briefes an Leibniz vom 14. September 1681 wieder:

„Sonders hochverehrter Patron,

Derselbe erinnert sich hochgeneigt, was im vergangenen Frühling, da ich die Ehre gehabt, demselben zu Hannover aufzuwarten, ich mündlich von unserem Vorhaben, Acta eruditorum inskünftig stückweiß heraußzugeben vorgetragen. Wan wir den nunmehr diese intention prosequiren, undt nechstens einige Bogen, alß ein specimen ediren werden, hiebey aber versichert seyn, daß solches auch bey exteris angenehm seyn werde, dafern mein hochg. Herr Patron ein undt anderes von seinen inventis mechanicis, Mathematicis, physicis undt dergleichen uns communiciren undt in obgedachten specimine durchauß publiciren laßen wolte; alß gelanget an Denselben hirmit so wol mein, alß meiner Herrn Collegen, die nebst mir dieses werck treiben, dienstl. Ersuchen, Er wolle geruhen, unß hierin zu favorisiren, undt mit ehisten ohnbeschwert ein undt andres, quod illustri nomine tuo, et lectoris curiositate dignum sit, zu communiciren. Es hat der H. Obriste Titel dergleichen zu thun versprochen, welcher auch würcklich schon den Anfang dahin würde gemachet haben, wen ihn nicht seine gewöhnliche unpäßlichkeit an denen Schenckeln, die ihn neulich wieder überfallen, daran gehindert hätte. Einmahl ist dieses unser Schluß, wir werden nichts ediren, biß wir von meinem hochgeehrten Patron undt H. Titeln was curieuses werden erhalten haben, welches dienen wird, unser vorhabendes werck so bald im anfang auch bey frembden beliebt zu machen ...“

Dieser Brief bringt uns die für die Redaktionsgeschichte der Acta Eruditorum nicht uninteressante Tatsache, daß ursprünglich ein Specimen der Zeitschrift geplant war, und daß für dies Specimen ein Beitrag von Leibniz von dem Redaktionskollegium der Acta in Aussicht genommen war. Ferner dürfen wir dem Briefe zufolge annehmen, daß ein Redaktionsbeschluß darüber vorgelegen haben muß, daß die Zeitschrift nicht eher erscheinen sollte, bevor man sich nicht der Mitarbeit von Leibniz und Titel versichert hätte. Wenn man auch von dem Plane eines Specimen Abstand genommen zu haben scheint, so hielt man doch an dem Beschluß fest, die Zeitschrift nicht ohne die Aufsätze von Leibniz

Digitized by Google

und Titel zu eröffnen. Denn Titels Beitrag „Duplatio trianguli“ wurde im ersten Stück der Acta S. 23 ff. veröffentlicht, Leibnizens erster Aufsatz für die Acta „De vera proportione circuli ad quadratum circumscriptum in numeris rationalibus“ scheint nicht rechtzeitig genug in Leipzig eingetroffen zu sein, um im ersten Stück mit abgedruckt zu werden; er ist in dem Februarheft auf S. 41 ff. veröffentlicht[1]. Wie wir aus dem Briefe Menckes an Leibniz vom 22. Februar 1682 erfahren, wurden für Leibniz 50 Separatabzüge hergestellt, „die auf gute Gelegenheit, dadurch sie nach Hannover geschaffet werden können, warten“.

Wie nun Mencke vor der Eröffnung seiner Acta nichts unterlassen hat, um alle in Betracht kommenden Gelehrten durch Briefe zur Mitarbeit zu ermuntern, so hat er auch in der Folgezeit, wie die vorliegenden Beispiele zeigen, sich emsig bemüht, immer neuen Stoff für die Zeitschrift herbeizuschaffen. Charakteristisch dafür ist folgender Brief an Leibniz vom 17. Mai 1682: ... „Sonst vernehme ich, daß mein h. H. Patron an den H. Seckendorf geschrieben, es hätte sich nunmehr der gantze Livius gefunden. Davon hätte ich gern particularia, undt ob sichs allerdings so verhalte, damit wir in unsern Actis mit so guter Zeitung die gelehrte weld erfreuen können. Übersende hiebey ein extract auß dem frantz. journal, und möchte m. h. H. Patrons Meinung hierüber wol wißen. Ob ihm auch gefallen möchte, seine eigene machine, die, wie ich vernehme, zu Hannover probat erfunden, undt in den Hartzischen Bergwercken gebrauchet werden sol, zu beschreiben undt kund zu machen: wobey dennoch ein oder ander Stück, daferne es so gefällig, oder nötig, zurückbehalten werden könte: möchte ich gern wißen, undt solte mir solches umb so viel lieber seyn, damit die Frantzosen sehen möchten, daß in Teutschland auch Leute seyn, die was verstehen . . .“ Man ersieht aus diesem Briefe, wie Mencke als Redakteur bestrebt ist, seine Mitarbeiter zu einer Stellungnahme zu den aktuellen Problemen der verschiedenen Wissenschaften anzuregen, für sich selbst und seine Zeitschrift aber zuverlässige Informationen zu gewinnen, um sie der gelehrten Welt weiterzugeben. Eine gleiche Rührigkeit beweist Mencke im Anwerben neuer Mitarbeiter, wofür er, wenn das notwendig ist, die Hilfe seiner gelehrten Freunde in Anspruch nimmt. So fragt er am 8. Dezember 1682 bei Schurtzfleisch an, ob man nicht von Johannes Kunckel einen Beitrag bekommen könne: „Kunckelium existimaveram Wittebergae degere eoque a Te quaesiveram, num quid expectari ab eo possit, Actis nostris quod inseratur. Utique vir est magnae in Chymicis experientiae, sed qui, ut fama est, observata sua premit, nec eorum participes alios facile reddit, ut impetrari ab eo multa Actis alioquin ornamento futura posse dubitem.“

War, wie man sieht, die Aufgabe, interessante wissenschaftliche Aufsätze für die Acta zu beschaffen, gewiß schon keine ganz einfache, so stellte die Leitung des Rezensionsbetriebes ganz ungeheure Anforderungen an den Redakteur. Auch hier mögen einige Beispiele dazu dienen, eine Vorstellung von der Kompliziertheit der Redaktionstätigkeit zu gewinnen.

[1] Die Veröffentlichung der Beiträge und Rezensionen in den Acta erfolgte im allgemeinen ohne Nennung des Verfassers. Lediglich in dem in der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Exemplar der Acta sind die Namen der Autoren bei jedem Artikel am Rande von Mencke vermerkt.

Digitized by Google

Zunächst mußte sich Mencke um die Beschaffung der Bücher kümmern, die in den Acta besprochen werden sollten. „Mit nicht geringen Kosten" ließ er sich die gelehrten Zeitschriften Frankreichs, Englands und Italiens kommen, aus denen er sich über die wissenschaftlichen Neuerscheinungen jener Länder orientierte. Mochten ihm trotzdem noch wichtige Neuerscheinungen entgehen, so hatten seine Mitarbeiter das Recht, auf solche aufmerksam zu machen (vergleiche den Brief an Tentzel vom 15. Oktober 1688). Zur besseren Information über die im Auslande neu erschienenen Werke sandte Mencke den Mitarbeitern gelegentlich auch die gerade eingetroffenen Journale zu, wie er z. B. in einem Briefe vom 25. Oktober 1684 die Philosophical transactions an Leibniz zu übersenden verspricht, da er nicht zweifelt, „es werde demselben nicht unangenehm seyn, solche in Zeiten zu lesen". Sodann fährt er fort: „Lebe auch der Hofnung, m. h. Herr Patron werde so gütig seyn, undt nicht allein die novitäten darauß notiren, welche vor anderen würdig seyn, daß sie darauß excerpiret, undt in unsere Acta gebracht werden, sondern auch selbst, dafern es deßen wichtige geschäfte zulaßen, ein undt andres ins Lateinische übersetzen, undt da was dabey zu erinnern, beyfügen."

Während die Philosophical transactions im allgemeinen pünktlich eingetroffen zu sein scheinen (vergleiche den Brief an Leibniz vom 15. Oktober 1684), so kamen aus Frankreich die Bücher nur langsam, wie Mencke Leibniz gegenüber am 9. August 1682 klagt. Zu Buchhändlern und Gelehrten der meisten europäischen Länder unterhielt er briefliche Beziehungen: „Librorum ex Anglia, Gallia et Italia, quotquot iis in regionibus eduntur, parandorum occasio minime deest nobis", schreibt er am 8. Dezember 1682 an Schurtzfleisch. Leider ist er nicht imstande, alles zu erwerben, was er notwendig braucht: „Non patiuntur res familiares meae, ut sumptus eam in rem necessarios faciam. Curabo tamen quamprimum Lutetia Parisiorum novos libros huc transferri, sique tu etiam, vir Amplissime, nonnullos desideras, comparandis iis quam lubentissime inserviam." Von einzelnen Buchhändlern des Auslandes werden im Briefwechsel mit Seckendorf der bibliopola Venetus Hertz und der Amsterdamer Buchhändler Wetstenius, ein gebürtiger Schweizer, erwähnt. Aber auch ausländische Gelehrte müssen ihm bei der Beschaffung von Büchern behilflich sein: „Auß italien werden mit der Zeit auch mehr Mathematica einlaufen, nachdem ich mit Hn. Magliabechio undt dem Bibliothecario Vaticano zu Rom Hn. Schelstrati die correspondenz festgestellet; davon ich jedesmahl rapport thun werde" (vergleiche den Brief vom 25. Oktober 1684). Diese zufälligen in der Menckeschen Gelehrtenkorrespondenz vorkommenden Äußerungen werfen lediglich Streiflichter auf die Beziehungen Menckes zum Buchhandel und mögen diese weiter nicht näher kontrollierbare Seite seiner Redaktionstätigkeit wenigstens andeuten.

Nicht weniger mühevoll als die Beschaffung der Bücher gestaltete sich für Mencke die Aufgabe, die Rezensionsexemplare an die außerhalb Leipzigs lebenden Gelehrten weiterzuleiten. Aus der Korrespondenz, die Mencke mit den einzelnen Rezensenten führte, geht hervor, daß Mencke sich über den Inhalt der eingehenden Bücher vor der Weitergabe selbst sorgfältig unterrichtete, was in Anbetracht des sehr mannigfaltigen Inhaltes eine große Beweglichkeit des Geistes und eine polyhistorische Einstellung voraussetzte, in

Digitized by Google

Ansehung der Menge der zu lesenden Bücher aber keinen geringen Zeitaufwand bedeutete. Mindestens dürfte Mencke die Bücher soweit angelesen haben, daß er imstande war, seinen Mitarbeitern jedesmal sein eigenes Urteil mitzuteilen, wenn er die Rezensionsexemplare den Fachreferenten zuschickte. Das spricht für die Urteilsfähigkeit dieses Mannes, der mit einer erstaunlichen Aufnahmefähigkeit sich in die einzelnen Wissenschaftsfächer zu vertiefen vermochte.

Als Referenten für ausländische Bücher kamen in erster Linie diejenigen Gelehrten in Betracht, die mit einer bestimmten wissenschaftlichen Materie vertraut waren, sodann aber spielten auch gewisse Sprachkenntnisse eine Rolle. So erhielt Seckendorf z. B. vorzugsweise religionsgeschichtliche, Leibniz naturwissenschaftliche und mathematische Werke zur Rezension. Als Beispiel, in welcher Form Mencke die Anschreiben bei Büchersendungen zu halten pflegte, diene folgender Passus eines Briefes an Seckendorf vom 10. Dezember 1682: . . . „Mitto nunc libellos quosdam diversi generis, ut experimentum capiam, quales prae aliis legere ames. Tu, vir illustrissime, pro arbitratu Tuo seu omnes, si tanti videbuntur, excuties, vel ex eis, remissis reliquis, seliges quibus legendis ac recensendis temporis nonnihil tribuas. Nam cum tempore non defutura nobis sunt alia. Mitto vero 1) Maimburgii Historiam Calvinismi, elegantem eam, sed qua videtur convitiis Calvinianos insectatus non alio studio, quam ut bonum se Catholicum effusa in Haereticos ira probaret, ac si posset, Romano Pontifici reconciliaretur, quem imprimis in libello de diminutione Imperii (de la décadence de l'Empire) asserto Regi Christianissimo Regaliae jure offenderat. 2) Guilleti Historiam Mahometis II. 3) Bibliothecam Magnatum, sed quae erroribus videtur ac novis non carere. 4) Animadversiones in Historiam Calvinismi. Non enim male, opinor, facturi sumus, si Historiae Maimburgii Animadversiones statim subjiciamus ut intelligatur, neutrarum nos esse partium, bonaque fide contenta librorum referre omissa censura aut de relatis judicio nostro, nisi quaedam forte quam mollissime notanda aliquando veniunt. 5) Fleurii opusculum de moribus Israelitarum."

Was Seckendorf auf diesen Brief geantwortet hat, wissen wir nicht, aber wie aus dem Briefe Menckes vom 28. Dezember 1682 hervorgeht, scheint er Lust gehabt zu haben, sich eingehend mit Maimburgs Schriften zu befassen und sie in den Acta Eruditorum zu besprechen. Hierauf dürfte folgender Passus der Menckeschen Antwort Bezug nehmen: „Maimburgii scripta vidi maximamque partem possideo; sed ex iis sola Calvinismi Historia locum sibi vindicare in Actis visa est. Auspicati enim hanc qualemcunque rei literariae Historiam ab anno octogesimo primo sumus, ante quem reliqua Maimburgii omnia lucem jam aspexerunt. Praeter hoc, Historiae Lutheranismi recensus difficilis futurus erat, cum regerere Auctori probra, quibus B. Lutherum insectatur, alienum esset ab instituto nostro, nec possemus tamen in animum inducere, ut sine nota ac censura librum recenseremus, in quo tam acerbe cum B. Luthero nostro habemur. Futurumne sit e re, ut in Historia Calvinismi mentio scripti illius injiciatur, aut ex praefatione Maimburgii de eius ex Societate Jesuitica exclusione moneantur quaedam, Tuum, vir illustrissime, esto iudicium."

Digitized by Google

Man sieht aus diesen beiden inhaltlich eng zusammengehörigen Briefen, wie sorgsam Mencke als Redakteur die Einzelheiten der Rezensionsarbeit überwachte, und wie er sich mit peinlicher Genauigkeit an die mit seinen Leipziger Kollegen vereinbarten Richtlinien hielt. In gleicher Weise sehen wir ihn stets seines Redaktionsamtes walten. In dem vorliegenden Falle hat Seckendorf sich Menckes Vorschlägen und Wünschen völlig angepaßt. Er hat die „Histoire du Calvinisme" von Mainbourg sowie die „Remarques" dazu besprochen. Beide Rezensionen sind im Märzhefte der Acta Eruditorum 1683, S. 89 ff. und S. 97 ff. abgedruckt. Desgleichen wurde Guillets „Histoire du règne de Mahomet II" (März 1683, S. 87 ff.), Gedeons „Le Cabinet, ou la Bibliothèque des Grands" (Januar 1683, S. 30 ff.) und Fleurys „Moeurs des Israelites" (April 1683, S. 173 ff.) von Seckendorf rezensiert. Bezeichnenderweise handelt es sich hier um fünf französische Bücher vorwiegend religionsgeschichtlichen Inhaltes. In Seckendorf besaß Mencke also nicht nur einen Fachmann, sondern auch einen Mitarbeiter mit französischen Sprachkenntnissen, der, wie Mencke am 15. Oktober 1684 an Leibniz schreibt, unter den Leipziger Theologen sonst nicht zu finden war. Ebenso schwierig war es für Mencke, einen Mitarbeiter für Bücher in englischer Sprache zu finden. In einem Briefe an Leibniz vom 15. Oktober 1684 klagt Mencke darüber, daß es in Leipzig „so gar sehr an Leuten mangelt, die der englischen Sprache mächtig seyen", und in einem weiteren Briefe vom 25. Oktober 1684 meint er, selbst wenn einer oder der andere mit der englischen Sprache noch zurecht kommen möchte, so fehle es doch an der Wissenschaft der Materie. Auch aus diesen Bemerkungen geht deutlich hervor, mit welchen Schwierigkeiten der Redakteur der Acta Eruditorum zu kämpfen hatte.

Weitere Schwierigkeiten entstanden für Mencke bei der Frage, auf welche Weise die Rezensionsexemplare den Mitarbeitern zugestellt werden sollten. Bald wurden die Messen in Frankfurt und in Leipzig, bei denen viele Buchhändler unterwegs waren, zum Versande und zur Rückbeförderung von Büchern benutzt, bald waren es reisende Kaufleute, die ein Bücherpaket mitnahmen, bald Boten, die an bestimmten Wochentagen zwischen Leipzig und anderen Städten Mitteldeutschlands verkehrten. Wie sich der Verkehr im einzelnen abgewickelt hat, und wieweit die Post benutzt wurde, läßt sich aus den vorliegenden Briefen nicht ermitteln; bezeichnend für das ganze Verkehrselend der damaligen Zeit dürfte indes folgender Brief Menckes an Leibniz vom 25. Oktober 1684 sein, worin es heißt: „Jetzo habe zur schuldigen nachricht berichten sollen, wie ich endlich einen weg gefunden, dadurch unsere correspondence in Zukunft, auch auf Osterode, in beßeren Stand gesetzet werden könne, so daß mir auch gute gelegenheit sich gewiesen, dadurch ich gantze packete an meinen hochg. Patron absenden, undt von demselben hinwieder erhalten könne. Nemlich es fähret fast alle 10 tage eine Kutsche von hier auf Goßlar, welche allerhand wahre undt packete mitnimt. In Goßlar sol, wie mich H. Frid. Ben. Carpzov berichtet, einer seyn nahmens Sclüter, welcher in Factorien viel thut, undt activ, auch im gantzen lande herum bekant seyn sol. Durch den könten wir also, da es m. h. Herrn patron beliebig, die correspondenz am besten undt ohne große Unkosten fortsetzen." Dieser Brief ist nicht nur in Hinblick auf die damaligen Verkehrszustände von Bedeutung, er leitet mit dem Passus,

Digitized by Google

der auf die Rücksendung der an Leibniz geschickten Rezensionsexemplare anspielt, auf einen weiteren Fragenkomplex über, der mit der geschäftlichen Organisation der Acta Eruditorum zu tun hat, und zu dessen Aufhellung die Briefe verschiedene Anhaltspunkte bieten.

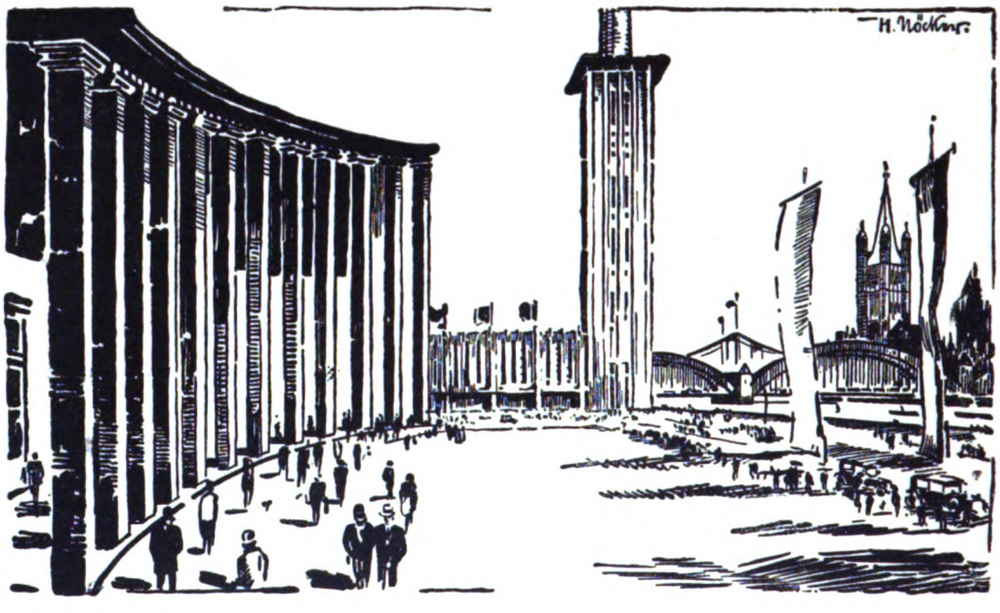
Die Rezensenten der Acta Eruditorum durften nämlich die Rezensionsexemplare nicht für sich behalten, sondern mußten sie an Mencke zurückgeben. Denn diesem waren sie von den Buchhändlern nicht gratis zur Verfügung gestellt, sondern er hatte sie gegen Barzahlung erwerben müssen. Wollte also der Rezensent das Buch behalten, so mußte er es kaufen. Für ihre Arbeit erhielten die Rezensenten kein Honorar (wenigstens ist nirgends davon die Rede), sondern lediglich die einzelnen Nummern der Acta Eruditorum, die ihnen durch die Leipziger Buchhändler Fritsch und Gleditsch gratis übersandt wurden. Leibniz bekam sogar vier Freiexemplare, die ihm über die Förstersche Buchhandlung in Hannover zugestellt wurden. Hierbei ist allerdings zu bemerken, daß die Heranziehung der Leipziger Buchhändler beim Vertrieb der Acta Eruditorum in der ersten Zeit des Bestehens der Zeitschrift noch nicht oder doch nicht in vollem Umfange Platz gegriffen hatte. Erst im Jahre 1686 scheint es zu einer Übereinkunft mit dem Verleger Gleditsch in Leipzig gekommen zu sein, der zufolge der gesamte Vertrieb der Zeitschrift von Gleditsch besorgt wurde, während Mencke nur wenige Freiexemplare zur Verteilung unter die Mitarbeiter erhielt. So heißt es in einem Briefe an Tentzel vom 12. Oktober 1686: „Quod Acta vero Eruditorum attinet, latere Te nolo, jam ante nundinas ita me cum Gleditschio transegisse, ut eorum, quae edita jam sunt, penes me exemplum nullum supersit, eaque adeo nonnisi a bibliopolis comparari possint, illorum vero, quae deinceps edentur, exemplaria pauca Gleditschius mihi traditurus sit, inter eos, qui manum iis componendis admovent, distribuenda.“ Für eine Nummer der Zeitschrift verlangte Gleditsch zwei Groschen.

Die von den Rezensenten zurückgelangenden Bücher pflegte Mencke zu verkaufen. Er stellte einen Katalog der zum Verkauf kommenden Werke zusammen und sandte diesen bei seinen Bekannten herum mit der Bitte, ihn auch anderen Bücherliebhabern vorlegen zu wollen. Nach einiger Zeit pflegte alsdann in Leipzig eine Auktion stattzufinden. Von derartigen Auktionen ist in Menckes Briefen verschiedentlich die Rede. So heißt es in einem Briefe vom 16. Februar 1689 an Tentzel in Gotha: „Caeterum cum libros nonnullos, maximam partem exoticos, publica auctione divendere constituerim, aliquot catalogi exempla Tibi quoque mittenda censui, quorum copiam iis seu in aula patronis, seu quibuscumque aliis, quibus eius generis libros in pretio esse noveris, haud gravatim ut facias, peramanter rogo.“ Zuweilen scheint sich die Verauktionierung der Bücher nicht gelohnt zu haben, besonders dürfte dies bei englischen Werken der Fall gewesen sein, da, wie wir hörten, diese Sprache die deutschen Gelehrten nicht zu beherrschen pflegten. Charakteristisch ist hier folgendes Angebot Menckes an Leibniz vom 20. Dezember 1684: „Jetzo übersende ich einen catalogum etzlicher Engeländischer bücher, die ich entrathen undt andern umb den dabey notirten preiß überlaßen kan. Ich habe aber weiteren marchandierens überhoben zu seyn, den allergeringsten preiß gesetzet. Daß Englische bücher sehr teuer seyn, ist denen am besten bekant, die selbst in England bücher gekauft haben.

Digitized by Google

Vielleicht seyn unter diesen, die m. h. Herrn, oder andern liebhabern zu Hannover nicht unangenehm seyn möchten."

Jedem, der diese Zeilen liest, wird es ohne weiteres klar sein, welche aufopferungsfreudige Hingabe und Begeisterungsfähigkeit dem Herausgeber der Acta Eruditorum eigen gewesen sein muß, um alle die Mühen und Entsagung, die die Redaktion der Zeitschrift mit sich brachte, geduldig hinzunehmen. Obwohl das Unternehmen vom Kurfürsten von Sachsen mit 200 Talern jährlich unterstützt wurde (vergleiche Witkowski a.a.O. S.187), so brachte es doch nichts ein: „Die meisten (der Mitarbeiter) appliciren sich bloß auß curiosität zu einer arbeit, die nichts einträgt. Wir machen auch durchauß keinen Staat von unserm wercke, dem mehr alß zu viel fehlet", schreibt Mencke am 9. August 1682 an Leibniz. Nehmen wir hinzu, daß er mindestens in den ersten Jahren „in cuiusque Partis editionem sumtus erogavit", wie Struve a. a. O. S. 826 mitteilt, und daß er lange warten mußte, bis die verauslagten Gelder wieder einkamen, so darf man getrost sagen, daß Mencke mit der Herausgabe der Acta Eruditorum eine Tat vollbracht hat, die einen hohen idealen Flug des Geistes voraussetzt, eine Leistung, die ihm und dem Jahrhundert, dem er mit seinem Werke diente, stets zur Ehre und zum Ruhme gereichen wird.



PRESSA-BAUTEN: TEIL DES „STAATENHAUSES"

Im Mittelpunkt des Ausstellungsgeländes erhebt sich ein architektonisch eindrucksvoller halbkreisförmiger Bau, das „Staatenhaus", das die Ausstellungen der ausländischen Staaten aufnehmen wird.

Digitized by Google

Das Speditionsverbot der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung im Jahre 1787

DARGESTELLT AUF GRUND VON AKTEN
DES FÜRSTL. THURN-UND-TAXISSCHEN ZENTRALARCHIVS IN REGENSBURG[1]
VON OBERARCHIVRAT DR. RUDOLF FREYTAG

WIE in der Geschichte der Literatur und des Buchhandels, so verdient der Name *Bertuch* auch in der Geschichte des Zeitungswesens mit Ruhm und Ehren genannt zu werden. Friedrich Justin *Bertuch* (*Weimar 30. September 1747, † ebendaselbst 30. April 1822), vielseitig gebildet und in der deutschen wie in den ausländischen Literaturen wohl bewandert, trat namentlich vom Jahre 1775 an, wo er Geheimsekretär des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar wurde, in die regsten Beziehungen zu den damaligen Literaturgrößen. Er war ein guter Bekannter Goethes, schrieb für Wielands Deutschen Merkur, gründete 1786 die erste deutsche Modenzeitung, das Journal des Luxus und der Moden (erschienen bis 1827), ein hervorragendes Kulturdokument aus der Zeit der Französischen Revolution und des Kaiserreichs, begann 1790 ein bedeutendes pädagogisches Unternehmen, das „Bilderbuch für Kinder", und gab von 1798 bis 1824 die wertvollen „Geographischen Ephemeriden" heraus. Zu seinen größten Leistungen aber zählte die Begründung der „*Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung*", für die er zusammen mit Wieland und Christian Gottfried Schütz den Plan entwarf und deren eifrigster Mitarbeiter er blieb von ihren ersten Anfängen im Jahre 1785 an bis zum Jahre 1805. Diese Zeitung war die eigentliche Repräsentantin der klassischen Zeit von Weimar; bei ihrer Übersiedlung nach Halle (1803) wurde sie ersetzt durch die unter Goethes Auspizien von Heinrich Karl Abraham *Eichstädt* geleitete *Jenaische Literaturzeitung*, welche bis 1848 fortlebte.

Im August 1784 war die von der Societät der Unternehmer der allgemeinen Literaturzeitung gezeichnete Ankündigung des neuen Unternehmens erschienen. Diese vorläufige Nachricht gesteht zwar zu, „daß es bekanntermaßen an kritischen Journalen, gelehrten Zeitungen und Rezensionsfabriken so wenig mangelt, daß vielmehr der Überfluß auch in diesem Stücke eine von den Beschwerden ist, über welche man am allgemeinsten klagen hört; aber, wie groß oder klein auch sonsten der respektive Wert eines jeden dieser

[1] Postsachen, Speditionsverbote vol. I. 1742—1790 (III, 21, 1).

Digitized by Google

kritischen Werke sein mag, so ist uns doch keines bekannt, das in Rücksicht auf *Allgemeinheit*, *Vollständigkeit* und *Schleunigkeit* der Anzeige sowohl, als *Zuverlässigkeit* der Urteile dem Bedürfnis und den Wünschen des Publikums völliges Genüge leistete". Diesen Mängeln wollte nun das neue Unternehmen abhelfen und das Publikum teils durch Rezensionen der deutschen und ausländischen wissenschaftlichen und literarischen Produkte, teils durch kurze Nachrichten von dem neuesten Zustande der gesamten Literatur aufs vollständigste und zuverlässigste unterrichten. Dabei sollten alle deutschen Bücher und Schriften, welche in den beiden Leipziger Meßkatalogen aufgeführt waren, zur Besprechung gelangen, und zwar unter Zugrundelegung einer systematischen Tafel der menschlichen Kenntnisse, die 16 Rubriken enthielt. Als besondere Richtlinie wurde aufgestellt, daß die Rezensionen sich alles Persönlichen enthalten, in Lob und Tadel gleich bescheiden sein sollten, und daß dieses kritische Journal, so wie es an Vereinigung der Allgemeinheit und Vollständigkeit mit der möglichsten Frühzeitigkeit der Anzeige allen andern vorgehen würde, auch an Gründlichkeit, Unparteilichkeit und gutem Ton wenigstens keinem nachstehe. Von der Zeitung sollte täglich ein Stück erscheinen, dazu waren noch Supplementbogen oder Beilagen zu unbestimmten Zeiten, ferner am Schlusse eines jeden Jahrgangs eine literarische Bilanz und jedes Jahr, sowie alle fünf Jahre ein Register in Aussicht genommen. Der Preis des 312 Nummern umfassenden Jahrgangs mit seinen etwa 50 Beilagen wurde auf 6 Reichstaler Leipziger Kurant festgesetzt und konnte entweder auf einmal oder in zwei Raten bezahlt werden.

Die erste Nummer kam am 3. Januar 1785 heraus, und zwar mit einem Vorbericht, in dem die Unternehmer ihre Freude über die gute Wirkung ihrer ersten Ankündigung aussprachen und den Lesern noch einmal ausführlich ihre Absichten, Ziele und Pflichten klarlegten.

Beachtung verdient noch die „Nachricht von den die Spedition der Allgemeinen Literatur-Zeitung angehenden Bedingungen". Ihnen entnehmen wir, daß für die Versendung 2 Reichstaler berechnet wurden, so daß sich das Abonnement beim wöchentlichen Bezug durch die Post, oder beim monatlichen durch den Buchhandel auf 8 Reichstaler stellte. Bis zum 31. Januar 1785 besorgten die wöchentliche Hauptspedition folgende Postämter:

das Kaiserliche Reichspostamt in Jena,
das Fürstlich sächsische Postamt in Jena,
das Kaiserliche Reichspostamt in Gotha,
das Königlich preußische Grenzpostamt in Halle,
die Kurfürstlich sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig
und die Fürstlich sächsische Zeitungsexpedition in Gotha.

Dazu kamen:

das Königlich preußische Hofpostamt in Berlin,
das Kaiserliche Reichspostamt in Bremen,
die Kaiserlichen Reichs-Oberpostamts-Zeitungsexpeditionen
in Hamburg, Köln, Nürnberg und Frankfurt a. M. und
die kaiserlich-königlichen Hauptpostämter in Prag und Wien.

Digitized by Google

Bestellen konnte man übrigens bei allen deutschen Postämtern, Buchhandlungen, Intelligenzkontors und Zeitungsexpeditionen.

Der Abonnementspreis war im voraus zu bezahlen, auch bei Ratenzahlungen machte man sich für einen ganzen Jahrgang verbindlich. Eine Aufgabe des Abonnements mußte schon im Oktober beim Postamt oder Buchhändler bekanntgegeben werden.

In der Nummer 141 vom 13. Juni 1787 nun wird unter der Rubrik „Rechtsgelahrtheit" folgendes bei Bronner in Frankfurt a. M. erschienene Buch als eine sehr gut geschriebene und gründliche Deduktion des Frankfurter Magistrats besprochen: Vollständige Darstellung der Gründe, womit in Sachen Herrn Fürsten von Thurn und Taxis als kaiserlichen Reichserbgeneralpostmeisters wider Herrn Bürgermeister und Rat der Reichsstadt Frankfurt a. M. praetensi S. C. die Ausübung der Zivil- und Territorialgerichtsbarkeit über die kaiserlichen Postoffizianten in causis non officialibus betreffend, von Seite der Reichsstadt Frankfurt die impetratischen Sub- et Obreptiones in drei verschiedenen bei Reichshofrat im Jahr 1786 überreichten Exceptionalhandlungen ausgeführt werden. 1786. 76 S. und 132 S. Beilagen in Fol.

Die Frage, ob und inwiefern hohe und niedere unverbürgerte kaiserliche Postoffizianten eine Befreiung von der ständischen Territorialgerichtsbarkeit in Angelegenheiten, die ihr Amt und ihren Dienst nicht betrafen, zu verlangen befugt waren, spielte schon immer eine große Rolle in dem Verhältnis zwischen der kaiserlichen Reichspost und den Reichsstädten, die sich wiederholt weigerten, unverbürgerte kaiserliche Postbedienstete aufzunehmen und die Thurn-und-Taxissche Gerichtsbarkeit über sie anzuerkennen. Der Verfasser legt seiner Besprechung sechs Frankfurter Fälle zugrunde, die vom Reichshofrat zugunsten des Thurn-und-Taxisschen Standpunktes entschieden worden waren, und läßt dabei die boshafte Bemerkung einfließen, daß sich solche Fälle nur in Reichsstädten ereigneten, „denn in Gebieten mächtigerer Reichsstände scheinen auch jetzt noch die Grundsätze des Erbgeneralpostamts aus leicht zu vermutenden Ursachen billiger zu sein".

Die Rezension schließt mit den Sätzen: „Setzt man hinzu, daß auf manchen kaiserlichen Postämtern ... nicht selten grobe Mißbräuche, ja wirkliche Betrügereien vorfallen, daß auf den meisten die Posttaxe ganz willkürlich ist, daß diese Bedrückungen meistens geringe und einzelne Personen und großenteils im einzelnen unbeträchtliche, aber desto häufigere Unterschleife betreffen, und daß eben darum und wegen der Entlegenheit der Oberpostämter, auch ihrer langsamen und oft parteiischen Justizpflege halber, so selten förmliche Klagen angebracht werden, so weiß man nicht, ob man aus Patriotismus wünschen soll, daß das kaiserliche Reichserbpostgeneralat statt der versuchten Ausdehnung seiner Jurisdiktionsbefugnisse auf Abstellung dieser das ganze deutsche Publikum drückenden Mißbräuche denken möge, oder aber daß diejenigen unsrer Landesherren, von denen es noch nicht geschehen ist, sich des Postregals erbarmen möchten?"

Diese Buchbesprechung mit ihren Ausfällen gegen das kaiserliche Reichspostgeneralat mußte naturgemäß die Aufmerksamkeit und das Mißfallen der obersten Leitung des Reichspostwesens erregen, die gegen eine solche Diskreditierung nicht gleichgültig sein konnte, und es erwuchsen für die Allgemeine Literaturzeitung Folgen, an die ihr Schriftleiter bei Aufnahme jener Besprechung kaum gedacht hatte.

Digitized by Google

Unter dem Datum Scheer (wo Fürst Karl Anselm von Thurn und Taxis damals regierte), 12. Juli 1787 erging im Namen des Fürsten als kaiserlichen Reichserbgeneral-Oberstpostmeisters folgendes Zirkular an sämtliche dirigierenden Ober- und Postämter, nämlich nach Augsburg, Bremen, Braunschweig, Köln, Koblenz, Duderstadt, Erfurt, Frankfurt, Hamburg, Hildesheim, Lübeck, Mainz, Mannheim, Maseyk (Maeseyk in der belgischen Provinz Limbourg), München, Münster, Nürnberg, Paderborn, Regensburg, Ulm und Würzburg:

„Nachdem die Allgemeine Literaturzeitung Nr. 141 Mittwochs den 13. Junius 1787, welche zu Jena herausgegeben wird, sich unterfangen hat, bei Gelegenheit des zwischen dem Kais. Postgeneralat und der K. freien Reichsstadt zu Frankfurt entstandenen Jurisdictionsstreites unanständiger und respectwidriger Ausdrücke gegen ermeltes Kais. Postgeneralat sich zu bedienen und zwar wie folgt: ‚so weiß man nicht, ob man aus Patriotismus wünschen soll, daß das Kais. Reichserbpostgeneralat statt der versuchten Ausdehnung seiner Jurisdictionsbefugnisse auf Abstellung dieser das ganze deutsche Publikum drükkenden Mißbräuche denken möge, oder aber daß diejenigen unserer Landesherren, von denen es noch nicht geschehen ist, sich des Postregals erbarmen möchten‘,

So verbieten Seine Hochf. Durchlaucht sämtlichen Ober- und Postamts-Zeitungs-Expeditionen den Debit dieser Zeitung dergestalten, daß keine derselben sich damit mehr abgeben solle, daß ferner jene Zeitungen, welche der Verfasser derselben unter Particulair-Adressen abschicken werde, mit dem gewöhnlichen tarifmäßigen Porto belegt werden sollen, mit Beobachtung jedoch desjenigen, was in Rücksicht der befreiten Personen in den verschiedenen Konventionen sich bestimmt findet. Hiernach hat sich das etc. etc. pflichtschuldigst zu richten.“

Bei Erfurt war noch hinzugefügt: „und diese hochfürstl. Verfügung dem Zeitungsverfasser zu Jena bekannt zu machen“.

In der Redaktionsstube der Allgemeinen Literaturzeitung wirkte die Mitteilung des Erfurter Reichsoberpostamts wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Denn das junge Unternehmen mußte infolge der verfügten Hemmnisse zum mindesten schweren Schaden leiden. Der verantwortliche Schriftleiter und Professor der Philosophie Christian Gottfried Schütz griff darum gleich andern Tags, am 25. Juli, zur Feder und schrieb folgendes Bittgesuch an den Fürsten von Thurn und Taxis, dem es aber erst am 9. August präsentiert wurde.

„Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Fürst und Herr!

Eure Hochfürstliche Durchlaucht haben bisher die allhier herauskommende Allgemeine Literatur-Zeitung einer so huldreichen Protektion gewürdigt, daß ich als dermaliger Redacteur derselben es mir nimmermehr würde verzeihen können, wenn vorsätzlicher Weise in derselben etwas einfließen sollte, was dem Respekte, den man einem Fürsten und, was noch mehr ist, einem so vortrefflichen Fürsten, als die Welt in Eurer Durchlaucht höchsten Person verehret, zu erweisen ebenso sehr zur Pflicht als zum Vergnügen rechnet. Mit der schmerzhaftesten Gemütsbewegung ersah ich daher aus dem mir gestern von dem K. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt copeilich mitgeteilten Rescripte, daß die in der Allg. Lit.-Zeitung

Digitized by Google

Nr. 141 dieses Jahres eingerückte Recension der Frankfurtischen Exceptionsschrift Euer Durchlaucht in einem so nachteiligen Lichte erschienen oder vorgestellt worden, daß Höchstdieselben Sich bewogen gefunden haben Dero sämtlichen Postämtern den ferneren Debit dieser Zeitung zu untersagen.

Von Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht erhabenen Großmut unterstehe ich mich zu hoffen, daß Sie nichts respektwidriges darin finden werden, wenn ein Rechtsgelehrter in einer gegen eins Höchstdero Operpostämter gerichteten Deduktion die Rechtsgründe treffend und einleuchtend findet, da ja diesem die Gegengründe auszuführen und drucken zu lassen unbenommen bleibet. Da nun der Rezensent der Frankfurtischen Deduktion, so viel ich weiß, lauter Stellen aus dieser Deduktion angeführet (wenigstens ich, da ich dieselbe nicht bei der Hand habe, nicht urteilen kann, ob er etwas von eigenen Zusätzen beigefüget, und ob die am Schlusse der Rezension geäußerten Klagen nicht ebenfalls bloßer Auszug aus der Frankfurtischen Druckschrift sind), so geruhen Ew. Durchlaucht gnädigst zu erwägen, ob nicht die der A. L. Z. zur Last gelegten Stellen vorerst sich zu einer näheren Untersuchung qualifizieren und der Rezensent oder wenigstens ich als Herausgeber, vorher zur schuldigen Verantwortung zuzulassen sei, bevor Ewr. Durchlaucht deshalb das ganze Institut Dero Ungnade empfinden lassen.

Geruhen doch Eure Hochfürstliche Durchlaucht Dero eigene fürstliche Denkungsart hierin zu befragen. Mit Zuversicht appelliere ich an Ihr großes Herz, das weder einen Angeklagten ungehörter Sache verdammen, noch den allenfalls schuldig befundenen zu strafen, eine Menge Unschuldiger leiden lassen kann. Gesetzt der Rezensent der Frankfurtischen Druckschrift würde straffällig befunden, so nehmen beinahe zweihundert Gelehrte in und außer Deutschland, welche ebenfalls Mitarbeiter an der A. L. Z. sind, daran gar keinen Anteil und dennoch sollten sie teil an Ewr. Durchlaucht Ungnade haben?

Haben doch also Eure Durchlaucht die Gnade, mir oder dem Rezensenten eine Defension zuzulassen und vor der Hand bis nach vollendeter Untersuchung und für dieses Jahr bis zu Ablauf desselben die Spedition der A.L.Z. durch die Kaiserl. Reichspostämter gnädigst wiederum zu erlauben. Ich unterstütze den letzten Teil meiner untertänigsten Bitte durch folgende Gründe, welche ich Euerer Durchlaucht weisestem Ermessen in tiefster Devotion anheimstelle:

1. Sollte der Debit der A.L.Z. den Kaiserl. Reichspostämtern auf immer verboten bleiben, so fällt auch bei weitem der größte Teil des Briefporto, welches bishero durch die ausgebreitete Correspondenz in Höchstdero Postkassen geflossen, gänzlich hinweg, indem die Briefe durch die Konnexionen, welche nun von seiten der Expedition mit andern Postämtern gepflogen werden müssen, auf andere Postkurse unfehlbar würden geleitet werden, wodurch allein bei Höchstdero Postamt zu Jena ein jährliches Minus von 200 Rthlr entstehen würde, wie die hiesigen Postrechnungen ausweisen müssen.

2. Wollten Ewre Durchlaucht aber hierauf sowenig als auf die ansehnlichen Emolumente, welche Höchstdero Postämtern durch die Spedition an mehreren Orten zufallen, und die ein so gütiger Fürst seinen Dienern so gern vergönnet, keine Rücksicht nehmen, so geruhen Sie doch gnädigst zu erwägen, daß, wenn Eure hochfürstliche Durchlaucht nicht

Digitized by Google

mindestens bis zu Ende dieses Jahres die Spedition Höchstdero Postämtern erlauben, diese in die größte Verlegenheit darüber geraten müssen. Ich berufe mich deshalb auf der Postämter zu Jena, Gotha, Bremen, Nürnberg eigenes Zeugnis, wenn es Ewr. Durchlaucht gefällig sein sollte, denselben Bericht darüber abzufordern. Die Contrakte werden allemal auf Pränumerationsfuß mit den Abonnenten geschlossen. Viele Postämter haben schon für das ganze Jahr die Gelder einkassieret und an uns gezahlet. Sie werden also von den Abonnenten mit Forderungen und Beschwerden überhäuft werden, unsäglichen Verdruß haben und ihr Kredit selbst muß dabei leiden, wenn sie ihre Zusage für dieses Jahr nicht erfüllen können.

Noch einmal ergehet also an Eure Hochfürstliche Durchlaucht anstatt und von wegen der Societät der Unternehmer der A.L.Z. (deren Commissar der Herzogl. Sachsen-Weimarische Legationsrat und Cabinetssekretär dermalen abwesend ist), die untertänigste Bitte, das Verbot der Spedition der A.L.Z., so an die Kaiserl. Reichspostämter erlassen worden, *wenigstens bis zu Ende des laufenden Jahres* wiederum in höchsten Gnaden aufzuheben, mir aber, um Höchstdero Ungnade von dem Institute der A.L.Z. abzuwenden, eine Darstellung der Unschuld derselben gnädigst zu verstatten, wozu ich Höchstderoselben gnädige Befehle devotest erwarte.

Ich ersterbe in dem tiefsten Respekt

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
untertänigster
Christian Gottfried Schütz
Prof. der Philos.
derzeit Redakteur der Allg. Lit. Zeitung.

Jena, den 25. Juli 1787.

Dieses vornehm und würdig gehaltene Entschuldigungsschreiben des Schriftleiters der A.L.Z. mit seinem Hinweis auf die zu gewärtigende finanzielle Einbuße der Reichspostämter und der Reichspostbediensteten und mit seiner verschleierten Drohung die Spedition der Zeitung den Territorialposten (Preußen, Sachsen usw.) zuzuleiten, konnte seinen Eindruck an der obersten Stelle der Reichspost nicht verfehlen. Dies geht auch hervor aus der auf dieses Schreiben hin erfolgten höchsten Entschließung, welche besagt:

„Soll ein besonderer Artikel aufgesetzet werden, in welchem der Verfasser der Literaturzeitung den anstößigen Artikel, welcher in No. 141 ersichtlich ist, widerrufen wird, und soll ihm bedeutet werden, daß, falls er diesen Artikel buchstäblich in seine Zeitung einrücken werde, Serenissimus dieselbe wiederum erlauben wolle; widrigenfalls verbliebe es bei dem Verbot. Auch soll sämtlichen Ober- und dirigierenden Postämtern davon Nachricht gegeben werden."

Von den Postämtern liefen bald die Vollzugsmeldungen hinsichtlich des Speditionsverbots der A.L.Z. ein, so vom Kaiserlichen Reichspostmeister Alexander Freiherrn von *Kurtzrock* in Lübeck, vom Reichsoberpostmeister und Geheimen Rat Clemens August Freiherrn von *Kurtzrock* in Hamburg, vom Postverwalter Johann Jakob *Wandt* zu Münster und vom Postmeister in Bremen Theobald Freiherrn von *Vrintz zu Treuenfeld*, „welchem der angeführte Passus sogleich äußerst anzüglich und einer schärfsten Ahndung wert erschienen war".

Digitized by Google

Der Postmeister von Duderstadt Karl Ignaz Freiherr von *Jungwirth* aber berichtet, daß die A.L.Z. in seinem Bezirke keinen Debit habe, da wegen des hohen Preises keine Liebhaber hierzu sich vorgefunden.

Für das Oberpostamt Maseyk, welches der Oberpostmeister Alexander Freiherr von *Lilien* inne hatte, erstattete die Meldung der dortige Offizial J. *Gelders*, zugleich mit der Nachricht, daß die A.L.Z. in seinem Amtsbezirk nur von einem Geheimrat in Düsseldorf gehalten würde. Der Oberpostmeister von Frankfurt a. M. Alexander Freiherr von *Vrints-Berberich* bestätigt unterm 18. Juli den Empfang des Befehls und gibt seine Befriedigung über die Ahndung des unanständigen Ausdrucks kund, bittet aber, die Interessenten noch mit dem vollen Jahrgang beliefern zu dürfen im Hinblick auf die zu erwartende Zerrüttung und die sicherlich kommenden Beschwerden der Abonnenten. Seine Bitte aber wurde rundweg abgelehnt. In dem gleichen Sinne hatte anscheinend das Postamt Würzburg (Postverwalter *Meyer*) an die Generalintendanz geschrieben und auf die eintretende finanzielle Einbuße hingewiesen, bekam aber die Antwort, daß die Vermessenheit der A.L.Z. zu groß sei, als daß beim Verbot der Profit oder Schaden der einzelnen Postämter in Erwägung gezogen werden dürfe.

Besonders diensteifrig und scharf zeigte sich bei dieser Gelegenheit der Oberpostmeister Johann Franz von *Piper* von Erfurt. Er findet es nur gerecht, „daß die schwarze Bosheit und grobe Undankbarkeit der Verfasser dieses unter dem höchsten Schutze des Kais. Reichs-Erbpostgeneralats so stark blühenden literarischen Werks die höchste Ahndung erfahre", befürchtet aber, daß sich die Zeitung nunmehr an die herzogliche Postwagenexpedition in Jena wenden werde, durch welche die Zeitungspakete an das herzogliche Postamt in Gotha geschickt und durch dieses teils auf die Frankfurter und Nürnberger Route, teils an das sächsische Postamt nach Langensalza spediert würden. Das Postamt Langensalza aber werde sie dann mit der Kaiserlichen Reichspost unter besonderer Beschwerung der Felleisen weiter nach Niedersachsen und Verden weiterbefördern, wobei die Herren Verfasser heimlich über ihre künstlich ausgedachten Nebenwege und die dadurch unkräftig gemachte höchste Ahndung Serenissimi nur lachen würden. Er wolle aber das verhüten und sich an die (Reichs)Postämter nach Eisenach und Mühlhausen verfügen, dort die Langensalzer Pakete eröffnen und die vorgefundenen Zeitungen wieder zurückschicken. Mit diesem Vorschlag fand aber auch Piper keinen Anklang bei seiner vorgesetzten Stelle, er mußte von ihr vernehmen, daß mit der Entziehung des Debits die Zeitung genugsam bestraft sei und erhielt die Weisung, die Fahrt nach Eisenach und Mühlhausen zu unterlassen.

Zum Dolmetsch der benachteiligten Zeitungs„partizipanten" des Oberpostamts *Nürnberg* machte sich der dortige Oberpostamtsverwalter *Öhl* (dd 4. August), indem er durchblicken ließ, wie folgenschwer das Verbot für die Angestellten der Zeitungsexpedition selbst sei. Er fürchtete, daß die Liebhaber der A.L.Z. ihr Abonnement nicht bezahlen würden, bevor sie nicht den kompletten Jahrgang im Besitze hätten — es scheint demnach, daß die Vorausbezahlung des Zeitungsgeldes sich nicht überall durchführen ließ —, noch schmerzlicher aber wirke sich das Verbot für die Beamten aus, nachdem schon die Zahl der

Digitized by Google

Erlanger Realzeitung, der einzigen Quelle, aus der sie den Saft zu ihrer Erhaltung gezogen hätten, auf über die Hälfte zusammengeschmolzen und durch den Wiener Nachdruck noch mehr verringert worden sei; ferner brächte der zu Prag veranstaltete Neudruck der *Neuwieder Zeitung* ihre Lage in die bedauerlichste Verfassung. Der anstößige Artikel sei nun einmal in der Welt, der Postamtsdirektor von Piper aber habe es in der Hand, durch Drohungen die Herausgeber vor ähnlichen Verstößen zu warnen. Man bitte darum, das Speditionsverbot vorerst nicht in Kraft treten zu lassen.

Die Antwort (dd Scheer 11. August) lautete abschlägig dahin, es würden bei der dem Kaiserlichen Reichspostgeneralat durch die Verfasser angetanen mutwilligen Beleidigung auch die Zeitungspartizipanten nicht gleichgültig und so lebhaft für die Ehre des Kaiserlichen Reichspostwesens und ihre eigene eingenommen sein, daß sie weder an der Gerechtigkeit der verhängten Bestrafung der zügellosen Autoren zweifeln noch solche hochfürstliche Verfügung durch Einwürfe einer allenfallsigen Einbuße an ihrem persönlichen, dem so spöttisch angetastetenAnsehen des Kaiserlichen Reichserb-Generalpostmeisteramts weit nachstehenden Nutzen zu vereiteln trachten werden. . . . Es hänge übrigens von dem Betragen der Verleger ab, daß Serenissimus sich großmütigst entschließen dürfte, den Debit nach einiger Zeit auf den Reichsposten wieder freizugeben.

Öhl hatte gleichzeitig mit seinem Schreiben an die Generalintendanz einen Antrag an den Postmeister *Eber* in Jena abgehen lassen, er solle ebenfalls in einem Bittschreiben zu erwirken versuchen, daß das Speditionsverbot nicht in Kraft trete. Eber übersandte nun dieses Schreiben an sein Oberpostamt Erfurt und Piper berichtete darüber wieder an die oberste Stelle, der er auch seine Antwort an das Oberpostamt Nürnberg mitteilte. Darin hieß es, die ihm gemachte Anmutung (nämlich eine Interimsspedition durchzuführen) scheine ihm von der äußersten Bedenklichkeit; seinem und eines jeden rechtschaffenen Dieners Bedünken nach erheischten die teuren aufhabenden Pflichten den pünktlichen Gehorsam gegen die höchsten Befehle, ohne eine Wiederholung und Verschärfung derselben abzuwarten. Er könne darum in der vorgeschlagenen Interimsspedition nur eine Übertretung der höchsten Befehle sehen.

Die Folge davon war, daß Erfurt und Jena belobt wurden, weil sie sich genau an den höchsten Befehl gehalten hatten, daß dagegen die Nürnberger Zeitungsexpedition wegen des bezeugten Ungehorsams in eine Strafe von 50 fl zur Armenkasse verurteilt wurde. In einer submissesten Erklärung suchte Öhl später sein Verhalten zu rechtfertigen und bat um die Rücknahme der Strafe, die Intendanz aber ließ sich nicht erweichen und die 50 fl mußten gezahlt werden.

Nochmal gab der Oberpostamtsverwalter Öhl Anlaß zur Mißbilligung seiner vorgesetzten Stelle. Er bedankte sich unterm 21. August im Namen aller Partizipanten für die Aufhebung des Speditionsverbotes, und da es den Anschein hatte, als wolle er die Zeitung wieder befördern, ohne den Abdruck des Widerrufs abzuwarten, bekam er dd Scheer 28. August den scharfen Befehl, mit dem Debit zurückzuhalten, bis die gestellte Bedingung erfüllt sei. „Übrigens wenn auch die Zeitungsemolumenten als ein pars salarii zu betrachten seien, so hange es nichts desto weniger von Serenissimi disposition ab solche zu vermehren oder

Digitized by Google

zu vermindern und würden Höchstdieselbe niemalen gestatten, daß etwas beleidigendes oder anzügliches in solche eingerückt werde, in welchem Falle ohne einige Rücksicht das Verbot ein Zaum und Strafe der Vermessenen Freiheit sein werde." Auf die erneute Entschuldigung und Aufklärung Öhls hin wurde die höchste Willensmeinung noch deutlicher zum Ausdruck gebracht. „Es sei den Untergebenen nicht gestattet, bei den hochfürstlichen Befehlen Restriktionen zu machen, und da, wo solche auf den Nutzen oder Schaden des Zeitungspartizipanten Bezug haben, sich einen Verzug in der Vollziehung zu erlauben, und da der hochfürstliche Befehl keine Klausel enthalten, sohin ohne Einwendung zu vollziehen gewesen wäre, die wegen Nichtbefolgung andiktierte Strafe nicht erlassen werde."

Der Antrag Öhls, sein Bittgesuch um Aufhebung des Speditionsverbots durch ein ähnliches zu unterstützen, fand beim Kaiserlichen Reichspostmeister in Jena, Paul Ludwig Ferdinand *Eber*, gleichwohl eine günstige Aufnahme; er richtete an den Fürsten ein freilich viel klüger abgefaßtes Schreiben, in welchem er die „auffallende Unanständigkeit" des Artikels scharf tadelt, aber doch nicht umhin kann, die schweren, durch dieses Verbot der Reichspost drohenden Schäden klarzulegen. Die Zeitungsexpedition zu Leipzig, führt er als genauer Kenner der Verhältnisse aus, sei mit der A.L.Z. enge verbunden; durch diese könne sie mittels der Leipziger Buchhändler auch an die Orte, wo nur Reichsposten sind, ihre Zeitungen an die Interessenten gelangen lassen. Auch durch die Jenaer sächsische Post werde sie einen großen Teil der Abonnenten befriedigen. Ferner werde der Herzog von Sachsen-Weimar, welcher durch das Unternehmen der Sozietät viel Geld ins Land bekomme, alles aufwenden, um den Debit auf seine Provinzialpost zu ziehen. Die Korrespondenz der Zeitung, welche jährlich beinahe 200 Reichstaler eintrage, werde der Reichspost verloren gehen und damit auch eine Haupteinnahmequelle für ihn, den Postmeister, selber: den Hauptvorteil hätten die Buchhändler; sie würden die Zeitungen durch Fuhrleute und Boten, namentlich durch die Privatboten, welche hier wegen der Studenten geduldet würden, befördern.

Inzwischen war unterm 12. August ein Circulare an sämtliche dirigierende Postämter ergangen des Inhalts, daß das Verbot des Debits aufgehoben werde, jedoch nur unter der Bedingung, daß in der A.L.Z. der Abdruck eines von der fürstlichen Generalintendanz verfaßten Widerrufs erfolge. Sei dieser Abdruck ohne Änderung erschienen, könne die Zeitung wieder wie sonst befördert werden.

Auch Professor Schütz bekam eine derartige Mitteilung und eine Aufforderung zum Abdruck des Widerrufs; dabei war in Erwiderung seines Entschuldigungsschreibens ausgeführt, daß es allein die unanständigen und respektswidrigen Ausdrücke der Zeitung gegen das Reichspostgeneralat und das Thronlehen, auch gegen die kaiserlichen Reichspostbeamten seien, die Serenissimus ahnden müßten, die angeführten Beweggründe für die Aufhebung des Verbots seien nichts bedeutend und machten bei Serenissimus keinen Eindruck, es gäbe kein andres Mittel für die Zurücknahme des Verbots, als die wörtliche Aufnahme des Widerrufs.

Professor Schütz setzte den Vorstand der Sozietät, den Legationsrat Bertuch, von dieser Wendung der Dinge in Kenntnis, und dieser schrieb nun am 24. August an den fürstlichen dirigierenden Geheimen Rat Freiherrn von *Lilien* folgenden Brief:

Digitized by Google

„Hochwohlgeborener Freiherr!
Höchstzuverehrender Herr Geheimer Rat!

Eurer Exzellenz unterm 14. dieses an die Expedition der Allgemeinen Literaturzeitung gnädigst erlassene Resolution Seiner des Herrn Fürsten von Thurn und Taxis Hochfürstlichen Durchlaucht die erbetene Wiederaufhebung des bewußten Speditionsverbots der Zeitung betreffend, ist der Societät der Unternehmer der A.L.Z. um so erfreulicher gewesen, da sie die gewisse Hoffnung, welche wir zu S. Hochf. Durchlaucht wohlgepriesenen Gerechtigkeitsliebe und hohen Edelmut hatten, vollkommen bestätiget. Eurer Exzellenz soll ich daher im Namen der Societät untertänig bitten, S. Hochf. Durchlaucht unsern unbegrenzten Dank dafür zu Füßen zu legen, sowie wir auch Hochdieselben selbst unserer höchsten und dankvollsten Verehrung für Dero gnädige Verwendung in dieser Sache versichern.

Die Societät würde nicht anstehen, S. Hochf. Durchlaucht gnädigstem Verlangen zu folgen, die Eurer Exzellenz gnädigem Schreiben beigefügte Bekanntmachung und Erklärung sogleich wörtlich in der A.L.Z. abdrucken zu lassen, wenn die Form davon unserer Societätsverfassung nur einigermaßen entspräche. Allein da dem Herrn Conzipienten letztere notwendig unbekannt sein mußte und er nicht wissen konnte, daß nicht ein Gelehrter allein, sondern dermalen 194 der ersten und respektabelsten Gelehrten in und außer Teutschland Verfasser der A.L.Z., und von der Societät der Unternehmer nichts weniger als dependent sind, so konnte derselbe auch nicht die gewöhnliche Form unserer Bekanntmachungen kennen. Ich habe daher von der Societät der Unternehmer den Auftrag erhalten, sonder Maßgabe den hier beigefügten Entwurf zu gedachter Erklärung, in welcher, wie ich mir schmeichle, Eure Exzellenz alles Wesentliche der erteilten Vorschrift mit ungeschwächter Stärke des Ausdrucks finden werden, zu machen und ihn Eur. Exz. zu hoher Genehmigung einzuschicken. Billigen Hochdieselben, wie ich gewiß hoffe, diese kleine, unerhebliche, für die Societätsverfassung aber nötige Formalveränderung, so soll diese Erklärung, sobald wir Eur. Exz. gnädige Entscheidung darüber haben, sogleich wörtlich in der A.L.Z. abgedruckt und öffentlich bekannt gemacht werden.

Ich erbitte mir im Namen der Societät Eur. Exz. gnädige Genehmigung und verharre mit größtem Respekt

Eur. Exzell.

Weimar, den 24. August 1787.

untertäniger Diener
Friedrich Justin Bertuch."

Der von Bertuch vorgeschlagene Widerruf hatte folgenden Wortlaut:

„Es hat uns Endesunterzeichnete, die Societät der Unternehmer der Allgemeinen Literatur-Zeitung sehr geschmerzt, zu finden, daß der Verfasser der in No. 141 unterm 13. Juni des laufenden Jahres abgedruckten Rezension der ‚Vollständigen Darstellung der Gründe u. s. w.' sich unanständiger Ausdrücke gegen das Kaiserliche Reichspostgeneralat bedient habe und dieser Verstoß des besagten Rezensenten die gerechte Ahndung Seiner des Herrn Erbgeneralpostmeisters im Heiligen Römischen Reiche, Herrn Fürsten von Thurn und

Digitized by Google

Taxis Hochfürstliche Durchlaucht nach sich gezogen, vermöge welcher an alle Kaiserlichen Reichs Ober- und Postämter das Verbot erlassen worden, die von unserer Expedition erhaltene A.L.Z. ferner auszuteilen. Da wir nun sowohl als unser Herr Redakteur aus Mangel der Einsicht des Originals gewiß geglaubt, daß alles in besagter Rezension ein bloßer Extract gedachter Deduktion sei, so erklären wir, da wir nun des Gegenteils vergewissert worden, hiermit aufs feierlichste:

1. daß wir gar keinen Anteil an diesem allerdings anstößigen Artikel haben oder nehmen,
2. daß der Verfasser gedachter Rezension die Schranken der bei der A.L.Z. festgesetzten Generalnorm überschritten, indem derselbe sich lediglich an den Auszug gedachter Schrift hätte halten sollen, ohne unerlaubte und ungegründete Anmerkungen hinzuzufügen,
3. daß wir selbst nie Ursach gefunden über die Kaiserl. Reichs Ober- und Postämter uns zu beklagen, sondern vielmehr mit denselben stets in dem besten Vernehmen gestanden, daß uns folglich dieser von uns selbst ganz unverschuldete Vorfall innigst schmerze und wir in allen andern Gelegenheiten dergleichen zu verhüten die sorgfältigste Anstalt getroffen haben.

Jena, den 25. August 1787.

Die Societät der Unternehmer
der Allg. Lit. Zeitung."

Daraufhin erhielt Legationsrat Bertuch dd Scheer 8. Septemper vom fürstlichen dirigierenden Geheimen Rat die Mitteilung, daß der Fürst mit dem eingesendeten neuen Entwurf des Widerrufs vollkommen zufrieden sei und daß nach dessen wörtlichen Abdruck der ferneren Spedition der A.L. Z. nichts im Wege stehe.

In der Nummer 216[b] vom 8. September 1787 konnte man dann diese Nachricht, unterzeichnet von der Sozietät der Unternehmer, lesen und damit war nun wieder die Zeitung für die Kaiserliche Reichspost freigegeben.

Es ist unschwer zu erraten, daß die Redaktion der A.L.Z. von allem Anfang an ihre hochreichenden Beziehungen ausnutzte, um die Aufhebung des Speditionsverbots möglichst bald zu erreichen. Man geht nicht fehl in der Annahme, daß die Schriftleitung sich gleich mit dem Jenaer Postmeister und wohl auch mit andern in Verbindung gesetzt hat, und daß das Gesuch Ebers im Einverständnis mit Professor Schütz zustande kam. Dieser aber wußte auch noch höhere und einflußreichere Persönlichkeiten in Bewegung zu setzen, deren Fürsprache beim Fürsten von Thurn und Taxis schwer in die Wagschale fallen mußte.

Zu diesen hohen Gönnern und Schutzherren der A.L.Z. gehörte der Markgraf *Karl Friedrich von Baden*, der das Muster eines Fürsten aus der Zeit des patriarchalischen Absolutismus war. Schon am 6. August hatte er sich auf Ersuchen der Unternehmer an den Fürsten gewandt und ihm in ihrem Namen ihre Bereitwilligkeit, angemessenste Genugtuung zu geben, erklären können. In seinem Briefe wies er namentlich darauf hin, daß das Institut der A.L.Z. zur allgemeinen Aufklärung in Teutschland wesentlich beitrage, und daß er es sehr bedauern würde, wenn das erlassene Verbot das Unternehmen nicht nur sehr zerrütten, sondern vielleicht gar zum Stillstand bringen würde.

Digitized by Google

Sehr geschmeichelt erwiderte Fürst Karl Anselm unterm 16. August: Der Schutz, den S. H. Durchlaucht von Baden der A.L.Z. habe angedeihen lassen, sei so mächtig, daß diese Empfehlung allein hingereicht haben würde, das durch die Vermessenheit eines Verfassers abgedrungene Verbot des Debits wieder aufzuheben. Die Bereitwilligkeit der Verleger zum Widerruf habe es aber inzwischen schon ermöglicht, die Aufhebung des Verbots in die Wege zu leiten.

Etwas anders und weniger erfreulich für den Fürsten von Thurn und Taxis gestaltete sich der Briefwechsel mit einem andern Reichsfürsten, dem Kurfürsten von Mainz, *Friedrich Karl von Erthal.*

Dieses Nachspiel zu der bereits erledigten Angelegenheit mußte für den Erbgeneralpostmeister um so peinlicher sein, als der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler des Reiches zugleich der director et protector postarum imperii war und sich berufen fühlte, eine gewisse Oberaufsicht über die Leitung dieses Reichsinstituts auszuüben.

Bekanntlich huldigte Erthal, welcher einen A. *Förster* zum Bibliothekar und den Verfasser des Ardinghello *Heinse* zum Vorleser hatte, in besonderer Weise den Ideen der Aufklärung und begünstigte die von Johann Kaspar *Müller* redigierte „*Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen*“ (erschienen 1785). In Mainz hatte sich unter seinem vorzüglichen Schutze eine Lesegesellschaft gebildet, und diese wandte sich nun wegen des Speditionsverbotes der A.L.Z. beschwerdeführend an den Kurfürsten; bei seiner ganzen Einstellung konnte sie damit rechnen, daß er ein gewichtiges Wort beim Erbgeneralpostmeister für diese in Mainz anscheinend sehr beliebte Zeitschrift einlegen werde. Dies geschah denn auch in folgendem, vom 11. Oktober 1787 datierten Schreiben:

„Hochgeborner Fürst,
besonders lieber Freund!

Euer Liebden haben sich dem Vernehmen nach veranlaßt gesehen, den Reichspostämtern die fernere Spedition der zu Jena verlegten Literatur-Zeitung zu untersagen. Obschon ich nun ganz wohl ermesse, daß dieses Verbot sich nur auf die Austeilung dieser Zeitung, welche die Reichspostämter unter gewissen Accorden zeither über sich haben, beschränke, somit wie Eur. Liebden in dem 132. Blatte der diesjenigen Kais. Reichs-Oberpostamtszeitung selbst bereits haben verkünden lassen, den Transport unter andern Adressen und gegen Entrichtung des herkömmlichen Porto nicht beziele, so kann derselbe doch vor dem Schluß des Jahrgangs nicht wohl seine Wirkung beschreiten, indem zwischen den sich einmal dargestellten Zeitungslustigen und den liefernden Postämtern allemal ein stillschweigender Vertrag auf den ganzen Jahrgang, wenn die Liebhaber solchen nicht abgesagt hatten, obwaltet und jedes Postamt, so die Bestellung einmal angenommen hat, sich in der Verbindlichkeit befindet, dem darauf bestehenden Besteller das Werk vollkommen auszuliefern. Die in meiner dasigen Residenzstadt unter meinem vorzüglichen Schutz errichtete Lesegesellschaft trägt daher mit allem Rechte auf die Fortbelieferung des fraglichen Zeitungsblatts bis zum Ende des gegenwärtigen Jahres, sowie auch auf die schuldige Nachlieferung des zeither zurückgehaltenen mit gleicher Befugnis an, in welchem

Digitized by Google

Gesuche ich dann auch derselben meine gegenwärtige Unterstützung nicht versagen kann. Ich verhoffe demnach, Eur. Liebden werden in Erwägung der dem hiesigen Reichspostamt einmal unbezweifelt bis zum Ende dieses laufenden Jahrs obliegenden Verbindlichkeit dasselbe zur Fort- und respektiven Nachlieferung in baldem nachdrücklich zu befehligen nicht entstehen, wogegen ich der ersagten Lesegesellschaft frei und unbenommen lassen werde, mit dem neuen Jahre sich andere Wege zu öffnen, um die quaestionierte Zeitung, wenn Eur. Liebden Postoffizialen sich damit nicht weiter abgeben dürfen, unter leidentlichen Accorden zu erhalten. Der ich mit besonderer Hochschätzung verbleibe

Eurer Liebden

Aschaffenburg, den 11. Oktober 1787. freundwilliger

Friedrich Carl, Churfürst."

Sehr warm und mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ist hier der Kurfürst für den Mainzer Lesezirkel eingetreten; als Protektor des Reichspostwesens, jenes Instituts, das in den Zeiten des Ausgangs des Reichs den Reichsgedanken noch am besten verkörperte, zeigte er sich damit nicht.

Das Unbehagen, das dieser Brief beim Generalerbpostmeister auslöste, kam denn auch in dem Antwortschreiben zum Ausdruck, welches der fürstliche Geheimrat *Müller* im Namen des Fürsten mit diplomatischem Takte, aber ebenfalls mit hinreichender Deutlichkeit entwarf und das am 8. November an den Kurfürsten abging. Es lautete:

„Ich hätte gewunschen, daß, da man Euere Gnaden benachrichtet hat, daß ich mich veranlaßt gefunden, die fernere Spedition der zu Jena herausgekommenen Literatur-Zeitung insoweit zu untersagen, daß denen Kaiserl. Reichspostämtern der Debit davon verboten worden, man auch Eurer kurfürstlichen Gnaden die Anzeige gemacht hätte, daß ich diesen Debit meinen nachgeordneten Kaiserlichen Reichspostämtern wiederum erlaubet habe, nachdem die Verfasser dieser Zeitung jene Widerrufung gemacht, die ich ihnen vorgeschrieben.

Wenn dergleichen Anzeige Euerer etc. geschehen wäre, so bin ich überzeugt, daß Höchstdieselbe über die Besorgnis der in dasiger Residenzstadt bestehenden Lesegesellschaft würden beruhigt sein.

Nebst dem, daß dieses Verbot in der Gerechtigkeit gegründet gewesen, muß es noch von Euerer etc. als Protectori des K. R. Postgeneralats mit einem besonderen Beifall beehret werden, weil die Verfasser dieser Zeitung sich erfrechet haben, in unanständigen Ausdrücken sich gegen dasselbe herauszulassen.

Was aber den stillschweigenden Vertrag zwischen den Reichspostämtern und den Liebhabern der Zeitungen angehet, vermög welchen die Postämter in allen Fällen gehalten sein sollen, die Zeitung einen ganzen Jahrgang zu liefern, so kommt zu bemerken,

1. daß bei allen Verträgen gleichförmige Rechte eintreten müßten; gleichwie nun den Liebhabern frei stehet, den Zeitungen auch unter dem Jahr zu entsagen, so werden ja die Reichspostämter das nämliche Recht haben.

Digitized by Google

2. Sollte aber die Zeitung von der Art sein, daß man darauf pränumerieren muß, so können die Zeitungsliebhaber sich über nichts beschweren, sobald ihnen das Pränumerationsgeld zurückbezahlet wird, wozu auch meine nachgeordneten Reichspostämter schon befehlet gewesen.

3. Wenn aber auch all dieses nicht wäre, so scheint mir doch ohnmaßgeblich gegen diesen stillschweigenden Vertrag einzutreten, daß, nachdem ich nur unter der Bedingnis den Postbeamten den Zeitungsdebit erlaubet habe, wenn nichts anstößiges darinnen gegen gekrönte Häupter, gegen Kur- und Fürsten des Reichs oder gegen die Höfe überhaupt, endlich auch gegen das K. R. Post-Generalat darin befindlich wäre, ich auch diese Bedingnis durch öffentliche Zeitungen bekannt gemacht habe, so hanget von jedem Zeitungsliebhaber ab, ob derselbe die Zeitungen durch die Postämter, unter einem gewissen Akkord und oberwähnter Bedingnis, oder aber durch die Postämter unter Privat Adressen gegen Bezahlung des Porto, oder endlich durch andere Wege sich verschaffen will.

Ich sollte vermuten, man müsse mich selbst beloben, daß ich der zügellosen Schreibart der Zeitungsschreiber, welche täglich mehr überhand nimmt, so viel von mir abhangt, Schranken zu setzen suche, wie ich mir dann auch von Euerer etc. bekannten Gerechtigkeit den geneigten Beifall hierüber verspreche, um welchen ich mich gewiß stets eifrig bestreben werde, der ich die Gnade habe etc. etc."

In dem folgenden aus Mainz vom 7. Februar 1788 datierten Schreiben blieb jedoch der Kurfürst auf seinem Standpunkt bestehen:

„Hochgeborner Fürst,
besonders lieber Freund!

Euer Liebden sind zwar durch die der Frankfurter Zeitungs Expedition wieder anbefohlene Fortlieferung der Jenaer Allgemeinen Literatur Zeitung meinem Antrage schon bevorgekommen, welchen ich desfalls auf die gegründete Vorstellung der dahiesigen Lesegesellschaft an Dieselbe unterm 11. Oktober v. J. zu erlassen für nötig befand; allein die beiden Zeitpunkte der am 6. Okt. zum ersten Mal wieder beschehenen Zulieferung und des am 11. Okt. an Euere Liebden ausgefertigten Schreibens grenzten so nahe an einander, daß die Lesegesellschaft kaum eine hinreichende Zwischenzeit gehabt hätte, ihre desfallsige geziemende Anzeige an mein damaliges Hoflager zu Aschaffenburg zu erstatten; solchergestalt darf es Eure Liebden nicht wohl befremden, daß meine Verwendung nach solange verschobener Abhilfe, endlich um einige Tage später eintraf, welches eigens nicht geschehen wäre, wenn Dero Oberpostmeister zu Frankfurt meinem Kreisgesandten, welcher sich gelegentlich seines vorhinnigen Aufenthalts daselbst der Sache halber gar oft mit jenem unterredet hatte, dem Versprechen gemäß nur einige Nachricht von dem Erfolge gegeben hätte.

Außerdem nun werden Eur. Liebden in meinem Erlasse keinen Satz gefunden haben, worin Dero Verbindlichkeit behauptet wäre, durch die Postämter den Debit anzüglicher Schriften zu behufigen; vielmehr ist es als eine rühmliche Einleitung zu erkennen, wenn die postamtlichen Zeitungs Expeditionen angewiesen werden, mit Aufopferung des eigenen

Digitized by Google

Vorteils sich der Verbreitung solcher Impressen zu enthalten, welche man unter die Gattung ärgerlicher und unzulässiger Schriften mit Grund zählen kann; und in solchem sich ereigneten Falle möge auch wohl die Zurückhaltung des mit solchen Artikeln behafteten Blattes allerdings rechtfertiglich sein. Wenn aber einer solchen *individuellen* Erscheinung halber die Spedierung der ganzen Zeitung, somit auch der künftigen unanstößigen Blätter verhängt werden wollte, so müßte denn doch eine wechselseitige Auflösung des zwischen den Expeditionen und den Liebhabern durch die Subskription oder Abonnement errichteten Vertrags vorher gegangen sein. Ob sich aber der auf die Bestellung eines interessanten Blattes, wie die fragliche Literatur Zeitung ist, einlassende Abonnent so eben gefallen lassen müsse, daß ihm nach jedem Vierteljahre die Lieferung entzogen werde, solches mag für nun einstweilen noch dahingestellt bleiben, nachdem der Vorfall gehoben ist; doch werden Eur. Liebden hierunter der Bemerkung in voraus einige Statt geben, daß nicht in den Bruchstücken, wohl aber in einem ganzen Jahrgange solcher Schriften der größere Wert liege, auf welchen sofort auch die Besteller Anspruch machen können, wenn sie es an ihrer wechselseitigen Praestation nicht ermangeln lassen. Daß nun die Expeditionen den Zeitungslustigen eine vierteljährliche Absagung freistellen, ist eine Bedingnis, welche zu Gewinnung mehrerer Liebhaber, mithin als ein einseitig verbindliches Mittel zum stärkeren Absatz ausersehen sein dürfte. Der ich mit besonderer Hochschätzung verbleibe

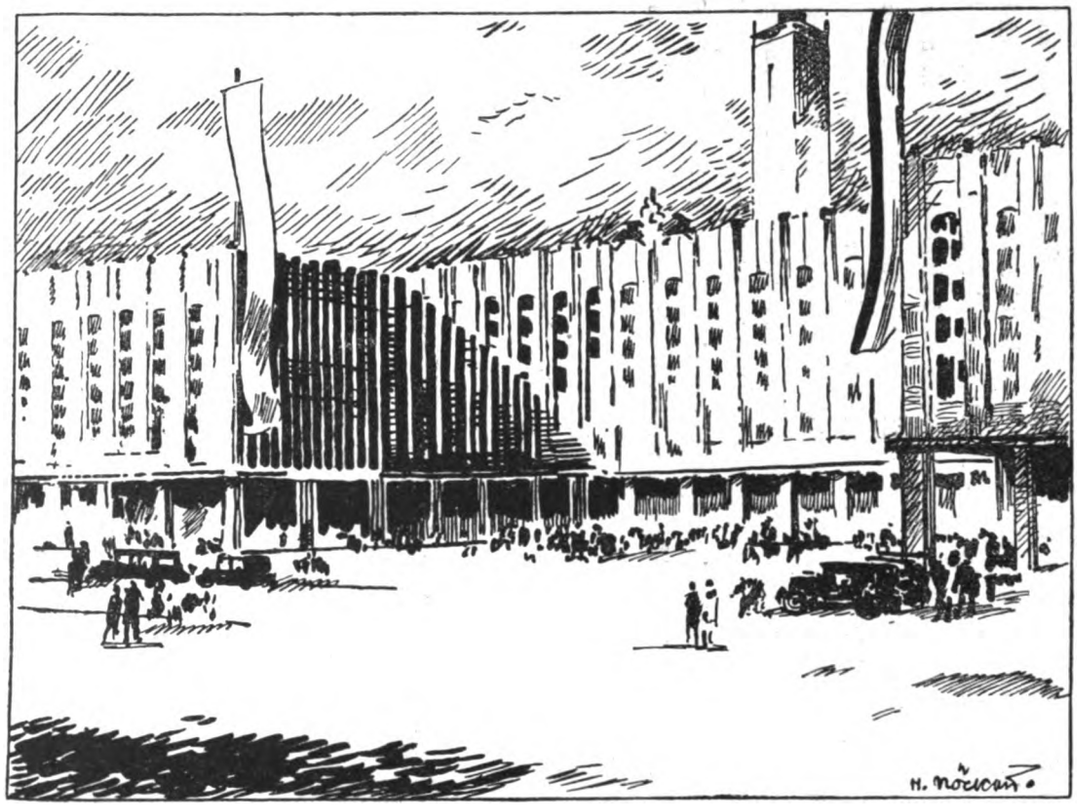
Euer Liebden

Mainz, 7. Febr. 1788. freundwilliger

Friedrich Carl, Churfürst.“

Hiermit schließen die Akten über eine Angelegenheit, die viel Staub aufgewirbelt und viele Federn in Bewegung gesetzt hat.

Digitized by Google



BLICK AUF DIE PRESSA-BAUTEN VOM BAHNHOF KÖLN-DEUTZ

Digitized by Google

Aus den Anfängen des deutschen Witzblattes am Rhein

VON PROFESSOR DR. KARL D'ESTER-MÜNCHEN

SCHELLENKAPPE und Narrenpritsche sind seit alters heimisch am deutschen Rhein. Rheinischer Witz ist ebenso weltbekannt wie rheinischer Wein und rheinischer Sang. Wo aber die Menschen fröhlich sind und heiteres Lachen den trüben Alltag verscheucht, da kann auch die Publizistik nicht griesgrämig sein. Humor und Satire haben auch in der rheinischen Presse schon früh ihre Herrschaft begründet. In Köln gab der Satiriker Heinrich Lindenborn von 1740 bis 1742 seinen „Die Welt beleuchtenden Cöllnischen Diogenes" heraus und geißelte wie ein witziger Büttenredner im Karneval alle die großen und kleinen Laster und Torheiten seiner Zeit. Längere Lebensdauer als diesem zu den ersten Witzblättern des deutschen Schrifttums zählenden Kölner Organ war einem Blatt beschieden, das 1786 in Neuwied, einem damals durch seine rege Zeitungsindustrie und seine milde Zensur berühmten Städtchen unter dem Titel „Politische Gespräche der Todten" oder „Das Reich der Todten" gegründet wurde. Die zweimal wöchentlich im Oktav erscheinende Zeitung war ein Kind der Aufklärung, in deren Kreis sie auch zunächst ihre Leser suchte. Als aber dann die Feuerzeichen der im Westen sich entladenen Revolution aufblitzten, da schwur der Verfasser der Aufklärung feierlich ab und wandelte sein Blatt immer mehr in ein politisches Kampforgan im Dienste der antirevolutionären Mächte. Der Herausgeber, ein ehemaliger österreichischer Offizier aus der weit verbreiteten und publizistisch ja rühmlich bekannten Familie der Trenks, Moritz Flavius von Tonder, erfaßte ähnlich geschickt den Geist der Zeit wie bei der Revolution im Jahre 1848 die Gründer des weltbekannten Witzblattes „Kladderadatsch". Es gelang ihm, sein Blatt zu den gelesensten jener Zeit zu gestalten, von dessen Beliebtheit uns die Zeitgenossen wahre Wunderdinge zu berichten wissen. Nach Schwarzkopf, der sich im allgemeinen als nüchterner Berichterstatter erwiesen hat, brachte das Blatt Tonder in einem Jahre 70000 Gulden ein, und die Post in Neuwied mußte zur Beförderung ein eigenes Gefährt an den Postwagen anhängen. Die Beliebtheit des Blattes, besonders in der Masse des Bürgertums, erkennt man auch schon daraus, daß sich sofort zahlreiche Nachdrucker darauf stürzten. Um Ehre und Ruhm war es dem Verfasser wohl kaum zu tun, er hat während der langen Zeit, in der er seine „Gespräche" herausgab (1786 bis 1810), niemals in seiner

Digitized by Google

Zeitung seinen Namen genannt, und auch keine Angaben über seinen Drucker oder Verleger gemacht. Die einzige Quelle, die außer einigen handschriftlichen Akten darüber genaue Angaben enthält, ist eine 1791 ohne Angabe des Verfassers in Neuwied erschienene Reisebeschreibung Voyage sur le Rhin depuis Mayence jusqu' à Düsseldorf, in der es heißt: „Es erscheint in Neuwied eine deutsche Zeitung, in ganz Deutschland bekannt unter dem Namen ‚Gespräche der Todten', Herr von Tonder ist ihr *Besitzer*, ihr *Redakteur und ihr Drucker in einer Person.*" Der ungenannte Kritiker spendet dem Blatt hohes Lob, er nennt es die pikanteste und bestgeschriebenste Zeitung und eine der verbreitetsten von allen, die in Deutschland erscheinen. Die große Zahl der Bezieher sei ein Beweis von dem Beifall, den ihre Lektüre finde. Besonders beliebt waren die „Gespräche der Todten" in der Kaiserstadt Wien; sie wurden dort sofort nach ihrem Erscheinen in den Kaffeehäusern vorgelesen. Auch der Wiener Satiriker Joseph Richter rühmt in seinen Briefen eines Eipeldauers die Zeitung Tonders, weil sie die einzige sei, die es mit dem Haus Österreich und dem deutschen Vaterland noch redlich und patriotisch meine. Beide Blätter haben manches gemeinsam, sie stammen beide ja auch aus derselben Familie, dem Hause Humor.

Witz und Satire sind in Tonders Zeitung nicht nur gelegentliche Gäste, die man gern einlädt, um den Lesern, die sich mit tiefgründigen Abhandlungen oder verwickelten politischen Problemen geplagt haben, eine Erholung zu bieten. Witz und Satire sind gewissermaßen der Zement, mit dem das journalistische Haus Tonders gebaut ist, der alle Teile der Mauern durchdringt und ihm erst seine Festigkeit sichert. Wo wir die Zeitung auch aufschlagen, überall lacht uns der Schalk entgegen, der Tonder ein Menschenalter lang die Feder geführt hat. Der Leitartikel ist, trotzdem er uns meist in das finstere Schattenreich führt, von allerlei Possen überwuchert. Im Nachrichtenteil werden nicht, wie es in den politischen Zeitungen jener Zeit meist üblich war, die einzelnen Berichte in nüchterner Sprache und wahlloser Aufzählung wiedergegeben, selbst die kleinste Nachricht trägt oft den Stempel des fast stets mit der Narrenmütze bekleideten Satirikers.

An der Wiege des Blattes stand einer der mächtigsten Herrscher, der je das Szepter in der Weltgeschichte geführt hat: der Humor. Wie kam nun der Offizier, dessen militärische Fähigkeiten von den Zeitgenossen gerühmt werden, dazu, die Waffen des Krieges mit der Feder zu vertauschen? Nach einer unkontrollierbaren Angabe eines Zeitgenossen soll er sich auf den Rettungsbalken des Journalismus geflüchtet haben, als ihm das Meer seiner Schulden bis an den Hals reichte. Er hat sein Blatt in der bewußten Absicht gegründet, seinen Mitmenschen etwas Sonne in den trüben Alltag zu zaubern.

Wenn Tonder sich dann rühmen durfte, eines der gelesensten Blätter im damaligen Europa gegründet und über die Wirren der französischen Revolutionskriege und der napoleonischen Zeit hinüber gerettet zu haben, wenn er mit Befriedigung die wachsende Zahl seiner Bezieher feststellte und seine Goldstücke zählte, wenn er auf die Meinungsbildung seiner engeren und weiteren Heimat in einer politisch stark bewegten Zeit einen entscheidenden Einfluß ausübte, so dankte er das nicht zuletzt dem geheimnisvollen Wirken der Macht, die schon häufig in der Geschichte der Presse Blättern zu weiter Verbreitung geholfen hat, dem *Humor*, der *Satire*.

Digitized by Google

Sie hat den Flugschriften Luthers und Huttens die Massen erobert, der feine Humor, vermischt mit satirischen Anspielungen, hat die Gattung der moralischen Wochenschriften zu erfolgreichen Erziehern eines Jahrhunderts werden lassen und sie im Siegeszug durch Europa geführt. Immer wieder läßt sich bei weitverbreiteten und langlebigen Typen des Zeitungswesens sowie auch des Zeitschriftenwesens zeigen, daß Humor und Satire zu ihrer Beliebtheit wesentlich beigetragen haben.

Im Jahre 1789 führt Tonder die Gründe an, die ihn veranlaßten, sein Blatt herauszugeben. Er hat „die Menschen in ihrer Leidenschaft studiert und zu seinem Schmerz gesehen, daß Luxus und Tand die Einbildung seiner deutschen Landsleute entkräftet hat". Der Luxus aber kostet Geld, Sorge und Kummer dringen in die Herzen; „Fröhlichkeit schwindet, alles lebt in nagendem Kummer, und die Anständigkeit verbietet, ihn zu offenbaren. So ist denn die Welt ein wahres Jammertal geworden, vom ersten Fürsten an bis auf die Küchenmagd, von den Ministern bis auf den Kanzleidiener, von großen Handelsleuten bis auf die Krämer nagt der Sorgenwurm am deutschen Herzen. Einem jeden fehlt es an Mitteln, die luxuriöse Lebensart fortzusetzen. Kein Reichtum ist hinlänglich, sie zu ernähren. Da lügt man ein heiteres Gesicht und das Herz leidet." In diese Welt tritt nun Tonder mit seiner Schellenkappe, und „wider diese traurigen Situationen" will er „*ein lachendes Blatt*" schreiben. Von seinem eigenen Humor will er seinen Brüdern und Schwestern reichlich spenden. „Denn," so meint er, „*ist es nicht eine Wohltat, heimlich bedrängten Menschen ein Lächeln zu erregen?*" Dies soll seine Aufgabe sein. Während der langen Zeit von fast 20 Jahren, in der er sein Blatt geschrieben hat, befolgte er stets die Mahnung Fontanes: „Du wirst es nie zu Tücht'gem bringen bei deines Grames Träumereien, die Tränen lassen nichts gelingen, wer schaffen will, muß fröhlich sein."

In seinem Blatte wechseln Ernst und Scherz wie Sonnenschein und Regen, und auch in seiner Lebensauffassung sind sonniger Humor und ein allerdings selten zum Pessimismus neigender Ernst gepaart. Er kennzeichnet sich selbst einmal in einem „Leitspruch des Redakteurs":

„Ich halte es mit allen beiden,
Bald mit dem Ernst, bald mit den Freuden;
Die ernste Weisheit ist mein Weib,
Die Torheit ist mein Zeitvertreib.
Die ein' ist Wirtin in dem Hause,
Die andre Wirtin wenn ich schmause,
Und wenn mir jene spröde tut,
So macht es diese wieder gut.

Faßt ihn dann das Leben einmal zu hart an, muß er sich zuviel über die Politik oder die nachlässigen oder verlogenen Korrespondenzen ärgern, so steigt er hinab in seinen Keller und tröstet sich bei einer guten Flasche Mosel. In einer der letzten Nummern seiner Zeitung verrät er uns der „Weisheit letzten Schluß":

Digitized by Google

„Die Sachen sind nun einmal so,
Wer kann sie anders machen?
Was vorher war, ist nimmer so,
Man kann nicht dabei lachen.
Drum geht hin an den alten Rhein
Und trinket dort den guten Wein,
Es wird sich alles machen,
Ihr werdet wieder lachen."

Rhein und Wein sind die beiden Adern, aus denen der Humor Tonders immer wieder gespeist wird. Wenn auch der Geburt nach ein Österreicher, so ist er doch bald am Rhein heimisch geworden, und mit Stolz spricht er von dem Fluß, den er so oft mit den Waffen der Satire zu verteidigen wußte. „Wer weiß, ob das Paradies nicht am Rhein war?" ruft er einmal aus, „der Rhein ist so schön, daß man aus ihm ein Paradies machen kann." Mit gleicher Begeisterung preist er den zum Rhein gehörenden Wein, und mancher Redakteur von heute wird vielleicht den rheinischen Kollegen von Anno dazumal beneiden, wenn er ihn im Geiste bei seiner Redaktionsarbeit sieht, wie er da bei der Bearbeitung der trockenen Nachrichten das Glas hebt oder auf eine Siegesnachricht hin eine besonders gute Flasche aus dem Keller holt. Als beste Lebensform preist er die behagliche Genügsamkeit:

„Die Mittelmäßigkeit des Vermögens erhält den Mann und die Kinder bei der Arbeit, die Arbeit erhält die Gesundheit und den Appetit. Der mittelmäßige Bürger fühlt mehr Hoffnung in seiner Seele als der reiche. Der Reichtum überlebt selten die dritte Generation."

Tonder hatte sich nicht nur in der Welt, sondern auch in der Literatur der verschiedenen Völker gründlich umgesehen, und so weist denn auch seine Zeitung zahlreiche Spuren der Beschäftigung mit den Klassikern des Witzes aller Zeiten auf. Man hat das 18. Jahrhundert das Jahrhundert Voltaires genannt, und wie der König von Schweden den französischen Philosophen für allein würdig hielt, die Widmung seiner für Schweden geplanten Preßreform anzunehmen, so hat auch Tonder, wenn ihn auch seine Weltanschauung und seine deutsche Sinnesart in manchem von Voltaire trennte, doch den Einfluß des Schriftstellers Voltaire stark erfahren. An zahlreichen Stellen beruft er sich auf ihn, beschreibt sein Leben, nimmt ihn zum Muster in seiner sprachlichen Darstellung. In seinem satirischen Kampf gegen die beste Welt des Leibniz folgt er Voltaires Roman Candide. 1786 läßt er die beiden Helden dieses Romans sich über die Philosophie des Leibniz unterhalten und nimmt selbst Stellung dazu. In einem satirischen Kupfer verspottet er die Lehre des Leibniz von „der besten Welt", indem er ihn uns unter einem Baume sitzend zeigt, wie er sehnsüchtig zu den in den Ästen baumelnden Schinken und Würsten hinaufblickt.

Als er sich anschickt, im Jahre 1787 die Begebenheiten des Jahres „mit seiner Posaune auszublasen", da fleht er drei Männer an, „sie möchten ihm ihren höhnischen Hauch leihen, damit er das Gelächter in der guten deutschen Welt aushauche". Rabelais, Cervantes und Rabener sollen ihm Vorbilder und Beschützer sein.

Digitized by Google

Im Giebelfeld des Theaters zu Koblenz, das aus den Tagen der geistlichen Kurfürsten stammt, steht der Spruch „Ridendo corrigere mores“. Durch Lachen gilt es die Sitten zu bessern! Ihn hat sich auch Tonder zum Motto bei seiner journalistischen Arbeit gewählt. In der Schule der Aufklärung hat er gelernt, daß es eine der ersten Aufgaben der Publizistik sei, das Gute zu lehren, die Menschen zu bessern. Das will auch er in seinem Blatt. Aber nicht in trockener, langweiliger, moralisierender Form, sondern im Stil der von ihm nachgeahmten moralischen Wochenschriften zieht er gegen alle Laster und Torheiten zu Felde, die im 18. Jahrhundert so häufig die Zielscheibe der Pfeile der Satiriker abgeben mußten. Die Ausländerei, die Putzsucht und Modenarrheit des männlichen wie weiblichen Geschlechtes, die Titelsucht, sowie zahlreiche Schäden der Volkswirtschaft hat er stets in witziger Form gezeichnet und dadurch wertvolle Beiträge zur Soziologie des 18. Jahrhunderts geliefert.

Aber Tonder bleibt nicht bei der Kritik des bürgerlichen Lebens stehen, er wagt sich auch auf das gefährliche Feld der Politik. Die damaligen Potentaten waren recht empfindlich gegen jedes Wort, gegen jede noch so zahme Kritik ihrer Regierungshandlungen oder gar ihrer geheiligten Persönlichkeit in den Zeitungen, und der Schwabe Schubart mußte wegen seiner kecken Schreibart zehn Jahre in strenger Haft auf der Feste Hohenasperg verbringen. Das aber schreckte Tonder nicht. Sein Landesherr, der Fürst von Wied, nahm es auch in Zensurangelegenheiten nicht allzu genau, weil die „Gespräche im Reiche der Todten“ ihm ein schönes Stück Geld ins Land trugen. Er ließ seinen lustigen Journalisten besonders auch deshalb in Ruhe, weil dieser seinen Humor und Witz in den Dienst des Kampfes gegen die Ideen der Umwälzung stellte.

Im Jahre 1790 begann Tonder seinen journalistischen Feldzug gegen alles, was von Frankreich mit der Französischen Revolution in Deutschland einzudringen versuchte, den er mit allen Mitteln führte, die der damaligen Publizistik zur Verfügung standen. In den Kämpfen um den Besitz des Rheinlandes wurde er einer der mutigsten Sachwalter Deutschlands, und wenn ihm später das offizielle französische Blatt, der „Redakteur“, bescheinigte, „er habe durch seine Feder den deutschen Opinionen am Rhein mehr genützt als 50 000 Mann“, so hat er diesen Erfolg seinem getreuen Lebensgefährten und streitbaren Bundesgenossen, der Satire, dem Humor zu verdanken.

Wegen seiner dem Hause Österreich geleisteten Dienste wurde im Jahre 1799 ihm auf Veranlassung der Regierung in Wien eine goldene Denkmünze verliehen, und der k. k. Resident zu Frankfurt schrieb in einem Briefe nach Wien: „Herr von Tonder wird *wegen seiner launigten und manchmal lehrreichen Feder*, noch mehr aber wegen seines moralischen guten Charakters allgemein geschätzt.“

Freilich stellten sich mit dem Erfolg auch die Neider ein, zumal die politischen Gegner urteilten ungünstig. So nannte der Republikaner J. N. Becker die „Gespräche der Todten“ eine „Zusammenstellung des unverständlichen Gewäsches, der niedrigsten Schmeicheleien und der unverschämtesten Windbeuteleien“. Diese ungünstigen Urteile erklären sich zum Teil aus der damals herrschenden Auffassung von den Aufgaben einer Zeitung, die nur *berichten*, aber nicht *urteilen* sollte. „Der Zeitungsschreiber“, so meint Becker, „dürfe nie

Digitized by Google

ein *Raisonneur*, sondern bloß ein *Rapporteur*, nicht wie der Neuwieder ein *Radoteur*, sondern nur ein *Redakteur* sein." Tonder selbst blieben diese ungünstigen Urteile nicht verborgen, und er setzt sich wiederholt mit seinen Kritikern auseinander. 1791 veröffentlicht er das Schreiben eines Engländers aus London, der auf einer Reise aus Italien nach Deutschland die „Gespräche der Todten" mit vielem Vergnügen gelesen hatte und rühmte, daß „jedes der Blätter einen neuen Plan habe, der bald mit dem Geist *Swifts*, bald mit dem des *Spectator* ausgeführt werde". Er bewundert den Verfasser, weil „ihm das Aufsuchen so vieler Pläne doch nicht geringes Kopfzerbrechen verursachen müsse". Noch 1803 wird in den Akten der Wiener Archive auf die große Beliebtheit der Neuwieder Zeitung hingewiesen, welche „die allgemeine Leserei in den Kaffeehäusern sei und von der niederen Volksklasse verschlungen und als Orakel betrachtet werde". Joachim von Schwarzkopf aber findet in einer eingehenden Besprechung der „Gespräche der Todten" das rechte Wort und zeigt die Ursache auf für die Beliebtheit dieses ersten großen deutschen Witzblattes. „Der geistreiche Charon, der wöchentlich in zwei großen und zwei kleinen Schiffen die Geister aus allen Zeitaltern und Ständen jenseits des Styx' belauschet, erwarb sich durch seine Schicksale so viel Welt- und Menschenkenntnis, daß solche *mit der glücklichsten Laune* vereint, diesem Blatte den größten Schwung gab. Sein wohlgewähltes Motto ‚Ridendo dicere verum' konnte nur mit einer solchen Laune bestehen."

Der rheinische Journalist Tonder hat während seines ganzen Lebens die Lebensweisheit Goethes beherzigt, daß, wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, wahrlich keiner von den Besten sei. Kein Motiv hat er in seiner Satire so oft verwendet wie den Spott auf seine eigene Zunft, die Zeitungsschreiber. Es klingt wie eine Art romantischer Ironie, wenn der Mann, der damals eines der gelesensten Blätter ein Menschenalter lang schrieb und in Deutschland, Österreich, Ungarn bis nach Rußland hinein gelesen wurde, die Zeitungen und seine eigene Arbeit ständig verhöhnt. Wie Tieck in seinen Literaturkomödien die Illusion der Zuschauer auf der Bühne selbst zerstören läßt, indem er ihnen auf offener Szene zeigt, wie der Blitz und der Donner im Theater entstehen, so tritt auch Tonder immer wieder vor seine Leser und sagt ihnen: „Bildet euch doch nicht etwa ein, daß ich in der Politik mehr weiß als ihr oder daß ich gar ein Orakel von Delphi bin. Auch die Zeitungsköche kochen mit Wasser." Dann beschreibt er ihnen genau, wie so ein Zeitungsblatt entsteht, wobei er sich nicht scheut, auch allzu Menschliches aus seinem Berufe zu erwähnen und den Finger auf manche Wunde des Journalismus zu legen. Wie er selbst an allem und jedem Kritik übt, so nimmt er auch die Zeitung nicht davon aus.

Er weiß auch ganz genau, daß er durch dies Verfahren nicht von seiner publizistischen Wirkung bei seinen Lesern einbüßt; im Gegenteil, er weckt bei ihnen das Gefühl: Der Mann ist seiner Sache so sicher, daß er sich ruhig erlauben kann, den Prophetenmantel zu lüften und sie einen Blick hinter die Kulissen seiner Bühne werfen zu lassen. Von der Macht der Zeitung ist er überzeugt und schildert sie auch wiederholt seinen Lesern. Er nennt die Zeitung die „*Artillerie des Geistes*", deren Bedeutung als Bundesgenossen der

Digitized by Google

Fürsten im Kriege er durch eine Anekdote beweist. Zur Zeit Ludwigs XIV. schrieb zu Amsterdam ein Herr N. eine Zeitung, in der er die französische Armee allezeit um 10 000 Mann stärker machte, als sie wirklich war. Als der Krieg beendet war, richtete er eine Bittschrift an das Kabinett zu Versailles und bat um eine Pension von 10 000 Livres. Das französische Ministerium fragte den Zeitungsschreiber, worauf er diesen Anspruch gründe. Er antwortete: „Ich habe während des ganzen Krieges dem Könige 10 000 Mann auf Zeitungskosten unterhalten, weil ich seine Armee immer mehr angeschrieben, also hoffe ich, daß ich für diesen wichtigen Dienst eine Belohnung verdiene, und 10 000 Livres für ein Korps von 10 000 Mann sind nicht zuviel gefordert."

Als dies der König hörte, lachte er und gab dem Bittsteller die verlangte Pension.

In dem Sündenregister der Zeitungen fällt vor allem ihre Unzuverlässigkeit auf, die Tonder zu verspotten nicht müde wird. 1792 ruft er aus: „Wenn man die Zeitungen mit den Taten vergleicht, so erhellet daraus, daß man gerade das Gegenteil von dem, was geschrieben steht, glauben solle." Er schlug vor, die Lügen der Zeitungsschreiber mit einer Abgabe zu belegen, jede Lüge mit sechs Louisdor. Aber er entschuldigt auch seine Zunftgenossen, denn „wer eine Zeitung schreibt, kann sich nicht als Augenzeuge in alle Ortschaften begeben, wo die Ereignisse geschehen. Er müßte dann einen Bund mit dem Teufel, wie Doktor Faust, gemacht haben." Er muß also andern trauen, die ihm die Neuigkeiten mitteilen. Und damit kommt er auf ein Lieblingsthema, den Spott über die sogenannten Bulletinisten, die Korrespondenten der damaligen Zeit.

Ein Zeitungsschreiber war zu Tonders Zeit nicht auf Rosen gebettet. Nur wenige Drahtzieher lenkten die Schicksale der großen Politik und ließen so leicht niemand hinter die Kulissen schauen. Im Jahre 1795 klagte Tonder: „Das ist wieder eine Politik, und was soll das am Ende? Das weiß der liebe Gott. Es ist so ein Geheimnis in den Kabinetten, daß niemand etwas wissen kann. Auch innerhalb der Kabinette gibt es wieder Heimlichkeiten und Intriguen der einzelnen Mitglieder vor- und gegeneinander." Dazu kam der unregelmäßige Gang der Posten, besonders in den kriegerischen Zeiten. Dem Satiriker Tonder liegt nun nichts weniger, als seine Leser über diese Mißstände und Unvollkommenheiten seiner Berichterstattung hinwegzutäuschen; im Gegenteil, alle nur verfügbaren Mittel des Wortes, des Bildes, ja sogar der Typographie müssen ihm helfen, den Lesern klarzumachen, daß sein Blatt häufig nur unsichere Nachrichten bringen kann. So schickt er einmal seinen Beziehern ein weißes Blatt, auf dem nur die einzelnen Korrespondenzorte mit einer kurzen satirischen Bemerkung zu finden sind, und 1794 schreibt er einmal eine ganze Nummer in unverständlichen Worten. So wird unter Koblenz gemeldet: „Trev, krak, ford, hang, sang, kant" usw.; unter Maastricht heißt es: „Mastari, Totalanivo, Lakarationalaniedos, Akilarum tak hukamifolatti kalkreda."

In einem Punkte versteht Tonder keinen Spaß, und wenn er auf diesen zu sprechen kommt, packt ihn die Wut, und sein Humor wird zu einem wütend kläffenden Kettenhund. Dann wettert er wie ein grimmiger Haudegen, oder er keift wie ein altes Weib auf dem Naschmarkt in Wien. Das war dann, wenn es ihm an den Geldbeutel ging, wenn die Korsaren auf dem Meere der Publizistik ihm sein Schifflein plünderten, das mit allerlei

Digitized by Google

Possen beladen in die lustige Wienerstadt, nach Prag, nach Graz oder Preßburg segelte. Die Nachdrucker dürfen sich rühmen, den Satiriker vom Rhein gar oft aus der Fassung gebracht zu haben. Der Nachdruck von Büchern und Zeitungen war zu Tonders Zeiten noch nicht gesetzlich verboten. Schon Philander von Sittewaldt verspottet die Nachdrucker, indem er die Strafe schildert, die sie in der Unterwelt erleiden müssen. Chodowiecki zeigt auf einem Stich, wie die armen Verleger oder Autoren von den Nachdruckern bis aufs Hemd ausgezogen werden und wie diese schlimmen Gesellen ihren Raub hohnlachend in ihre Höhle tragen.

Am 12. März 1789 schleudert er einen furchtbaren Bannfluch auf die Nachdrucker: „Das Hirn des Nachdruckers soll sich in einen Tabakskopf verwandeln, ein Teufel soll ein Rohr daran setzen und daraus rauchen. Das Fleisch, das er ißt, soll zu Kröten werden, die in seinem Bauche brüten. Die Setzer, die den Nachdruck setzen, sollen die Finger, mit denen sie die Buchstaben aus den Kästen holen, gelähmt haben, sie sollen beständig besoffen sein und den Nachdruck verpfuschen. Die Drucker sollen die Preßschraube brechen und den Bengel dem Herrn um den Kopf schlagen. Der Nachdrucker soll immer die Ärzte im Hause sehen und sie bezahlen, und unter den Ärzten soll ein Zwiste ausbrechen wegen seiner Krankheit, auf daß er ewig krank bleibe. Seine Frau soll alle Moden mitmachen, Gäste ins Haus locken und traktieren, damit er um so eher an den Bettelstab komme. Es soll ihn die Eitelkeit plagen, einen Titel ohne Mittel zu erlangen; er soll zum Kammerrat oder zum Hofrat gemacht werden, da wird der Keller und der Beutel leer, und der Kerl wird zugrunde gerichtet.“ Dann ruft er alle üblen Bewohner des Tierreichs an, sie möchten den Nachdruckern böse mitspielen: „Die Ratzen, die Katzen, die Ranzen und die Wanzen, die Hyänen und die bösen Weiber sollen sie zerkratzen, zernagen, zerbeißen, zerreißen und zerfleischen.“ Er sinnt ständig auf neue Strafen, mit denen er die Nachdrucker, die in ihrem Gewerbe sich sogar eines amtlichen Schutzes erfreuen durften, zur Besserung bewegen kann. So verurteilte er einmal einen der schlimmsten dieser Gesellen zum Tod am Galgen; er bildet sogar diese Szene ab. Als aber die Darstellung erschien, war der Verurteilte bereits eines natürlichen Todes gestorben, und nun richtete Tonder an den Sohn des Nachdruckers, der das ehrbare Handwerk seines Vaters mit derselben Kühnheit fortsetzte, einen Brief, in dem er mitteilte, sein Vater erleide in der Unterwelt eine furchtbare Strafe, er müsse nämlich als Buße für seinen geistigen Diebstahl alles das auffressen, was sein Sohn drucke. Außerdem habe er noch eine besonders harte Pein zu erdulden. Er habe einen politischen Bauch, in dem sich alle Ereignisse auf der Oberwelt, die Verhandlungen der Diplomaten und die Kämpfe der Heere abspielten. Tonder beschwört nun den Sohn, bei seiner Kindesliebe doch den Nachdruck aufzugeben und damit seinen Vater von der furchtbaren Strafe zu erlösen.

Man kann diese Wut, die sich bei Tonder in einem satirischen Galgenhumor Luft macht, verstehen, wenn man bedenkt, welche Verluste er dadurch erlitt, daß sein Blatt schon bald nach seinem Erscheinen in Wien, Prag, Graz, Preßburg und Pest entweder nachgedruckt oder als Beilage andern Zeitungen beigelegt wurde. Alle seine Bemühungen, ein Verbot

Digitized by Google

SPOTTBILD AUF DEN NACHDRUCK

Digitized by Google

des Nachdrucks zu erwirken, waren vergeblich, denn die Regierung sah es nicht ungern, daß Tonders Blatt durch den Nachdruck eine weite Verbreitung fand und ihr so eine billige Propagandaarbeit geleistet wurde. Dazu kam noch ein wirtschaftlicher Grund: das Geld, das sonst für ausländische Zeitungen über die Grenzen gegangen wäre, blieb im Lande. Wenn man sieht, mit welcher Frechheit die Nachdrucker verfuhren, wird man auch die schärfsten satirischen Ausfälle Tonders begreiflich finden. Wurde doch der Nachdruck in der amtlichen Wiener Zeitung von Quartal zu Quartal angezeigt und zum Bezug des in Wien „Der Neuwieder" genannten Blattes eingeladen; der Wiener Drucker Barth erklärte sich sogar edelmütig dazu bereit, den Nachdruck einzustellen, wenn ihm Tonder dafür eine jährliche lebenslängliche Vergütung von jährlich 500 Gulden aussetze.

Immer wieder versucht er, die Nachdrucker dadurch von ihrem schändlichen Gewerbe abzubringen, daß er ihnen die furchtbaren Strafen schildert, die sie in der Unterwelt erwarten: „Als einst ein Zeitungsnachdrucker gestorben und im Reich der Todten angekommen war, bekam er zum freundlichen Willkomm so viel Prügel, als er Zeilen auf einen Bogen gedruckt hatte, und diese Strafe hat er alle Jahre am Gedächtnistage seiner Ankunft wieder bekommen, und zwar so viel Jahre lang, als er das Nachdruckerhandwerk betrieben hatte. Man weiß, daß er alle Jahre zusammen 3762 Prügel bekommen hat, quadriert man aber die Zahl der Jahre und subtrahiert solches vom Quadrat der Prügel, die er zum Willkomm bekam, so ist die Differenz dieser Quadratzahlen 38 843. Nun ist die Frage, wieviel Prügel bekam er zum Willkomm oder, welches eins ist, wieviel bekam er alle Jahre und wieviel Jahre lang hat er nachgedruckt?"

Aber Tonders Satire beschränkt sich nicht auf den engen Bereich seines eigenen Gewerbes. Wie in einem Guckkasten, dessen Linsen allerlei verzerrte, zum Lachen reizende Bilder von der Wirklichkeit bieten, so läßt er uns in seinem Blatt Welt und Leben schauen. Den breitesten Raum nimmt die Politik ein und in ihr wieder jenes, die ganze damalige Welt in Spannung und Aufregung versetzende Ereignis der Französischen Revolution. In einer Eingabe an den Kaiser in Wien hatte Tonder 1790 geschrieben: „Die Opinionen modeln das Urteil, und das Urteil zeugt Handlung herfür, die Opinionen aber werden von den Zeitungen gebildet", und zugleich hat er seine Feder angeboten für den Kampf gegen das Eindringen der Revolutionsideen, und seitdem wurde sein Blatt in Deutschland etwa das, was in Frankreich die „Akten der Apostel" waren. Hier wie dort erscheint die Revolution im Spottbild, statt einer sachlichen Kritik finden wir Verhöhnung der revolutionären Einrichtungen, die Nationalversammlung ist die „Freiheitsfabrik der Freiheitspapper". Die Führer werden durch satirisch ausgeschmückte Berichte über ihr Privatleben lächerlich gemacht. Eulogius Schneider muß in der Hölle Luzifer sein Leben erzählen, und jedes Mittel ist Tonder recht, wenn es nur geeignet ist, die Revolution bei der Masse seiner Leser verächtlich zu machen.

Das von der Revolution geschaffene neue Zahlungsmittel, die Assignaten, mit denen auch das Rheinland beglückt wurde, bildete eine stete Zielscheibe des Spottes für Tonder.

Digitized by Google

Durch eine Verfügung wurden 1794 in den französischen Gebieten des linken Rheinufers die Assignaten unter einem Zwangskurs zum amtlichen Zahlungsmittel bestimmt. Wer das wertlose Papier zurückwies, kam vor ein Militärgericht. Gemeinden und Privatleute wurden durch diese Maßnahmen stark geschädigt. Um seinen Lesern den Wirrwarr der Inflation in Frankreich recht anschaulich zu schildern, wählt Tonder ein Beispiel aus seinem eigenen Handwerk und berechnet, wieviel Assignaten man benötigt, um den Moniteur zu bezahlen. Er nimmt die Zahl von 60 000 Beziehern an, von denen jeder 2000 Livres in Assignaten zu bezahlen hat: „man muß also für dieses Geld einen Heuwagen und in seinem Hause einen Heuboden haben".

Die Revolution ist Deutschlands Verderben, sie führt es zu geistigem und finanziellem Ruin. Um das den Lesern recht klar zu beweisen, greift Tonder zu einem typographischen Scherz. Er läßt die Schreiber der Göttin der Geschichte im Elysium die Wohltaten der Französischen Revolution aufschreiben. Was kam dabei heraus? Ein Zeitungsblatt, ganz gefüllt mit Nullen.

Nicht weniger abwechslungsreich als der *Inhalt* der „Gespräche im Reiche der Todten" war auch die *Form*, in der Tonder seine politischen Artikel, die volkswirtschaftlichen Betrachtungen, das Heer der Nachrichten aus aller Welt, den Handelsteil, die Theater- und Buchkritik und sogar die Anzeigen zu kleiden wußte. Manche dieser Formen haben bis heute ihren Reiz nicht verloren und werden auch in unsern politischen Witzblättern angewandt. Einige finden sich bereits im klassischen Altertum, andre wieder sind international verbreitet. Viele aber hat Tonder selbst erfunden. Um seine journalistische Kunst gerecht zu beurteilen, muß man sie stets im Zusammenhang mit der Zeit betrachten, auf die sie wirken sollte, auf die sie abgestimmt war. Die Menschen von damals rasten noch nicht mit Siebenmeilenstiefeln durch Welten und Geschichte. Ihr Ideal war die Behaglichkeit, die ungefährliche Mittelstraße reizte sie mehr als der beschwerliche Pfad, der zu Ansehen und Ruhm führt. Ihnen paßte Tonder seine publizistischen Mittel an, aus deren Fülle nur einige Proben gegeben werden können.

Schon in der Wahl des *Titels* für sein Blatt beweist der Herausgeber, daß er eine treffliche Spürnase für zugkräftige journalistische Massenbeeinflussungsmittel besitzt. Das „Reich der Todten" ist als Schauplatz für politische oder sonstige Unterhaltungen von den Satirikern aller Zeiten als Einkleidungsmotiv verwendet worden. Es kommt ja auch der jedem Menschen eigenen Neugier entgegen, den Vorhang zu lüften, der die Welt jenseits des Todes unsern Augen verhüllt. Es befriedigt außerdem die Vorliebe der Massen für das Mystische, Geheimnisvolle und verleiht den redenden Personen einen gewissen Charakter der Objektivität. Sie sind aller Erdenschwere ledig und allen Parteimeinungen entrückt, sie schauen alles von der Warte der Ewigkeit. Schon in der Literatur des klassischen Altertums werden Unterwelt oder Olymp gern zum Schauplatz literarischer oder politischer Gespräche gewählt. Luzians Göttergespräche werden von Tonder selbst als Muster für sein Blatt angegeben. Es führt dann der Weg dieser publizistischen Form über zahlreiche Unterhaltungen der Götter, umfangreiche Erörterungen über Krieg und Frieden zu der bekanntesten periodischen Erscheinung, den Totengesprächen, die der Abenteurer

Digitized by Google

und Vielschreiber Faßmann mit ungeheurem Erfolge von 1717 an in Berlin in zahllosen Fortsetzungen herausgab. Sie wurden von den Zeitgenossen verschlungen und erlebten mehrere Auflagen. Nach Tonders Angabe ist schon das erste Totengespräch in einer alten französischen Handschrift von Laurentius Valla 1457 zu finden, und dieser gibt den Grund für diese Einkleidung an: „Vermutlich ließ man schon damals die Toten sprechen, was die Lebendigen nicht zu sagen wagten, und dieser Kunstgriff ist noch Sitte bis auf den heutigen Tag." Es spielt also ein Stück Satire auf die Ängstlichkeit der Zensur bei der Wahl dieser Einkleidungsform mit. Was wir auch für andre publizistische Formen fast als ehernes Gesetz aufstellen können, die Zähigkeit, mit der sie sich zu behaupten wissen, wenn sie sich einmal durchgesetzt haben, und das Auftreten in fast endloser Reihe, das finden wir auch bei den Totengesprächen bestätigt. Zahlreiche Blätter des 18. Jahrhunderts bedienten sich dieser Form. Ja, sie lebte sogar noch nach den Freiheitskriegen als Fortsetzung der Zeitung Tonders in Frankfurt und Neuwied wieder auf und wurde erst 1819 als nicht mehr dem Geschmack entsprechend aufgegeben.

Die Wirkung dieser Einkleidung erhöht Tonder gern dadurch, daß er solche Personen auswählt, die bereits als Spötter bekannt sind. Aus dem klassischen Altertum läßt er den Luzian und den lachenden Philosophen Demokrit, aus dem Mittelalter den ersten Revolverjournalisten Aretino und später Rabelais und den deutschen Eulenspiegel auftreten. So schreibt er einmal eine ganze Eulenspiegelzeitung, in der sich allerlei treffende Sentenzen finden wie die folgenden: „Hasse das Wasser," rät uns Eulenspiegel, „denn es ist das stärkste Getränk. Es treibt Mühlen, auch haben viele Menschen sich darin tot getrunken. Ein Narr ist ein Werkzeug, welches sich Schelme zu ihrer Absicht bedienen. Wenn du reitest, lasse dir an einem Sporn genügen und bedenke, daß, wenn du damit die eine Seite des Pferdes in Bewegung gebracht hast, die andre gewiß nicht zurückbleiben wird. Die Gesetze in einem Staat gleichen den Spinnweben: Hornisse und Hummeln brechen durch, und kleine Fliegen bleiben immer darin hangen. Das künstlichste Hokuspokus ist die menschliche Meinung; man kann sie drehen, schneiden, hobeln, doch nimmt sie die bedeutendste Rücksicht auf den Bauch. Ohne Essen und Trinken entstehen magere Ideen, und die Hosen werden weit."

Mit einem oft in fremder Sprache abgefaßten Motto oder einer Maxime beginnt Tonder sein Blatt. Der Vorspruch ist meist humoristisch oder anekdotenhaft. Wie ein gerissener Koch eröffnet Tonder sein publizistisches Diner mit einigen die Eßlust reizenden pikanten Gabelbissen.

Die Anekdote ist überhaupt eine der Lieblingsformen, in denen er zu seinen Lesern spricht. Wer aber wollte ihn deshalb tadeln? Sagte Goethe doch einmal: „Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einstreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß." Besonders wirksam sind diese Anekdoten, wenn Tonder damit seine politischen Kampfesartikel belebt und so die trockene Politik auch dem einfachen Mann schmackhaft zu bieten weiß. Auch die Kritik des damaligen bürgerlichen Lebens kleidet Tonder gern in das Gewand der Anekdote, weil sie dadurch viel an Schärfe verliert.

Digitized by Google

So gibt er einmal den neun griechischen Musen neue Namen, die der Sitte der damaligen Zeit besser entsprächen. Die erste heißt Kamäleon, weil die Mode die Hauptbeschäftigung der schönen Welt sei und diese sich ständig ändere. Die zweite Muse soll Politica genannt werden, weil die Politik die Hauptspeise der Neugierigen sei. Die dritte wird Jakobina genannt, weil die Jakobinerklubs damals beliebt waren. Die vierte nennt sich Culinaria, weil die Köche und Köchinnen damals mehr galten als die Schriftsteller. Die fünfte heißt Cydra, nach dem besonders in Frankfurt beliebten Äpfelwein, die sechste Caffetaria, die siebente Tabakaria, die achte Schmierediana, nach dem einen Nachdrucker, weil die Spitzbuben des Nachdrucks sich die Titel der Schriftsteller beimessen. Die neunte Muse endlich soll Gazetta heißen, weil alle Wissenschaften und Künste in Zeitungen gelehrt werden, die der Inbegriff des Universums sind. Sie soll eine Trompete an den Mund halten, woraus Lügen und Wahrheiten durcheinander heraustrompetet werden.

Den Gleichklang der politischen Berichterstattung durchbricht Tonder gern durch allerlei kleine satirische Genrebilder, zu denen er reichlich Anregung in den moralischen Wochenschriften finden konnte. So schildert er den Lebenslauf, das Tagebuch eines Müßiggängers, der zwischen 10 und 11 Uhr drei Pfeifen guten Knasters raucht und dabei die „Gespräche der Todten" liest.

Wie das ganze Blatt eine Parodie auf das Totenreich der alten Zeit ist, so wird in den einzelnen Artikeln diese auch in unserer Zeit noch beliebte satirische oder komische Einkleidungsform gern verwendet.

Die Parodie besteht nach Schopenhauer darin, „daß sie den Vorgängen und Worten eines ernsthaften Gesichtes oder Dramas unbedeutende, niedrige Personen oder kleinliche Motive und Handlungen unterschiebt. Sie subsummiert also die von ihr dargestellten platten Realitäten unter die im Thema gegebenen hohen Begriffe, unter welche sie nun in gewisser Hinsicht passen müssen, während sie übrigens denselben sehr inkongruent sind, wodurch dann der Widerstreit zwischen dem Angeschauten und dem Gedachten sehr grell hervortritt". Vor dem Forum der Ästhetiker findet die Parodie nicht viel Gnade; der niedrigen Parodie, „die nur das Erhabenste so mit dem Niedrigen verbindet, daß es von seiner Höhe herabstürzt und dem Lachen preisgegeben wird", die Goethe schon „gewissenlos" nannte, will Theodor Lipps jeden ästhetischen Wert absprechen, und der Franzose Sorel meinte von dem Burlesken, zu dem auch die Parodie gehört, es sei der Mist des Pegasus, die Belustigung der Stallknechte des Dichterrosses, wenn sie ihre Maulesel am Fuße des Parnasses geweidet hätten. Aber derartige Urteile sind stark übertrieben, und bedeutende Literarhistoriker haben dem etwas vorlauten Kinde der Satire weit mehr Gnade geschenkt. Erich Schmidt wies einmal in einer bedeutsamen Berliner Rektoratsrede auf die Wichtigkeit der Parodie hin, und namhafte Schriftsteller bedienen sich gern dieser Einkleidungsform bis auf den heutigen Tag. Aber die ästhetische oder literarische Wertung der Parodie steht für Tonder nicht zur Debatte, er will auf die große Masse wirken, und dabei leistet ihm die Parodie als publizistisch wirksame Form wertvolle Dienste.

Digitized by Google

Besonders gern wendet er die in der breiten Masse beliebten Formen kirchlicher Gebete an. Die Anhänglichkeit an Ludwig XVI. von Frankreich weiß er durch ein „Vaterunser“ auf diesen zu wecken. 1792 betet er: „Unser König, der du bist im Gefängnis, dein Name werde geehrt; dein Reich komme wieder zu dir; dein Wille geschehe zu Paris und in allen Provinzen; unser von den Deputierten gestohlenes Brot gib uns wieder und vergib uns unsere Freiheit, womit wir dich je beleidigt haben, wie auch wir vergeben würden allen Bösewichtern, wenn wir könnten, und führe uns nicht mehr in Versuchung, frei zu werden, sondern erlöse uns von allen Nationalversammlungs-Übeln. Amen.“

Daran reiht sich die Bitte für die Königin:

„Gegrüßet seist du, Maria Antonia, voller Herzhaftigkeit, der König ist mit dir, du bist die unglücklichste unter den Weibern, und unglücklich ist die Frucht deines Leibes, der Dauphin. Große Maria Antonia, bitte für uns deinen Herrn, den König, daß er unser Vater sein und bleiben möge. Amen.“

Er singt ein „Tedeum in Gallos“ und betet eine „Litanei zu der heiligen Nationalversammlung“, die er aus der französischen Revolutionsjournalistik übernimmt, wie er selbst angibt.

Dient ihm in den angeführten Beispielen die Parodie als Mittel seines politischen Kampfes, so verwendet er sie an andern Stellen seines Blattes, um alle möglichen Auswüchse, besonders auch auf dem Gebiete des Zeitungswesens, zu geißeln. Sogar der Anzeigenteil ist davon nicht verschont worden. Es finden sich in ihm manche Anzeigen, die durch ihre Übertreibungen oder ihre ungeschickte Fassung zum Lachen reizen mußten. Vielleicht wollte Tonder die Übertreibungen der Anzeigen durch seinen Spott treffen, vielleicht aber auch nur zu zahlreichen andern Hanswurstereien eine neue hinzufügen. Aus der Fülle der Beispiele von witzigen Anzeigen seien nur ein paar Proben ausgewählt. Vielleicht wollte er die übertriebenen Ansprüche an die Dienstboten in den folgenden Anzeigen verspotten:

„Es wird ein Bedienter mit folgenden Eigenschaften gesucht: Er muß frisieren, rasieren, Zeitungen lesen, Erdäpfel kochen, Erdäpfel essen, Wasser trinken, und wenn es theuere Zeiten gibt, Hunger leiden gelernt haben. Kann er schreiben, so ist es gut, kann er es nicht, so ist es auch gut. Nur muß er sich niemals das Karessieren angewöhnt haben, sonst bekommt er den Dienst nicht.“

„Es wird eine Haushälterin gesucht, welche die Haushaltung mit wenig Kosten führen kann. Dabei aber muß sie wohlfeil kochen, wohlfeil Gartenarbeit verrichten, wohlfeil die Wäsche besorgen und auch Kaminfegen gelernt haben. Sie wird den Vorteil haben, alle Tage bis 8 Uhr schlafen zu können.“

Auch die beiden folgenden Heiratsanzeigen aus dem Jahre 1789 werden wohl als Parodien aufzufassen sein. Die erste lautete:

„Es wird eine Frau zum Heiraten gesucht, die 20 000 Gulden im Vermögen hat. Der Weibsuchende verspricht alle erdenklichen Gefälligkeiten, doch bittet er, daß die Tafel alle Tage wohl besetzt und der Wein von guter Qualität sei. Dies ist eine conditio sine qua non. Er ist 32 Jahre alt und leidet an Gliederlähmung.“

Digitized by Google

Als Gegenstück dazu erschien dann die folgende Anzeige:
„Es wird ein Ehemann zu einer vorteilhaften Heirat gesucht. Er muß Wasser trinken gelernt haben, die Dame gibt ihm alle Tage 7 Kronen zum Spielgeld und alle 3 Jahre ein Kleid. Die Schuhe kann er sich selbst flicken, sie hat das ganze Schusterwerkzeug dazu, auch muß er Feuer anmachen können, weil die Dame keine Magd hat. Liebhaber können sie besehen."

Zu den Kabinettstücken journalistischer Kunst aller Jahrhunderte gehört der Nachruf auf das Heilige Römische Reich „schwerfälligen Angedenkens", den Joseph Görres in seinem „Rothen Blatt" veröffentlicht hat. Es dürften in der Presse aller Zeiten und Völker wenig Artikel zu finden sein, die an journalistischer Wirkung, an Kühnheit der Worte und Bilder, an ätzender Satire und beißendem Sarkasmus jener Leichenrede gleichkommen. Hätte Görres nur dieses eine Stück geschrieben, so verdiente er schon in die Ruhmeshalle des journalistischen Schrifttums versetzt zu werden. Aber Görres war nicht der erste, der sich dieser wirkungsvollen Einkleidungsform bediente. Tonder veröffentlichte bereits 1788 ein „Testament Calonnes", in dem bereits allerlei merkwürdige Vermächtnisse vorkommen. So erhält der französische Journalist Linguet zwölf Flaschen Galle und die am Rhein erscheinende Zeitung „Courier du Bas Rhin" 100 Stockschläge, die ihr der Minister bei Lebzeiten versprochen, aber nicht geben konnte. Und ein Herr M. wird mit einer Schnupftabaksdose beglückt, die mit falschen Steinen besetzt ist, die genau so falsch sind wie er selbst. Zum Exekutor des Testaments wird der türkische Großvezier ernannt. Am 28. Februar 1797 bringt Tonder ein Testament der Festung Mantua, in dem es heißt: „Ich vermache meine Sümpfe mit dem Flusse Minchio als Grabstätte den Franzosen. Ich vermache dem König von Spanien den Turm von Babel und dem Kaiser eine Vorstellung des Jüngsten Gerichtes, wo die Todten auferstehen und ihre Gebeine auf den Status quo setzen." Aus diesen Beispielen erkennt man die Beliebtheit dieser Einkleidungsform in der damaligen Journalistik.

Die Sprache Tonders steht im schroffen Gegensatz zu dem meist streng sachlichen Stil der neuzeitlichen Tageszeitung. Da er wohl den größten Teil seines Blattes selbst schrieb, so konnte er in weit größerem Maße auch seiner Sprache den Stempel einer Individualität aufprägen, als das der Redakteur von heute vermag. Der Grundzug seines Wesens aber war eine dem sonnigen Wiener Humor verwandte Lebensauffassung, und für ihn war die Sprache noch kein Mittel, um seine Gedanken zu verbergen, sondern sie sollte sein wirksamstes Instrument werden, um breite Leserkreise zu unterhalten und zu beeinflussen. Unter den zahlreichen publizistischen Mitteln ist eine geschickte Einkleidung nicht das unwirksamste. Als auffallendstes Merkmal des Stiles der „Gespräche im Reiche der Todten" ist die Bildhaftigkeit zu nennen. Tonder hat von Lessing gelernt; wie dieser, konnte auch er von sich sagen: „Was meine Art zu streiten anlangt, so suche ich durch die Phantasie auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, die Gründe in Bilder zu kleiden. Wer hiervon nichts weiß, der müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen."

Digitized by Google

Tonders Sprache sticht von der Klischeesprache mancher Blätter stark durch ihre Plastik ab. Er sorgt nach der Mahnung Friedrich Theodor Vischers stets dafür, daß das Wort dem Hörer nichts Mechanisches, kein totes Zeichen bleibe; er zwingt ihn zu sehen und „ständig Belebtes und Lebendiges zu sehen". Will er eine Nachricht als alt bezeichnen, so schreibt er: „Sie hat einen grauen Bart." Die Hofzeitung von Frankreich nennt er wegen ihres Alters und ihrer steifen Unbeholfenheit Großmama von Frankreich. Sie ist „mit dem ganzen Hof in die demokratische Kloake versunken, davon sind nun 365 neue Würmer oder Zeitungen entstanden". Tonder gedenkt mehrfach dankbar der Vorbilder für seinen Stil, so vor allem des Satirikers Rabener. Er läßt einen Zeitungsschreiber im Elysium, unter dem er sich selbst verbirgt, sagen, er könne seine Artikel rabenerisch oder historisch schreiben. Er geht in der Nachahmung des Stils seiner Vorbilder oft so weit, daß er einen ganzen Leitartikel in die Sprache eines Rabelais oder Fischart kleidet. So will er seinen Lesern die Erbärmlichkeit des täglichen Lebens klarmachen, indem er die Bilder geradezu häuft: „Ist der Hasenbraten unseres Lebens mit dem Speck des Wohlergehens gespickt, sind die Hosen unserer Hoffnung mit dem Barchent der Lustbarkeit ausgefüttert, also, daß die Sehnsucht nach dem Glück und dem völligen Genuß desselben wie ein paar zusammengekoppelte Ackerpferde den Mistwagen unseres Zustandes ohne Rumpeln fortschleppen können, so wird das ausgegerbte Bocksfell unseres Herzens mit dem Winde der Freuden erfüllet. Es ist so: Kreuz, Jammer und Elend sind die drei Windhunde, von denen dem flüchtigen Hasen unseres Lebens beständig nachgestellt wird. Wenn wir uns lange genug als die Maikätzchen auf dem Feuerherd dieser Erde gewärmt, so kommt endlich der abscheuliche Tod und wirft uns wie die polnischen Krebse in den Kessel des Grabes, da dann der Würmer Nationalversammlung an dem Braten unserer Glieder so lange schmaust, bis keine Portion mehr übrig bleibt." In seinem Bestreben, möglichst anschaulich zu sprechen und auf die Einbildungskraft seiner Leser zu wirken, genügt ihm der vorhandene Wortschatz nicht, und er betätigt sich sprachschöpferisch. Um seinen Lesern eine Sitzung des Pariser Jakobinerklubs mit ihren fortgesetzten Streitereien, die oft in Prügeleien ausarteten, schon durch die Sprachform zu schildern, schreibt er: Die Jakobiner „fausten" sich ihre Opinionen ins Gesicht. Eine Nachricht, die nichts Neues bringt, nennt er „zugeknöpft". Die meisten dieser neuen Wortbildungen gehören allerdings in das Reich der Burleske, des Kalauers. Aber gerade damit konnte er auf die breiteren Leserkreise seiner Zeit wirken. Tonder beschränkte sich bei diesen Wortspielen nicht auf die deutsche Sprache. Er liebte es, auch französisch, lateinisch, italienisch oder spanisch zu scherzen.

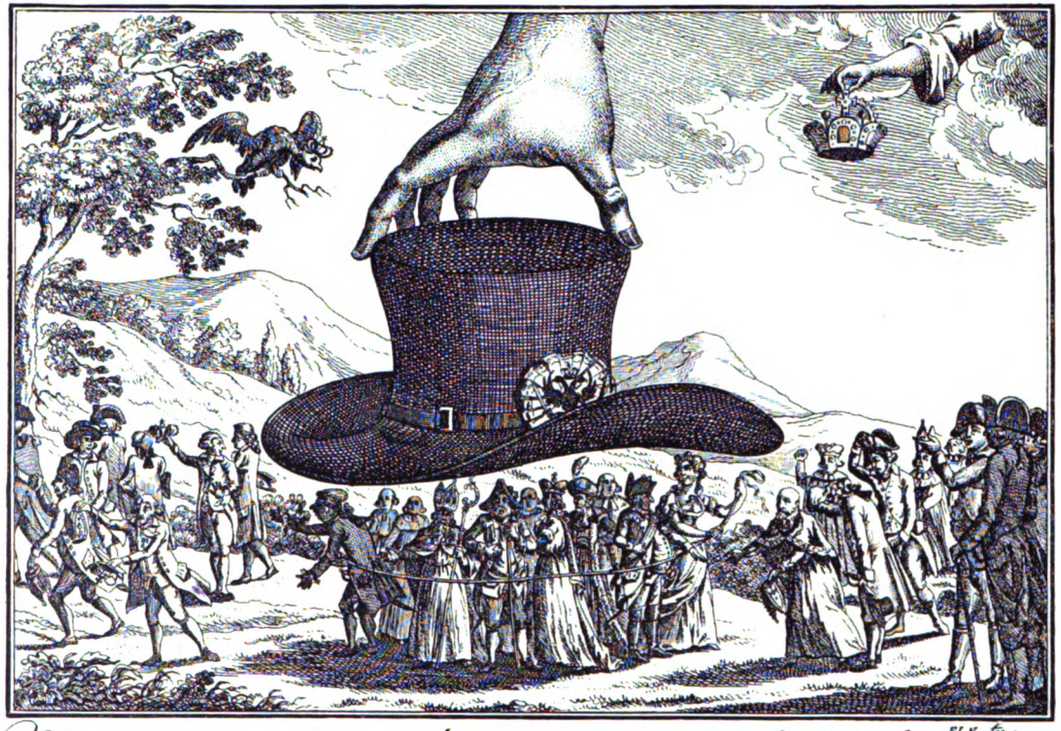
Zum Wortwitz gesellt sich die *Bildsatire*. Es war bei dem Aufkommen der Zeitung bereits beliebt, dem Text erklärende Bilder beizulegen: anfangs Holzschnitte, später Kupferstiche. Die Meßrelationen haben bereits Schlachtenschilderungen, Hinrichtungsszenen in Stichen beigefügt. Auch Tonder ließ sich dies Mittel der Massenbeeinflussung nicht entgehen. Er gab jedem Halbjahrgang seines Blattes ein satirisches Kupfer bei, das meist politische Verhältnisse verspottet. Namhafte Stecher haben für ihn gearbeitet, so der Göttinger Universitätskupferstecher Ernst Ludwig Riepenhausen, der in der Art von

Digitized by Google

Der Weltbau der Philosophen

SATIRE AUF DIE OHNMACHT DER PHILOSOPHIE (VGL. S. 127)

Digitized by Google



Man kann sie nicht unter einen Hut bringen.

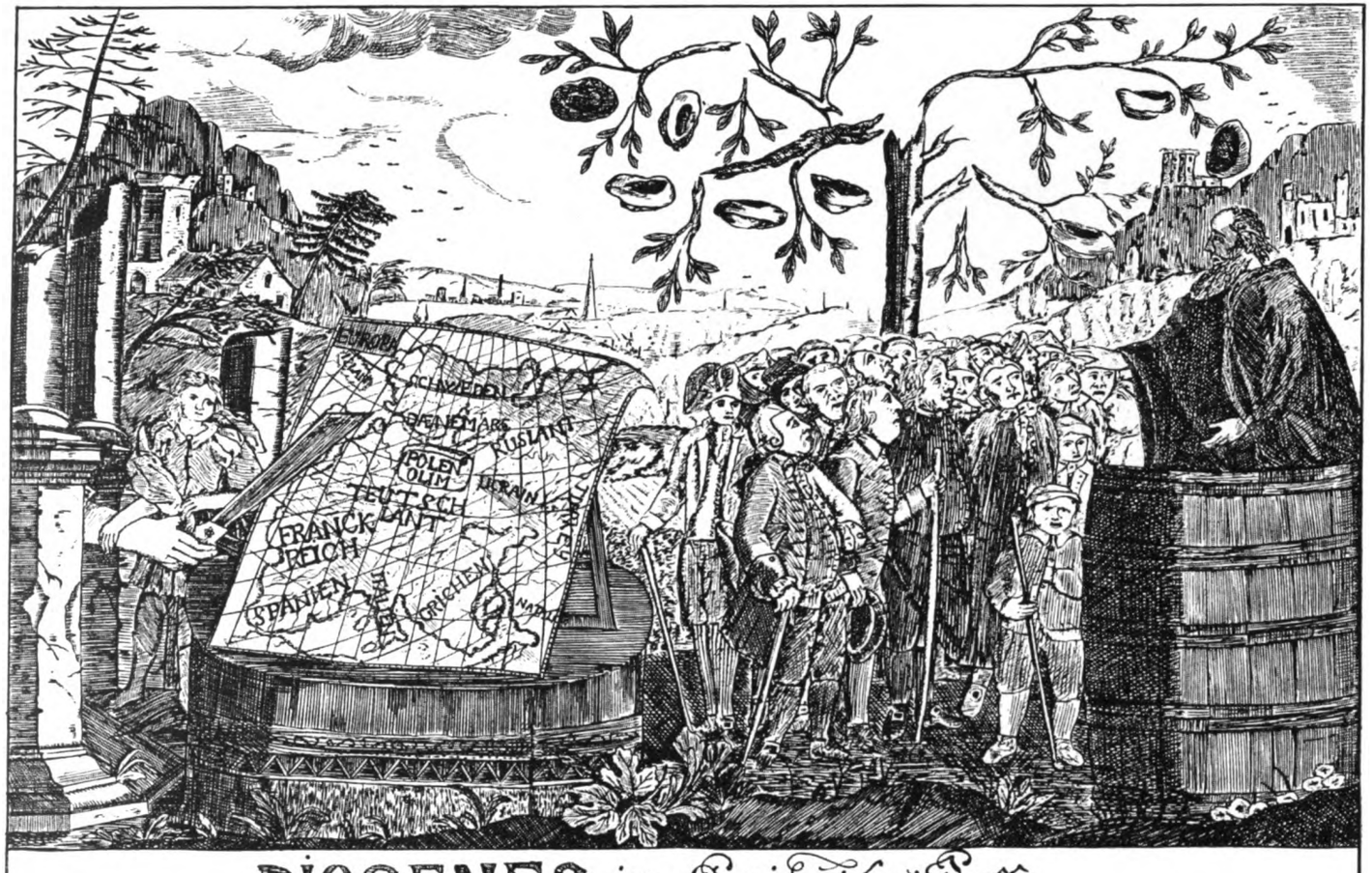
SATIRE AUF DIE UNEINIGKEIT DER DEUTSCHEN FÜRSTEN (VGL. S. 127/28)

Digitized by Google

Diviserunt Vestimenta ejus.

SPOTTBILD AUF DIE SÄKULARISATIONEN (VGL. S. 127)

Digitized by Google

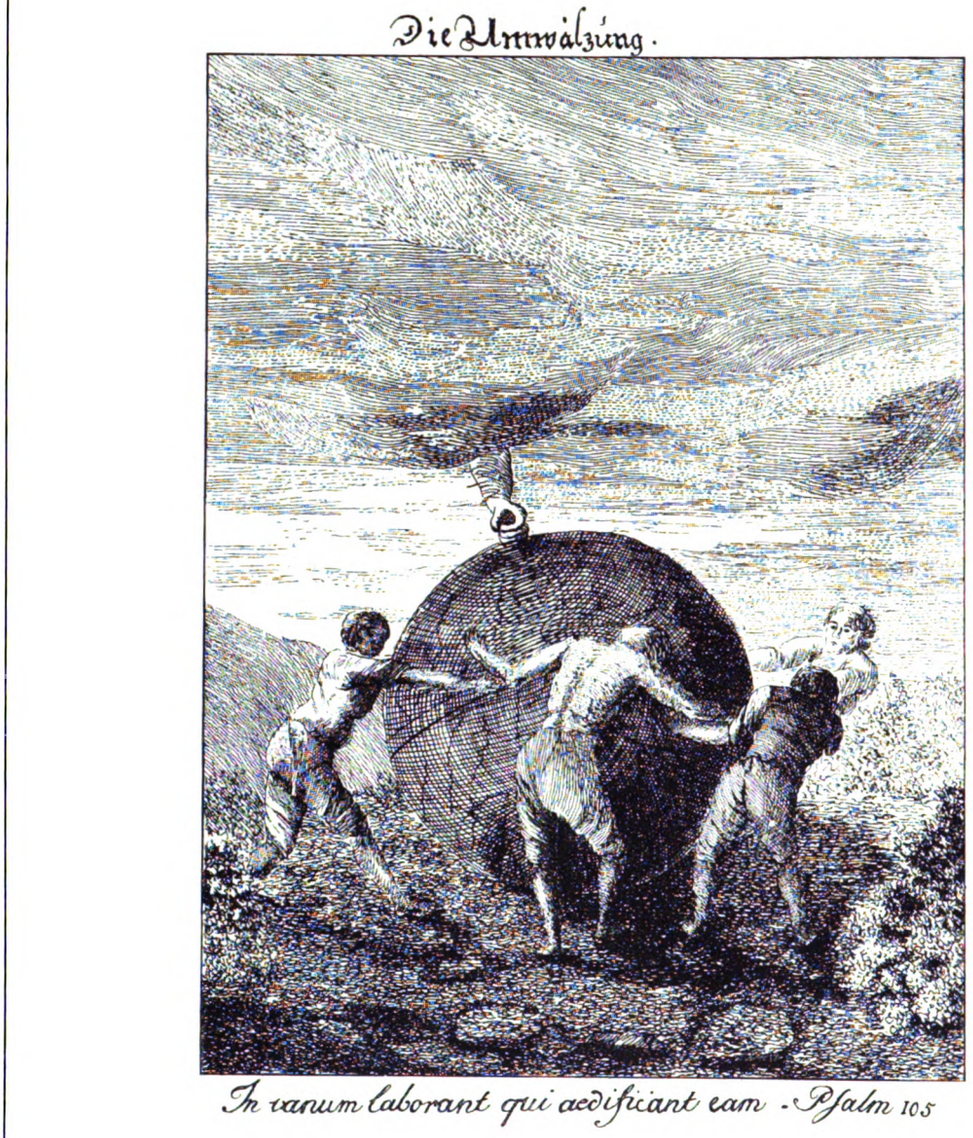


SPOTTBILD AUF DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION 1789 (VGL. S. 127)

Digitized by Google

DER POLITISCHE ZEITUNGSSCHMAUS (VGL. S. 128)

Digitized by Google



SATIRISCHER STICH AUF DIE UMWÄLZUNG IN FRANKREICH (VGL. S. 127)

Digitized by Google

Chodowiecki zahlreiche Stiche geliefert hat. Im Text der Zeitung wurden die Bilder eingehend erläutert. Sie müssen meist dazu dienen, den Kampf, den Tonder mit der Feder führte, mit der bildlichen Darstellung zu unterstützen. Sie gehörten fast alle in die Gattung des Spottbildes. Objektive Berichterstattung findet sich in ihnen kaum. Das Bild war ja bereits in den politischen und religiösen Kämpfen des 16. Jahrhunderts publizistisch stark verwendet worden. Auch im 18. Jahrhundert mußte es zur Propaganda oder zur Bekämpfung in den politischen Streitigkeiten der Zeit dienen. Die Französische Revolution brachte, wie die Publizistik überhaupt, so auch das Spottbild zur üppigen Entfaltung. Es entstand in Paris sogar eine Zeitschrift, in der in jedem Heft zwei französische Karikaturen beschrieben wurden, und zahllos sind die von Freund und Feind der Revolution in England und Frankreich in die Masse geworfenen Spottbilder. Auch in Tonders Wirkungskreis griff dieser Bilderkrieg über: am Rhein wurde ein Stich verbreitet, der die Rheinländer zur Vereinigung mit Frankreich einladen sollte. Tonder nahm diesen Kampf auf und verspottete in zahlreichen satirischen Bildern die Errungenschaften der Französischen Revolution, vor allem die am Rhein sehr wenig beliebten Assignaten. Ein Stich mit der Überschrift „Die Umwälzung" stellt das eitle Bemühen der Philosophen dar, die Welt durch ihre Reden umzugestalten. Vier Männer: Spinoza, Macchiavelli, Olivier Cromvell und Sancho Pansa, fassen die Erdkugel und wollen sie aus der Achse wälzen. (Vgl. Abb. S. 126.)

Diogenes im Freiheitsfasse, eine in den Witzblättern der damaligen Zeit beliebte Figur, predigt zur Zeit der Französischen Revolution der Menge seine Weisheiten.

Ein Baum, dessen Äste zerbrochen herabfallen samt den darauf gesetzten Jakobinermützen, soll die Sucht der Freiheitsschwärmer verspotten, die auch im Rheinland überall Freiheitsbäume pflanzten. Die Revolution ist für Tonder eine Folge der falsch verstandenen Aufklärung. Die Philosophen haben sich vermessen, die Welt ganz neu aufzubauen. Sie haben dabei der Wahrheit Gewalt angetan. Auf einem Stich zeigt Tonder, wie die Wahrheit von den Weisheitsaposteln mißhandelt wird. Diogenes kommt aus einem Faß, um Menschen zu suchen, wie einstmals im alten Griechenland, aber er findet keine. Die Menschen laufen wie die Tiere auf allen vieren. Durch die Revolution haben sie ihre Menschenwürde verloren. (Vgl. Abb. S. 121 u. 124.)

Tonder war ein scharfer Gegner der Säkularisationen, und er hat in vielen Artikeln die Beraubung der Kirche als ein Verbrechen und eine Unklugheit bezeichnet. Auf einem Stich mit der Unterschrift „Sie haben seine Kleider verteilt" sieht man die ländersüchtigen Fürsten mit gewaltigen Scheren einer in Landkarten gehüllten Dame zu Leibe rücken. (Vgl. Abb. S. 123.)

Nichts empfand Tonder so schmerzlich wie die damalige Uneinigkeit des deutschen Volkes, und in eindringlichen Worten ermahnte er seine Landsleute immer wieder, allen inneren Hader zu vergessen und nach dem Beispiele Frankreichs sich zu einem einigen Deutschland zusammenzuschließen. Mit unerbittlicher Schärfe hat er den Eigennutz mancher deutschen Fürsten und Stände aufgedeckt, der die Hauptschuld daran trug, daß es in Deutschland zu keiner Einheitsfront kam. „Man kann sie nicht unter einen Hut bringen",

Digitized by Google

so klagt er häufig, und auf einem Bilde sehen wir die deutschen Fürsten unter einem großen Hut, der wohl das Reich darstellt, wie sie nur durch einen langen Strick zusammengehalten werden müssen, weil sie zu gern den Lockungen der außenstehenden fremden Mächte nachgeben möchten. Unter den nichtpolitischen Stichen sind die besonders treffend, in denen Tonder den Nachdruck an den Pranger stellt. Er zeigt die Nachdrucker bei der Arbeit, einer von ihnen ist als Mühle dargestellt, in die ein andrer zahlreiche Bücher und Zeitschriften hineinwirft, während der dritte die Maschine in Bewegung setzt. Darunter sind auf einem besonderen Bild noch die Nachdrucker als gierige Hunde abgebildet, die das Haupt ihres Opfers ablecken, bis nichts mehr übrigbleibt. Auch das beliebteste Motiv in Tonders Zeitung, die Satire seiner eigenen Zunft, die Verspottung der Auswüchse des damaligen Zeitungswesens, findet sich in den Spottbildern. Bereits im Jahrgang 1788 führt er eine Reihe von Philosophen und Schriftstellern zu einem Zeitungsschmaus zusammen, die Wände sind mit den damals bekanntesten Zeitungen geschmückt, und Zeitungen bilden auch das einzige Gericht dieses Zeitungsschmauses. Der Nachdruck darf natürlich auch hier wieder nicht fehlen. Einer der schlimmsten dieser von Tonder so oft verfluchten Gesellen hat so viel von der Neuwieder Zeitung gegessen, daß ihm davon übel wird. Die Unzuverlässigkeit der damaligen Korrespondenten aber verspottet Tonder im Geschmack der Zeit in etwas derber Weise. Der Esel des Sancho Pansa frißt von den Bulletins und verwandelt sie in seinem Magen zu Zeitungen. (Vgl. Abb. S. 113, 122, 125.)

Als der Franzose Philipon in Paris 1830 zur Zeit des Biedermeier dazu überging, satirische Bilder mit satirischem Text zu vereinigen, war das Witzblatt geboren. Allzulang waren Bild und Wort mit Schellenkappe und Narrenpritsche bewaffnet nebeneinander hergelaufen. Aber was dem Franzosen nachgerühmt wird, das hatte Tonder bereits 30 Jahre früher versucht. Er fügte seinem Text kleine witzige Bilder ein, die trotz ihrer Anspruchslosigkeit die komische Wirkung seines Blattes erhöhen. Es sind eine Art Vignetten, die vor einen Spruch gesetzt sind. So steht unter der Überschrift „Politik" eine Kanone oder unter einem Schmetterling liest man: „So ist die Politik!", und unter einem Totenkopf: „So ist der Krieg!" Lustig ist das Bild zu dem Sprichwort: Allzuviel ist ungesund! Tonder malt kurz und bündig ein Faß daneben. Der Vaterlandsliebe zündet er ein hellbrennendes Licht an: er zeichnet eine Kerze und schreibt dazu den Spruch:

„Des Bürgers höchste Würde
Ist treu zu sein dem Vaterland,
Zu tragen jede Staatenbürde,
Zu schlingen fest das Bürgerband
Um seinen Fürsten — nicht zu beben,
Zu zittern vor Gefahr und Tod,
Dem g'rechten Staate willig geben
Sein Leben und sein Restchen Brot.
O schönes Bild der Bürgerwürde,
O bleib bei uns — auch Deutschlands Zierde."

Digitized by Google

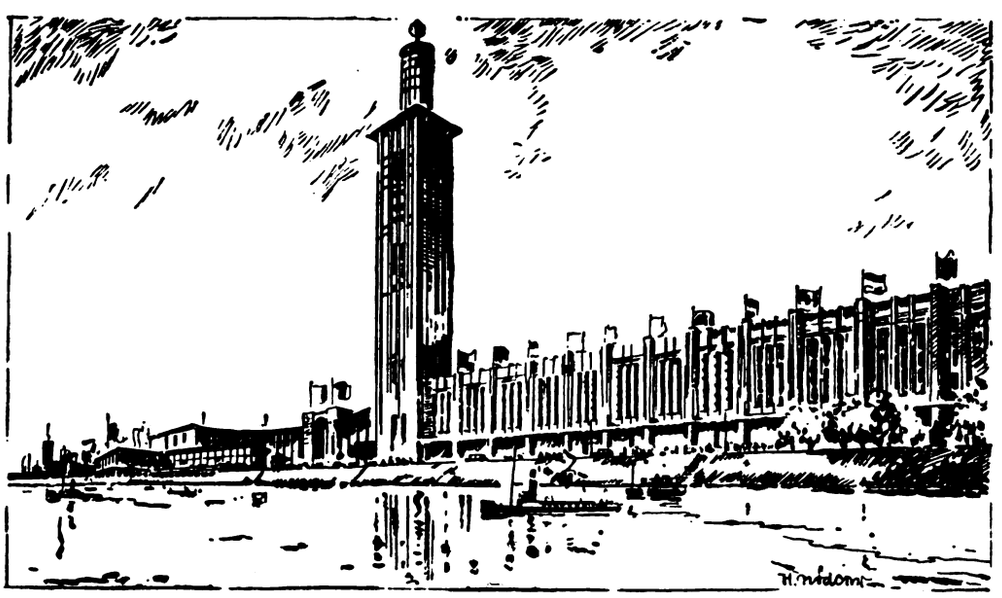
Die Satire Tonders wirkte nie zersetzend, sie sollte wie sein ganzes Lebenswerk dem Wohle des Vaterlandes dienen, und im Gegensatz zu den Jugendschriften von Joseph Görres, dem „Rothen Blatt“ und dem „Rübezahl“, vermeidet Tonder jeden Spott auf deutsches Wesen und alle die Satire sicher oft herausfordernden Zustände im Heiligen Römischen Reich, wenn er befürchten muß, daß er dadurch dem Ansehen seines Vaterlandes schadet. Er hat durch seine stets aus dem Quell uneigennütziger und inniger Liebe zu seinem Volk schöpfenden humorvollen Schreibart wesentlich dazu beigetragen, die Vaterlandsliebe zu wecken; sie ist es, die dem Herausgeber trotz aller Nöte der Zeit immer wieder die Feder in die Hand drückte und ihn „den Tod in der eigenen Brust, den sterbenden Fechter“ spielen läßt. Es ist kein Heldenstück, seinem Vaterland die Treue zu halten, wenn es mit fliegenden Fahnen von Sieg zu Sieg stürmt, wenn seine Flagge auf allen Meeren achtunggebietend weht. Aber wenn dies Land von Feinden zerrissen, von siegreichen Gegnern verhöhnt, von seinen eigenen Söhnen schmählich verraten nach einem Bilde des Rheinländers Görres einem von Würmern zerfressenen Schafskäse gleicht, der auf das Bajonett eines Franzosen aufgespießt ist, dann kann die Vaterlandsliebe ihre Feuerprobe bestehen. Der Herausgeber der „Todtengespräche“ hat diese Probe bestanden. Sein Vertrauen auf die Sache seines Volkes hat ihn auch dann nicht verlassen, als dunkle Wolken den politischen Himmel verfinsterten. Mit harten persönlichen Opfern hat er seine Vaterlandsliebe bezahlen müssen. Sein Haus in Neuwied wurde ihm von rachsüchtigen Feinden zerstört. Sein Blatt war auf dem linken Rheinufer jahrelang verboten. Aber immer wieder half ihm sein sonniger Humor und sein Vertrauen in die von ihm vertretene Sache des Deutschtums. Er mußte sich zu Lebzeiten wiederholt gegen den Vorwurf wehren, daß er zu scharf und entschieden für Deutschland eintrete. Die Wirkung, die von seinem Blatt ausging, spürten seine Gegner nur allzu gut, und im Jahre 1798 legt er das Bekenntnis ab: „O deutsches Volk, wovon ich das Glück habe ein Glied zu sein, erkenne meine Gesinnungen, sei mein Richter und mein Schutzgott, wenn ich mich geirrt habe, so war es für dich.“ Was Joseph Görres kurz nach Tonders Tod als eine notwendige Vorbedingung für eine Erneuerung Deutschlands herbeisehnte, daß sich eine feste öffentliche Meinung bilde, daran hat Tonder unermüdlich gearbeitet, und sein bester Bundesgenosse bei diesem Kampf in einer Zeit, da es weder modern noch ungefährlich war, für die Ehre des deutschen Namens zu kämpfen, war der Humor, dem das deutsche Volk so manche Herzensstärkung in den Zeiten der Not und der Kämpfe verdankt.

Er ließ auch Tonder nicht im Stich, als er aus Neuwied vertrieben, nach längeren Irrfahrten in Frankfurt a. M. landete. Freilich legten die strengen Zensurmaßnahmen der napoleonischen Zeit auch ihm einen Maulkorb an. Am 22. September 1810 teilen die Angehörigen den Tod des unermüdlichen Journalisten mit. Die traurige Zeit der großen Not hat auch ihn schließlich zermürbt. Die Preßgesetzgebung Napoleons fegte auch Tonders Blatt hinweg. Am 1. Januar 1811 mußten die „Gespräche im Reiche der Todten“ ihr Erscheinen einstellen. Ein mit Humor geschriebenes Blatt, ein Vorläufer unsrer Witzblätter waren sie schon lange nicht mehr; entsprechend den Zeitverhältnissen wurden sie immer ernster, und nur selten noch griff ihr Verfasser zur Narrenpritsche, und die Schellen

Digitized by Google

seiner Narrenkappe wurden übertönt von dem Kanonendonner der unaufhaltsam vordringenden Macht des Korsen.

Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, und auch den Journalisten vergißt sie leicht, selbst wenn er ein Menschenalter lang auf die öffentliche Meinung seiner Zeit entscheidend eingewirkt hat. Diesem Geschick ist auch Tonder nicht entgangen. Fast 25 Jahre lang sind seine Blätter als Künder deutschen Humors hinausgezogen, weit in die Lande nach Österreich, nach Böhmen, nach Ungarn, bis hinein nach Rußland. Aber schon nach kurzer Zeit war er vergessen und erst fast ein volles Jahrhundert nach seinem Tode kam er wieder zu Ehren. Wenn sich aber auf einer internationalen Presseausstellung die Zeitungen und Zeitschriften der Welt zusammenfinden in einer Stadt, durch deren Gassen und Winkel so gern die Lebenslust im Narrenkleide huscht, so darf auch dem Schalk im Zeitungsreiche ein dankbares rheinisches Gedenken nicht versagt bleiben.



DIE RHEINFRONT DER PRESSA-BAUTEN

Rechts die „Rheinhalle" mit dem 85 m hohen Turm, die im Erdgeschoß die „Tageszeitung" und im Obergeschoß die „Zeitschriftenabteilung" aufnimmt. Links das „Rheinterrassenrestaurant"; dahinter der Rundbau des „Staatenhauses".

Digitized by Google

Die Bildungstendenzen der Zeitung von heute

VON PROFESSOR DR. H. C. W. KAPP-FREIBURG I. BR.

DIE Menschen sind so sehr Kinder ihrer Zeit, daß sie kaum merken, wie sehr diese Zeit, mit deren Schwingen sie fliegen, stets eine andre wird, in immerwährender Wandlung begriffen ist. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß die meisten Menschen sich kaum bewußt werden, daß das Organ, das täglich von dieser dahinrasenden Zeit und ihrem Geschehen Zeugnis gibt, es widerspiegelt, nämlich die *Zeitung*, ebenfalls nach Formgebung, Inhalt, Tendenz, Stil, Aufmachung, diesem Wandel unterworfen ist. Das Zeitungspublikum gibt sich kaum Rechenschaft darüber, wie sehr die Zeitung, die es sich Tag für Tag zu Gemüte führt, heute im Begriffe ist, in wesentlichen Zügen eine andre zu werden, als sie vor einem oder zwei Menschenaltern gewesen ist.

Die Zeitung hatte im 18. Jahrhundert ihr Wesen als geschäftliches Unternehmen, das der Bewirtschaftung der Nachricht galt, immer schärfer zum Ausdruck gebracht. Das allgemeine Bedürfnis nach Unterrichtung über die Geschehnisse der Welt hatte die Zeitung als kommerzielles Institut gerufen. Im 19. Jahrhundert war darin mehr und mehr ein Wandel eingetreten. Nicht daß die Zeitung, sofern sie auf gesunder Basis ruhte, den Charakter des Kommerziellen jemals abgestreift hätte: gerade die leistungsfähigsten, bedeutendsten Blätter hatten stets ihre Sorge auch darauf gerichtet, daß sie gut fundierte, solide Geschäftsinstitute waren, über denen der sorgsam kontrollierende Blick des kaufmännisch rechnenden Verlegers und Herausgebers wachte. Aber für die Öffentlichkeit trat diese Tatsache doch mehr und mehr in den Hintergrund, man sah in der Zeitung in erster Linie die Plattform, von der man in die politische Diskussion eingriff und die öffentliche Meinung lenkte. Die Zeitung wurde in den Augen des großen Publikums der wirksamste Faktor in der politischen Lebensbewegung. Aus politischem Interesse heraus sammelte man sich um die Kanzel der Zeitung, um sich seine politische Weltanschauung bestätigen zu lassen, in seiner Parteiüberzeugung bestärkt zu werden. Die Zeitung war in der Hauptsache für die Öffentlichkeit das der politischen Bildung, Erziehung, Unterrichtung dienende Instrument. Diese ideale politische Zwecksetzung, die der Lesergemeinde stets vorschwebte, verlieh der Zeitung des 19. Jahrhunderts ihren eigentlichen Nimbus. Das Prestige, das eine „Kölnische Zeitung", eine „Nationalzeitung", eine „Augsburger Allgemeine", ein „Schwäbischer Merkur", eine „Schlesische Zeitung", eine „Frankfurter

Digitized by Google

Zeitung“ besaßen, haftete ganz an dieser politischen Weltanschauung, der politischen Position, die mit dem Namen dieser Zeitungen verknüpft war. Als politische, als Parteizeitung hatte dann die Zeitung im 19. Jahrhundert ihren sieghaften Aufstieg erlebt; sie wurde von der Allgemeinheit zu den höchsten Würden erhoben, und die Träger der Zeitung, die wirtschaftlichen wie die geistigen, ließen sich gerne von der Woge der allgemeinen Gunst erheben und gefielen sich in der ihnen zugedachten Rolle der Anwälte, der Sachwalter der öffentlichen Interessen. Die Zeitung stand im Zenit ihres Glanzes als Vertreterin, Dolmetscherin der öffentlichen Meinung.

Die große Menge sieht bis zur Stunde die Zeitung noch hauptsächlich in diesem Lichte, und die „Leute vom Bau“ sehen sich nicht veranlaßt, diese Meinung des Publikums von sich aus zu erschüttern, und doch ist es kaum mehr zu übersehen, daß das Zeitungsunternehmen nach andrer Richtung drängt. Es lenkt wieder mehr zu seinem Ausgangsstadium zurück, in dem das Geschäftliche das eigentlich Bewegende war. In der Zeitung von heute ist soviel Kapital angelegt, es ist infolgedessen soviel geschäftliches Risiko damit verknüpft, daß die Person des wirtschaftlichen Trägers, des Verlegers über die des Journalisten und Publizisten hinaus sich immer stärker geltend macht, und dieses wirtschaftliche Interesse hat vor allem das geschäftliche Gedeihen, den Gewinn, den das Unternehmen abwerfen muß, im Auge. Die politische Linie, die politische Prägung, die sie angenommen hat, ist ihr wohl geblieben, aber die Wurzel, aus welcher die die Zeitung erfüllenden Energien kommen, ist weniger als früher der politisch-weltanschauliche Idealismus. Die politische Tendenz, der politische Wille ist auch wieder mehr nur ein Ausfluß des ökonomischen Geistes, der an dem Großunternehmen der Presse haftet: als kapitalistische Machtgröße ist das Zeitungsunternehmen auf Gewinnung und Erweiterung einer Machtposition bedacht, und die politische Stellungnahme, die parteilich-weltanschauliche Einordnung ist auch nur wieder ein Mittel neben andern, um der Zeitung Terrain zu erwerben, ihren Herrschaftsbereich auszudehnen.

Ist nun das Zeitungsunternehmen dabei, sich aus der eigentlich politischen Ebene mehr auf die rein kommerzielle zuzubewegen, den Charakter als Erwerbsunternehmen wieder mehr herauszustellen, dann tritt sie in Parallele zu jeder andern Produktionsstätte, und was sie erzeugt, was sie als Nachricht, als Meinung in den Handel bringt, das wird einfach *Ware*, eine Ware, für die man Abnehmer, Verbraucherkreise, also einen Markt suchen muß. Das erfordert stets angelegentliches Studium des Marktes, das heißt in unserm Falle Abtasten des Publikums auf seine Bedürfnisse, seine Interessen, seine Instinkte, seinen Geschmack und dergleichen. Es kommt darauf an, Änderungen, die sich im Geschmack, im Bedürfnis des Publikums, an das man sich wendet, anbahnen, schon aus weiterer Sicht zu erkennen, zu ahnen und sich ihnen elastisch anzupassen. Es ist also die Zeitung, ohne daß sie sich dessen immer besonders bewußt zu sein braucht, gegen früher mehr oder weniger in stärkere Abhängigkeit geraten von dem *Objekt*, dem sie dienen will. Von *außen* kommt ihr das Bestimmende, Richtunggebende zu, während ehedem die bestimmenden, willensmäßigen Kräfte von innen nach außen gingen. Der Markt und seine Lage bestimmt die Produktion. Diese Einstellung auf die Marktlage

Digitized by Google

bringt es mit sich, daß das Zeitungsunternehmen seine ganze Aufmerksamkeit auf die unbekannte, unbestimmte Menge als Abnehmer seiner Produktion konzentriert, auf die Menge, die, obwohl räumlich, körperlich getrennt, doch von denselben Instinkten und Triebkräften bewegt ist und darum die gleichen Bedürfnisse, die gleichen Interessen hat, also schließlich doch so etwas wie eine einheitliche Masse darstellt. Dieser *Masse*, nicht einer Auslese von Unterrichteten, von politisch gebildeten Einzelindividuen wie in früheren Zeiten, will die Zeitung heute dienen. Die Zeitung bekommt in immer höherem Grade die Tendenz zur Massenzeitung, was wieder eine intensive Pflege des Anzeigenmarktes bedingt, um den Zeitungspreis niedrig zu halten und die Masse dadurch mehr anziehen zu können. Diese Masse wird aber nun erfühlt als eine im Grunde für das rein Politische gar nicht sonderlich interessierte Menge, die gar keine so starke Leidenschaft für das öffentliche Leben hat. Das politische Spiel fängt dieser Masse, wie sie der Zeitungsunternehmer voraussetzt, eher an, langweilig, uninteressant zu werden, nachdem sie gar zu viele von solchen Reizen in den letzten Jahrzehnten auf sich hat wirken lassen müssen. Instinktiv sucht sie sich dem steten politischen Bombardement zu entziehen. Doch der Zeitung ist man nun einmal verhaftet — die politische Zeitung hatte schon den Weg zur Masse gefunden —, man ist an die Zeitung gewöhnt, mag sie nicht mehr missen, aber man bringt *andere Ansprüche* an sie heran, man will die Zeitung unpolitischer, vielseitiger, allgemeingeistiger haben. Man will in Welten versetzt werden, die jenseits der Welt des öffentlichen Lebens liegen. Der Lesehunger ist durch die Zeitung im Laufe beinahe eines Jahrhunderts in der Masse geweckt worden, Lesestoff braucht und will die Masse haben, aber sie will ihn so mannigfaltig, so bunt wie möglich — und vor allem billig. Die Zeitung hat die Gewöhnung erzeugt und gepflegt, daß Lesestoff nicht viel kosten darf.

In diesem durch den Zeitungslesestoff geweckten Lesehunger steckt letztlich doch viel verborgener Wissens- und Bildungsdrang. Die Menschen unsrer Tage sind alles andre als selbstgenügsam, gleichgültig und stumpf gegen das Geistige. Von allen Seiten leuchtet es aus der Ferne auf und ruft stille Sehnsüchte, von dem, was da an geistigen Wirklichkeiten sich fort und fort aufbaut, auch etwas zu erhaschen. Es ist in allen Volksschichten doch ein lebhaftes Interesse wach für alle die Errungenschaften, Erkenntnisse, Fortschritte im Kreise der Wissenschaft, der Bildung, die man um sich herum ahnt. Man möchte auch einen Blick in diese Welten tun, sich etwas von den Schätzen, die die Arbeit, der Fleiß, das Genie, das Talent vor sich bringen, zu eigen machen, seinen Gesichtskreis erweitern, seine Enge sprengen, der geistigen Austrocknung und Verödung, die sich drohend anzeigen, wehren. Man braucht Antriebe, Stimmungsreize, von denen etwas ausgehen soll, das die Seelen rührt, erhebt, bewegt, bildet. So streckt sich eine unterschiedslose Menge, die sich aus allen Ständen, Klassen, Schichten zusammensetzt, unbewußt und triebhaft Stoffen entgegen, die diesem Nahrungs- und Bildungsbedürfnis Stillung und Befriedigung verheißen.

Diesem Verlangen der Allgemeinheit kommt nun das Institut der Zeitung entgegen, bietet sich zur Vermittlung alles dessen an, wonach instinktmäßig der Sinn des großen

Digitized by Google

Publikums steht, und füllt mehr und mehr die Spalten der Zeitung mit den aus allen Gebieten des Wissens und der Kultur entnommenen Stoffen. Noch bleibt die alte Fassade der politischen Zeitung, noch überwiegt das Politische in dem Schaufenster. Der Vordergrund der Bühnen ist erfüllt von den Ereignissen, den Kämpfen des Tagesgeschehens, aber des Publikums Blick schweift schon ungeduldig über den Vordergrund und die Gestalten hinweg, die hier auftreten, und sucht etwas Allgemeinbildendes, Interessantes, Wissenswertes, Reizmittel für Stimmung, Gemüt, Affekt. So weitet sich entsprechend dieser stummen Nachfrage des Publikums der Bildungsteil der Blätter von Tag zu Tag. Die Politik wird die Zeitung noch auf lange aufs stärkste beschweren. Es gibt einstweilen kein besseres Vehikel, das die Allgemeinheit in Verbindung erhält mit den Bewegungen im politischen Spiel und öffentlichen Kampf, als die Zeitung. Das Ansehen der Zeitung hängt hergebrachterweise noch wesentlich an dem politischen Teil, der die wichtigsten Vorgänge und Ereignisse des öffentlichen Lebens schnellstens registriert und erläutert. Aber die Träger der publizistischen Unternehmungen, die ihr Ohr am Boden haben, ahnen mehr und mehr: Das Massenpublikum, auf das es ihnen vor allem ankommt, will von dem Spiegel des Tages, den die Zeitung darstellt, mehr als Information über das Geschehen, mehr als stetes Fortwälzen und Diskutieren der Tagesfragen; es ist das für seine allgemeine geistige Ernährung und Fortbildung interessierte Massen-Ich, das in der Zeitung vor allem Befriedigung dieses Interesses sucht. Je größer Hast und Unruhe der Zeit werden, um so mehr wächst auch in den Menschen die Sorge, daß der Alltag mit seiner Eintönigkeit des Erwerbs- und Berufslebens Geist und Seele zermürben könnte. Gegen diese geahnte drohende Gefahr bäumt sich das Einzel-Ich wie das Kollektiv-Ich auf, um sich das geistige Teil seines Wesens zu erhalten, ihm aus allen Bereichen Nahrung zuzuführen. So stürzt man sich etwas wahllos auf alles, was die geistigen Organe in Tätigkeit setzt. Es ist eine gewisse Gier, um jeden Preis soviel wie möglich geistig zu konsumieren, was es auch sei[1]. Man würde fehlgehen, wenn man darin einfach ein bloßes Unterhaltungsbedürfnis sähe, ein Verlangen, mit Lesestoff leere Stunden totzuschlagen. Es ist doch im letzten Grunde der Instinkt der Ergänzung von geistigem Stoffverbrauch, der mehr oder weniger ein passives Erliegen vor den ungeistigen Gegenwirkungen zur Folge hat. Es ist aus den abstumpfenden, veräußerlichenden, verflachenden Wirkungen des Tagestreibens heraus die Sehnsucht nach Geistigkeit in noch so elementarer und primitiver Form. Und das nimmt der Zeitungsunternehmer unsrer Tage tastend wahr. Er vergegenwärtigt sich die unübersehbare „große anonyme Masse", die ganz in Beschlag genommen ist von dem Tagestreiben, den Geschäften, Pflichten des täglichen Lebens, die aber darüber hinaus doch Verlangen hat nach den verborgenen Quellen, die Weisheit und Erkenntnis spenden. Kann die große Menge nie in ihrer Gesamtheit bis hinan zu den Quellgründen des Geistes und der Bildung gelangen, so kann man ihr die Wasser doch in kleinen Rinnsalen zuleiten und den Boden befruchten, daß er zeugungsfähiger und triebkräftiger wird. Gelangt die Menge nicht von sich aus zu den geistigen Werken und Werten, die in rastloser Folge aus dem Schoß der quellenden Natur kommen,

[1] Das ist nicht bloß „amerikanisch", das ist eine durch alle Nationen gehende Zivilisationserscheinung.

Digitized by Google

steht sie rat- und hilflos vor dem Vielen, vor dem Labyrinth der Geistigkeit, so macht sich die Zeitung anheischig, sie durch dieses Labyrinth zu führen und ihr das ganze so unübersehbare Gebiet geistigen Werdens und Schaffens zu deuten und zu vermitteln. Sie will Führerin in die Welt des Geistes sein, sie will künden von all dem, was in ungezählten Werken sich ein Denkmal geschaffen, sie will *das* Buch, *das* Geisteswerk, die Gesamtliteratur sein, die „Universallieferantin aller geistigen Nahrung".

Dabei sucht die moderne Zeitung die Gesellschaft nicht schlechthin in der Masse, sie sieht vor sich die einzelnen Zellen, aus denen sich die Gesellschaft aufbaut. Früher, da die Zeitung als politische Zeitung wesentlich nur der Exponent, das Werkzeug politischen Willens war, da hat sie vornehmlich den *Mann* im Auge gehabt. Den Mann als den Träger des politischen Lebens galt es zu gewinnen, festzuhalten, zu beeinflussen. Auf ihn war alles, Form, Sprache und Inhalt der Zeitung angelegt. Heute, da das Kommerzielle die Zeitung so viel mehr bestimmt, wirbt sie um die *Familie*, will sie der Frau, den Kindern, der reifenden Jugend, den erwachsenen Söhnen und Töchtern dienen, und deshalb muß der Zeitungsverleger mit gespanntester Aufmerksamkeit allen Vorgängen und Bewegungen des gesamten Kulturlebens folgen, um das Wichtigste, Interessanteste Haus und Familie nahebringen zu können. Natürlich gibt es in der Zeitungswelt auch stillen Widerstand gegen diesen Prozeß. Man kann beim Durchmustern unsrer großen Tagespresse unschwer feststellen, welche Zeitungen hemmungslos dieser vom Zuge der Zeit aufgenötigten Tendenz folgen und welche nur widerstrebend Zugeständnisse nach dieser Seite machen, man kann leicht die Zeitungen auch dahin unterscheiden, inwiefern sie sich von der Rücksicht auf Haus und Familie, insonderheit die Frau, bestimmen lassen, oder noch das Gesicht der alten Tradition zu wahren suchen, für die vornehmlich der Mann, der politisierte, als Leser vorausgesetzt wird.

Um sich im Konkurrenzkampf, der auch für die Presse immer schwerer wird, zu behaupten, den Wettbewerb zu schlagen, gilt es vor allem Mehrleistung im *Bildungs*teil. Auf dem Gebiet der Berichterstattung, der Nachrichtengebung ist durch die Organisation des der gesamten Presse zugänglichen großen allgemeinen Nachrichtendienstes eine derartige Gleichförmigkeit und Einheitlichkeit eingetreten, daß kaum noch viel Möglichkeit für außerordentliche Leistungen einzelner gegeben ist. Kann man sich nicht mehr durch schnellste Nachricht einen bevorzugten Platz schaffen, den Konkurrenten aus dem Felde schlagen, so eher durch überraschende Mehrleistung in Literatur, im Unterhaltungsteil, im Roman, in dem technischen Teil, in der Kultur-, in der Jugend-, der Frauen-, der Reise- und Bäderbeilage. Auf die Ausgestaltung der Zeitung nach dieser Seite konzentriert sich daher das Hauptinteresse einer von modernem Wirtschafts- und Handelsgeist erfüllten Zeitung. Man achte darauf, wie die Ausgaben der Zeitungen für Sonn- und Festtagszeiten immer dickleibiger, stoffreicher werden und die großen Zeitungsverlage sich darin in ganz amerikanischer Weise zu überbieten suchen[1].

[1] Daß solchem Angebot an Sonntagen auch die entsprechende Nachfrage des Zeitungspublikums gegenübersteht, ersieht man z. B. aus der Tatsache, daß die Auflage der Sonntagsausgabe der „Vossischen Zeitung" um etwa 10000 Stück höher ist als die der Wochennummern. Vgl. „50 Jahre Ullstein", S. 265.

Digitized by Google

Wie sieht nun aber das aus, was die Zeitung dem allgemeinen Bildungsstreben der heutigen Gesellschaft bietet? Sie kann natürlich nicht dem individuellen Geschmack und Bedürfnis einzelner Rechnung tragen, nicht differenziertere Bildungsinteressen berücksichtigen. Was sie darreicht, ist *Massenspeise*, ganz nur auf das berechnet, was der unter denselben Zivilisations- und Kulturbedingungen lebenden großen Menge an gemeinsamen Instinkten und Begehren eigen ist. Was aber in dieser ganzen Masse an bewußtem und noch mehr unbewußtem Streben lebendig ist, das ist ein Verlangen nach etwas, was über die Alltäglichkeit und Gleichförmigkeit des zufälligen Erdendaseins hinauszuführen geeignet ist. Man spürt die Enge, in die das Leben eingespannt ist, und ist dankbar, wenn sich da und dort Luken öffnen, durch die ein Blick in größere Weite ermöglicht wird. Darum ist dieses moderne Massenpublikum so ganz besonders empfänglich für alles, was aus fremden Zonen und fernen Welten ihm angeboten wird. Zum populärsten Bildungsstoff der Zeitung gehört also in erster Linie die *Reiseberichterstattung*. Diese wurde ja schon im vorigen Jahrhundert von den großen Zeitungen angelegentlichst gepflegt. Man denke an den New York Herald, die Times, die Kölnische Zeitung und andre. Aber die Presse der Gegenwart wendet nun in ihrer Gesamtheit diesem Gegenstand ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu. Es setzt jede Zeitung größeren oder auch mittleren Stils ihren Ehrgeiz darein, ihrem Publikum möglichst vielseitigen Stoff aus der gesamten Länder- und Völkerkunde nahezubringen, und zwar aus unmittelbarer Anschauung, damit der Reiz des persönlich Geschauten und Erlebten daran haftet. Vielfach tun sich mehrere Zeitungen zusammen, um so die Mittel für einen Weltreisenden aufzubringen und sich dessen Berichte zu sichern. Es sei aus neuerer Zeit nur an Salzmann, Walter Bloem, Stötzner, Colin Ross und andre erinnert, die hauptsächlich ihre Erkundungsfahrten dank der Initiative und den Opfern von Zeitungsfirmen durchführen konnten. Dabei richtet sich deren Aufmerksamkeit natürlich in erster Linie auf Gebiete, für die durch das Weltgeschehen ein ganz besonderes Interesse im Publikum wachgeworden ist. So hat hauptsächlich die Presse mit ihrer Reiseberichterstattung zuerst dazu geholfen, daß das Dunkel, das über Wirtschaft und Kultur von Sowjetrußland lag, etwas gelichtet wurde: immer wieder begegnet es uns in dem Bildungsteil der Zeitungen. Über den fernen und den nahen Osten, Innerasien, China, Japan unterrichten heute fortlaufende Aufsätze zum Teil erster Kenner und Forscher. Seitdem der Brandherd Balkan sich wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses schiebt, läßt die Presse es sich angelegen sein, durch ihre Korrespondenten in alle diese verschiedenen Winkel hineinleuchten zu lassen. So hat etwa die Frankfurter Zeitung aus der Feder ihres Redaktionsmitgliedes Josef Roth Bilder aus Albanien gebracht, die wahre Kabinettstücke von Sitten- und Charakterschilderungen sind. Südamerika, Mittelamerika, Mexiko, die heute die Export- und Kolonisierungsinteressen Deutschlands so locken, sind der Presse erst recht wichtig. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas erfreuen sich natürlich besonderer Aufmerksamkeit, da sie ja seit dem Weltkrieg überragenden Einfluß auf unser europäisches Festland bekommen haben und der europäischen Zivilisation merklich ihren Stempel aufzudrücken beginnen.

Digitized by Google

Es besteht wohl in Deutschland, wo noch vor allen andern Ländern die Tradition des soliden Buchwissens stärker in Geltung steht, ein größeres Vorurteil gegen diese publizistische Länder- und Völkerkunde. Sie ist ja auch gewiß von unterschiedlichem Werte. Manche dieser Reisebriefe, die sich über Land und Leute, über soziale, ökonomische, geistig-kulturelle Struktur solcher Auslandsgebiete ergehen, geben öfters nur recht flüchtige und auch falsche Eindrücke wieder, sind vielfach zu sehr im oberflächlichen Plauderton gehalten, huschen mehr über die Dinge hinweg, als daß sie sie wirklich anfassen. Aber daneben gibt es doch viel gediegene und zuverlässige Aufsätze, die wirklich als ernste Beiträge zur Wesenskunde fremder, fernster Völker zu werten sind, so sehr beruhen die Schilderungen auf gewissenhafter Beobachtung und eindringendem Studium der Verhältnisse. So kann auf diese Weise doch ein ganz respektables Wissen über Länder und Völker in größere Kreise kommen, ohne daß dickleibige Bücher gewälzt werden mußten. Und vor allem handelt es sich bei solchen Darstellungen immer um lebendigste Gegenwart, um Wiedergabe frischester Eindrücke und Erfahrungen, nicht um Verstaubtes, Überholtes, Veraltetes. Auch der Fachmann, der Kenner, der seine völker- und länderkundliche Wissenschaft auf der Höhe des Tages erhalten will, wird neben dem, was ihm die Fachzeitschrift bietet, an diesen Berichten der mehr journalistisch schauenden und schreibenden Zeitungskorrespondenten und Weltreisenden kaum ganz achtlos vorübergehen, sondern gern seine Kenntnis an diesen Berichten aus dem Tag heraus überprüfen. Jedenfalls wenn heute die Auslandskunde in weiten Kreisen populär ist, und der Sinn und das Verständnis für eine größere Welt als die zufällige Enge, in die man eingespannt ist, vieler Menschen Geist weitet und bereichert, so hat die Zeitung daran ein Hauptverdienst.

Wenn dem modernen Zeitungsunternehmer aus der Masse so starkes allgemeingeistiges Interesse entgegengebracht wird, daß er die Zeitung dadurch formen läßt, so rechnet er dabei mit gutem Grunde mit der Tatsache, daß dieses geistig interessierte Publikum überhaupt der ganzen Welt wissenschaftlichen Erkennens und Forschens stark zuneigt, irgendwie an ihr Anteil haben möchte. Es steckt in der Tat ganz besonders in den Menschen unsrer Tage ein elementares, auf Licht und Aufklärung gerichtetes Verlangen. Kann man sich nicht selbst an diesem Erkennen und Forschen beteiligen, so hört man doch gern von den Fortschritten und Errungenschaften in der Welt der Wissenschaft erzählen und ist sehr bereit, dem Erfinder- und Entdeckergeist ehrfurchtsvollste Anerkennung entgegenzubringen. In unsrer Zeit, wo der Übergang von der theoretischen Wissenschaft zur Praxis des Lebens sich viel rascher vollzieht als in vergangenen Tagen, ist die Menge zu solchem Respekt vor wissenschaftlichen Leistungen noch mehr disponiert. Denn die tiefgehenden Umwälzungen, die von der reinen Wissenschaft gerade auf naturwissenschaftlichem Gebiet, in der Physik, in der Chemie, ausgegangen sind, haben von selbst diese Wissenschaften populär gemacht. Und die Popularisierungsbestrebungen, die heute vielfach Platz gegriffen haben auf diesen Gebieten der Wissenschaft, entstammen zum guten Teil doch einer natürlichen Nachfrage bei der Allgemeinheit. Dieser Nachfrage entspricht auch das Angebot, dem wir bei der Zeitung begegnen, und es ist nur zu natürlich, daß

Digitized by Google

dieses den elementaren Bedürfnissen breiterer Massen durch aufmerksames Pflegen eines aus den Wissenschaften gespeisten Bildungsteils entgegenkommt. Es besteht übrigens in dieser Beziehung eine alte Tradition, der auch die moderne Zeitung von heute nur folgt. Die alte Nachrichtenzeitung des 17. und 18. Jahrhunderts hat mit dem, was sie brachte, stets dem Instinkt der Menschen für das Staunenerregende, das Wunderhafte in der Natur Nahrung gegeben, und im 19. Jahrhundert hat die liberal-politische Zeitung sich immer auch in allgemeingeistiger Hinsicht die Sendung, Träger des Lichts und der Aufklärung im Volk zu sein, zuerkannt. Man blieb also in unsern Tagen doch nur auf einer schon betretenen Bahn, wenn man in immer steigendem Grade das Wissenschaftsgebiet in den Rahmen der Tagespresse einzubeziehen suchte und die Lichter der Erkenntnis, die sonst nur für einen engeren Kreis der Wissenden da waren, auch vor der Masse, und sei es auch nur aus weitester Ferne, aufleuchten ließ. So stößt man jetzt in der größeren und mittleren Tagespresse ständig auf teils oberflächlich orientierende und leichter gehaltene, teils gewichtige und tiefer gegründete Aufsätze, in denen modernste Probleme über chemische Prozesse, Zusammensetzung der Materie, geologische Perioden, medizinische Entdeckungen behandelt werden, ja, die Zeitungen geben am liebsten den Forschern selbst das Wort, damit sie in gemeinverständlicher Weise über ihr Fach weitere Leserkreise unterrichten und so den vorhandenen Respekt vor der Wissenschaft vertiefen und verstärken. Man muß auch sagen, daß die frühere Scheu der Wissenschaftler vor der großen Öffentlichkeit in der Gegenwart doch mehr und mehr zu schwinden beginnt. Es hat auch für den Gelehrten etwas Verlockendes, wichtige Erkenntnisse, die ihm am Herzen liegen, auf der Tribüne der großen Tageszeitung vor ein großes Forum zu bringen. So ist es zweifellos ein Verdienst der Presse, daß sie den allzu stark ausgeprägten esoterischen Zug des reinen Wissenschaftlers erweicht und in ihm den Ehrgeiz geweckt hat, schwierige Problemzusammenhänge auch dem einfacheren Verständnis näherzubringen. Handelt es sich zunächst auch mehr um Mitteilung von Ergebnissen der Forschung, so gibt solche Darlegung doch auch Gelegenheit, einen Einblick zu gewähren in die Methoden, die die wissenschaftliche Arbeit anwendet. Man kann im großen Publikum auch den Sinn, das Organ für wissenschaftliche Erkenntnis allmählich bilden. Dadurch erst kann auch die große Masse von dem Wahne, dem Aberglauben an die Allmacht der Wissenschaft, wie er ihr einstens eingehämmert wurde, erlöst werden, sie bekommt durch solche Einführung in diese oder jene Gebiete doch mehr eine Ahnung davon, was die wissenschaftliche Forschung kann und was sie nicht kann. Die größere Publizität, die die Zeitung der Wissenschaft verschafft, ist geeignet, die Einsicht in das, was gesicherte Erkenntnis und was bloße Hypothese ist, doch zu vertiefen.

Es werden in neuerer Zeit vielfach Stimmen laut, die vor allzu weit getriebener Aufklärung auf medizinisch-wissenschaftlichem Gebiet warnen. Die Popularmedizin, die ein recht beliebter Gegenstand für die Tagespresse geworden ist, ist vielen Medizinern aus leicht begreiflichen Gründen ein Dorn im Auge. Manche sehen in der Popularisierung ihrer Wissenschaft eine Gefährdung des Ansehens und der Autorität des ärztlichen Berufes und Standes, andre befürchten, daß das Hineintragen der medizinischen Aufklärung in das breite Publikum

Digitized by Google

nur vermehrte Unruhe und Verwirrung zur Folge habe, die dem Arzt sein Wirken erschwere. Aber trotz solcher Einwände, die sicherlich einen Kern von Berechtigung haben, wird die Presse in Anbetracht des starken Interesses, das in weiten Kreisen der Aufklärung auf dem Gebiete des Gesundheitswesens entgegengebracht wird, diesen Stoff kaum mehr aus ihren Spalten fernhalten können; nur wird sie durch solche Kritik an dieser medizinischen Aufklärung durch die Presse noch mehr gemahnt darauf acht zu haben, daß dieses heikle und schwierige Gebiet nicht in die Hände gewissen- und kritikloser Sensationsmacher kommt, sondern ernster, gediegener Sachkenner. Solche stellen sich auch der Presse, sofern von ihr nur die richtige Anregung ausgeht, in zunehmendem Maße zur Verfügung, um von der Plattform der Zeitung das, was als gesicherte Erkenntnis zum festen Bestand des wissenschaftlichen Besitzes gehört, weitesten Kreisen zu vermitteln. Sie wissen, es bringt solche Vermittlung medizinisch-elementarer Bildung keine Erschwerung der Arbeit des Arztes mit sich, sie kann im Gegenteil, sofern sie sachgemäß und ernst ist, diese nur erleichtern und unterstützen. Vielleicht hat gerade die mittlere und kleine Presse, die der großen Menge des Landvolkes dient, noch nicht ganz erfaßt, welche Mission ihr in dieser Beziehung im Interesse der Volksgesundheit zukommt. Die Presse ist und bleibt das vornehmste Mittel, durch das die elementarste hygienische Aufklärung ins Volk gebracht werden kann.

Da das Interesse, das die Allgemeinheit an den Wissenschaften nimmt, einen stark praktischen Zug hat, so ist natürlich im Zeitungspublikum mehr Nachfrage nach der *angewandten* Wissenschaft, vor allem streckt sich das allgemeine Interesse der Welt der *Technik* entgegen. Bei der stürmischen Vorwärtsbewegung, die hier herrscht, indem jeder Tag umwälzende Fortschritte bringt, neue Perspektiven eröffnet, möchte der Durchschnittszeitungsleser von seiner Zeitung über das Wichtigste, das hier vorgeht, in einer einfachen, leichtfaßlichen Form stets orientiert werden. Es ist also ganz natürlich, daß die Tagespresse auch mehr und mehr die Technik in ihren Bereich einbezieht und ihre Leser in gewissen Abständen über die Vorgänge auf diesem Gebiete unterrichtet. So ist man zu den technischen Beilagen gekommen. Nach einer Feststellung im Zeitungsverlag[1] haben jetzt etwa 1000 Zeitungen solche technischen Beilagen. Die Frage ist dabei nur: soll sich die Beilage an den gesamten Leserkreis wenden oder nur den Fachmann ins Auge fassen. Aber für den Fachmann sind ja die Fachzeitschriften da, und wenn man sich zu sehr auf ihn einstellt, kommt leicht das nichtfachmännische Publikum zu kurz. Auf dieses letztere kommt es jedoch in erster Linie an, da es sich um die Befriedigung eines in der Allgemeinheit vorhandenen elementaren Interesses handelt.

Auf dem Gebiete der *Geisteswissenschaften* engt sich dagegen die Betätigung der Tagespresse mehr ein. Gewisse Stoffkreise scheiden von voruherein ganz aus. Der Altertums-, der Literatur-, der Sprachwissenschaft, dem philosophischen Schulwissen wird die Tagespresse weniger Berücksichtigung zuteil werden lassen, da im großen und ganzen auch der gebildete Leserkreis den in diesen Wissenschaften in Betracht kommenden Fragen-

[1] Die technischen Zeitungsbeilagen von Joachim Böhmer, Berlin 1927, Nr. 34.

Digitized by Google

komplexen innerlich zu ferne steht. Es fehlen da im allgemeinen doch die Voraussetzungen für ein dauerndes Interesse. Etwas anders steht die Tageszeitung zu der Geologie, Archäologie, Prähistorie, der Spatenwissenschaft. Untergegangene Welten, Kulturen, Menschentum aus vergangenen Zeitaltern haben stets für die Phantasie der Menge einen großen Reiz. Was davon durch den Spaten zutage gefördert wird, das begegnet auch da, wo man zur Altertumskunde sonst kaum eine Beziehung hat, lebhafter Aufmerksamkeit. Mit sicherem Instinkt läßt sich darum die Presse diese gerade in der Gegenwart so erfolgreich betriebenen Ausgrabungen nicht entgehen. So finden oft die Fundberichte und die daran sich knüpfenden kulturhistorischen Erörterungen eher den Weg in die Tagespresse als in die Fachzeitschrift, jedenfalls hat die gebildete Welt in der Hauptsache ihr Wissen um archäologische oder prähistorische Tatbestände aus der Presse. Das dadurch in der Allgemeinheit geweckte Verständnis und Interesse für diese Dinge kommt natürlich den Arbeiten wieder zugute und sichert ihren Trägern materielle und moralische Mithilfe auch in weiteren Kreisen, in denen man sonst von derlei Dingen nicht viel versteht.

Mit der Historie in der Tagespresse hat es eine eigene Bewandtnis. Aus dem eben Gesagten ergibt sich, daß der Sinn für die Vergangenheit, ihre Menschen, ihre Einrichtungen, ihre Kultur den Menschen im Blute liegt. Man hört insbesondere gern erzählen von den Kämpfen, Leiden, Taten der Väter und hängt an den Helden, deren Namen und Leistungen die Überlieferung bewahrt. Es ist darum nur natürlich, daß die Zeitung dem historischen Bildungsstoff einen bevorzugten Platz einräumt. Und doch kann man sich auch wieder darüber wundern, wie wenig dieser dankbare Stoff vom Journalismus noch ausgewertet wird. Man hat oft deutlich den Eindruck, daß ihm teilweise zu sehr der Zugang zu den Schächten fehlt, wo ein erfolgversprechender Abbau sich lohnt. Man weiß nicht recht, wo das Gold, nach dem große Mengen greifen würden, zu holen ist. Es wird wohl auch von Ausnahmen abgesehen, die Verbindung mit den Kennern und Fachleuten zu wenig gepflegt, und wo man sie hat, lassen diese es wieder an sich fehlen, indem sie den Unterschied zwischen der historischen Fachzeitschrift und der den Tagesbedürfnissen dienenden Zeitung nicht erfassen. Jedenfalls könnten die gewaltigen intellektuellen und moralischen Werte und Schätze, die die Vergangenheit unsres deutschen Volkes bergen, noch ganz anders im Interesse der Volksbildung und nationalen Gesinnung von unsrer Presse nutzbar gemacht werden. Am meisten leisten da noch die Zeitungen, die nicht zu sehr unter dem Druck von Parteimeinungen stehen; denn die ausgesprochene Parteizeitung findet besonders schwer das unbefangene, ruhige Verhältnis zur Vergangenheit. Es wird oft sehr bedenkenlos in den Dienst der Parteiauffassung gezwungen, der Parteirichtung der Zeitung angepaßt. So wird aus der Historie in der Zeitung nur zu leicht eine Tendenzhistorie. Die Linkspresse verwendet geschichtliche Betrachtungen und Erörterungen, um das, was sie historische Legendenbildung nennt, zu zerpflücken. Die Rechtspresse sieht ihre Aufgabe hauptsächlich darin, einen überlieferten Geschichtsmythos aller Kritik und Skepsis gegenüber möglichst zu konservieren. Es sei freilich zugegeben, daß die große führende Presse um ihres Prestiges willen sich verpflichtet fühlt, durch Original-

Digitized by Google

beiträge namhafter Historiker von Zeit zu Zeit ihrem Leserkreis Hochwertiges zu bieten, aber man hat doch den Eindruck, daß auch sie längst noch nicht oder vielleicht auch nicht mehr — vielfach war es vor dem Kriege besser — auf der Höhe ihrer Aufgabe steht. Das hat seinen Grund auch darin, daß sie in Anbetracht ihres Objektes, das jeder Zeitung heute mehr vorschwebt, eben des Massenpublikums, den inhaltsschweren, große geistige Anforderungen stellenden Aufsatz lieber vermeidet, sofern sie ihn nicht etwa nur um des Rufes der Zeitung willen mehr erträgt, als eigentlich absichtlich und liebevoll pflegt. Die Leistungen der Korrespondenzen auf diesem Gebiete sind als Durchschnittsmassenware meistens erst recht von geringerem Werte. Die Billigkeit der Ware, die bei diesen Korrespondenzen infolge der großen Konkurrenz die Devise ist, läßt natürlich einen größeren Aufwand zur Honorierung hochwertiger Kräfte nicht zu. So ist das, was hier in Geschichte — abgesehen von dem rein Anekdotenhaften, das immerhin auch einigen Wert hat — zumeist geboten wird, etwas gar zu mittelmäßig. Immerhin muß bei aller Unzulänglichkeit der Leistungen der Presse auf diesem Gebiete doch das anerkannt werden, daß es ihr vor allem zu danken ist, daß die Gedenktage an historisch einschneidende Ereignisse und große geschichtliche Persönlichkeiten Tage des Erinnerns werden an die Väter und ihre Taten. So dienen doch wenigstens diese Anlässe stets dazu, unserm Volke das Gewissen dafür zu schärfen, daß die Söhne auf den Schultern der Väter stehen, und wir alle jederzeit von dem zehren, was sie uns erarbeitet haben. Wenn es in der Atmosphäre der Nachkriegszeit eine Zeitlang scheinen mochte, daß die Masse des deutschen Volkes ein geschichtsloses Volk wird, das die Werte der Vergangenheit mit Füßen tritt, so hat sich hierin heute schon ein fühlbarer Umschwung vollzogen, und diese Änderung ist zum Teil auch eine Wirkung des sich wieder auf die historischen Werte besinnenden Journalismus und der Zeitungsleute überhaupt. Zum andern freilich zwingen die in der Masse aufkommenden andersartigen Motive und Stimmungen die Presse wieder in diese Richtung hinein, in der sie doch sorgsamer die Fäden, die mit der Vergangenheit verbinden, pflegen muß. Sicher ist jedenfalls: wenn ein Volk den Zusammenhang erhalten will mit seiner Geschichte, so braucht es dazu in erster Linie die Mitarbeit der Presse. Gewiß ist das, was die Schule, die niedere wie die höhere, leistet, von grundlegender Bedeutung. Aber es hält zumeist nicht lange stand und wird wieder von den Eindrücken und Erfahrungen des flutenden Gegenwartslebens zugedeckt. Das Buch, das das Gestern rekonstruiert, ist heute mehr als je auf enge Kreise beschränkt. Mit dem Bildungsmittel der Tagespresse, die Tag für Tag zu Millionen spricht, kann sich schlechterdings nichts messen. Die Menge wird in ihrer Geistes- und Sinnesrichtung immer vor allem andern bestimmt von der Lebensluft, dem Zeitgeist, dem Zeitfluidum, das sie umfängt: die Keime, Antriebe, Energien, die der jeweiligen Zeitströmung innewohnen, geben in der Hauptsache die Elemente ab, aus denen sich die Lebenssubstanz dieser Menge zusammensetzt. Der wichtigste Vermittler, der diese Elemente der Gesamtheit nahebringt, ist und bleibt nun aber einmal die Zeitung. Insofern nun die Zeitung, einer Neigung für die historischen Werte folgend, diese widerspiegelt und weiter von sich aus auch bewußt und absichtsvoll das jedem Volke aus der Vergangenheit überkommene Erbe hütet,

Digitized by Google

kann sie dadurch offenbar viel zur Bildung des historischen Sinnes in einem Volke beitragen.

Alle Bildungswerte empfangen ihre Krönung und Verklärung durch die *Religion*. Es ist nur natürlich, daß in der Entwicklung des Zeitungswesens, die eine steigende Besinnung auf die allgemeinen geistigen Bildungsaufgaben gebracht hat, auch der religiöse Faktor wieder eine größere Bedeutung in der Presse erhalten hat. Die Zeitung der liberalen Epoche ging dem Religiösen sorgsam aus dem Wege. Die politische Zeitung, die in diesem Zeitalter zur Entwicklung kam, gewährte dem religiösen Thema nur Raum, sofern es Verbindung mit politischer Problematik hatte. Nur dieser wußte sich die Presse verhaftet und verpflichtet, niemals aber den Erscheinungen von Religion und Kirche. Wie man in der guten Gesellschaft nicht von so etwas redete, so auch nicht in der Zeitung. Von den Vorgängen, Bewegungen, die es auf diesem Lebensgebiete gab, möglichst wenig Notiz zu nehmen, das war gleichsam stillschweigende Übereinkunft in der Welt des liberalen Journalismus und des liberalen Zeitungsgewerbes. Das ist heute anders. Nicht als ob die Zeitung frömmer geworden wäre, aber die Frömmigkeit, die Religion, ist in unsern Tagen auch von den Zeitungsleuten als eine der stärksten sozialen Mächte, die man nicht ignorieren kann, erkannt. Die Art und Weise, wie das religiöse Gut im Volke gepflegt wird, wie die Kirchen arbeiten, die religiösen Kräfte sich besonders sozial und politisch auswirken, das ist darum ein Gegenstand sorgsamsten Aufmerkens für die Zeitung von heute geworden; denn alles das ist ja von größter Bedeutung für das öffentliche Leben, und dem öffentlichen Leben will doch die Zeitung vor allem dienen. Alle Veranstaltungen, Tagungen, auf denen religiöse, kirchliche Themen zur Erörterung kommen, werden sehr beachtet; was hier gesagt, verhandelt wird, an die Öffentlichkeit weiterzugeben, so ausgiebig wie möglich, ist ein wichtiges Anliegen für die große führende Zeitung geworden. Gewiß ergibt sich das in erster Linie aus dem Informationsberufe der Presse, aber dabei wirkt, wenn auch noch nicht so bewußt, als Bewegendes auch das Verantwortungsgefühl für die Bildung, die Geisteskultur des Volkes mit, und die Religion ist nun einmal eins der vornehmsten Stücke der Geistesbildung. So hat in der Gegenwart auch die Diskussion religiöser Probleme in einem großen Teil der Presse, auf der Linken wie der Rechten, einen anerkannten Platz. Gern geben die großen Zeitungen und in ihren Spuren die andern den Fachleuten, den Theologen das Wort. Der Geistliche kann sich auf dieser Kanzel hören lassen wie jeder, der zu der religiösen Frage etwas zu sagen hat, was die Allgemeinheit angeht. Die Atmosphäre hat sich also wesentlich geändert und darum auch die Zeitung, für die es ein Lebensinteresse ist, im Einklang zu bleiben mit dem Massenpublikum. So hat sie sich auch dem wieder mehr aufkommenden metaphysischen Bedürfnis elastisch angepaßt und fühlt sich verpflichtet, auch an ihrem Teil diese Pflanze als zum allgemeingeistigen Bildungsgarten gehörig zu hüten. Aber die Zeitung ist nun einmal etwas so ausgesprochen Weltliches, daß sie von selbst von sich aus Distanz hält zu dem, was nicht von dieser Welt ist. Was ganz der Öffentlichkeit gehört, wie die Tageszeitung, steht nun einmal von Haus aus in einer gewissen Spannung, wenn nicht geradezu im Gegensatz zu dem „Leben mit Christo in Gott verborgen", also zur Religion. Sonach wirkt, von der Zeitung gesehen, ein

Digitized by Google

erbaulicher Artikel als Leiter doch immer mehr oder minder als ein Fremdkörper, der als stilwidrig und fehl am Ort empfunden wird. Die katholische Zeitung, die aus der religiös-katholischen Weltanschauung geboren ist, steht da natürlich anders als das der eigentlichen Welt entstammte Institut der allgemeinen Zeitung. Die sozialdemokratische Zeitung ist wiederum auch heute noch sichtlich bemüht, Religiös-Kirchliches nicht zu nahe an sich herankommen zu lassen.

Wenn mithin Zeitung und Religion als zwei verschiedene Welten auch angemessenen Abstand voneinander halten, trotz gegenseitigen wohlwollenden Verständnisses, das sie sich heute mehr als früher gegenseitig bezeugen, so ist es mit dem Gebiet der Geisteskultur der *Kunst* wesentlich anders. Ist die Zeitung so beherrscht von dem Drange, Bildungsinstitut, allgemeiner Kulturfaktor zu sein, so muß sie die Welt der Kunst in allen ihren Zweigen so viel wie möglich in ihren Bereich einbeziehen. Sie hat einen neuen Ehrgeiz sich einpflanzen lassen, eine Stätte darzustellen, in der alle die schaffenden Kräfte der Kunst, die das Symbol des Wortes verwenden, mit dem Worte gestalten, bilden, formen eine Heimat, finden. Sie gibt sich Rechenschaft davon, wie Phantasiebedürfnisse, Schönheitssinn, Sehnsucht nach Licht, Sonne, Abwechslung in den Menschenherzen ihr Recht verlangen, angeregt, belebt, gestillt werden wollen. Danach stellt man Lesestoff zusammen, sieht sich überall im Reiche der Dichtung um, pflückt die Blumen, wo man sie findet, um dem Leserkreis jederzeit wieder einen andern bunten Strauß überreichen zu können. Man ist dabei nicht immer zu wählerisch; es muß ja alles gar schnell gehen, es ist zum Teil auch noch ein ungeformter, roher Geschmack, dem man vielfach zu genügen hat. Es muß stets etwas sein, das rasch apperzipiert werden kann, das auch dem Durchschnitt zugänglich ist und seinem Reizbedürfnis entspricht. Es läuft also sehr viel Gewöhnliches, Banales, Sentimentales, auf gröbere Affekte Berechnetes mit unter, denn der ideale Zweck wird immer durch den geschäftlichen gedrückt. Es ist nicht anders als wie mit dem Theater, das soundso oft die rein künstlerischen Interessen den geschäftlichen unterordnen muß. Das Publikum darf also an diesen künstlerischen Teil nicht so sehr absolute Maßstäbe anlegen. Die Zeitung muß gehen, muß abonniert, gekauft werden, womöglich Massenabsatz haben, daher kann auch nur dem Geschmack, dem Bedürfnis der Masse Rechnung getragen werden. So kann das, was gemeiniglich die Zeitung an Literatur bietet, nur Durchschnitt sein. Immerhin ist es die große Zeitung ihrer Tradition, ihrem Ruf schuldig, daß sie auf eine höhere literarische Stufe bedacht ist. Sie läßt erste Erzähler zu Worte kommen; Romane bester Dichter und Schriftsteller erscheinen, ehe sie in Buchform herauskommen, in der Zeitung, und die für den Bildungsteil verantwortlichen Journalisten sind in vielen Zeitungen mit feinstem Verständnis für Literatur und Kunst nach ersten Kräften bemüht, beim Publikum um Verständnis für künstlerische Schöpfungen zu werben, die Vermittler zwischen dem künstlerischen Menschen, dem Dichter und dem gewöhnlichen Menschen abzugeben. Für Haus und Familie wird dieser literarische Teil der Zeitung, die täglich auf den Tisch kommt, immer wichtiger. Er ist oft für alle Glieder die einzige Brücke, die in das Reich der dichtenden, schaffenden Kunst führt. Was man weiß über das, was in dieser Welt vorgeht, hat man nur daher. So wird jedes

Digitized by Google

Zeitungsunternehmen der Ausgestaltung gerade dieses Bildungsteils seine besondere Sorge zuwenden und in Literaturbeilagen, Unterhaltungsblatt, Erzählung, Roman, Novelle nach Möglichkeit Bestes zu bieten suchen. Ein gut Teil des geschäftlichen Erfolgs des Unternehmens hängt daran.

Wenn so die Presse heute hauptsächlich aus kaufmännisch-verlegerischem Interesse heraus vielfältigste Bildungsstoffe aus andern Sphären der verschiedensten Art sich einverleibt und eigentlich sozusagen mit fremdem Gut ihren Wert steigert, so gibt es aber wieder Bildungsgut, das ganz auf dem Boden der Zeitung gewachsen, nur hier zu Hause ist und auch nur hier im Grunde allein gedeihen kann. Das ist das *Feuilleton*[1] im engern Sinn. Es ist literarische Produktion aus dem Tagesdienst, will nur dem Tage dienen, den Leser im Tageslauf einen Moment zum Stillstehn, Aufmerken nötigen, gleichsam im Vorüberhuschen mit einem Einfall, einem Gedanken, einer Idee, den Geist, die Seele, wenn auch nur so obenhin, ritzen und reizen, es ist darum auch leichtgeschürzt und -beschwingt, da ja nicht etwas Ewiges, Zeitloses hervorgebracht, in die Seelen gesenkt werden soll, das nimmer verloren, nimmer untergehen soll. Das Feuilleton erstrebt gar nichts anderes, als daß es einmal kurz aufblitzt, zündet, einen hellen Schein verbreitet, für einen Moment belebt, erfrischt, anregt, um dann wieder im Nichts zu versinken. Es ist alles geschehen, was geschehen konnte. Es kann darum das Stoffliche des Feuilletons an sich wenig bedeuten. Es kann sich um ein banales Vorkommnis, ein nichtssagendes Erlebnis handeln, aber es ist ihm gegeben, Geist in Bewegung zu setzen, einen Einfall zu rufen, formendes, gestaltendes, künstlerisch spielendes Produzieren auszulösen in einem Geist, der für dieses zufällige Geschehen gerade das rechte Auge hat, gewissermaßen darauf abgestimmt ist. Das Stoffliche ist also nur ein Anlaß, der einem Virtuosen des Wortes Gelegenheit gibt, daß er seine Kunst, mit dem Worte umzugehen, in allen Farben spiegeln zu lassen, ins helle Licht setzen kann. Wir haben es mit literarischen Erzeugnissen zu tun, in denen die Wortkunst, die Stilkunst schließlich alles ist, so daß was an seelischer Wirkung dadurch erreicht wird, ob es nun überrascht, verblüfft, nachdenklich oder schwermütig, traurig oder sonnig stimmt, auf diese Kunst des Wortgebrauchs zurückgeht. Diese feuilletonistische Kunst des Schreibens, ob sie sich in der Form einer Skizze, einer Novellette, einer Plauderei, eines Aphorismus, eines Gedankensplitters, eines Essay gibt, ist erst mit der Journalistik in die Welt gekommen. Diese geistige Fechtervirtuosität und Jongleurkunst des Wortes kann nur auf dem Holze des kämpfenden Journalismus, bei dem man Tag für Tag die Klinge mit irgendeinem Gegner zu kreuzen hatte, gewachsen sein. Es ist freilich diese journalistische Kunst ein französisches Gewächs, das in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Paris aufkam. An sich ist es undeutsch, etwas zu sagen, was man nicht um der Sache, sondern nur um der Form willen sagt, aus spielerisch-künstlerischem Forminteresse heraus. Aber seit Börnes und Heines Tagen hat dieser Feuilletonismus auch Heimatrecht in der deutschen Tageszeitung. Feuilletonisten wie Peter Altenberg, Hermann Bahr, Alfred Polgar, Fred Hildenbrand, Aubertin und andre haben dem deutschen Feuilleton

[1] Vergleiche hierzu *Orplid*, Heft 9, Dezember 1926.

Digitized by Google

auch den Rang eines Kunstwerkes gegeben. Aber allerdings dem großen Publikum in Stadt und Land, das für den modernen Zeitungsunternehmer die Basis abgibt, sagen solche Namen nichts. Die künstlerische Qualität in ihren Leistungen ist ihnen verborgen. Daher pflegt der Teil der Presse, der besonderen Wert darauf legt, stets im Einklang mit diesen Masseninstinkten und Durchschnittsansprüchen zu bleiben, doch kaum sehr diese literarische Spielart. Sie konnte sich nur recht ansiedeln in einer Presse, die sich mehr auf einen bestimmten großstädtischen Menschentypus mit ausgeprägt literarisch-ästhetischen Neigungen einstellt und Wert darauf legt, von der in der herkömmlichen Form deutscher Tradition einhergehenden Presse Abstand zu halten. Es ist also *die* Presse, die am wenigsten in den Verdacht kommen möchte, daß sie wie die andern allzuviel Bindungen hätte durch aus der Vergangenheit stammende Werte. Vorurteilslosigksit und Feuilletonismus gehen Hand in Hand. So ist kein Wunder, daß die feuilletonistische Schreibart mehr in ausgesprochen linksgerichteten großstädtischen Zeitungen gepflegt wird. Aber es kann auch der Bildungsteil der dem Feuilletonismus abgeneigteren Presse den Einfluß dieses ganz aus der Zeitungsatmosphäre geborenen literarischen Stils nicht verleugnen. Seine Merkmale und Züge sind auch unschwer in den Zeitungen mit konservativ literarischem Charakter zu entdecken, ja, die Spuren feuilletonistischer Formgebung sind sogar über die Zeitungssphäre hinaus in der gesamten geistig-kulturellen Produktion der Wissenschaft, Dichtung, des politischen, des wirtschaftlichen Schrifttums zu verfolgen. Es bestehen freilich in weiteren Kreisen noch erhebliche Vorurteile gegen diesen aus dem Journalismus stammenden Stil. Man verbindet mit ihm nur zu sehr ohne weiteres Vorstellungen einer Schriftstellerei, die in oberflächlicher, spielerischer Weise mehr um die Dinge herumredet, statt auf den Kern zu dringen und das innere Wesen zu erfassen. Die Charakterisierung: feuilletonistisch disqualifiziert von vornherein in vielen Kreisen eine literarische Leistung; so wenig hält man diese Schreibweise mit der auf die reine Erkenntnis der Sache dringenden Erörterung vereinbar. Aber mit solchem Urteil wird man dem Wesen dessen, was da in Frage steht, kaum gerecht. In dieser ganzen Art, sich mit einem Sein auseinanderzusetzen, ist ein neues Element in die deutsche Geistigkeit, in das deutsche Schrifttum eingegangen, das ohne Zweifel dem Bewegten, dem Fließenden, dem Nuancierten, das in den Dingen liegt, mehr nahekommt. Mit dem feuilletonistischen Sehen und Formen ist unstreitig der Sinn dafür geschärft worden, daß es das persönliche Ich ist, das individuelle Geistsein, das den Dingen doch auch wieder ihren eigenen Wert und Gehalt gibt, und daß, je nachdem etwas gesehen wird, subjektiv persönlich, es dadurch Stand und Wesen erhält. Das Feuilletonistische erinnert daran, daß mit dem Wort, dem Namen erst das gefunden ist, was den Dingen Gesicht gibt, und daß die Welt so reich oder so arm ist, als wir ihrer durch das Wort mächtig oder nicht mächtig geworden sind. Durchaus verfehlt wäre es also, wollte man von vornherein solchen Feuilletonstil als etwas zu deutscher Art nicht Passendes allgemeinhin mit dem Bann belegen und ihm innerhalb des Reiches der Zeitung nur einem mehr weltbürgerlich abgestimmten Zeitungstyp über-

---

[1] Vergleiche hierzu die Zeitung von Otto Groth, 1. Bd., S. 857ff.

Digitized by Google

lassen. Es handelt sich hier nun einmal um eine eigenartige künstlerische Formgebung, bei der durch Anwendung der Dialektik des Wortes den Dingen Lichter und Farben aufgesetzt werden, die sie uns von ganz andrer Seite zeigen und insofern auch wieder tiefer ihr Wesen offenbaren. Das Feuilletonistische wird schon deshalb in der Zeitung sich behaupten und auch der deutschen Geistigkeit sich mitteilen, weil diese bedächtige Schwere, mit der wir an alles und jedes denselben schwerfälligen Apparat des logischen diskursiven Denkens anlegen, nach Ergänzung und Gegengewichten geradezu schreit. Das ist ja auch die Schranke deutscher Geistigkeit, daß man immer glaubt, den Dingen nur mit Schrauben und Hebeln nahekommen zu können. Die Folge davon ist, daß, wie unsre gesamte deutsche Geistigkeit, so besonders die der deutschen Zeitung derart mit Pathos und Ethos geladen ist, daß daraus übermäßige Spannungen entstehen, die Verständigung und Ausgleich unter den Menschen oft so peinlich erschweren. Also eine gewisse Dämpfung dieses sich allzu wichtig nehmenden Geistes, der an alles, auch das Nichtigste und Geringfügigste, denselben tiefen Ernst setzt, kann schon nichts schaden. Das Schwebende, Gleitende, lässig Spielerische, das in der feuilletonistischen Schreibart liegt, hält in größerem Abstand von dem Objekt, das dadurch oft erst deutlicher wird. Es ermöglicht aber auch, was nicht minder wichtig ist und was dem Journalisten ganz besonders not tut, den Abstand von sich selber, daß er seiner Tagespnblizistik keinen größeren Wert beimißt, als sie verdient. Die spezifische Geistesfrucht der Zeitung, der Feuilletonstil, hat uns also schon etwas zu geben, und so unsympathisch uns manche seiner Auswüchse in der großstädtischen Asphaltpresse nach Pariser oder Wiener Mustern auch sein mögen, so dürfen wir den positiven Bildungsgewinn, der in dieser recht eigentlich journalistisch-literarischen Geisteshaltung liegt, nicht verkennen[1].

Wir können ihn um so mehr vorurteilslos würdigen, als wir gerade heute in einer geistigen Lebensbewegung stehen, die dem genannten Geistigkeitsstil eher entgegenwirkt und schon dafür sorgt, daß die Bäume des ästhetisch-literarischen Feuilletonismus nicht in den Himmel wachsen, auch nicht in der Zeitung. Es ist schon oft darauf hingewiesen, daß die Menschen unsrer Zeit vor allem dem *Objekt* zugewandt sind. Sie wollen das Ding, wie es ist, vor sich gestellt wissen, sie suchen den Gegenstand als solchen, ohne Verklärung und ohne besondere Beseelung durch ein Ich. Der Ruf nach *Sachlichkeit* geht durch das Geschlecht von heute. Man ist der Auffassung: was den Dingen ihren Wert gibt, das liegt *in* ihnen. Also soviel Objekte man hat, soviel Werte. Die Welt ist so reich, so reich sie ist an Objekten. Also gilt es nur das Objekt zu erjagen, zu stellen, all das Interessante, das Merkwürdige, das Individuelle, das Einmalige, das Einzigartige, das jedes Objekt darstellt, festzuhalten. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant." So hat aus diesen auf das Objekt, auf Sachen gerichteten Instinkt heraus das Reporterwesen in den Vereinigten Staaten eine so raffinierte Entwicklung und Ausbildung erfahren, und Europa kann sich der Strömung von jenseits des Ozeans nicht

---

[1] Vergleiche hierzu Paul Fechter. „Dichtung und Journalismus" in Weltliteratur der Gegenwart. Herausgegeben von Ludw. Marcuse, Berlin 1924.

Digitized by Google

mehr entziehen. Auch wir haben schon diesen rührigen, lebendigen, tätigen Reportergeist. „Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit, nichts ist exotischer als unsre Umwelt, nichts Phantasievolleres als die Sachlichkeit und nichts Sensationelleres als die Zeit, in der man lebt." Dieses schon oft zitierte Wort des „rasenden Reporters" (Egon Erwin Kisch)[1] ist in der Tat eine prägnante, treffende Formulierung dieser Geistesart, die unsrer Zeitung nach der Bildungsseite heute ein besonderes Gepräge zu geben beginnt. Im Grunde taucht da wieder nur etwas auf, was in dem primitiven Entwicklungsstadium der Zeitung des 16. und 17. Jahrhunderts, wenn auch erst in plumperer und roherer Form, schon war, als die „newen Zeitungen" als Vorläufer unsrer heutigen Zeitungen mit ihrem „erschröcklichen" Inhalt auf allen Märkten reißenden Absatz fanden. Die Träger der modernen Zeitung begegnen sich sichtlich alle in der Tendenz, die Zeitung mehr dem Allgemeinmenschlichen zurückzugeben und sie zum Spiegel alles dessen zu machen, was das wirkliche Leben aufwirft, natürlich insonderheit, was alles in dieser Welt der Tatsächlichkeit und Wahrheit an Merkwürdigkeiten, Seltsamkeiten, Romanhaftem, Bizarrem sich einander jagt. Also die Zeitung hat nichts zu erfinden, zu erdichten, sondern nur Wirklichkeit zu bringen, worin jedes Einzelbild, jeder Einzelausschnitt die Totalität des Kosmos spiegelt, jeder einzelne mit seinem kleinen, engen, individuellen Leben sich wiedererkennt. Um dieser Wiedererkennung willen streckt er sich solcher Sachlichkeit, Wirklichkeit entgegen und hat er solches Interesse für die menschliche Seite, „human side", die die amerikanische Presse vor allem so raffiniert ausarbeitet. Aber nichts andres als ein geschicktes Entgegenkommen gegenüber diesem Objekt- und Sachinteresse der Masse ist es, wenn alle Zeitungen, die großen wie die kleinen, mit emsiger Sorgfalt ein Stoffgebiet pflegen, das unter den verschiedensten Titeln auftaucht: „Aus der bunten Welt", „Aus Welt und Leben", „Unpolitische Chronik", „Geschichten ohne Politik" usw. Man würde auch solcher Sammlung nicht soviel Aufmerksamkeit zuwenden, wenn man nicht wüßte, daß das Publikum auf so etwas gestimmt ist und danach begehrt.

Aber was kann solchem Lesestoff für ein geistiger Nähr- und Bildungswert zukommen? Man möchte doch zunächst in all dem nur Stoff für oberflächlichste Unterhaltung sehen, der nur zu unfruchtbarem Zeitungslesen verführt. Gewiß kann das oft der Enderfolg sein, der von diesen heute so beliebten Darbietungen in der Presse ausgeht. Indes wird dieser Stoff anderseits doch wieder nur herausgefordert durch das elementare Bedürfnis, geistig in den Gesamtzusammenhängen des Lebens zu bleiben und Verbindung mit allem Menschlichen zu behalten. Was früher als Stoff bloß den Dichter reizte und am liebsten in dichterischer Verklärung genossen werden wollte, das will man heute mehr in nüchterner Sachlichkeit und Tatsächlichkeit vor sich gestellt sehen, und die Zeitung begibt sich in den Dienst dieses Bedürfnisses. Aber so oder so, ob dichterisch oder undichterisch, ob literarisch geformt oder in Reporterart berichtet, es hat alles Menschliche und Tatsächliche, mit dem man Gemeinschaft hat, doch von selbst die stille Wirkung, daß es der menschlichen Neigung zur engen Beschränktheit des Sichselbstgenügens wehrt und

[1] Egon Erwin Kisch „Der rasende Reporter", Berlin.

Digitized by Google

die Funktion stärkt, die mit der Umwelt leben, mit ihr empfinden und alles mit empfänglicher Seele auf sich wirken lassen möchte. Was also gerade die moderne Zeitung alles an Berichterstattung, Erzählung von reinen Tatsachen aus Welt und Leben bringt, aus nächster und entferntester Wirklichkeit, das ist doch letztlich eine Leistung, die in den Zusammenhang der Funktionen gehört, durch die die sozialen Instinkte, die Gemeinschaftsgefühle, die Solidaritätsempfindungen in der Gesellschaft eine naturgemäße, normale Ernährung und Belebung erfahren.

Aber das Massenpublikum mit seiner relativ einheitlichen geistigen Struktur, auf das sich die Zeitung einstellt, führt sie noch weiter auf der Suche nach neuen Mitteln und Formen, die Geistiges vermitteln könnten. Die Menge von heute will nicht mehr bloß lesen, sie will *sehen*, sie verlangt Stoff, der dem Schaubedürfnis Genüge tut. Es ist in der Masse ein Hunger nach dem Bilde. Die Zeitung wurde dazu gedrängt, mehr und mehr die Bildkunst in ihren Dienst zu stellen. So ist die *Bebilderung* der Zeitung aufgekommen, und zwar in der Form der Bildnachricht, die die Eindruckskraft der Nachricht durch das Bild unterstützt, oder in der Form des Bildartikels, der den Text mit entsprechenden Bildern erläutert. Es hat schier den Anschein, als ob wir am Anfang einer Entwicklung stehen könnten, welche uns nur noch eine Zeitung aus Bildern mit erläuternden Schlagworten darbietet. Während in außerdeutschen Ländern die bebilderte Zeitung schon vorherrschend zu werden beginnt und keine Kosten für Verbesserung der Technik und des Papiers gescheut werden, um wirkungsvolle Zeitungsbilder, sei es als Nachrichtenbilder oder Bildartikel, herauszubringen, ist unsre deutsche Presse in der Aufnahme des Bildes in den Text noch merklich zurückhaltender. Es liegt das freilich weniger an geistigen als an technischen Hemmungen, da das gewöhnliche Zeitungspapier noch schwer eine gute Bebilderung in technischer Hinsicht zuläßt. So haben die großen Zeitungsfirmen wie Ullstein, Mosse, Sozietätsdruckerei, Dumont-Schauberg, Broschek und andre sich entweder eigene Bildbeilagen geschaffen oder sie haben neben ihrer Zeitung sich besondere „Illustrierte“ zugelegt, die heute in scharfem Wettbewerb zueinander stehen, in dem bis jetzt die „Berliner Illustrierte“ mit ihrer Auflage von etwa 1 700 000 eine unbestrittene Siegerstellung einnimmt. Sie behauptet darum auch einzig den Donnerstag als ihren Ausgabetag. Aber sie muß doch schon die stärksten Anstrengungen machen, um ihre Stellung festzuhalten.

Zu dieser Entwicklung, durch das Mittel der Bebilderung der Zeitung auf das Publikum zu wirken, hat zweifellos die moderne Lichtspielkunst wesentlich beigetragen. Es ist das Kino, das erst diese Leidenschaft zum Sehen in das Publikum getragen hat, und diese Verwandtschaft gibt uns auch erst den rechten Maßstab für die Beurteilung des Bildungswertes des durch die bebilderten Zeitungen und die „Illustrierten“ Gebotenen. Es ist zum Teil dieselbe Welt, aus der es stammt, dasselbe Massenbedürfnis, das da befriedigt wird. Es ist dieselbe Menge, in deren Unterbewußtsein starke Sehnsüchte verborgen sind nach Fernem, Fremdem, Anderem, das dem eigenen Dasein entgegengesetzt ist. Je geringer die Aussicht ist, aus seiner kleinen Heimatenge herauszukommen, desto mehr sucht das Auge in stillem Verlangen gern märchenhafte Tropenlandschaft oder erhabene Eisregionen

Digitized by Google

des Hochgebirges. Die Kleinheit und Dürftigkeit eingeschränkter Verhältnisse weckt heimliche Sehnsucht, bei der das Auge gerne hängenbleibt an Bildern des Glanzes, des Luxus und des Überflusses aus der großen Gesellschaftswelt. Ist man selbst arm an Gefühlen und kennt man kaum sentimentale Regungen, so sieht man doch nicht ungern Menschen, die von Empfindung überströmen, und hat man rings um sich stets nur den Anblick von Mittelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit und ahnt man selbst etwas von der eigenen Unfähigkeit zu außergewöhnlicher Tat, so schaut man um so lieber in eine Menschenwelt, in der alles ins Große und Heroische geht. So steht die Masse unter dem Gesetz der Polarität. Das gibt dem Film mit seiner verlogenen Empfindungswelt und Handlung immer seine suggestive Wirkungskraft. Aber dieselbe seelische Massendisposition drängt auch zur Bildpublizistik der Zeitung. Nur befriedigen die publizistischen Unternehmungen in ihren Bildern im Text, ihren Bildbeilagen und illustrierten Zeitungen, dieses Massenbedürfnis doch in wesentlich gesünderer Weise als der Film. Sie erfinden eigentlich nichts und brauchen nichts zu erfinden, erdichten nichts bei dem, was sie dem Publikum an interessantem Bildstoff bieten. Es kann alles der Wirklichkeit entnommen werden. Es ist ja alles tausend- und millionenfältig da, es braucht bloß erjagt, bloß in die Kamera eingefangen zu werden. Landschaften, Städtebilder, aktuelles Tagesgeschehen, buntes Völkertreiben, Zwischenfälle der Zeitgeschichte, Berühmtheiten aus der Gesellschaft und dem Sportsleben, farbiges Allerlei von allen möglichen kleinen und großen Sensationen der Welt, das liefert Stoffe übergenug für die Bebilderung, und jahraus, jahrein verzehrt sich in der ganzen Welt Reportergenie, um diesen interessanten Stoff, nach dem die Menge giert, für große Zeitungsunternehmungen aufzutreiben und hereinzuholen.

Diese sich immer noch steigernde Rührigkeit und Betriebsamkeit, mit der die modernen Zeitungen in Wort und Bild die Fülle der Erscheinungen festzuhalten und ihrem Publikum zu vermitteln bestrebt sind, ist nicht von ungefähr gekommen, sie ist herausgefordert durch Bedürfnisse und Instinkte der Massenseele. Das Angebot entspricht vorhandener Nachfrage. Aber diese Nachfrage wird auch wieder bestimmt durch das Angebot. Was mehr triebhaft unbewußt wirkte, das wird durch diesen Objekts- und Sachfanatismus der Zeitung viel bewußter und lebhafter. Damit stellen sich aber auch Auswirkungen bedenklicherer Art ein. All diese Fülle von Dingen und Vorgängen, die man so Tag für Tag über die Menge ausschüttet, ist natürlich auch geeignet, ihre Reizsamkeit allzu stark zu erhöhen. Das Viele, das so der Masse vorgesetzt wird, verführt auch zu oberflächlichem Naschen oder steigert das geistige Eßbedürfnis derart, daß alles, was vor die Menge kommt, wahllos von ihr verschlungen wird. Aber darüber darf man doch auch die andre Seite nicht vergessen. Der Deutsche ist von Haus aus nach *innen* gewandt, ist leicht geneigt, sein Weltbild allzu ausschließlich von innen her aufzubauen und sich der Kontrolle durch die reine Tatsächlichkeit der Außenwelt zu entschlagen. Dagegen ist diese moderne Zeitung, für welche Sachlichkeit oberstes Prinzip wird, ein heilsames Gegengewicht. Es kann gar nicht anders sein, als daß der stete Umgang mit einer so auf das Objekt, auf die Sachen gerichteten Zeitung die Menschen gewöhnt,

Digitized by Google

mehr den Blick nach außen zu richten, daß dies einen stärkeren Tatsachen- und Wirklichkeitssinn dem Zeitungspublikum anerzieht und schließlich doch auch wieder die Freude an allem Menschlichen, das uns umgibt, erhöht. So kann die modernste Ausgestaltung und Ausweitung der Zeitung Strukturveränderungen einleiten, die den Wesenskern der deutschen Geistigkeit berühren. Die Zeitung hat Wirkungen auf die Masse, die weit über das hinausgehen, was den Trägern der publizistischen Unternehmungen vorschwebt.

Aber die Zeitung, gerade diese modernste, will an sich weniger mit Absicht und Bewußtsein die Gemeinde, die sie um sich sammelt, bilden. Das, was das ursprünglich Bewegende ist und bis zur Stunde das eigentlich Treibende darstellt, das ist, daß die Zeitung nur *Spiegel* sein möchte, nur informieren will über das, was ist. Sie will in erster Linie ja nur das Barometer sein, der feinere oder gröbere Registrierapparat, der auch über das Politische hinaus jede, auch die kleinste Bewegung im Gebiete des Geistes aufzeichnet, alle Strahlungen von daher auffängt und wieder der Allgemeinheit zurückgibt, sie ihr deutet, verständlicher oder auch manchmal unverständlicher macht. Der Apparat funktioniert nämlich nicht immer ganz richtig und reagiert auf dieses oder jenes terrestrische geistige Beben etwas falsch. Es bleibt unabhängig von der Zeitung und neben ihr noch ein großer Raum, noch ein bedeutsames Feld für die Einzelgeister, auf die Bewegungen der Zeit zu lauschen und sie selbständig zu deuten und zu verarbeiten. Wehe, wenn einmal die geistige Welt allein auf das angewiesen wäre, was das seiner ganzen Natur nach als Massenapparat grob konstruierte Instrument der Zeitung aufzeichnet. Aber diese Unzulänglichkeit des Instrumentes darf uns doch den Blick nicht trüben für die unleugbar vorliegende Tatsache, daß die Tageszeitung heute in dem bloßen Berichterstatten über die Atmung und Bewegung des geistigen Gesamtorganismus der Welt eine ganz ungeheure Bedeutung besitzt. Alles, was Jahr für Jahr in unzähligen Vorträgen, Konferenzen und Versammlungen, in allgemeinen Bildungs-, Gelehrten- und Künstlerkreisen, in Büchern und Fachschriften erzeugt wird, bliebe doch in relativ enge Kreise gebannt, wenn es nicht die Zeitung in eine größere Menge hinaustrüge. Da geht in irgendeinem Winkel ein geistiges Samenkorn auf, das zu einem wertvollen Fruchtbaum wird, und es ist nur die Zeitung, die auf ihren Flügeln den Samen dahingebracht hat. So kann ohne diese Berichterstattung heute das geistige Leben eines Volkes kaum noch gedacht werden. Das, was den geistig Interessierten so Tag für Tag aus den vielfach recht ausführlich gehaltenen Berichten über all die Vorträge, wissenschaftlichen, religiösen, kulturellen Tagungen und Konferenzen zugeführt wird, erlaubt ihnen nicht bloß auf dem laufenden zu bleiben über den Stand der geistigen Lebensbewegungen in der engeren und weiteren Kulturgemeinschaft, sondern dient damit auch dazu, die eigenen geistigen Kräfte in Tätigkeit zu erhalten. Man kann sich öfters wohl, ohne allzuviel dadurch einzubüßen, den Besuch von Vorträgen und Konferenzen schenken und sich an den Berichten darüber genügen lassen. Dazu nehmen wir infolge der schnellen und vielfach ausgezeichneten Berichterstattung der Presse fortwährend an allen den geistigen Auseinandersetzungen, wie sie die Tagungen der verschiedensten Berufsgruppen bieten, teil und empfangen dadurch für das eigene Denken

Digitized by Google

die wertvollste Befruchtung. Die Anzeigen und Besprechungen der neuerscheinenden Literatur, wie sie jede gute Tageszeitung bringt, sind heute für jeden, der mit seiner geistigen Umwelt, den darin auftauchenden neuen Kräften in Verbindung bleiben will, schlechthin unentbehrlich. Eine gute Buchbesprechung, die in das Buch wirklich einführt, ersetzt bisweilen die Lektüre. So lassen die Schriftleitungen des Bildungsteiles die wichtigsten Neuerscheinungen jetzt sehr oft in selbständigen Aufsätzen behandeln. Während sonst die Geistesarbeit, die in einem Buch steckt, nur der ganz beschränkten Zahl von Personen, die dieses Buch gerade lesen, zugute kommt, verschafft die Tageszeitung durch ihre Besprechung der Stimme des Verfassers eine über viele Tausende sich erstreckende Reichweite. Darum wird die Anzeige eines Buches in der Zeitung dem Verleger und dem Schriftsteller heute wichtiger als die, welche in der Fachzeitschrift erscheint, in die sie ihrem Inhalte nach zunächst gehört.

Bei alledem ist aber nicht zu vergessen, daß die Wirkungen, die von solcher referierender wie produzierender Tätigkeit der Zeitung ausgehen, wieder begrenzt sind. Es ist doch die Frage: Wer in der großen Menge, vor die alle diese geistigen Darbietungen aus Wissenschaft, Kunst und Leben kommen, ist in der entsprechenden Verfassung und Bereitschaft, daß er davon einen wirklichen Nutzen hat? Und da gilt es doch festzuhalten, daß nur der etwas davon hat, der schon über einen Bildungsgrundstock verfügt. Es setzt sich nur da wieder etwas neu an, wo schon etwas ist von geistigem Besitz. Unter der großen Masse derer, die täglich an den mit soviel Geisteswerten aus den verschiedensten Quellen und Bezirken beladenen Tisch gesetzt werden, ist es immer nur ein engerer Kreis, der das Gebotene einigermaßen würdigen, verstehen und es sich so zu eigen machen kann, daß er dadurch geistig gefördert und bereichert wird. „Nur wer da hat, dem wird gegeben, und er wird die Fülle haben. Wer da nicht hat, von dem wird auch das, was er hat, genommen werden." Er wird durch das Viele und das Vielerlei der Nahrung, die er so gewohnheitsmäßig zu sich nimmt, vielfach nur verwirrter, stumpfer, oder es geht all das, was man so in Massen verkonsumiert, doch nur als ein Fremdstoff durch den Körper, ohne das geringste zum Zellenaufbau des geistigen Organismus beizutragen. Also es ist bei dem reichlichen und überreichlichen Angebot von Bildungsstoff in der Tageszeitung wohl an *alle* gedacht, doch auch hier gilt: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Indes die wenigen bleiben immer den vielen verpflichtet. Ohne die vielen, die gerade durch das Mannigfaltige des allgemeinen geistigen Lesestoffes der Zeitung angezogen werden, kein geschäftliches Gedeihen der Zeitung, und ohne dieses Gedeihen besteht auch keine Möglichkeit, auf die stete Verbesserung und Vervollkommnung des Bildungsteiles hinzuarbeiten, der doch wieder im Grunde nur einer verhältnismäßig kleinen Minderheit zugute kommt. Denn für die Masse ist der geistige Nährwert der gesamten Bildungsstoffe nicht allzu hoch anzuschlagen, weil bei ihr großenteils alle die Voraussetzungen fehlen, diese Elemente in einen vorhandenen geistigen Zusammenhang und Vorrat einzuordnen und so erst wirksam zu machen. Es hat bisher in der deutschen Presse stillschweigend die gute Tradition geherrscht, daß gerade die Ausgestaltung und Pflege des der allgemeinen Geisteskultur dienenden Teils in erster Linie mit Rücksicht auf diese engere

Digitized by Google

Gemeinde der Geistigen, der Unterrichteten, der Gebildeten aus allen Ständen zu erfolgen hat. Aber es ist, wie jeder Kenner weiß, auch eine Richtung im Kommen, die sich nur auf die gewöhnlichen Instinkte des großen Leserkreises einstellt und kein andres Ziel verfolgt mit der Lieferung der geistigen Nahrung als die Befriedigung eines gewissen, mehr animalischen Eßbedürfnisses der großen Menge, so daß nur die eine Aufgabe bleibt, die Leserschaftswelt auf diese einfachsten und ursprünglichsten Neigungen abzutasten. Auf diesem Wege würde die Zeitung allerdings zum bloßen Sklaven der Masse herabsinken. Da wird alles darauf ankommen, daß dem Zeitungsunternehmen der Gedanke der geistigen *Führerschaft* nicht abhanden kommt und die Idee von der Zeitung als einer „moralischen Anstalt" nicht völlig untergeht. Gerade dieses ganze große Gebiet der Geistesbildung und Kultur, das der Zeitung in der Gegenwart gegen früher doch wieder ein neues Feld eröffnet, ist geeignet, den Trägern der Presse das Bewußtsein ihrer geistigen Sendung zu schärfen. Hier liegen für die großen Berufsorganisationen beider Teile, der wirtschaftlichen wie der geistigen, die vornehmsten Aufgaben, an die sie ihre Arbeit setzen können.

PRESSA-BAUTEN: NORDFRONT

Die dem „Staatenhaus" zugewandte Front des großen Gebäudegevierts, das sich um den PRESSA-Turm gruppiert. Der sich an den Turm anschließende Teil des Gebäudes ist das „Kongreßhaus", der andere Flügel nimmt die Abteilung „Moderne Nachrichtentechnik" auf.

Digitized by Google

Was haben wir von einer Geschichte der modernen Presse zu verlangen?

VON PROF. DR. WILHELM BAUER-WIEN

ALLE Geschichtsschreibung hat ihren Ausgangspunkt von außen genommen, von Fachleuten eines andern Wissens und Könnens als dem der Historie. Wer bedenkt, welche Gabe der Abstraktion es voraussetzt, ein Stück geschichtlichen Geschehens als innere Einheit zu erfassen, Familie, Stamm, Volk, Staat als Ganzheiten zu begreifen und in ihrem Werden zu verfolgen, der wird es verstehen, daß die historische Behandlung der gesellschaftlichen Erscheinungen verhältnismäßig spät am Horizonte geistigen Schaffens erscheint. Und dies natürlich nicht aus reinem Wissenstrieb, sondern von praktischen Gesichtspunkten aus. Nicht wie ein Geschichtsprofessor unsrer Tage schrieb Thukydides Geschichte um der Geschichte willen, er schrieb sie vielmehr zur Belehrung für Staatsmänner, auf daß sie in ähnlichen Lagen, wie sie der Peloponnesische Krieg mit sich brachte, die Erfahrungen jener Vergangenheit sich zunutze machen könnten. Und weil das Leben der Staaten solche Kenntnis am ersten zu erfordern schien, waren es auch Politiker, die den Reigen der Geschichtsschreiber eröffneten. Wirft man aber einen Blick auf die Kirchengeschichte, so sind es Männer der Kirche, die als erste die Vergangenheit ihrer Einrichtungen untersuchten. Am Anfange der Kunstgeschichte stehen Künstler. Ein braver Postbeamter, den der Trieb des Wissens nicht ruhen ließ, bis er die Fahrt in die vergangenen Jahrhunderte zurückgelegt hatte, leitet die Darstellung des Verkehrs, seines Werdeganges von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart ein. Kein Wunder also, daß es zuerst Journalisten sind, die der Zeitungsgeschichte ihr Augenmerk zuwenden.

Die Tatsache, daß jegliche geschichtsschreibende Tätigkeit in der Regel mit dem Schaffen von Nichthistorikern beginnt, bildet auch die beste Erklärung dafür, daß die einzelnen Zweige der Geschichte oft überraschend lang ein Sonderdasein führen. Bei so beherrschenden und überragenden Erscheinungen, wie es der Staat darstellt, kann es deshalb kommen, daß seine Geschichte durch Jahrhunderte hindurch als *die* Geschichte schlechtweg angesehen wird. Jedenfalls läßt sich beobachten, daß es bisweilen einer in ihren Wegen sehr verschlungenen und komplizierten Entwicklung bedarf, bis die Zäune und Dämme, die sich zwischen den Sondergeschichten erheben, niedergerissen werden. Dies geschieht meist erst in dem Augenblicke, da sich die Geschichtswissenschaft als solche des

Digitized by Google

betreffenden Gegenstandes bemächtigt und ihn in die geschichtliche Gesamtheit einordnet. In dieser Hinsicht hat die wissenschaftliche Behandlung der Zeitungsgeschichte in Deutschland insofern einen Vorsprung, als hier ein wirklicher Historiker den Anfang machte: Robert E. Prutz mit seiner „Geschichte des deutschen Journalismus" (Hannover 1845), das freilich nicht über die ersten Anfänge hinaus gedieh. Drei Jahre danach war ja der deutsche Journalismus aus einem Gegenstand geschichtlicher Forschung zu einem handelnden Subjekt im öffentlichen Leben geworden. Prutz selbst wurde von dem Wirbel der Ereignisse an ganz andre Ufer geistigen Schaffens getragen. Die deutsche Presse aber mußte nun fast anderthalb Menschenalter warten, bis sich Ludwig Salomon ihrer annahm und ihren Werdegang verfolgte. In der Zwischenzeit hatte allerdings Julius Otto Opel im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels" Band 3 (1879) durch seine Studie, „Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609 bis 1650", den wissenschaftlichen Unterbau für die Darstellung der Frühzeit des Pressewesens aufgerichtet. Ohne diese Vorarbeit hätte Salomons „Geschichte des deutschen Zeitungswesens" (1900 ff.) in der Luft gehangen. Denn die schwierigen Bibliotheksarbeiten und Forschungen in Archiven, die Opel auf sich genommen hatte, wären vermutlich Salomons Sache nicht gewesen. Dieser war doch in erster Linie ausübender Journalist, dann freier Schriftsteller und erst hernach Historiker. Sein Werk wird noch lange den Platz als einzige Zusammenfassung des Stoffes behaupten. Und insofern wäre es ungerecht, über ihn den Stab zu brechen. Er leistete so viel wie nur ein Außenseiter leisten kann. Der einstige Redakteur der „Elberfelder Zeitung" konnte sich mit Recht als Fachmann auf dem Gebiete der Presse betrachten. Nicht war er es hingegen in gleichem Maße auf dem Gebiete der Geschichte.

Heute ist die Literatur zur Zeitungsgeschichte bereits von ansehnlichem Umfange. Und mit jedem 50. oder 75. oder 100. Lebensjahre, das irgendeine Zeitung eben erreicht, wächst diese Literatur um einen weiteren Beitrag. Man kann sich jedes dieser Zuwüchse herzlich freuen, liefern sie doch immer neue Bausteine zu jenem Bau, der früher oder später einmal wird errichtet werden müssen. Von andrer Seite her streben alle die Arbeiten, die sich mit der Geschichte der „Öffentlichen Meinung" eines Landes, einer bestimmten Zeit befassen, dem gleichen Ziele zu. Absichtlich oder unabsichtlich schleppen auch sie Bausteine zu dem großen Werke her, das seines Werkmeisters harrt. Denn einmal muß die Stunde schlagen, da der Zeitungsgeschichte die Mittel der Geschichtswissenschaft zugute kommen werden. Das ist bis jetzt nämlich nur nebenher der Fall. Trotz allen Versuchen und Einzeluntersuchungen fehlt es ja auch an einer wirklichen Soziologie der Presse. Emil Löbls „Kultur und Presse" (1903) hat keine vollwertige Nachfolge gefunden[1]. Und doch verspricht vielleicht hier wie nirgends das Hand-in-Hand-Gehen von historischer und soziologischer Betrachtungsweise reichsten wissenschaftlichen Erntesegen. Wenige Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart sind so jungen Daseins wie die Zeitungen. Man täusche sich nicht darüber, spricht man von einer Zeitung des Altertums, so handelt es sich letzten Endes doch um eine Überdehnung, ja Überzerrung des Begriffes

[1] Meines Wissens haben die Anregungen, die Max Weber gelegentlich nach dieser Richtung gegeben hat, zu keinem greifbaren Ergebnis geführt.

Digitized by Google

„Zeitung". Man dürfte sich kaum einer Übertreibung schuldig machen, wenn man behauptet, daß die Pfeilspitze eines Pfahlbaubewohners mit einem Maschinengewehr in einem begrifflich engerem Verbande steht als die Acta diurna mit den modernen Presseerzeugnissen. Trotzdem oder gerade deshalb gehörten die Acta der römischen Zeit in die Zeitungsgeschichte. Nicht, weil sie wirkliche Zeitungen darstellen, sondern weil sie Anlaß zu Betrachtungen bieten, die freilich der Historiker allein nie völlig befriedigend wird anstellen können. Die Frage, warum es die Antike nicht hat zu einer richtigen Presse gebracht, reicht bereits hinüber ins Soziologische. Sieht man von der Ausbildung der Drucktechnik ab, so haben ja gewiß im Altertum alle Voraussetzungen für das Zustandekommen einer Einrichtung, wie es die moderne Presse ist, in hohem Maße bestanden; ein weit ausgespanntes Netz staatlicher wie geistiger und persönlicher Beziehungen, ein lesekundiges, ja lesedurstiges Publikum, das an den Vorgängen in der Öffentlichkeit regen Anteil nahm, ein vorzüglich ausgebautes Verkehrsnetz, das nur der entsprechenden praktischen Auswertung bedurft hätte[1]. Dazu kam das Vorhandensein kapitalistischer Organisationsformen, die unschwer auch das Nachrichtenwesen in sich aufgenommen und weiter gebildet hätten. Und trotzdem —. Ging in der Tat die Bearbeitung und Beeinflussung der Meinungen in der mündlichen Rhetorik auf? Genügte es den Menschen von damals, wenn nur hie und da die Redekunst der Redner von einem Pamphlet oder einer Agitationsschrift unterstrichen und unterstützt wurde? Man braucht bloß seine Schulerinnerungen ein wenig aufzufrischen, um sich bewußt zu werden, daß es den Alten nicht an „journalistischer Begabung" gemangelt hat. Man möchte im Gegenteil manchem unsrer politischen Schriftsteller wünschen, er hätte die Kraft der logischen Beweisführung inne, die einem Livius oder Tacitus zu eigen gewesen ist. Andererseits hieße es, wie schon angedeutet wurde, die begrifflichen Grenzlinien verwischen, wollte man die heutige Vervielfältigungstechnik als das bestimmende Unterscheidungsmerkmal bezeichnen. Das gilt allenfalls bis in das beginnende 18. Jahrhundert. Von da an scheiden sich die Wege endgültig. Man glaube ja nicht, daß etwa das Jahr 1609, in dem das erste uns bekannte, durch Druck veröffentlichte, regelmäßig erscheinende Wochenblatt herausgekommen ist, zugleich das Geburtsjahr der modernen Presse genannt werden darf! Darin liegt eben das Entscheidende, daß die Zeitung, wie sie uns gegenwärtig vorliegt, nicht bloß ein Kind unsrer Technik ist, daß sie vielmehr ein geistig-gesellschaftliches Gebilde darstellt, das in die verschiedensten Bereiche unsres Gemeinschaftslebens hineinreicht, in ihnen sich in mannigfacher Weise und in keineswegs eindeutiger Art auswirkt. Das Technische gibt dabei sicher nicht den Ausschlag oder kann doch nur als Fassade in Betracht kommen. Es fehlt nicht an Beispielen von Werbeschriften und Nachrichtenblättern, die, handgeschrieben, von Mann zu Mann wanderten und von größerem Einfluß auf die Meinungsbildung wurden als gedruckte Zeitungen, deren technische Herstellung dem Zugriff der Behörden viel leichter ausgesetzt sind als die irgendwo in finsterer Heimlichkeit verviel-

[1] Es erschöpft diese Frage gewiß nicht, wenn Wolfg. Riepl, Das Nachrichtenwesen des Altertums (1913) S. 400 die Schuld, daß die Römer an der Erfindung der Telegraphie „vorübergegangen sind" auf ihre „Indolenz" schiebt.

Digitized by Google

fältigten Zettel. Die Linotype und das endlose Papier machen es also nicht aus. Gegenwärtig gehören sie freilich zur Eigenart der großen Presse wie das Flugzeug zur Eigenart des modernen Verkehrs, aber der augenblickliche Endpunkt der Entwicklung darf nicht zur alleinigen Grundlage geschichtlicher Betrachtung gewählt werden.

Will man im historischen Werden nicht die Vollendung und Verwirklichung eines vorbestimmten Planes erblicken, so ergibt sich uns eine Fülle von Möglichkeiten, die mehr oder weniger ausgenutzt wurden. Dem Zeitgenossen erscheint der Stand der Dinge, wie er ihn erlebt hat und wie er gewohnt ist, ihn zu sehen, allerdings leicht als etwas, das so und nicht anders hat kommen müssen. Er wird darum auch geneigt sein, die moderne Presse als etwas zu betrachten, das von der „Relation aller fürnemen und gedenckwürdigen Historien" bis zum heutigen Tag einen geraden, eben den einzig möglichen Weg eingeschlagen hat. In Wirklichkeit könnte man sich aber, ohne seine Einbildungskraft überlasten zu müssen, sehr gut vorstellen, daß die Aufgabe der Nachrichtenübermittlung und Nachrichtenverbreitung für sich allein gelöst und erfüllt worden wäre, ohne daß damit die Lenkung der Urteile und Meinungen verquickt würde. Ebenso wäre es nicht außerhalb aller Wahrscheinlichkeit, daß auf wirtschaftlichem Gebiete die Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage selbständige Wege einschlagen hätte können, daß die Reklame von vornherein und für alle Zeiten von der Zeitung getrennt geblieben wäre. In noch höherem Grade wäre es möglich gewesen, für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und wissenschaftlicher Ergebnisse wie auch für geistige Unterhaltung Einrichtungen zu schaffen, die mit der Presse nichts gemein zu haben brauchen.

Wer etwas Einblick in die Geschichte der Zeitung besitzt, wird bemerkt haben, daß die hier vorgeführten Möglichkeiten keineswegs eitle Phantasiegebilde sind, daß sie vielmehr der historischen Wirklichkeit entstammen. Es hat in der Tat eine Zeit gegeben, in der die nackte Berichterstattung den Hauptinhalt aller Presseerscheinungen ausgemacht hat. Renaudots „Gazette", die das „Journal des rois et des puissances de la terre" sein wollte, war im Grunde ein bloßes Nachrichtenblatt und die Mehrzahl der Zeitungen bis ins 18. Jahrhundert herein war es mehr oder minder ebenfalls. Das hing bekanntlich mit der Ängstlichkeit der Behörden zusammen, die keiner Meldung Zutritt gewähren wollte, die irgendwie innerpolitische Dinge berührte. Die Neigung, Neuigkeiten aus den entferntesten Weltgegenden zu bringen, spiegelt sich ja noch im „Faust" wider, wo die Klage des einen Bürgers über den „neuen Burgemeister" von dem Bekenntnis des andern abgelöst wird: „Nichts Bessers weiß ich mir an Soun- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei . . ." Es war die Stimmung, die das zeitgeschichtliche Interesse absichtsvoll oder unbewußt von der eigenen Heimat ablenkte. Freilich wäre es ein Irrtum, meinte man, in den Bezirken des Geistigen könne es auf Dauer völlige Isolierung geben. Stets strebt Gleiches zu Gleichem oder doch zu Ähnlichem. Das reine Nachrichtenblatt kann nicht für sich bestehen, höchstens als Behelf für Journalisten oder Politiker. So wird man die Veröffentlichungen der Korrespondenzbureaus unter Umständen als bloße Neuigkeitsvermittlungen ansehen dürfen. Nun kann aber auch in der nackten Fassung einer Meldung, ja in der Tatsache, daß eine Meldung überhaupt gebracht wird, eine bestimmte

Digitized by Google

Tendenz verborgen liegen. Die Flut gehässiger Bemerkungen und moralischer Entrüstungskundgebungen, mit der bereits im Laufe des 17. Jahrhunderts die neue Erscheinung der vielen „Relationen“ und „Ordinarizeitungen“ empfangen wurde, muß zu denken geben, zumal doch diese Blätter äußerlich nichts andres als Nachrichtensammlungen bildeten. Fischart spottet über das „neuzeitungsgelebige, leichtgläubige“ Volk, Grimmelshausen vergleicht in unflätiger Weise Zeitungssinger mit des „Teuffels Naßtücher“ und Moscherosch verlegt die fuchsschwänzigen Historimacher und Zeitungsschreiber in die Nähe von Luzifers Privet. Zieht man auch die Empfindlichkeit weiter Kreise in bezug auf Nachrichten, die den einzelnen betrafen, in Erwägung, die Empfindlichkeit zugleich der öffentlichen Stellen, so ergibt sich doch die Tatsache, daß die Zeitgenossen auch in den uns heute abscheulich trocken und nüchtern erscheinenden Aneinanderreihungen von Berichten ein stärkeres Maß von „Aktualität“ herausspürten. Offenbar ist es unmöglich, Neuigkeiten zu verbreiten, ohne sich in irgendeine Tendenz zu verstricken. Aus Tacitus wissen wir, daß selbst die politisch sonst recht unbeweglichen „Acta“ ab und zu Anlaß zu Erörterungen dieser Art gaben. Dort hören wir gelegentlich der Anklagen gegen ein Mitglied des Senates, dem man Pflichtverletzungen vorwarf, daß in den Provinzen und bei den Heeren die diurna populi Romana eifriger gelesen würden, damit man erfahre, was jener Senator *nicht* tue. Von der Kunst, aus derartigen Verlautbarungen das herauszulesen, was in ihnen nicht steht, bis zur Kunst des Zeitungsschreibers, geschickt zu verschweigen, was geschehen ist, geht nur ein Schritt. So wie der Entdecker der zu Straßburg verfertigten ältesten gedruckten Zeitung („Relation“) in ihr eine leise angedeutete protestantische Richtung hat erkennen wollen, so wird man Ähnliches bei allen solchen Unternehmungen erfahren können. Es liegt, wie es scheint, im Wesen der zeitgeschichtlichen Neuigkeit, daß von ihr gewisse soziale Willensstrebungen ausstrahlen, entweder aktiv, indem der Verbreiter der Neuigkeit sie zum Mittel bestimmten Wollens macht, oder passiv dadurch, daß andre aus ihr etwas herauslesen, was sie als solches deuten, und damit jene Neuigkeit zu einem Politikum (Politikum im weitesten Sinne) gestalten.

Mit diesen Darlegungen sollte der Nachweis erbracht werden, daß es ein, wenn man so sagen darf, chemisch reines Nachrichtenblatt nicht geben kann. Selbst wenn sein Verfasser es dazu machen möchte, kann er nicht verhindern, daß von ihm politische Nebenwirkungen ausgehen. Das gelingt viel eher bei Anzeigenblättern, die sich darauf beschränken, dem Geschäftsverkehr zu dienen, Käufer und Verkäufer zueinander zu bringen. Die im Zeitalter des Merkantilismus allenthalben aufsprießenden „Intelligenzblätter“, die zunächst nichts sein wollten als Inseratenzeitungen, vermögen sich leichter als andre — wie dies aus Beispielen der Gegenwart zu ersehen ist — in diesem vorgesteckten Rahmen zu halten. Allerdings konnte ihnen dies nicht gelingen, sobald die im Banne ihres Bilanzdogmas stehenden merkantilistisch gerichteten Regierungen mit Hilfe der Intelligenzblätter die übrigen, ihnen unbequemen Zeitungen aus dem Sattel zu heben und zu verdrängen suchten. Da mußten sie auch der zeitgeschichtlichen Nachricht einen Platz gönnen, der Belehrung und der Unterhaltung. Immerhin gibt es zu denken, daß der Begründer der Presse in Frankreich, daß Renaudot in seinem „Bureau d'adress“ den Verkehr

Digitized by Google

zwischen Käufer und Verkäufer zu organisieren unternahm. Er tat dies bekanntlich nicht durch eine Zeitung, sondern in Form einer Art Ausstellung, wie es in ähnlicher Gestalt in deutschen Landen vermutlich die „Fragämter" gewesen sind. Soll es wirklich Zufall sein, daß in dem gleichen Gehirn, in dem die Absicht einer Zeitungsgründung aufblitzte, der Gedanke an ein Unternehmen zu Zwecken der Geschäftevermittlung lebendig wurde? Aber wie dem auch sei, sicher ist, daß die Verbindung zwischen Anzeige und Nachricht in der Folge von großer Bedeutung wurde. Anderseits beweisen die praktischen Erfahrungen der späteren Zeit, daß die Zeitung, die das feste Geleise des Nur-Inseratenblattes verläßt und auch andre wirtschaftliche Aufgaben in seinen Wirkungskreis einbezieht, ebenso wie die Nachrichtenorgane in den Wirbel der Tendenz und Agitation hineingezogen wird. Sie werden, wenn der Ausdruck erlaubt ist, „Meinungsblätter". Und sie werden dies, je größere finanzielle Angelegenheiten auf dem Spiele stehen, in um so erhöhtem Maße. Vielfach versteckt, unter der Maske größter Sachlichkeit.

Wer jemals einen Blick auf die Fülle von Zeitungsblättern geworfen hat, die am Beginn der Französischen Revolution den Ton angegeben haben, der kann bestätigen, daß die führenden Zeitungen der führenden Männer in erster Linie Meinungsblätter waren. Zum Teil fast ausschließlich den Zwecken der Urteilsbildung und Urteilsbeeinflussung gewidmet. Was Mirabeau in seinen „Lettres à ses commettants" der Öffentlichkeit übergab, waren geschriebene Parlaments- bzw. Volksreden. Ähnliches läßt sich von dem Journalismus zur Zeit der Befreiungskriege in Deutschland behaupten. „Der preußische Correspondent", an dem Niebuhr, Schleiermacher, Arndt und andre mitarbeiteten, legte ebensowenig wie etwa der „Rheinische Merkur" Görres' auf die Berichterstattung das Hauptgewicht. Die zeitgeschichtliche Nachricht bildete mehr den Anlaß zu Kundgebungen als den Inhalt und Zweck dieser Blätter. Indem so von den Erlebnissen der Französischen Revolution die Ausstrahlungen zur Gegenwart reichen, auf dem europäischen Festland aber in jener Zeit die Wurzel unsres jetzigen Pressewesens zu suchen sind, wirkt sich diese Tradition bis in die Gegenwart aus. Unsre moderne Presse ist und bleibt zuvörderst Meinungszeitung. Selbst wo sie es nicht sein will, drängen sie die Verhältnisse auf diesen Weg. Die Aufgabe der Gesellschaftskritik, der Belehrung und der Unterhaltung, die einst, von England kommend, die „Moralischen Wochenschriften" anf sich genommen hatten, auch sie wurde von der Meinungszeitung in sich aufgesogen.

Das Ansichreißen aller auf die Urteilsbildung hinzielender Kräfte und Einrichtungen kennzeichnet wie kaum etwas andres das Wesen der modernen Zeitung. Fast könnte man ihren Aufstieg mit dem der christlichen Kirche vergleichen, die als Gemeinde von wenigen Gläubigen begann und allmählich auf das staatliche Leben Einfluß nahm, aller Kulturmittel sich bemächtigte und über die Grenzen ihres eigentlichsten Gebietes, nämlich des Religiösen, weit hinauslangte, um schließlich über Könige und Länder zu gebieten. Wer in dem Privatbrief den geschichtlichen Kern der Zeitung erblickt, und nun seine Weiterbildung bis zum modernen Weltblatt ins Auge faßt, der wird erst so recht das gewaltige Saltomortale bewundern, das die Presse von ihren winzigen Anfängen zur Gegenwart hin geschlagen hat. Wer sich aber zu dieser Erkenntnis voll durchgerungen hat, wird begreifen,

Digitized by Google

daß sich die Geschichte der modernen Zeitung nicht darin erschöpfen darf, die Geschichten der einzelnen Zeitungen aneinanderzureihen und diese Aneinanderreihung dürftig unter einen historischen Nenner zu bringen. Wie hier in kurzen Strichen gezeigt worden ist, beruht die Wandlung, die das ursprüngliche Nachrichtenblatt im Laufe der Entwicklung durchgemacht hat, darin, daß aus dem an sich atomistischen, also unredigierten Wust zufällig zusammengeballter Neuigkeiten etwas Organisches, Einheitliches wurde. Wenn man heute sagt: „Die ‚Times' bestreiten ...", „Der ‚Matin' lobt ...", so steigt vor unserm geistigen Ich das Bild von Individualitäten auf, zu denen wir Stellung nehmen wie zu andern Individualitäten. Man setzt sich mit ihnen auseinander, man liebt, man haßt sie. Die einzelne Nachricht aber muß sich einem übergeordneten Ganzen einordnen: in zwanzig verschiedenen Zeitungen bekommt diese selbe gleichlautende Nachricht jedesmal ein verschiedenes Gesicht, je nachdem sie räumlich oder typographisch wiedergegeben erscheint, je nachdem sie glossiert wird, je nachdem auch in welcher Gesellschaft sie mit andern Nachrichten Platz gefunden hat. Mit der zunehmenden Demokratisierung des öffentlichen Daseins haben alle im Staate und in der Gesellschaft wirkenden Mächte in der Presse ein ungemein wirksames Werkzeug für die in der Demokratie notwendig gewordene politisch-geistige Bearbeitung des „Publikums" erkannt. Erst waren es bloß die revolutionär vorwärtsstürmenden Kreise, die sich des gedruckten Wortes als ihres Instrumentes bemächtigten, dann jedoch geschah, was sich bei allen Kämpfen wiederholt, die Gegner, die die Schärfe der neuen Waffe am eignen Leibe zu fühlen bekamen, guckten den andern die Führung des neuartigen Kampfes ab. Gegenwärtig gibt es kaum eine ernst zu nehmende Partei, geistige, politische oder literarisch-künstlerische Richtung, die nicht danach strebte, in der Presse seine Sache zu verfechten, sich womöglich eine eigene Presse zu schaffen. Sie alle verlangen wie einst Bismarck nach einem Quantum weißen Papiers, auf dem sie die Lettern nach eigenem Bedürfnis anzuordnen vermöchten.

Noch fehlt es an einer Darstellung, die uns das Ineinandergreifen dieser Strebungen mit dem Anwachsen des Geltungsbereiches der modernen Zeitung klar und deutlich aufzeigte. Noch fehlt auch eine Darstellung, die uns offenbar machte, auf welchem Wege die Vereinigung der bis dahin einzeln und getrennt marschierenden Erscheinungen, wie da sind: Brief, Nachrichtenblatt, Inseratenzeitung, „Moralische Wochenschrift" usw., jedesmal stattgefunden hat. Die anekdotische Form der Geschichtsschreibung, die noch Ludwig Salomon übte, kann diesen Anforderungen selbstverständlich nicht genügen. Zu diesem Zwecke muß sich geschichtliche Methodik mit einer allgemeineren — soziologischen — Einsicht paaren. Die Zeitungsgeschichte gibt ja gerade nach der soziologischen Seite hin Gelegenheit zu lehrreicher Beobachtung. Bei dem jähen Anstieg ihrer Wirksamkeit hat, teils bedingt durch dieses Ansteigen, teils infolge wirtschaftlicher und technischer Veränderungen, die Presse selbst manche Wandlungen erfahren. Heute kann man an ihr besonders das Zusammenarbeiten und Sichergänzen von Individuellem und Kollektivem in vorzüglicher Weise beobachten. Es gibt hier und da gewiß Meinungsblätter, die so wie der „Rheinische Merkur" ganz oder zum überwiegenden Teile aus der Feder eines einzigen herrühren. Doch von dem Augenblicke an, da sich das Nachrichtenblatt mit dem

Digitized by Google

Meinungsblatt zu einer unlöslichen Einheit vermählte — die vereinzelten Ausnahmen zählen da nicht mit —, von diesem Augenblicke an war durch die gleichzeitige Steigerung der Verkehrsdichte und Verkehrsschnelligkeit die Führung der Zeitung der leitenden Hand des einzelnen entrissen. Noch konnte einer allein den Taktstock schwingen, an der Partitur hatte er aber nicht mehr allein geschrieben. Heute stellt jede Nummer einer Zeitung ein Kollektiverzeugnis dar, an dem Menschen verschiedenster Herkunft und verschiedenster Gesinnung mitarbeiten, Menschen, die sich gegenseitig gar nicht kennen. Die Einbeziehung des Telegraphs in das Instrumentarium der Nachrichtenvermittlung hat mit der Zeit zur Begründung der jetzt die ganze Erde umspannenden Agenturen geführt, auf deren Neuigkeitenlieferung mittelbar oder unmittelbar die Zeitungen angewiesen sind. Die dadurch bedingte Einförmigkeit des Nachrichtenteiles einer modernen Zeitung erfordert um so mehr Kunst, um dieses Einerlei von Berichten den besonderen Zwecken der Meinungsbeeinflussung des Blattes untertänig zu machen. Hierbei kommt eben zum Vorschein, was bereits vorhin angedeutet worden ist, die einzelne Zeitung ist in der Gegenwart zu einem organismusartigen Gebilde geworden. Sie ist eine Ganzheit, die man wohl schrittweise umformen kann, deren politische Richtung man vielleicht zu ändern vermag, die aber doch ein individuelles Gepräge behält, das ein einzelner kaum ganz wird zu verlöschen imstande sein. An ihrem Wesen arbeiten ja nicht bloß ihre „Mitarbeiter" mit, sondern in größerem oder geringerem Umfange auch die Abnehmer, die Leser des betreffenden Blattes. Ihre Eigenart spiegelt sich in jedem Zeitungsblatt in irgendeiner Weise wider. Auch das will vermerkt und in die geschichtliche Betrachtung hineinverwoben werden.

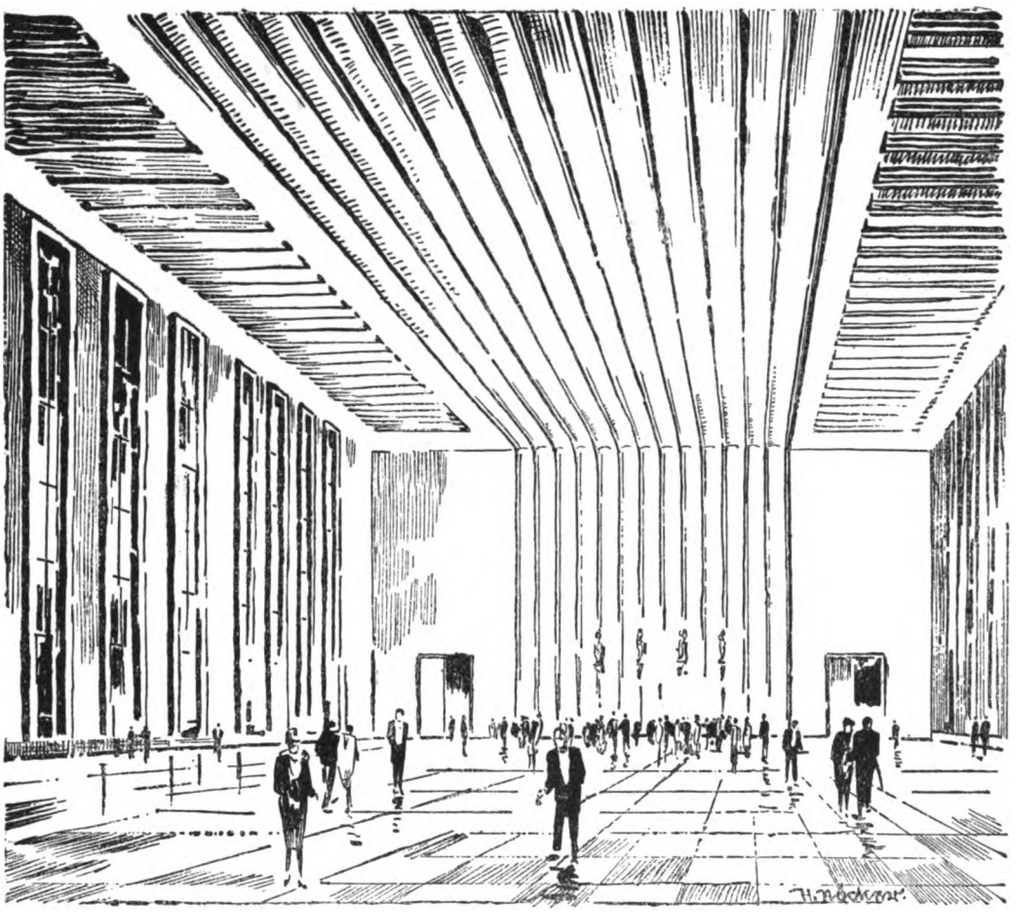
Vielleicht ist aus diesen Ausführungen bereits klar zutage getreten, daß wir von einer idealen Form der Zeitungsgeschichte noch ziemlich weit entfernt sind, daß die geschichtliche Schilderung des Pressewesens auch nicht das Übungsfeld für Dilettanten abgeben darf, will sie mehr sein als eine gutgemeinte Gelegenheitsarbeit. Sie verlangt technische Kenntnisse vom Betrieb einer Zeitung, sie verlangt jedoch in gleichem, wenn nicht in höherem Maße Kenntnis der geistesgeschichtlichen Umwelt, in die sie die jeweilige Presse oder die einzelne Zeitung als etwas hineinstellt, das aus dieser Umwelt erwachsen ist und nur in Beziehung zu dieser ganz verständlich werden kann. Hierzu muß noch der Einblick in die besonderen gesellschaftlichen Zustände einer Zeit und ihre Beziehung zu der Presse kommen. Die Zeitung ist ja ein Glied in der Mechanik unsres gesellschaftlichen Lebens, man hat also zugleich auch ihre Funktion, die sie jeweils innerhalb der Gesellschaft ausübt, festzustellen.

Man wird zugeben dürfen, daß diese hier aufgestellten Forderungen nicht leicht zu erfüllen sind. Das kann uns freilich nicht hindern, an ihnen festzuhalten. Wird auch nicht gleich alles gelingen, als ideales Ziel muß es uns vorschweben, der Zeitung in der Geschichtswissenschaft jenen Platz zu erringen, den sie verdient. Schon beginnt es insofern zu tagen, als die Historiker in zunehmender Deutlichkeit die Wichtigkeit der Zeitung als Quelle erkennen. Begreiflicherweise wissen viele von ihnen mit ihr noch nichts Rechtes anzufangen. Nicht allein, weil sie von Vorurteilen befangen wären, vielmehr noch dadurch,

Digitized by Google

daß sie vom Wesen und Werden der Presse zu wenig wissen. Daran trägt wohl die Presse selbst einige Schuld. Fürs erste müßte sie mehr als bisher bereit sein, der Forschung ihre Archive zu öffnen. Mit einigem guten Willen kann dies nicht auf unüberwindliche Widerstände stoßen. Dann aber sollte sie auch für die Bewahrung und Konservierung der Zeitungen selbst Sorge tragen. Den Bibliotheken ist die Erhaltung dieses Materials vielfach eine Last, zumal das rasche Anwachsen jener Bestände in der Tat zu Raumschwierigkeiten Anlaß gibt, die nicht immer leicht zu beheben sind. Wo aber freilich Bibliotheksverwaltungen fahrlässig mit den Zeitungsbänden umgehen, wäre es Pflicht der Presse, ihren Einfluß in entsprechender Weise geltend zu machen. Es geht nicht an, sich damit auszureden, der Journalist arbeite nur für den Tag, für die Stunde. Mag die Presse auch eine Erscheinung von springlebiger Gegenwartskraft sein, sie vermag auf die Dauer nicht zu übersehen, daß sie heute auch schon ein geschichtliches Gebilde darstellt, das als solches Pflichten zu erfüllen hat. Eine davon, und sicher nicht die letzte, besteht darin, der Geschichtswissenschaft die Arbeit zu erleichtern und mittätig zu sein, damit in der Folge eine der Historie wie der Presse genügende und allen geistigen Anforderungen entsprechende Geschichte des Zeitungswesens geschrieben werden könne.

Digitized by Google



PRESSA-BAUTEN:
DER GROSSE KONGRESS-SAAL DES „KONGRESSHAUSES“

Digitized by Google

Die Anfänge der Generalanzeigerpresse

VON DR. EMIL DOVIFAT-BERLIN

PEINLICH meidet die Forschung die Geschichte des jüngeren und jüngsten Zeitungswesens. Wenn gelegentlich die Blätter nicht selber redeten, wüßten wir gar nichts. Einige Einzelunternehmungen beschränken sich auf engste Teilgebiete. Noch nirgends aber ist eine klare Entwicklungslinie aufgezeigt, obgleich sie längst herauszuarbeiten wäre. Andere Wissensgebiete haben ihre Erkenntnisse, auch die der jüngsten Zeit, längst bis in die Schulbücher verbreitet. Über das Wachsen eines der stärksten Kraftfaktoren des öffentlichen Lebens, über die Zeitung, weiß man nicht Bescheid.

Die Gründe sind so vielfältig wie das Zeitungswesen selbst in allen seinen Ausstrahlungen. Jede, auch jede noch so ernste Kritik würde, da sie meist an heute noch bestehenden Blättern geübt werden müßte, leicht politisch ausgelegt und vielleicht die sehr aktive Abwehr der vorgenommenen Zeitungen finden. Aber auch das Material (ganze Wände von Zeitungsbänden) ist kaum physisch zu meistern. Schließlich verwirrt die innere Mannigfaltigkeit des Stoffes selbst.

Diese Mannigfaltigkeit des Stoffes aber hat die Spezialisten auf den Plan gerufen. Weil die Zeitung sich mit vielem beschäftigt, glauben sich auch viele mit der Zeitung beschäftigen zu können. Daraus folgt dann jene zahlreiche Literatur, die von ganz bestimmtem Standpunkt außerhalb immer nur ganz begrenzte Gebiete *in* der Zeitung sieht, niemals aber der Zeitung als Ganzes gerecht wird. Danach glaubt man gelegentlich auch gewisse Entwicklungsstufen der Tagespresse zu erkennen. Man findet sie nach wirtschaftlichen, literarischen oder gar soziologischen Grundsätzen. Dabei übersieht man, daß ein so vitaler Organismus, wie es die Tageszeitung ist, ihre Entwicklungsgesetze nur in sich selber trägt. Diese Erkenntnis erst vermittelt dann das methodische Grundgesetz der Zeitungskunde. Die Zeitung muß als geistig-wirtschaftlicher Organismus genommen werden, gebunden an den Tag (Aktualität), an öffentliche Pflichten (Publizität) und geschäftliche Notwendigkeiten (Periodizität und wirtschaftliche Betriebsführung). Keinerlei Studie über das Zeitungswesen kann Anspruch erheben, zeitungswissenschaftlicher Natur zu sein, wenn die Forschung nicht jede, auch die kleinste Einzelbeobachtung, in den Gesichtswinkel dieser drei Grundtatsachen stellt. Aus deren Wechselwirkung ergibt sich eine Stufenfolge in der

Digitized by Google

Entwicklung der modernen Tageszeitung, die aus der inneren Gesetzlichkeit des Zeitungswesens selbst hergeleitet ist. Für eine besonders markante Entwicklungsstufe der Zeitungsgeschichte des 19. Jahrhunderts, für die Entstehung der sogenannten „Generalanzeigerpresse", versucht die nachfolgende Darstellung einiges Material beizubringen:

Der klassische Typ der deutschen Zeitung des 19. Jahrhunderts, die deutsche *Gesinnungszeitung*, ist im Jahre 1848 geschaffen worden. Lebenskräftige Ansätze dazu, die vorher hochschossen, hat die Zensurschere rücksichtslos in künstliche Gebilde zurechtgestutzt. Diese klassische Gesinnungszeitung war ein echt deutscher Zeitungstyp. Voller Schwung, in hochtönender, aber oft dunkler Sprache und mit leidenschaftlicher politischer Stellungnahme. Sie scheint oft in Jamben einherzuschreiten. Im Feuilleton gab es ausführliche Debatten Hegelscher Philosophie, und als im Jahre 1851 die „Kölnische Zeitung" als erstes deutsches Blatt einen Roman brachte, wurde die kühne Neuerung mit Skepsis aufgenommen. Redaktionell rechnete dieser Zeitungstyp auf einen im wahrsten Sinne des Wortes „geneigten Leser". Sie tat nur wenig oder gar nichts, ihn an das Blatt zu fesseln, verlangte vielmehr, daß er sich durch das typographisch unglaublich monotone Seitenbild und eine lederne eintönige Sparteneinteilung Tag für Tag durcharbeitete.

Bald aber wurden die ersten Zeichen bemerkbar, daß dieser Zeitungstyp wirtschaftlich so nicht zu halten war. Kaum eine dieser typischen, hart für ihre Weltanschauung kämpfenden Gesinnungszeitungen war eine Goldgrube. Im Gegenteil. Man denke z. B. an die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der „Nationalzeitung", die deren Geschäftsführer, Bernhard Wolff, auf den Gedanken brachten, durch Gründung eines Telegraphenbureaus Zuschüsse für das Blatt zu erzielen. Man erinnere sich des traurigen Endes der berühmten „Spenerschen Zeitung" und der periodischen Wirtschaftsschwierigkeiten, in die viele namhafte Blätter im zweiten und dritten Viertel des 19. Jahrhunderts immer wieder gerieten und in denen sie sich häufig nur durch eine *Zuschußwirtschaft* von Parteigruppen behaupten konnten, die nicht nur dem Grundgesetz der Zeitungswirtschaft, sondern auch einer wirklichen publizistischen Unabhängigkeit widersprach. Die entschiedene politische Gesinnung hemmte den Absatz dieser Blätter ebenso wie ihre fast ausschließlich für ein intellektuelles Publikum arbeitende Redaktion. Der Bezugspreis war auch zu hoch und durch Zuschlag eines Bestellgeldes noch stark gesteigert. Das schränkte den Kreis der Bezieher weiter ein, und die Summe der Bezugsgelder reichte nicht hin, den Blättern zu redaktioneller und nachrichtentechnischer Entfaltung die nötigen Geldmittel zu liefern. Es fehlte der Massenabsatz, der das Anzeigenwesen zum eigentlichen wirtschaftlichen Rückgrat der Zeitung hätte entwickeln können. *Die Zeitung war noch nicht Massenverbrauchsartikel.* Sie dazu gemacht zu haben, war das *Verdienst der Generalanzeiger.*

Um die Mitte der siebziger Jahre begann man einzusehen, daß die Zeitungen von ihrem hohen Katheder herunter mußten. Die Gründerjahre hatten trotz aller Rückschläge doch im ganzen eine starke Belebung der Wirtschaftsintensität und eine Stärkung der Unternehmungsfreude gebracht. Auch die im Zeitungswesen liegenden *wirtschaftlichen* Möglichkeiten sah man klarer und ging dabei zunächst vom *Anzeigenwesen* aus. Nicht wie früher scharten sich zur Gründung eines Blattes Politiker um ein ideelles Programm, für

Digitized by Google

JOSEF LA RUELLE
GRÜNDER DER »BILLIGSTEN ZEITUNG FÜR ARM UND REICH« UND DES »POLITISCHEN TAGEBLATTES« IN AACHEN · (1822–1900)

Digitized by Google

AUGUST SCHERL
GRÜNDER DES »BERLINER LOKAL-ANZEIGERS«
(1849—1921)

Digitized by Google

das sie mit mehr oder weniger großen finanziellen Zuschüssen fochten. Man nahm die Zeitungsgründung als ein *Geschäft*, und hat daher mit Recht das Produkt im Gegensatz zur kämpfenden Gesinnungspresse als „Geschäftspresse" bezeichnet. Nun hatte es *Anzeigenblätter* schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gegeben, aber ihre meist übliche Ausnutzung als Staatsmonopol, die Bindung der Gewerbe (geringer Stellenmarkt), die noch vorherrschende Kundenproduktion (wenig Reklamen) ließ sie nicht recht zur Entwicklung kommen. Einige freilich lebten bis in das Zeitalter der neuen Generalanzeigerpresse hinein und nahmen später (wie z. B. der Stettiner Generalanzeiger) deren Formen an. Rudolf Mosse hatte schon Mitte der sechziger Jahre bei der Gründung seiner Annoncenexpedition erkannt, „daß in der Publizistik noch ungeheure Schätze ruhten[1]". Die Generalanzeigerpresse ging zunächst daran, diese Schätze auch innerhalb der breitesten Volksmassen und daher ganz auf *lokaler Basis* zu sammeln und auszumünzen. Eins der frühesten bekannten Blätter dieser Art ist der „*Generalanzeiger der Stadt Köln*"[2], der am 29. September 1875 zum ersten Male erschien (Abbildung 1). Man baute das ganze Unternehmen finanziell von voruherein auf dem Anzeigenteil auf. Man verzichtet im allgemeinen auf Bezugsgelder und verteilt das Blatt in einer Auflage von 15 000 kostenlos durch eigenes Trägerpersonal. Man garantiert sogar im Interesse der Anzeigenkunden eine bestimmte Verbreitung (siehe den Kopftext). Nur die nicht im Erdgeschoß und die auswärts wohnenden Bezieher hatten ein geringes Bezugsgeld (1.50 oder 2 Mark pro Vierteljahr) zu zahlen. In diesem Generalanzeiger herrscht die Anzeige des „kleinen Mannes", die heute längst allgemein durchgeführte „*Kleine Anzeige*" vor. Eine praktische Gliederung dieser Anzeigen nach bestimmten Gruppen wurde vorgenommen: Vergnügungsanzeiger, Stellenanzeiger, Wohnungsanzeiger, Käufe und Verkäufe, Amtliche Anzeigen[3], Verschiedenes. Der Anzeigenpreis war sehr niedrig. Er betrug für die Petitzeile nur 15 Pfennig und gewährte bei fünfmaliger Insertion noch 20 % Rabatt. Alle andern Blätter nahmen damals 40 bis 70 Pfennig. Redaktionell war das Blättchen dürftig, mochte aber mit seinen „häufig interessanten vermischten Nachrichten und Feuilletons" den publizistischen Bedarf derer decken, die in ihm zum ersten Male regelmäßig eine Zeitung zu Gesicht bekamen. Sie fanden den Text in Spaltenbreite zwischen die Anzeigen eingeschlossen.

Es kennzeichnet nun die Zukunftsaussichten dieses neuen, jetzt noch so dürftig erscheinenden Zeitungstyps, daß sein Erfolg der gerade damals besonders starken und allgemein anerkannten „Kölnischen Zeitung" allerlei zu schaffen machte. „Es sei nicht zu verkennen," schreibt der damalige Leiter des Verlages der Kölnischen Zeitung, „daß die nachteilige Wirkung des seit einem Jahr bestehenden Anzeigenblattes sich für die Kölnische Zeitung bereits recht fühlbar mache. Die kleineren Anzeigen aus den unteren Schichten der Bevölkerung, z. B. Dienstgesuche, Wohnungs- und Vergnügungsanzeigen, seien fast gänzlich verschwunden[4]." Das mächtige rheinische Blatt zog entschlossen aus

---

[1] Jubiläumsschrift des Hauses Mosse. Vergleiche die Arbeit des Verfassers: *Die Zeitungen*. Gotha 1925.
[2] Verlag La Ruelle & Cie.
[3] Vergleiche Hermann Böhm, Der Stadt-Anzeiger für Köln und Umgebung. Köln 1926.
[4] Böhm, a. a. O. S. 23.

Digitized by Google

dieser Tatsache die Folgerung und gründete am 12. November 1876 den „*Stadt-Anzeiger der Kölnischen Zeitung*“ (Abbildung 2). Großzügig angelegt, schlug die neue Zeitung das Blatt, gegen das sie gegründet war, mit dessen Mitteln. Sie unterbot den Anzeigenpreis des General-Anzeigers um 5 Pfennig. Es wurde der Kölnischen Zeitung kostenlos beigelegt, aber auch einzeln unentgeltlich verbreitet. Das redaktionelle Programm zeigt deutlich lokale Bindung und kündigt *strengste Unparteilichkeit* an. Ein echtes Generalanzeigerprogramm, das die „Gunst der Leser gewinnen“ will und dazu alles meidet, was irgendwie auf den Kreis der Abnehmer beengend wirken könnte. Es heißt in dem Programm:

„Die Stadt Köln entbehrt bis heute eines Organs, das sein Hauptaugenmerk darauf richtet, städtische Angelegenheiten in ruhiger und unparteiischer Weise ausführlich zu besprechen.
Die wichtigen Interessen der Stadt, welche namentlich mit Rücksicht auf die bevorstehende Erweiterung derselben in Frage kommen, haben gerade jetzt jenes Bedürfnis fühlbarer denn je zuvor gemacht; ihm abzuhelfen, ist der Zweck des Stadt-Anzeigers der Kölnischen Zeitung.
Um den Standpunkt strengster Unparteilichkeit zu wahren, sind wir gern bereit, in einem ‚Sprechsaal‘ Stimmen aus dem Publikum über städtische Angelegenheiten öffentlichen Ausdruck zu geben.
Eine Erörterung *allgemein politischer Fragen bleibt in dem Stadt-Anzeiger*, da derselbe innerhalb des Rahmens der Kölnischen Zeitung steht, *selbstverständlich ausgeschlossen;* dagegen werden wir bemüht sein, durch kleinere Aufsätze unterhaltenden und belehrenden Inhalts, Mitteilung interessanter vermischter Nachrichten usw. die *Gunst unsrer Leser* zu gewinnen.“

Die Gründung hatte einen schnellen, beinahe unmittelbar wirksamen Erfolg. Der Generalanzeiger konnte sich im Kampf mit dem Stadt-Anzeiger nicht behaupten. Schon nach wenigen Tagen mußte er die Waffen strecken. Er bekannte das offen und dankte den Verlegern der „Kölnischen Zeitung“ für die Rücksicht, „mit der sie die Konsequenzen ihres Verfahrens zu mildern wußten“. Der neue Zeitungstyp war zunächst wirtschaftlich völlig auf dem Anzeigenteil aufgebaut, was auch in seiner typographischen Form deutlich zum Ausdruck kam. Welches aber waren seine *redaktionellen Grundsätze*?
Erst spät hat man in Deutschland die redaktionellen Grundsätze der Massenpresse begriffen, noch später als ihren Kalkulationsgrundsatz, denn die Generalanzeiger beginnen, wie wir sahen, als ausgesprochene Anzeigenblätter, die zum Teil kostenlos abgegeben wurden. Schon um das Jahr 1830 hatte man in London an den „Penny-Magazins“ gelernt, daß billigster Preis und Massenabsatz erst im Anzeigenwesen die Goldgrube erschlossen, nach der man bisher im Zeitungswesen vergeblich gesucht hatte. 1835 hatte dann *James Gordon Bennett* im „New York Herald“ eine Zeitung herausgebracht, die nur

Digitized by Google

Auflage 15,000.

Auflage 15,000.

General-Anzeiger der Stadt Köln.

Nr. 208. Samstag den 10. Juni 1876.

20 Rpfg.
25 pCt. Rabatt.

Der General-Anzeiger der Stadt Köln erscheint täglich mit Ausnahme der Montage in einer Auflage von 15,000 Exemplaren, welche in allen Häusern der Städte Köln und Deutz ohne jede Ausnahme unentgeltlich verbreitet werden. (In den Häusern, in welchen sich mehrere offene Laden-Geschäfte befinden, erhält jedes derselben ein besonderes Exemplar); außerdem sind jede Nummer des Blattes täglich als Straßen-Placat angeschlagen.

Den nicht Parterre wohnenden Personen wird auf Verlangen ein besonderes Exemplar gegen den Abonnementspreis von 1 Mark 50 Pfg. pro Quartal zugestellt. Nach auswärts nehmen sämmtliche Postanstalten Abonnements zu dem Preise von 2 Mark entgegen.

Da die außerordentliche Wirksamkeit des Blattes, welche wir den Inseraten verbürgen, nur durch die allgemeine Verbreitung von Haus zu Haus erzielt wird, so ersuchen wir sicherst jeden Bürger von Köln und Deutz, welchen der General-Anzeiger nicht regelmäßig zugestellt werden sollte, um gefl. sofortige Reclamation bei der nächstliegenden Expedition.

Die Expedition des General-Anzeigers.

Vergnügungs-Anzeiger.

Vier Jahreszeiten.
Täglich großes Concert.
Anfang 7½ Uhr Abends.
Entree 25 Pfg.
Abonnements à 3 und 6 Mark.

Gertrudenhof-Theater.

Vereinigte Bäckergesellen Kölns.

Hotel Prinz Carl in Deutz.
Täglich großes Garten-Concert.

Restauration Dahlmeyer,

Ant. Dahlmeyer.

Wein-Restauration Franken,

10 **Eins mit Klappen,** Neum. Billards. 43.

J. A. Rodenbusch.

„Fortuna"

General-Versammlung.

Stellen-Anzeiger.

Erf. Kleidermacherin.

Nähmädch.

Starkes

Ein Dienstmädchen

Frisch vom Faß weg.
75₰ vorz. Rheinwein, per Ltr. 60 Pfg.
74₰ reiner Bordeaux-Wein, per Ltr. 60 Pfg.
70₰ „ Zeltinger,
12 Fl. rein. 73₰ Pisporter à 9 Mark
bei **A. Wilke & Co.,** Heumarkt 47.

Herrenhüte! halb umsonst.
moderne Stroh- u. Stoffhüte
zu jedem Preise verkauft.
Für 1 M. 50 Pfg. schöne Hüte, elastisch und echte Filzhüte zu jedem Preise.
Hochstr. 43, am Augustinerb.

Vermiethungs-Bureau

Dienstmädch.

Dienstmädch.

Stunden

Eine gesetzte Person

Mehrere

Ein Zieh

Junge gesucht.

Tapezierer

Bauschlosser

Tüchtige

Packknecht ges

1 Bäcker

1 Haus

1 Bäcker

1 Polisterer

1 starker

2 starke

1 oberl.

1 Brauer

A. Troitzsch,

1 Klempner

1 ordtl.

1 erfahrener

Brauburschen

Elementarfächer,

Starker

Anstreicher-Gehülfe.

Zu kaufen gesucht

Starke

Starke

Dachdecker mit gut

Faßbinder

1 starker

Ein solider Kellner

Stelle gesucht.

Wohnungs-Anzeiger.

1 Privathaus

Zweite
Groß. Haus.

1 Unterhaus

Wohnung gesucht.

Am Ehrenfeld

Haus-Gesuch.

Deutz.

Haus

Zweite

Ehrenfeld.

Kutscher.

Erine

2 Zimmer

1. Etage,

ein Drittel des damals üblichen Zeitungspreises kostete[1], und ein Jahr später setzte in Paris *Emile de Girardin* den Bezugspreis seiner Zeitung „La Presse" auf die Hälfte herab. Beide wollten und erreichten einen starken Massenabsatz. Der eine ist für Amerika, der andre für Europa der Vater der „Generalanzeigerpresse". In England gründete 1855 Joseph Moses Levy nach den gleichen Grundsätzen den „*Daily Telegraph*". Unbedingte Volkstümlichkeit war die erste, stärkste Sammlung der Leserschaft und weiteste Neutralität in allen politischen Kämpfen der zweite Redaktionsgrundsatz dieser Presse. Man suchte den Leserkreis so weit wie möglich zu fassen, und man vermied alles, was ihn hätte verengen können. In erster Linie also die politische Meinung. Sehr treffend läßt Moritz Heimann in seinem Journalistenstück „Armand Carrel" jenen Emile de Girardin, den Schöpfer der ersten französischen Massenpresse, sagen: „Wir machen nur soviel Politik, wie die Zeitung verträgt, nicht aber soviel Zeitung, wie die Politik verträgt[2]". Die Zeitung stellte aber auch ihren lehrhaften Stil beiseite. Sie begann sich mit den Mühen und Sorgen des Alltags zu beschäftigen und richtete ihren Bildungswillen nicht auf das Bedürfnis des gelehrtesten, sondern des geringsten Lesers. Sie drängte die Ereignisse der großen Welt zurück, mied politische Betrachtungen, die doch nur dem Eingeweihten verständlich waren, und suchte naturgemäß das Objekt ihres Nachrichtendienstes zunächst im engen Bereich des Erscheinungsortes. Daher sind Generalanzeiger zunächst immer „*Lokalanzeiger*" im wörtlichen Sinne des Begriffes. Sie verlassen die hohe Linie der Gesinnungspolitik und treten zu praktischer Hilfe an. Sie fördern und beleben in allen Nöten des Alltagslebens (Briefkasten, Küchenzettel, Rechtsberatung) und ziehen den Leser aller Gruppen zur *Mitarbeit* heran (Stimmen aus dem Leserkreis, Sprechsaal usw.). In der Lokal- und Gerichtsberichterstattung wurden *menschliche Faktoren* in mehr oder weniger absichtlicher Berechnung auf die Sensationslust stark herausgearbeitet. Der Zeitungsschreiber steht nicht mehr über dem Volke, er lebt und schreibt mitten darin und in dem bekanntesten, in dem amerikanischen Typ der Massenzeitung führt er kaum mehr selbst, sondern sucht nur der auftretenden Massenmeinung in kluger Anpassung gerecht zu werden[3].

Soweit waren die redaktionellen Grundsätze der Massenpresse längst gefunden, als sie in Deutschland auftrat. Ihre Durchbildung und Anpassung an deutsche Verhältnisse ist drei Männern zu danken: *Minjon* in Frankfurt a. M., *La Ruelle* in Aachen und schließlich in hervorragendem Maße *August Scherl*.

Durch Heirat kam Hermann *Minjon* 1874 in den Besitz des „Frankfurter Journals". Nicht geschäftlich, wohl aber redaktionell hat er sein Blatt nach den Grundsätzen der Generalanzeigerpresse hoch gebracht. Er war einer der ersten Verleger, der ein gänzlich und nach allen Seiten parteipolitisch neutrales Blatt zustande brachte. Die Geschichte der „Frankfurter Nachrichten" schreibt darüber[4]:

---

[1] Vergleiche die Arbeit des Verfassers: Der amerikanische Journalismus. Stuttgart 1927.
[2] Moritz Heimann: Armand Carrel. Berlin 1920.
[3] Der amerikanische Journalismus. Seite 201 ff.
[4] Frankfurter Nachrichten, Festschrift zum 200jährigen Bestehen. Frankfurt a. M. 1922.

Digitized by Google

Probeblatt.

Stadt-Anzeiger

Annahmestellen in Köln: Breitestraße 76—78, Hochpforte 2, Schildergasse 27.

der

Kölnischen Zeitung.

Annahmestellen in den Vorstädten: Ehrenfeld, Johannisstrasse 8, Deutz, Eisenbahnstrasse 14, Nippes, Neusserstrasse 71.

Verantw. Redakteur: J. H. Russell in Köln. — Verleger u. Drucker: M. DuMont-Schauberg in Köln.

Preis der Anzeigen: 10 Pfennig die Zeile.

Der Interessentheil dieses Blattes bezweckt, für den geschäftlichen Verkehr und für den kleinen Arbeitsmarkt ein wirksames Organ zu billiger Veröffentlichung solcher Anzeigen zu schaffen, die nur auf den Bezirk der Stadt berechnet sind. Das Blatt wird der Kölnischen Zeitung, welche fast in jedem Hause Kölns gehalten und in den meisten Familien gelesen wird, unentgeltlich beigegeben, aber auch da unentgeltlich verbreitet, wo man unsere Zeitung nicht hält; ebenso in den Vororten Kölns: Deutz, Nippes, Ehrenfeld, Bayenthal z. c. z.

Der „Stadt-Anzeiger der Kölnischen Zeitung" erscheint vom nächsten Dienstag den 14. November an täglich und wird frühmorgens ausgetragen. Anzeigen für denselben werden von den oben bezeichneten Annahmestellen entgegengenommen; und zwar in der Haupt-Expedition Breitestraße 76—78 größere bis Nachmittags 4 Uhr und kleinere bis Nachmittags 6 Uhr.

In den anderen Expeditionen Hochpforte 2 und Schildergasse 27 wolle man dieselben hälftens eine Stunde früher abgeben, damit sie noch in den am nächsten Morgen erscheinenden Blatte veröffentlicht werden können.

Sonntags sind die Expeditionen Vormittags von 10 bis 12½ Uhr geöffnet.

Bei brieflichen Einsendungen ist genau anzugeben, ob die Anzeigen für die Haupt-Zeitung oder für den Stadt-Anzeiger bestimmt sind.

Inserate für das am nächsten Dienstag erscheinende Blatt bitten wir bis Montag rechtzeitig aufgeben zu wollen.

Die Expedition der Kölnischen Zeitung.

HUDSON'S ONCE USED ALWAYS USED TRADE MARK CONCENTRATED EXTRACT OF SOAP

Hudson's Seifen-Extract.

Dieser Seifen-Extract, welcher auch chemischer Analyse frei von allen schädlichen Substanzen ist, erfreut sich in England bereits seit über 10 Jahren einer allgemeinen Verbreitung als bestgeeignetes Reinigungsmittel der Haut z. zum Waschen der Weißzeuge, Wollenstoffe, Seide z. z. wie zum Reinigen der Fußböden, Fenster, Treppenhäuser, Küchen- und Tischgeräthe, bei Reinigung solcher Gegenstände, bei denen sonst gewöhnliche Seife in Anwendung gebracht wird.

Fabriken: Bird Brownhill und Liverpool (England).

General-Depôt für Rheinland und Westfalen, Hessen-Nassau, Darmstadt und Bayerische Pfalz:

Köln, Neumarkt 35.

Zu haben (in ½, ¼ Pfd.-Packeten mit Gebrauchs-Anweisungen) in

Colonial-, Material- und Droguen-Handlungen.

Für eine der ersten englischen Fabriken von

Wachspapier

habe ich den alleinigen Verkauf übernommen und empfehle dasselbe für Deutschland Herrmannen und die in meinem bekannten Lagerhaus in der Lage, zu Fabrikpreisen zu verkaufen. Englischer Wachspapier ist auch über alle deutschen um 20 bis 25 % billiger.

Ferner halte ich stets auf Lager

englischen Hanf-Packpapieren und belgischem Tauenpapier.

Das belgische Tauenpapier (10 verschiedene Stärken) ist erheblich deutschen Packpapieren an Festigkeit weit überlegen.

Ferner empfehle ich als Specialität

Pack-, Concept-, Schreib- und Postpapier, Druckpapier

Ferner bringe ich in Buch- und Steindruckfarben meine gesetzlich Lager in englischen, schwarzen und bunten Buch- und Steindruckfarben

auf den weltberühmten Fabriken von H. G. Hermann & Comp. in Gladbach in Erinnerung, die mir den Alleinverkauf für Deutschland übertragen haben.

C. Holzapfel,

Papier-Engros-Handlung, Spedition in Rheinfrachten und anderen Buchdrucker-Artikeln.

Herrenhofmarkt 28.

Gegen den schädlichen Zug, Kälte, Staub etc.

empfehlen wir unsere engl. Patentfenster oder Oberlichter, bei welchen das Fenster nicht geöffnet werden muß, sondern durch einfache Vorrichtung ein Luftzug nach oben geleitet wird. Dieselben haben 5 Jahre in Gebrauch und halten 10 Jahre. Dieselben haben 5 Jahre in Gebrauch und halten 10 Jahre. Dieselben haben 5 Jahre in Gebrauch und halten 10 Jahre. Dieselben haben 5 Jahre in Gebrauch und halten 10 Jahre.

C. Engelbach, Hochstraße Nr. 3 in Köln.

Bücher-Lese-Zirkel

der M. Lengfeld'schen Buchhandlung in Köln, Schildergasse 76—78.

Wir liefern unseren Abonnenten teilweise sehr teilweise broschirte und gebundene Werke, jeder Wunsch wird berücksichtigt. Nur wenn oder doch vollständig neue Exemplare, auch gebrauchte können sich vorläufig abonniren.

Alles Nähere besagen unsere Prospecte, welche gratis, auch zusendet werden.

Respiratoren

(Lungenschützer),

sofort und sofortbar, von 1.50 bis 10 Mark, empfiehlt

C. A. Spanjaers, Comptoir 27.

Kohlen-Niederlage,

Drahtgasse und Alter Uferweg Nr. 13 und 15.

Comptoir Streitzeugasse Nr. 19.

Max & Friedr. Meinertz.

The Singer Manufacturing Comp., New-York.

Preisermässigung

The Singer Manufacturing Comp.

Empfehlen auf alle Nähmaschinen reflectirenden und sind sicherlich angewiesen, daß die

Original-Nähmaschinen der Singer Manufacturing Company, New-York,

unsere Güte durch ihr stetiges Wirken und durch die besten, auf allen Ausstellungen erhaltenen Auszeichnungen bei einer Reihe von Jahren allgemein bewährt ist, nicht nur bei ersten, sondern jetzt auch

die billigsten Nähmaschinen

sind, welche bis in Handel befinden, und zwar jetzt an zu folgenden Preisen verkauft werden:

SINGER'S ORIGINAL NÄH-MASCHINEN

Die neuen Familien-Nähmaschinen

für den Handgebrauch, Weißzeug, Tuchschuh-Arbeiten, Mantel, Corset, Wäsche- und Säum-Arbeiten

Mk. 85, Mk. 93, Mk. 105, Mk. 120, und Mk. 125.

Medium-Nähmaschinen

für schwerere Tuchschuh-, Manufactur-Arbeiten

Mk. 130, Mk. 140, Mk. 160, Mk. 230.

Gebrüder Paltzer,

Köln, Schildergasse 48—.

Einzige Niederlage der ächt amerikanischen Singer's Nähmaschinen.

ABBILDUNG 2

Digitized by Google

„Soweit politische Tagesereignisse in Betracht kommen, hielt Herr Minjon an dem Charakter der Nachrichten als einem unparteiischen, rein sachlich berichtenden Nachrichtenblatt fest und wies alle Anerbietungen, namentlich diejenigen der preußischen Regierungskreise, welche gegenüber der demokratischen Frankfurter Zeitung ein Organ für ihre Politik zu erwerben wünschten, beharrlich ab. Sein Hauptaugenmerk richtete er zunächst auf einen sorgfältig ausgewählten gediegenen Lesestoff, so z. B. auf größere Romane, Erzählungen und mannigfaltige Aufsätze von bewährten Schriftstellern, welche bisher ganz gefehlt hatten. Mit peinlicher Sorgfalt überwachte er selbst deren Inhalt; sie durften nichts gegen die guten Sitten Verstoßendes, nichts Verletzendes für die Leser dieser oder jener Richtung in politischer oder religiöser Richtung enthalten, jedem Konflikt suchte er von vornherein vorzubeugen. *Er vermied Artikel über die Person und Umgebung des Kaisers, gebrauchte nie den Titel: Majestät, anderseits aber auch nicht das Wort: Jude, selbst nicht in Erzählungen.*

Sein Blättchen, wie er es oft nannte, verstand er so auszubauen, daß es Unerwachsenen so gut wie Erwachsenen in die Hand gegeben werden konnte. Infolge dieser Vorzüge war es in den Frankfurter Familien ein willkommener Gast, und sein guter Ruf drang mehr und mehr in alle Kreise. Viele angesehene Personen sprachen Herrn Minjon zu seiner Freude ihre Anerkennung aus. Selbst Herr Sonnemann, welcher mit scharfem Auge die Entwicklung des Blättchens verfolgte, bezeichnete es gelegentlich als ein Muster für jede Zeitung und empfahl es seiner Redaktion zur Beachtung."

Der Erfolg dieses redaktionellen Vorgehens blieb also nicht aus. Genialer aber, und lange nicht so einseitig wie Minjon entwickelte der Aachener Verleger *Josef La Ruelle*, vielleicht derselbe, der schon durch die Gründung des Kölner „General-Anzeigers" den ersten Typ eines Generalanzeigers in Deutschland geschaffen hatte, einige Jahre später auch dessen redaktionelle Grundsätze. Er gründete am 1. Oktober 1882 in Aachen ein Wochenblatt mit dem bezeichnenden Titel: *„Billigste Zeitung für Arm und Reich"* (Abbildung 3). Dieser Titel ist *das* Programm des Generalanzeigers. Billigster Preis und weitester Leserkreis. La Ruelle suchte das Blatt freilich zunächst ohne jede lokale Bindung über *ganz Deutschland* zu verbreiten, von Aachen bis nach *Danzig*, wo schon eine eigene Agentur sich befand. Wirtschaftlich war der Grundsatz der Billigkeit wieder, wie sieben Jahre vorher bei dem Kölner Generalanzeiger, erstaunlich weitgetrieben. Die wöchentlich erscheinende zehn Druckseiten starke Nummer kostete einschließlich der Zustellgebühr 75 Pfennig *im Vierteljahr*, eine Leistung, die zum größeren Teil durch die Postbestellgebühren aufgezehrt wurde. Schon die Probenummer wurde in einer Auflage von 22000 ausgegeben, für die nächste erwartete man 50000 und warb auf dieser für damals sehr beträchtlichen Auflagenziffer die Anzeigen. La Ruelle ging also umgekehrt vor. Er warb zuerst durch einen redaktionellen Teil seine Leser, um dann auf dem Leserbestand den Anzeigenteil aufzubauen, den er außerdem durch ein Zugabesystem noch zu verbreitern suchte. Das Programm dieses redaktionellen Teils aber ist die praktische Durchbildung des Titels, es ist *der* redaktionelle Speisezettel der Generalanzeiger. Danach sollte die „Billigste Zeitung

Digitized by Google

Probe-Nummer.

Billigste Zeitung für Arm und Reich.

Erstes Blatt.

№ 1. Sonntag, den 1. Oktober 1882. Druck und Verlag von Jos. La Ruelle, Aachen. Für die Redaktion verantwortlich Friedr. Wilh. Zeiger.

Avis! Da beim ersten Abdruck dieser Probenummer der Auflage der „Billigste Zeitung für Arm und Reich" bereits der Zahl von 25,000 Abonnenten erreicht hat und dieselbe sich voraussichtlich bis zum 8 Oktober auf mindestens 50,000 Exemplare beziffern wird, so werden die hoher geehrten Annoncen des Blattes auch Anzeigen Aufnahme finden und beträgt der Insertionspreis derselben 30 Pfge. für die Petitzeile, oder deren Raum. Da der Arbeiter- und Handwerkerstand unter unseren Abonnenten sehr stark vertreten ist, so werden namentlich auch Annoncen, welche sich auf Arbeiter-Einstellungsgesuche und Stellen-Anerbietungen beziehen von ganz ungewöhnlichem Erfolge begleitet sein.

Prospectus.

Im Verlage von Jos. La Ruelle in Aachen erscheint mit dem 1. Oktober d. J.:

„Billigste Zeitung für Arm und Reich."

Dieselbe bietet ihren Lesern bei dem **beispiellos billigen Preise** von **75 Pfg. pro Quartal incl. Zustellungs-Gebühr** wöchentlich eine **10 große Druckseiten starke Nummer** mit nachfolgendem Inhalte:

1. Eine **chronologische Aufführung** der **wichtigsten Ereignisse der Woche** auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und der Politik;
2. Ein spannendes **Feuilleton**;
3. Reichhaltige Mittheilungen und Notizen über **Gesundheitspflege**;
4. **Haus-, Garten- und Landwirthschaft**;
5. **Populäre Naturwissenschaft**;
6. **Schützen-, Turn- und sonstiges Vereinswesen**;
7. **Theater und Musik**;
8. **Sport**.
9. **Hunde-, Bienen-, Kaninchen- und Taubenzucht**.
10. **Stenographie**;
11. **Recepte**;
12. **Aus aller Herren Länder**;
13. **Vermischtes**;
14. **Gerichtszeitung**.
15. **Humoristisches** mit zeitgemäßen **Illustrationen**;
16. **Räthsel** ꝛc. ꝛc.

Außerdem erhalten die Abonnenten des Blattes beim Antritt des Abonnements

ohne jede Nachzahlung

eine Prämie im Werthe des Abonnementspreises,

bestehend in einem

prachtvollen, in Farbendruck künstlerisch ausgeführten Wandkalender pro 1883 und 84,

in elegantem, extra großem Format.

Unsere neue Zeitung, welche bei der Reichhaltigkeit des Stoffes und ihrer außerordentlichen Billigkeit

in ihrer Art ohne Concurrenz dasteht,

dem **Unbemittelten** und sauer Familie für einige Groschen eine Fülle unterhaltender und belehrender Lektüre bietet, wird auch von dem **Reichen** neben den großen Tagesblättern, ihres interessanten Inhaltes wegen, gern gelesen werden und zweifeln wir nicht, daß in kurzer Zeit die

Billigste Zeitung für Arm und Reich,

zu den populärsten Blättern Deutschlands zählen wird.

Unsere **Agenten** sind ermächtigt, gegen Aushändigung

der **Probenummer**
des **Prämienblattes**
und der **Quittung**

den Quartalbetrag mit 75 Pfgen. in Empfang zu nehmen.

Die Redaktion und Expedition der „Billigste Zeitung für Arm und Reich" in Aachen.

Agentur für Danzig:

Herr **Aug. Claassen**, Vorst. Graben 12|14 (Ecke der Fleischergasse).

ABBILDUNG 3

Digitized by Google

Chronologische Rundschau.

11. September. General-Versammlung der deutschen katholischen Vereine zu Frankfurt a/M.

Die General-Versammlung der kath. Vereine Deutschlands wählte zum Präsidenten Frhrn. v. Bodman, zu Vize-Präsidenten Oberlandesgerichtsrath Frank (Darmstadt) u. Rechtsanwalt Steinle (Frankfurt), zu Schriftführern die Herren Landtags-Abg. Dr. Virnich (Bonn), Rechtsanwalt Porsch (Breslau), Rechtsanwalt Rang (Fulda) und Kaufmann Grimm (Frankfurt).

12.—14. Sept. 50-jähr. Jubiläum des Gustav-Adolf-Vereins.

Die Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins, der das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens feierte, tagte Mitte September in Leipzig. Der Zweck des Vereins ist bekannt: er will auf evangelischer Seite dasselbe, was auf katholischer der Bonifazius-Verein will, den unter andersgläubiger Umgebung zerstreuten Protestanten zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu Hilfe kommen, mit dem Unterschiede, daß letzterer seine Wirksamkeit auf Deutschland beschränkt, ersterer auch außerdeutsche Gemeinden unterstützt. Der Gustav-Adolf-Verein umfaßt unter einem aus 24 Mitgliedern bestehenden Centralvorstande, der zu Leipzig, dem Geburtsorte des Vereins, seinen Sitz hat, 44 Haupt- und 1124 Zweigvereine, 372 Frauen- und 10 Studentenvereine, und daneben stehen noch 10 auswärtige Vereine in der Schweiz, in Frankreich, Belgien, Holland, Ungarn, Rußland mit ihm in Verbindung, die denselben Zweck mit verfolgen. Was der Verein in den 50 Jahren seines Bestehens geleistet hat, ist bekannt: 2700 Gemeinden sind durch die Mittel des Vereins theils neu gegründet, theils unterstützt worden, nicht weniger als 200 haben dem Verein ihre Kirche, 600 ihr Schulhaus, 400 ihr Pfarrhaus zu verdanken. Die Gesammtsumme, die der Verein bis jetzt zur Unterstützung der evangelischen Glaubensgenossen aufgewandt, beträgt 17 225 403 Mark. Im letzten Jahre haben 1197 Gemeinden (über eine halbe Million Evangelischer) Unterstützungen in Höhe von 897 743 Mark erhalten.

13. September. General-Versammlung des hannoverschen Provinzial-Baugewerks-Vereins zu Hannover.

Dieselbe beschloß einstimmig, die Delegirten zur Versammlung des Verbandes deutscher Baugewerks-Meister in Leipzig sollten beauftragen, daß die vom Reichstage durch Uebergang zur Tagesordnung erledigte Petition um Wiedereinführung der Meisterprüfung erneuert werde. Ferner wurde einstimmig folgende Petition beschlossen: „An das hohe Reichsamt des Innern. An die hohen Regierungen der Staaten des Deutschen Reiches. Bei allen Submissionen, wo es im Verdingungen von Bau-Arbeiten mit oder ohne Material-Lieferungen für das Reich, resp. für den Staat sich handelt, ist das niedrigste Gebot unter allen Umständen abzulehnen. Der Zuschlag ist unter Vorbehalt der Erfüllung der resp. speziellen Nebenbedingungen in der Regel auf das zweitniedrigste Gebot zu ertheilen. Die Submissions-Bedingungen sind mit einer dementsprechenden Bezeichnung zu versehen."

15. September. Die Schlacht bei Tel-el-Kebirs

Um 7 Uhr Abends brachen die Truppen im tiefsten Schweigen auf, marschirten zwei Stunden durch die Wüste, rasteten eine Stunde, marschirten bis 11 Uhr, wieder kurze Rast, dann Marsch bis halb 1 Uhr, worauf die Offiziere die letzten Befehle zum Angriff ertheilten. Die Truppen rasteten bis 3 Uhr, marschirten dann bis hart an die Befestigung unter dem Befehl, sofort mit einem Anlauf zu stürmen; kein Schuß sollte gethan werden, bis die Engländer thatsächlich die erste Schanze stürmten. Das 18 irische, das 84. Regiment und Marinesoldaten avancirten an der ersten äußersten Linie, dann die Garde, hierauf die Hochländer; alle in einer Reihe. Um 5 Uhr 20 Minuten fiel der erste Schuß, hierauf heftiges Gewehrfeuer beiderseits, da nunmehr der Feind den Angriff bemerkt hatte. Die Engländer avancirten trotzdem im Sturmschritt, übersprangen den weiten Graben und erklommen die Erdwerke und Parapets im Ansturme. Die Egypter wurden erschossen, mehr noch bajonnettirt. Pardon wurde weder verlangt noch gegeben. Die äußerste linke Befestigung wurde zuerst erstürmt und obgleich unter dem heftigen Feuer litten die Engländer dort am wenigsten, viel mehr im Centrum, wo die Marine und die Hochländer bedeutend litten. Die feindliche Artillerie war fast unschädlich, die Bomben flogen zu hoch. Zwanzig Minuten nach dem ersten Schusse war die erste Vertheidigungslinie genommen. Der Kampf in der innern Vertheidigungslinie begann. Dieser dauerte nur wenige Minuten, worauf die Egypter ordnungslos die Flucht ergriffen. Die Befestigungen Tel-el-Kebirs waren ungemein kunstvoll angelegt, vier englische Meilen entlang nördlich und rechtwinkelig mit dem Kanal zog sich eine starke Linie von Befestigungen und tiefen Gräben hin, davor in kurzen Zwischenräumen standen Batterien mit vier oder sechs Kruppschen Geschützen, so postirt, um Angreifer vollständig zu bestreichen. Diese Batterien, wenn gut vertheidigt, waren uneinnehmbar, weil außer dem äußern Graben und dem Parapet noch ein innerer Graben vorhanden war. In der Ecke, nahe einer dieser Batterien, fielen die Egypter am dichtesten. Merkwürdiger Weise ist nicht ein einziger Engländer dort gefallen. Hinter der ersten Schanzenlinie befanden sich unzählige Schützengräben und kleinere Redouten mit je zwei und vier Kanonen, und wieder hinter diesen, eine Viertelmeile rückwärts kontinuirlich, eine lange innere Befestigungslinie. Ein englischer Offizier, einer der ersten Erstürmer, erklärt, er sah etwas hinter den Befestigungen feindliche Infanterie postirt, bereit, etwaige Ausreißer aus der Front zu erschießen. Wie aus Alexandrien vom 16 d. gemeldet wird, hat sich das Fort Aslan, welches eine halbe Stunde von Kafr-Dowar entfernt liegt, heute früh dem General Wood übergeben. Alsbald nach seinem Eintritt in das Fort frug General Wood, wo sich ein gewisser Porlucci, ein ehemaliger Offizier der italienischen Marine, befinde, der das Schiff „Kastelfidardo" verlassen habe, um mit den Rebellen gemeinsame Sache zu machen. Nach einigen Zögern wurde Porlucci in der Uniform eines egyptischen Offiziers vor den General Wood geführt, welcher denselben zu einem armirten Zuge schickte, der zum Schutze der behufs Ausbesserung der Eisenbahn engagirten Arbeiter in einiger Entfernung von Kafr-Dowar hielt. Darauf nahm General Wood die Unterwerfung der egyptischen Offiziere entgegen.

16. September. Enthüllung des Prinz Adalbert-Denkmals in Düsseldorf.

Prinz Heinrich war als Vertreter des Kaisers zu der Enthüllung des dem Prinzen Adalbert gewidmeten Denkmals am 16. eingetroffen u. durch die Admirale Berger und Graf Monts, den Oberpräsidenten von Leipziger, den Geheimen Rath Erdmann, Vertreter des Großherzogs von Oldenburg, den Bürgermeister und den Magistrat empfangen worden. Der Prinz hielt alsdann unter dem Donner der Salutbatterie und unter den jubelnden Begrüßungen der Bevölkerung seinen Einzug durch die prächtige, von der Stadt erbaute Ehrenpforte und die festlich geschmückten Straßen nach seiner Wohnung im Gebäude des Stationschefs. Am 16. früh brachten die Bürgergesangvereine dem Prinzen ein Ständchen dar. Das Wetter war prachtvoll, der Fremdenzufluß vom Lande und der See her war groß. Die feierliche Enthüllung des Prinz Adalbert-Denkmals fand Mittags 12 Uhr in Gegenwart des Prinzen Heinrich, des Chefs der Admiralität, der Spitzen der Civil- und Militärbehörden und dem See-Offizierkorps statt. Unter dem Donner der Kanonen von den Kriegsschiffen und den Landbatterieen fiel auf einen Wink Sr. K. Hoheit die Hülle. Die Matrosen und Seesoldaten, welche im Parade-Anzuge das Denkmal umstellt hatten, präsentirten das Gewehr, während die Musik die Nationalhymne spielte. Vize-Admiral Batsch hielt die Weiherede und übergab schließlich das Denkmal der Stadt. Alsdann erfolgte der Stapellauf des Avisos zum Ersatz der „Grille" von der kaiserlichen Werft. Prinz Heinrich vollzog im Namen des Kaisers die Taufe und nannte den neuen Aviso „Pfeil." Dem glänzenden Schauspiel wohnte eine zahlreiche Volksmenge bei, welche Se. K. Hoheit lebhaft begrüßte.

18. September. Der volkswirthschaftliche Kongreß in Mannheim.

Derselbe wurde durch Dr. Braun eröffnet. Die Betheiligung war ziemlich schwach. Anwesend waren u. A. Engel, v. Kübeck (Wien), Barth, Baumbach, Hirsch, Kapp. Oberbürgermeister Moll begrüßte den Kongreß Namens der Stadt Mannheim, Handelskammer-Präsident Diffené Namens des Mannheimer Handelsstandes. Braun dankt für die freundliche Aufnahme des Kongresses. Es folgt die Konstituirung. Braun (Leipzig) wird Vorsitzender, Diffené (Mannheim) erster, v. Kübeck (Wien) zweiter Vizevorsitzender. Der erste Gegenstand der Tagesordnung ist ein Referat Braun's über das Manchesterthum. In der Debatte betheiligten sich Barth (Bremen), Moll (Stettin), Geheimrath Engel (Berlin). Angenommen wird eine Resolution des letzteren, welche gegen die Bezeichnung des Manchesterthums als Feindes der deutschen Arbeit und Arbeiter protestirt, die Bezeichnung Manchesterthum dagegen für das Streben nach Handels- und Gewerbefreiheit acceptirt.

Aufwendungen für Volksschulzwecke in Preußen.

Im Jahre 1878 betrugen die Gesammt-Aufwendungen für Volksschulzwecke in Preußen 101 016 623 M. also über 101 Millionen (davon in den Städten 43 898 750. auf dem Lande 57 117 873) und zwar an persönlichen Unterhaltungs Kosten (Gehältern) 71 583 627, an sächlichen 29 432 996 Mark. Nach dem Staatshaushalts-Etat pro 1878/79 betrug das gesammte Zollaufkommen der direkten Staatssteuern (ohne Eisenbahn-Abgaben 149 142 000 Mark), nämlich Grundsteuer 40 208 000, Gebäudesteuer 17 788 000, Einkommensteuer 70 854 000, Klassensteuer 41 406 000, Gewerbesteuer 18 616 000, Steuer in Hohenzollern 260 000 M., Summa 149 142 000. Die Schul-Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen (excl. der Mittelschulen und höhern Mädchenschulen) verhalten sich also zum gesammten Soll der direkten Staatssteuern wie 63,49 zu 100. Auf den Kopf der Bevölkerung fallen demnach im Jahre 1878: an direkten Staatssteuern M. 6,59 an Volksschul-Unterhaltungskosten M. 3,56. Die Aufwendungen für persönliche Unterhaltungskosten der Volksschule verhalten sich zu den Personalsteuern (Klassen- und Einkommensteuer) wie 92,3 : 100, die sächlichen Aufwendungen wie 38 : 100. Die Gesammtkosten für die Volksschule zu dem Gesammtertrag der direkten Personalsteuern wie 131,3 : 100. Das Gesammt-Steuereinkommen betrug 1878 63 046 533 M. Davon wurden beschafft: a. durch Schulgeld 12 975 527 M., b. durch Einkünfte vom Schul-, Kirchen- und Stiftungsvermögen (excl. Wohnung und Feuerung) 7 577 788 M., c. durch Gemeinde-, gutsherrliche und Patronats-Beitragen 34 840 217 M., d. aus Staatsmitteln 7 653 001 Mark.

Zur Kolonialfrage.

Bei dem steigenden Interesse, welches man jetzt in Deutschland der Kolonialfrage zuwendet, möchte es geboten erscheinen, von einem berufenen Beurtheiler, Gerhard Rohlfs, verfaßten Aufsatz: „Welche Länder können Deutsche noch erwerben?" Notiz zu nehmen. Rohlfs weist in dem Aufsatz auf die Art hin, wie die Engländer jetzt eben die Besitzergreifung von Bornu vorbereiten, und untersucht dann, wo für deutsche Niederlassungen, die dann später vielleicht in Staatsbesitz übergehen könnten, noch Raum sei. Er sieht dabei von Ländern ab, die einigermaßen civilisirte Regierungen und Staatszustände besitzen, so wünschenswerth auch im Interesse der Kultur und Humanität eine europäische Oberherrschaft wäre, wie in Abessinien, Marokko, Tripolitanien, Korea u. a. Er weist vielmehr auf geradezu herrenlose große Gebiete hin wie die ausgedehnte Insel Neuguinea, namentlich über den afrikanischen Kontinent, an dessen Küste noch immer weite Strecken der Besitzergreifung durch Handelsfaktoreien harren und den Zugang zu dem produktenreichen Hinterland eröffnen würden. Rohlfs führt eine ganze Reihe derartiger Küstengegenden im Osten und Westen Afrikas an. „Aber auch hier bringen Engländer und Franzosen alljährlich mehr von uns Zeit ist nicht mehr zu verlieren. „Unsere Kaufleute sieden es nicht, sagt er, „Faktoreien, Comptoire oder Kultivationspunkte anzulegen, welche vielleicht erst nach einem Jahrzehnt Gewinn abwerfen. So unternehmend der Handelsstand in den Hanseatischen Städten ist, so etablirt er seine überseeischen Handelshäuser ausschließlich in solchen Ländern, welche schon von irgend einer anderen europäischen Macht staatlich annektirt worden sind. Gibt es irgend eine deutsche Faktorei, welche auf herrenlosem Gebiet gelegen wäre? Man geht nach Amerika, nach Australien, nach China, nach Japan, auch nach Afrika, aber immer erst dann, wenn die andere Mächte geordnet und sichere Zustände geschaffen haben. Ein selbstständiges Vorgehen, ein Gründen von Faktoreien in herrenlosen Ländern, wie die französischen, britischen und holländischen Kaufleute es thun, wie die spanischen und portugiesischen es thaten, kennen die deutschen Kaufleute nicht." Rohlfs spricht sich insbesondere auch sehr bitter über die großen Opfer an Geld und Arbeit aus, welche die deutsche Afrikaforschung alljährlich in Anspruch nimmt, ohne den geringsten praktischen Nutzen zu schaffen; er fordert, daß den humanitären und wissenschaftlichen Bestrebungen jetzt endlich auch einmal praktischer Hintergrund mit nationalem Nutzen gegeben werde. Bis jetzt hat man Stationen im Innern errichtet, auf Länderein oder Gebieten, welche unmöglich Deutschland zufallen können, weil die Küste schon vergeben ist. Wenn Deutschland Nutzen haben soll von den Summen, welche es alljährlich für die Erforschung Afrikas ausgegeben, so muß von nun an die Thätigkeit der Afrikanischen Gesellschaft nur auf solchen Gebieten sich entfalten, wo man, frei von Konkurrenz, sich der Hoffnung hingeben kann, diese Ländereien einst in deutschem Besitz zu wissen." „Zehn Jahre hat Deutschland verstreichen lassen; ist dieser Zeitraum noch einmal verflossen, so wird es für immer zu spät sein." Mit dieser beherzigenswerthen Warnung schließt der berühmte Forschungsreisende seine Betrachtungen.

Maßregeln gegen das Branntweintrinken treffen in Kopenhagen.

Der Gemeinderath hat, um dem Ueberhandnehmen des Branntweintrinkens Einhalt zu thun, gestern folgenden Anträgen zugestimmt: 1) die Zahl der Wirthshäuser zu beschränken, 2) die Wirthshäuser einer strengeren Kontrolle zu unterwerfen und 3) bessere Wirthslokale herzustellen. Von den gegenwärtig bestehenden 1350 Wirthshäusern Kopenhagens sollen 1050 beseitigt werden und also nur 300 verbleiben, letztere sollen eine jährliche Schank-

ABBILDUNG 4

Digitized by Google

für Arm und Reich" bringen: Zunächst eine chronologische Aufführung der wichtigsten Ereignisse der Woche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und der Politik. Für die völlige Unparteilichkeit der Auswahl ist es bezeichnend, daß gleich die Berichte über die ersten beiden Ereignisse, die gegeben werden (vergleiche Abbildung 4), paritätisch katholischen und evangelischen Interessen gerecht werden. Behandelt sind Tagungen katholischer Vereine und des Gustav-Adolf-Vereins. Es folgen außen- und innenpolitische Meldungen, Auszüge aus interessanten Artikeln, Schilderungen sensationeller Ereignisse. Dann aber folgen: „Ein spannendes Feuilleton, Reichhaltige Mitteilungen und Notizen über Gesundheitspflege, Haus, Garten und Landwirtschaftliche Nachrichten, Populäre Naturwissenschaft, Mitteilungen über Schützen-, Turn- und Vereinswesen, Theater und Musik, Sport, Hunde-, Bienen-, Tauben- und Kaninchenzucht, Stenographie, Kochrezepte, Gerichtsberichte, Vermischte Meldungen aus aller Herren Länder und schließlich Rätsel u. a. mehr." In dieser Aufstellung ist kaum eines der Stoffgebiete ausgelassen, die später das eigentliche Wirkensgebiet der Generalanzeiger ausmachten, wenn sie auch hier erst in einem magazinartigen Blatte wirksam werden. La Ruelles Hoffnung, seine Zeitung müsse „eines der populärsten Blätter Deutschlands" werden, weil sie „bei der Reichhaltigkeit des Stoffes und der außerordentlichen Billigkeit dem Unbemittelten und seiner Familie für einige Groschen eine Fülle unterhaltender und belehrender Lektüre biete und von den Reichen ihres interessanten Inhalts wegen gern gelesen werde", erfüllte sich nicht. Von seiner Zeitung existiert meines Wissens nur ein einziges Stück mehr; es befindet sich im Forkenbeckschen Zeitungsmuseum in Aachen und ist der verkleinerten Wiedergabe (Abbildungen 3 und 4) zugrundegelegt. Vielleicht ist das Blatt nicht weit über die ersten Nummern herausgekommen. Allein durch die Papierkosten stellte es angesichts des niedrigen Bezugspreises und der Notwendigkeit weitester Verbreitung ein großes Wagnis dar. La Ruelle, von dem im einzelnen leider nur wenig bekannt ist, hat später in Aachen das „Politische Tageblatt" gegründet. Jedenfalls zeigt er sich in seiner Kölner und auch seiner Aachener Gründung als ein sehr ideenreicher und schöpferischer Kopf. Vielleicht ist die „Billigste Zeitung" nur daran zugrunde gegangen, daß ihr das stärkste Zugmittel der Zeitung, die *aktuelle* Nachricht, fehlte.

Trotzdem hat auch der bedeutendste und erfolgreichste Generalanzeigerverleger, *August Scherl*, zunächst mit einem Wochenblatt begonnen. August Scherl hat, bevor er in Berlin den „Lokal-Anzeiger" gründete, seinen Weg durch die Städte genommen, in denen die eben geschilderten Vorläufer der Generalanzeigerpresse auftraten. Scherl lebte in Köln, als La Ruelles Generalanzeiger dort herauskam, und bevor er 1883 nach Berlin übersiedelte, lebte er als Buchhändler in Frankfurt, wo er Minjon am Werke beobachtete. Wieviel er bei seiner Gründung von den Erfahrungen in beiden Städten gelernt, das zu untersuchen ist müßig. Wer sich je mit dem Leben und Wirken dieses ganz außerordentlichen Mannes befaßt hat, der weiß, daß Scherl einer der ideenreichsten Köpfe seiner Zeit war, daß er, als gelernter Buchhändler, gewiß auch mit Interesse beobachtet hat, was sich im Zeitungswesen seines Wohnortes abspielte und daß an seinem „Berliner Lokal-Anzeiger" soviel grundlegend Neues war, daß ihm kein Stein aus der Krone bricht, selbst

Digitized by Google

wenn er aus Köln und Frankfurt Anregungen mitgenommen hat. Sein „Lokal-Anzeiger" ist auch nur *eine* der vielen Ideen, die er hatte. Sie trieb ihn eines Tages von Frankfurt nach Berlin. Mit einer erstaunlichen Sicherheit ermittelte er, daß im Berliner Zeitungswesen ein Blatt unparteiischer volkstümlicher Art, ein Blatt, das auch seinen Anzeigenteil dem kleinen und kleinsten Publikum zur Verfügung stellte, völlig fehlte. Er übersiedelte nach Berlin und gründete wenige Monate später den „Berliner Lokal-Anzeiger", der erstmalig zunächst als Wochenblatt am 4. November 1883 erschien. Verlagstechnisch und redaktionell eine ganz neue Erscheinung, die erste ausgereifte Form eines Generalanzeigers. Die ersten vier Nummern wurden in der für damalige Zeit unerhörten Auflageziffer von 200 000 (notariell beglaubigt) in ganz Berlin durch ein eigenes Trägersystem kostenlos verbreitet. Als man dann — weniger zur Unkostendeckung als zur Kontrolle der Zustellung — eine Zustellgebühr von monatlich 10 Pfennig nahm, konnte sofort für die Nummer 5 eine Auflage von 152 000 notariell festgestellt werden. Damit war die Zeitung mit einem Schlage in die höchste damals in Deutschland überhaupt mögliche Aufgabe hinaufgeführt.

Woher dieser große Erfolg? Er lag in der klugen und organischen Verknüpfung verlagstechnischer und redaktioneller Neuerungen. Neu und nie dagewesen war: der *billige Preis*, der gar keine Bezahlung, sondern nur eine Zustellungskontrolle von 10 Pfennig monatlich war. Die National-Zeitung kostete damals 6.75 Mark, die Vossische Zeitung 6.50 Mark vierteljährlich *ohne* die *recht hohe*, besonders zu leistende *Zustellgebühr*. Neu war weiter ein ganz auf Massenkauf und -verkauf, auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Massenkonsumenten abgestelltes *Anzeigenwesen* in klargegliederter Verteilung und stofflicher Gruppierung. Neu war weiter die *Form des Vertriebs*. Während bis dahin die Berliner Zeitungen allgemein auf Zeitungsspeditionsfirmen angewiesen waren, die aus dem Zeitungsvertrieb ein eigenes Gewerbe machten, damit aber gleichzeitig auch jede Fühlungnahme zwischen dem Verlag der Zeitung und dem Leser abschnitten, schuf Scherl eine eigene Vertriebsorganisation. Er wurde, wie ein Berliner Verleger witzig bemerkte: „der Erfinder der Zeitungsfrau". Dem Bedarf der Massenleserschaft entsprachen auch Scherls redaktionelle Grundsätze. In seinem Programm (Abbildung 5) betont er die Absicht, *frei zu sein von jeder politischen Sonderstellung*, aber ein offenes Auge für alles zu zeigen, was auf dem lauten Markt des Residenzlebens Geist und *Herz* beschäftigt. Seine eigentlich volkstümliche Aufgabe umschreibt das Blatt, wenn es verkündet: „Es gilt, wie auf dem Markt des Geschäftes, so auf dem Markt des geistigen Lebens nicht nur an den glänzenden Spiegelscheiben stehenzubleiben, sondern auch jene kleinen und dunklen Buden aufzusuchen, die abseits vom großen Markt liegen." Und weiter verkündet das Programm in treffender Anschaulichkeit: „*Es soll solide Hausmannskost schmackhaft bereitet und geschmackvoll aufgetragen werden.*"

Schauen wir uns diese redaktionelle Hausmannskost näher an, so ist sie in der Tat leicht und wohlbekömmlich. Das Blatt beginnt — im Gegensatz zu andern Generalanzeigern — mit dem *redaktionellen* Teil. Ähnlich der La Ruelleschen Zeitung bringt die erste Seite, solange das Blatt noch wöchentlich erscheint, eine kurzgefaßte Übersicht über die

Digitized by Google

Gratis. **Berliner** Auflage 200,000.

Lokal-Anzeiger.

Central-Organ für die Reichshauptstadt.

Wird jeden Sonnabend Nachmittag gratis an die im Adreßbuch stehenden Einwohner Berlins geliefert. Monatliche Zustellungsgebühr 10 Pfennig.
Die Zustellungs-Gebühr soll nicht von dem Träger-Personal, sondern gegen Quittung von den angestellten Controleuren erhoben. Weder diese, noch das Träger-Personal dürfen bei Strafe sofortiger Entlassung Geschenke annehmen. Jeder Controleur ist mit einer von uns ausgestellten Legitimation versehen und verpflichtet, dieselbe auf Verlangen bei Einkassirung von Geldern vorzuzeigen.
Durch die Post bezogen tritt ein Abonnementspreis von 75 Pfennig pro Quartal ein.

Insertionspreis: 20 Pfennig pro Zeile oder deren Raum; auf der vierten Seite des Hauptblattes 1 Mark, auf der ersten Seite des Hauptblattes (vierspaltig) 5 Mark.
Eine Garantie für einen bestimmten Platz der Inserate kann nicht übernommen werden.
Schluß der Inseraten-Annahme für jede Nummer: Donnerstag Abend 7 Uhr.
Rabatt kann dem inserirenden Publikum in keinem Falle bewilligt werden!

Redaction und Expedition: Berlin SW., Zimmerstraße 40/41.

Nummer 1. Berlin, Sonntag den 4. November 1883. 1. Jahrgang.

Von der No. 1 des „Berliner Lokal-Anzeiger" Jahrgang 1883 sind mir heute 200,000 fertig gedruckte Exemplare vorgelegt worden.

Berlin, den 3. November 1883.

(L. S.) Ludwig Schmidt,
Notar im Bezirk des Königl. Preuß. Kammergerichts.

Unser Zweck und unsere Ziele.

Es ist ein kühnes, ja wenn wir gleich in den ersten Begrüßungsworten an unsere Leser echt heimatlich berlinisch reden wollen, ein „unverfrorenes" Beginnen, auf dem von Zeitungen und Journalen-überfluteten Markt der Residenz ein neues Blatt erscheinen zu lassen! Und trotzdem tritt der **„Berliner Lokal-Anzeiger"** dreist und frisch vor das Publikum der Kaiserstadt und giebt mit dieser seiner ersten Nummer seine Visitenkarte offenen Auges und mit rückhaltslosem Gruße an allen Thüren, für alle Schichten der Gesellschaft ab, weil er das Bewußtsein hat, einem ernst und tief empfundenen Bedürfniß **und einer bisher ungelösten Frage** gedeihliche Bahnen zu öffnen!

Denn es ist unbestritten und ein lebhaft beklagter Mangel, daß ein den imposanten Lokalverkehr Berlins förderndes Blatt fehlt, das in **erster Linie das Angebot und die Nachfrage der umfassenden, ja unbemessenen Verkehrsinteressen** auf einem, **Allen gemeinsamen Boden der Zweckmäßigkeit centralisirt und regelt!**

Diesen Gesichtspunkt der **Zweckmäßigkeit** in der Neuorganisation des Annoncenmarktes der Residenz, den wir in eingehenden Vorprüfungen und Ueberlegungen für die vorliegende Gestaltung des **„Berliner Lokal-Anzeiger"** stets in erste Linie stellen werden, betonen wir auf das Nachdrücklichste. Denn wir werden uns in den praktischen Folgerungen dieses Gesichtspunktes in den **Zwei Mal Hundert-Tausend** Exemplaren jedes Sonnabends wesentlich und scharf von allen bisherigen Kundgebungen der Berliner Tagespresse **darin** unterscheiden, daß wir die uns anvertrauten Inserate in einer nach dem Inhalt der Annoncen klar gegliederten Vertheilung, in einer, alle Gebiete des Verkehrs erschöpfenden Ausdehnung und endlich in einer so großartigen Verbreitung in Scene setzen, **wie sie das Angebot und die Nachfrage des Bedürfnisses aller Betheiligten in der deutschen Metropole noch nicht gekannt hat.**

Wir werden zunächst bestrebt sein, im redaktionellen Theile des **„Berliner Lokal-Anzeiger"** die Ereignisse der abgelaufenen Woche kurz zu rekapituliren, **jeder politischen Sonderstellung fern,** die Leser von den wichtigsten Vorkommnissen im Staat und in der Stadt in Kenntniß zu setzen und ein offenes Auge für all' die vielgestaltigen Erscheinungen zu haben, die in Kunst und Wissenschaft, in den sensationellen Entwicklungen der Industrie und des Handels, auf der Bühne, im Gerichtssaal, — mit einem Wort auf dem lauten Markt des residenzlichen Lebens, Geist und Herz beschäftigen!

Wir werden an der Hand bewährtester fachmännischer Kräfte mit rückhaltsloser, ja wenn es sein muß, mit rücksichtsloser Offenheit und Ueberzeugungstreue den Muth unserer Meinung unverholen aussprechen! Es gilt, nicht blos die Augenblicksbilder in photographischer Treue festzuhalten, sondern der Wahrheit leidenschaftslos auch **da** eine Stätte zu bereiten, wo hin und wieder der Becher überschäumt! Es gilt, berechtigte Prüfung und befugte Kritik da zu üben, wo offene oder versteckte Mißstände und Mängel eine gesunde Entwickelung der deutschen Kaiserstadt beeinträchtigen! Es gilt, wie auf dem Markte des Geschäfts, so auf dem des **geistigen** Lebens unserer Mitbürger, nicht nur vor den glänzenden Spiegelscheiben stehen zu bleiben, sondern auch jene kleinen und dunkelen Buden aufzusuchen, die abseits vom großen Markte liegen.

Unser redaktionelles Bemühen in der Behandlung weitschichtiger Themata, wie sie der Tag und seine Strömungen uns bietet, soll aber nicht etwa als ein leckeres Mahl für den verwöhnten Geschmack anspruchsvoller Leser serirt werden! **Es soll eine solide Hausmannskost, schmackhaft bereitet und geschmackvoll aufgetragen werden!** Die Zuthaten, die wir vom Markt des wogenden residenzlichen Treibens zusammentragen wollen, werden den bewährtesten Quellen entnommen sein. Sind wir gezwungen, unsere Speise einmal schärfer zu würzen, als es von vornherein die Absicht ist, dann mögen die nachsichtigen Leser dieser Blätter davon durchdrungen sein, daß uns nicht die Sucht der Reklame noch weniger etwa eine Konzession verführte, die man wohl anderwärts dem Sensationsbedürfniß zu machen pflegt, sondern daß **Gewissenhaftigkeit und Ueberzeugungstreue auch dann unsere Feder leiten werden, wenn wir sie zur Abwehr oder zur tadelnden Kritik leidenschaftslos einsetzen müssen!!** —

Es ist unser kühner und weitaussehender Plan, daß der **„Berliner Lokal-Anzeiger"** als ein Sonntagsblatt an jedem Sonnabend Nachmittag in die Händeje des Berliner Wohnungs-Inhabers*) gelangt, der ein Interesse daran hat, zu kaufen oder zu verkaufen, zu miethen oder zu vermiethen, zu borgen oder auszuleihen, Kunden zu erwerben oder Geschäfte anzubahnen, — mit einem Worte: auf dem unbegrenzten Felde der hochwogenden Interessen, die sich auf dem Markt der geistigen und materiellen Beziehungen einer Millionenstadt täglich entwickeln, ein solider und ausnahmslos jeder Frage begegnender Wegweiser zu sein. So gedenken wir ein Verbindungsmittel für die vielgestaltigen Wünsche aller Fordernden und Bietenden der gesammten Einwohnerschaft hinzustellen und in dem Vollbewußtsein der Verantwortlichkeit der übernommenen Pflichten erbitten wir die Hülfe und die Nachsicht unserer verehrten Mitbürger aller Kreise, des Handwerks, des Kaufmannsstandes, der Industrie, der Beamten, der Armee und der Vertreter der Kunst und Wissenschaft, als **das erste und wesentlichste Fundament des Gelingens unserer Arbeit.**

Diese Nachsicht und Hülfe rufen wir in den ersten Stunden unserer Thätigkeit, in denen der neugeschaffene Apparat unmöglich schon fehlerfrei arbeiten kann, mit herzlichem Worte an. Nur im Zusammenwirken der gegenseitig sich deckenden Interessen, die doch unabweisbar in einem Brennpunkt zusammenströmen, ist Heil zu erwarten!

So möge denn der **„Berliner Lokal-Anzeiger"** sich seine Wege in der deutschen Metropole bahnen und mag ihm überall, wo er auch anklopft, ein freundliches Gesicht, ein gütiger Willkommsgruß geboten werden! Mögen auch die Behörden das Unternehmen unterstützen, das ihnen eine praktisch erschöpfendere Form bietet, als sie bisher möglich war, ihre Mittheilungen zur Kenntniß der gesammten Einwohnerschaft Berlins zu bringen.

Mögen uns nirgends Gegner erwachsen, sondern das Blatt aus eigenem Verdienst sich nur Freunde und Förderer in reichstem Maße erwerben!

Soweit Ernst und Fleiß in der Arbeit und redliches Streben dazu dienen können, **werden wir in der vollsten Tragweite der Worte** unsere **Pflicht und Schuldigkeit erfüllen!!**

Die Redaktion.

Ein Wort, lediglich an unsere Inserenten.

Im Anschluß an die Eingangsworte unseres Blattes erscheint es uns Pflicht, unseren Inserenten gegenüber zu betonen, daß ihnen im **Berliner Lokal-Anzeiger** die geschäftlich erwünschteste Gelegenheit geboten wird, auch dem scheinbar unwesentlichsten Inserat die imposanteste Verbreitung zu geben. Jedes Opfer eines Honorars für irgendwelche Annonce wird zweckentsprechend sein. Es existirt keine Zeitung in der Residenz, die mit den im Berliner Lokal-Anzeiger durch unsere Organisation gebotenen Chancen auch nur entfernt konkurriren kann!

Wir sortiren die Inserate nach Maßgabe ihres Inhalts und geben dadurch jedem Leser eine klare Uebersicht, zeigen jedem Suchenden sofort den gewünschten Fundort. Es ist ersichtlich überzeugend, wie viel billiger dadurch für den, der mit den Erfahrungen der Zweckmäßigkeit seiner früheren Insertionen rechnen will, jetzt das Inserat wird. Es bedarf kaum der Erwähnung, wie schwer das z. B. bei Wohnungs-Inseraten und allen den kleinen Annoncen wiegt, deren Preis bisher mit dem erhofften Erfolg selten in einem gedeihlichen Verhältniß stand.

Wir liefern das Blatt durch ganz Berlin gratis, müssen jedoch zur Kontrole darüber, daß die Lieferung auch wirklich allerorts pünktlich erfolgt ist, monatlich den kleinen Betrag von 10 Pfennigen als Zustellungsgebühr erheben.

Wenn erforderlich, werden wir Filial-Annahmestellen durch ganz Berlin errichten. Vorläufig bitten wir um recht zeitige Einlieferung der Inserate in unsere **Haupt-Annahmestelle, Zimmerstraße 40—41.** Die technische Herstellung des Blattes erfordert viel Zeit und müssen deshalb alle, für das am Sonnabend Mittag erscheinende Blatt bestimmten Inserate spätestens Donnerstag Abend in der Expedition sein.

Die Expedition des „Berliner Lokal-Anzeiger",
Zimmerstraße 40—41.

*) Wer eine eigene Wohnung nicht hat, oder neuerdings verzogen ist und das Blatt zu haben wünscht, beliebe uns seine Adresse einzusenden. D. O.

ABBILDUNG 5

Digitized by Google

Wochenschau der Zeitgeschichte.

Der Kaiser ist nach den angreifenden Anstrengungen des Sommers und Herbstes seit acht Tagen wieder stabil in der Residenz. Die seltene Rüstigkeit und Elastizität des Monarchen, seine Arbeitskraft und Unermüdlichkeit sind fast beispiellos. Wir Berliner haben den besonderen Vorzug, daß wir uns fast täglich des Anblicks des allverehrten Herrn erfreuen können, wenn er im offenen Wagen und im historisch grauen Mantel seine Spazierfahrt macht und mit jener herzgewinnenden Leutseligkeit grüßt, die diesen Fürsten so weltbekannt auszeichnet. Es ist ein hocherhebendes Wort, das wir aussprechen dürfen, daß Kaiser Wilhelm, der Siegreiche und Glückliche, von der Hand der Liebe von Millionen und Aber-Millionen getragen wird, daß uns die innigsten Regungen der Familienbande mit unserem angestammten Herrscherhaus verknüpfen und daß wir stolz darauf sein dürfen, den erhabenen Kaiser den unseren zu nennen, zu dem die ganze Welt mit Ehrerbietung und Vertrauen als zu einer der lichtumflossensten Erscheinungen in der Geschichte, emporblickt!!

Wie sich die unverfälschte Liebe zum Kaiser bei jeder Gelegenheit äußert, davon bot die vergangene Woche abermals zwei recht eklatante Beweise. Einmal bei Gelegenheit des Besuchs des Kaisers im Viktoria-Theater, wo im Moment des Aufgangs der Dekoration des Niederwald-Denkmals eine stürmische Ovation so recht aus freiem, vollem Herzen zur kaiserlichen Loge emporbrauste, und zum Andern gelegentlich des Erscheinens des Kaisers in der neuen Aula der Kriegsakademie. Hier hielt der Afrikareisende, Lieutenant Wißmann, einen interessanten Vortrag über das äquatoriale Afrika, dem der Monarch mit gespannter Aufmerksamkeit folgte, nach welchem er den kühnen Forscher huldvoll auszeichnete und sich in dem Elitekorps der 300 Offiziere aller Waffengattungen seiner Armee so recht unter seinen Kameraden wohl zu fühlen schien. Wie glänzten die Augen, wie schlugen die Pulse der jungen Helden ihrem geliebten Kriegsherrn entgegen! Es war ein Anblick, zu dem man wohl einen französischen Berichterstatter herbeiwünschen konnte, der seine ganz besonderen Eindrücke nach jenseits der Vogesen mitgenommen haben würde!! —

Die **Kaiserin** weilt noch in Coblenz. Wie die erhabene Frau unentwegt an den Arbeiten der praktischen Humanität nicht nur Theil nimmt, sondern hier die Initiative ergreift, davon geben zahllose segenspendende Beweise in der Residenz und weit über ihre Grenzen hinaus täglich Kunde. Dem körperlichen Leiden der hohen Frau möge die Vorsehung bald Genesung schenken. —

Die **kronprinzlichen Herrschaften** sind in Wiesbaden zur Zeit. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie werden vollzählig erst Anfang Dezember wieder in Berlin vereint sein. Der **Kronprinz** gedenkt zwar die Hubertus-Jagd mitzumachen, nicht aber die Luther-Feier in Eisleben mit seiner Gegenwart zu beehren. Prinz Wilhelm ist als Bataillons-Kommandeur im ersten Garde-Regiment in Potsdam in angestrengter Thätigkeit. Vom Prinzen Heinrich sind die letzten Nachrichten aus Trinidad die erwünschtesten.

Die Ministerien, der Bundesrath, der gesammte enorme Apparat unsrer administrativen und Gerichtsbehörden, die Kommunal-Verwaltung und die militärischen Bildungsanstalten — Alles ist wieder in fleißigster Thätigkeit. Die Einberufung des Landtages scheint für den 20. November, die des Reichstages für die Mitte des Januar 1884 in Aussicht genommen zu sein. Die Grundsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes erfolgt wahrscheinlich an Kaisers Geburtstag. —

Die bevorstehenden Luther-Feste nehmen insgesammt Vaterland, Geist und Herz lebhaft in Anspruch und werden inzwischen in großem Stile vorbereitet. —

In der **Umschau im Auslande** ist zunächst mit hoher Befriedigung der Rede des österreichischen Ministers zu gedenken, die ein werthvolles Unterpfand des europäischen Friedens bietet. —

Ebenso sind die **bulgarischen Unruhen** als ein Sturm im Glase Wasser zu betrachten. Von einer Beleidigung des Czaren durch den Fürsten von Bulgarien ist nie die Rede gewesen, das auch in Petersburg nie so aufgefaßt worden. —

In **Frankreich** ist die Epidemie des Deutschen-Hasses momentan auf ein — so scheint es — etwas ruhigeres, mindestens anständigeres Maaß gesunken. In der Kammer wirbelt die Budgetberathung vielen Staub auf. Die tonkinesische Frage wirft keinen besonderen Glanz auf die Geschicklichkeit französischer Diplomatie. Der politische Dilettantismus an der Seine ist genau derselbe wie vor 50 und vor 100 Jahren. Das geflügelte Wort „Nichts gelernt und nichts vergessen" paßt auch auf die Oligarchie dieser modernen Republikaner! —

In **London** hat ein Bomben-Attentat auf der unterirdischen Eisenbahn — ähnlich der Explosion im Frankfurter Polizei-Präsidium — Aufsehen gemacht. Der Verdacht der Urheberschaft wendet sich gegen die Fenier. —

In **Petersburg** ist ein sozialistisches Blatt „Studentscheßto" erschienen. In Odessa hat man wieder Offiziere nihilistischer Umtriebe halber verhaftet. —

In **Amerika** scheint man mit der Ernte nicht so zufrieden zu sein, als es Anfangs schien. Die Rückwirkungen eines Minder-Imports auf unsere Getreidepreise sind vorläufig noch nicht zu bemerken.

Im deutschen Heimathlande ist man am Rhein und im Süden überhaupt eifrig mit der günstigen Weinlese beschäftigt. Im Norden und in Mitteldeutschland werden die letzten Zuckerrüben und Kartoffeln eingeheimst. Die Wintersaaten stehen im Allgemeinen gut. Möge die Vorsehung ihren Segen geben!!

Im Weichbilde der Residenz.

Der Wochen-Chronist einer so lebensvollen und vielgestaltigen Großstadt wie unser liebes Berlin, kennt Tage, wo er nicht ohne Seufzen an die Arbeit gehen kann. Das ist am Abschlusse solcher Wochen der Fall, in welchen dieser ewig gährende Kessel des Großstadtlebens überschäumt und — die Hefe nach Oben steigt, oder wo die Hand des Schicksals durch erschütternde Unglücksfälle die Bürgerschaft aus ihrer Ruhe schreckt. Diesmal — und das ist doppelt erfreulich, da unser Blatt zum ersten Male seine Wanderung antritt — können wir auf eine, wenn auch nicht ereignißlose, so doch ruhige Woche zurückblicken, soweit eben von einer Ruhe in der Millionenstadt gesprochen werden kann. Möge dies uns und unseren Lesern ein gutes Omen sein.

Die herzerfreuliche Rüstigkeit und Gesundheit unseres greisen Monarchen zeigte sich wiederum in glänzendster Weise bei Gelegenheit seines Jagdausfluges nach Wernigerode, wo Se. Majestät seinen Ruf als trefflicher Waidmann auf's Neue bewährte und beim „Hallali" ein Resultat aufwies, um welches manch' jüngerer Nimrod den hohen Herrn beneiden möchte. Sonnabend Abend kehrte der Kaiser wiederum nach Berlin zurück und verlebte die jüngstvergangenen Tage unter Erledigung der üblichen Regierungsgeschäfte und Audienzen in der Residenz mit Ausnahme eines Ausfluges nach Charlottenburg zum Besuche der erbprinzlich-meiningenschen Herrschaften.

Die allgemeine Physiognomie der verflossenen Tage kennzeichnet sich, wie gesagt, durch eine gewisse Stille — eine Stille nach dem Sturme. Die stolzen Wellen der städtischen Wahlbewegung haben sich endlich gelegt, und wenn auch, wie dies nicht anders zu erwarten, die Agitation der Parteien im Hinblick auf die am 13. November zu vollziehenden Stichwahlen sich eifrig regt, so entbehrt doch offenbar diese Regung jener lauten Theilnahme der großen Masse des Volkes, welche die Tage vor den ursprünglichen Wahlen charakterisirte. Da übrigens die auf den Vergolder Herrn Ewald und den Gürtler Herrn Kreutz im 16. und 37. Wahlbezirk gefallenen Stimmen vom Magistrat für ungültig erklärt worden und an ihrer Stelle die Herren Dr. Langerhans und Fabrikbesitzer Dopp als gewählt proklamirt worden sind, reduziren sich die bevorstehenden Stichwahlen auf dreizehn. So ominös auch diese — man nennt sie ja wohl „unheilige" — Zahl aussieht, wollen wir wünschen und hoffen, daß am 13. d. M. aus den Urnen Männer hervorgehen mögen, die in ihrer Thätigkeit als Stadtverordnete weniger nach dem Abc-Buch ihrer Partei, als nach den Eingebungen ihres für das kommunale Wohl besorgten Sinnes reden und — handeln werden.

Zu denjenigen Wochenereignissen, welche innerhalb der verflossenen Zeitspanne unzweifelhaft in den Vordergrund des Interesses getreten, gehören zwei Festlichkeiten, welche dem Andenken zweier, wenngleich in verschiedenen Berufssphären großer Männer galten: wir meinen die Enthüllung des Wilms-Denkmals und die Schinkel-Feier in Neu-Ruppin. Wenn auch, wie man uns einwenden könnte, letztere nicht innerhalb des Weichbildes der Residenz stattfand, so ist doch Schinkels Wirken so untrennbar mit der Geschichte der Berliner Baukunst verbunden, daß wir uns nicht versagen konnten, hier wenigstens die Thatsache festzustellen, daß am 28. Oktober in Neu-Ruppin, wo Karl Friedrich Schinkel am 13. März 1781 geboren worden war, unter großer Theilnahme der Bevölkerung und der Behörden das von Max Wiese ausgeführte lebensgroße Denkmal des großen Meisters der Baukunst enthüllt wurde. — Die Uebernahme des von Prof. Siemering modellirten Wilms-Denkmals auf dem Mariannenplatze am 30. vergangenen Monats seitens des Oberbürgermeisters v. Forckenbeck im Namen der Stadt Berlin geschah unter der warmherzigen Theilnahme der Berliner Bevölkerung, welche ihren Ursprung in der ungetheilten Liebe und Bewunderung hat, die dem unvergeßlichen Robert Wilms während seiner fast dreißigjährigen Wirksamkeit als Arzt und insbesondere als Operateur, in zweiter Linie aber auch als edler, humaner Mensch von Hoch und Niedrig entgegengebracht wurde.

Der Name Schinkel ruft uns ganz unwillkürlich die Berliner Architekturverhältnisse, resp. die Hoffnungen in Erinnerung, welche bezüglich der weiteren baulichen Entwickelung der Reichshauptstadt in der Luft schweben, und dabei wiederum tritt natürlich das Reichstagsgebäude in den Vordergrund, dessen Grundsteinlegung ja in nicht allzulanger Zeit bevorsteht. Wir freuen uns, konstatiren zu können, daß die endgiltigen Entwurfarbeiten des Meisters Wallot in gedeihlichem Einklange sowohl mit den allgemeinen Forderungen des Schönen und Praktischen, wie mit den besonderen Wünschen der Baukommission und der Akademie des Bauwesens stehen. Was den bis jetzt noch auf etwas lustiger Basis stehenden Berliner Dombau anbetrifft, sollen einem dunklen Gerüchte zufolge auch bereits einige Schaufeln voll Erde auf dem betreffenden Terrain umgegraben worden sein. Ob wir in nächster Woche dieses Gerücht werden bestätigen können, ist fraglich.

Zwei neue Erfindungen von beträchtlicher Bedeutung passirten in der verflossenen Berichtswoche Revue vor den betr. Behörden und Sachverständigen. Eine feuer- und dampflose Lokomotive von Honigmann in Aachen war einem nach Treptow fahrenden Spreedampfer einverleibt worden, und fand, als äußerst praktisch, sicher und feuersparend den ungetheilten Beifall der anwesenden höheren Offiziere, Techniker etc. Sehr vielversprechend für die Sicherung von Fabrikanlagen und anderen Baulichkeiten gegen Feuersgefahr erwies sich das neue Löschverfahren des Herrn Mönch aus Gotha durch Kohlensäure ohne Anwendung von Wasser, welches in Gegenwart hoher Beamten der Feuerwehr und des Polizeipräsidiums auf dem sog. „Grützmacher" mit Erfolge erprobt wurde.

Für das hygienische Museum, welches nunmehr bestimmt seiner Verwirklichung entgegen geht, ist Civilingenieur Rietschel zum Königlichen Kommissar ernannt worden. In dem seitens des Staates käuflich erworbenen Hauptgebäudes der Hygiene-Ausstellung werden mit Zuziehung der wichtigsten Nebenanlagen desselben voraussichtlich die meisten der in Berlin stattfindenden größeren Ausstellungen abgehalten werden.

Das unterirdische Berlin fördert immer neue Schätze zu Tage. In der Genthiner Straße sind bei Gelegenheit der Kanalisationsarbeiten wiederum sehr kostbare durch vorzügliche Färbung sich auszeichnende Bernsteinstücke aufgefunden worden.

Mehr Licht — nämlich elektrisches Licht steht uns, Dank der Vorsorglichkeit des Magistrats bevor, welch' letzterer mit Deputationen der Edison'schen Gesellschaft nunmehr einen Vertragsentwurf verabredet hat. Nach Ratifizirung dieses Vertrages soll die Gesellschaft die Beleuchtung verschiedener Lokalitäten eines bestimmten Kreises von Berlin mit elektrischem Lichte übernehmen.

Für die Einschätzung zur Klassensteuer pro 1884/85 soll am 5. November die Aufnahme des Personalstandes vor sich gehen. Die Abholung der dazu umlaufenden Listen durch die Steuererheber erfolgt am 8. November d. J. ab. In den Listen müssen auch die Aftermiether, Chambregarnisten und Schlafleute angegeben werden; nur Personen, auf der Durchreise befindlich oder zum vorübergehenden Besuche anwesend, sind in die Listen nicht einzuzeichnen.

Neue Pferdebahnlinien stehen unserer Stadt bevor — wenngleich nicht in allernächster Zukunft — nachdem die Direction der großen Berliner Pferde-Eisenbahngesellschaft unter der Bedingung, daß ihr der Bau sämmtlicher von ihr beantragter Linien, einschließlich der übrigens schon zugesagten Linie Spittelmarkt-Gertraudtenstraße-Mühlendamm, concessionirt wurden, dem Magistrat gegenüber bereit erklärt hat, 600,000 Mark zu den Kosten der Freilegung der Südseite des Mühlendammes zu zahlen.

Eine statistische Zusammenstellung des Fremdenverkehrs im Monat Oktober d. J. hat ergeben, daß während desselben in hiesigen Gasthöfen 24,255, Hotels garnis und Chambres garnis 2558, sonstigen Herbergen 5848, zusammen in

Feuilleton.

Nacht's um die zwölfte Stunde!

Motto: Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.
Goethe.

Herr Redakteur!

Sie sind so liebenswürdig, mir den Vorzug zu geben, das erste Feuilleton Ihres Riesen-Unternehmens meiner Feder zu unterstellen. Ich würde erröthen, wäre ich noch, wie Bellmaus in den „Journalisten", schöner Wallungen fähig. Leider ist das lange her und ich bin ehrlich genug, Ihnen einzugestehen, daß Ihre bevorzugende Liebenswürdigkeit nicht frei von Bedenken ist. Sie rechnen noch auf das ungebeugt heitere Temperament, auf die allzeit rosenfarbene Laune Ihres alten Genossen schönerer Tage. Verehrtester! Die Medaille hat ihre Kehrseite mit einem etwas verwischten Gepräge. Die Stunden: „als mir noch der Jugend Sonne glänzte, schöner Frauen Lächeln glücklich nah', als ich Deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia! ..." sie sind dahin! Es ist ein roth anzustreichender Tag, wenn die Saiten der Leier mal ganz rein klingen und nicht verstimmt sind. Für den alten Pegasus gar, der auf dem Asphaltpflaster dieses Fischerdörfchens „Berlin" gar zu oft gestolpert und etwas struppirt ist, lasse ich mir zuweilen „der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe" den Velocipe—galus satteln, eine erbärmliche Mähre. Aber ich thue es, daß ich mir Ruhe reite, und Sie sind nicht sicher, daß ich Ihnen plötzlich einmal in die Redaction hineinrolle, mitten unter Ihre zweimalhunderttausend Inserate und ein athemloser Schutzmann hinter mir her trabt, mit der menschenfreundlichen Absicht, mich zu arretiren. Sie werden mich dann hoffentlich schützen, indem Sie dem blauen Mann des Gesetzes die blaue Blume meiner unsterblichen Verse vorhalten — glauben Sie mir, auf das Desinfectionsmittel hin flieht der Wächter der öffentlichen Ordnung und begehret nimmer und nimmer zu schauen, was Sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen!!

Ja, ja, wir haben für die Rosen der Jugend die Herbstzeitlosen der reifen Erfahrungen und die grauen Haare eingetauscht. Ein schlechtes Geschäft! Was kann mich der höhere Standpunkt stilvoll akademischer Unfehlbarkeit reizen, wenn meine Minna vorübergeht, mich aber nicht mehr kennt? Und was kann Ihnen mein Talmi-Humor helfen, wenn er nur unter Stirnrunzeln und unter Thränen lächelt?

Aber Sie riefen — und da bin ich, „all in meiner Munterkeit". — Und nachdem ich nun mit jenem bekannten Egoismus des deutschen Journalisten, der stets zuerst von sich selber spricht, sei es auch noch so verblümt, oder eingekapselt, mich abkonterfeit habe, wollen wir mit dem verehrungswürdigen Berliner Leser die alte Bekanntschaft erneuen, uns die biedere Rechte schütteln und dreist und gottesfürchtig an's fröhliche Ende den fröhlichen Anfang anknüpfen! —

... Ich lade den Leser zu einem nächtlichen Spaziergang ein. Das mag außergewöhnlich sein, aber es hat hoffentlich seine praktisch interessante Seite. Wir haben eine prächtige Novembernacht. Im Opernhaus ist soeben der eiserne Vorhang über Carmen's trauriges Ende gefallen. Traurig? Ja wohl! Denn die Dame, die in der bunten Jacke der Zigeunerin steckt, hat weder Stimme, noch Leidenschaft, weder Gestaltungsvermögen, noch Genialität genug für die wunderliche Rolle. Sonst aber bringt sie ganz nette Attribute einer Opern-Soubrette in Scene. Ich trat kopfschüttelnd aus dem glänzenden Opernsaal und ging langsam die Linden herunter. Aus dem bekannten historischen Fenster unseres geliebten Monarchen strahlte noch Licht. Der Königliche Greis arbeitete noch! Es giebt keinen Berliner, der hier nicht mit stillem, aber um so tiefer bewegten Gruß vorübergeht! Vor dem Café Bauer standen die stereotypen Bassermann'schen Gestalten. Dann stürmten ein halbes Dutzend wenig verführerische Weiber auf mich ein, die mir Veilchen anboten. Schönheit war nie die Falle ihrer Tugend gewesen. Man sollte in der That diesen Blumenhandel etwas besser kostümirten und jüngeren Mädchen anvertrauen. Es wäre im Interesse des guten Geschmacks. Ein altes Weib, halb zerlumpt, das mir Veilchen anbietet, die ich einer Lady zu Füßen legen will, das ist keine erheiternde Straßenscene. Und unseren Straßen fehlt es so wie so gar sehr an erquickenden lebenden Bildern.

Die Herbstesnacht des Thiergartens umfängt uns. Es ist ein kurios zusammengewürfeltes Völkchen, das nächtlicher Weile hier spazieren geht. Neben dem Drama in seiner trostlosesten Gestalt hüpft die leichtbeschwingte Posse einher. Leider ist das tragische Element in der Majorität. Die verschämte Armuth, die sich mit dem fadenscheinigen Rock nur im bergenden Schatten der Nacht hinauswagt, um Luft zu schnappen nach der Arbeit im feuchten Kellerlokal, schleicht gesenkten Hauptes einher. Sie sucht die Nebenalleen auf! Plötzlich tönt gebundene Rede an mein Ohr! Im Mondschein am Goldfischteich steht ein angehender Priester Apollo's und deklamirt zum vermeintlichen Wohnsitz der Götter empor. „Novembersturm und Raben, ein häßliches Duett, 's geht wieder ans Begraben, — sie singen das Valet! Dort am Hollunderbaume, dort unterm leeren Nest, träumt' ich vom Sommertraume den letzten, kargen Rest. Das Vöglein flog gen Süden, baut sich ein ander Haus . mit meines Traumes Frieden, mit dem, ach, ist es aus! Novembersturm und Raben, ich bitte, singt mich ein, und geht es an's Begraben, scharrt mich nur mit hinein!!"

So weit der blondgelockte Jüngling im defekten Sammetrock, ohne Ueberzieher. Auf einer Bank in der Nähe lauschte eine junge Dame aus einem Parfümerie- oder Bonbonladen den schwärmerischen Worten. Aha! dachte ich mir und war so dreist, meinen Beifall zu erkennen zu geben. Der junge Schiller erröthete und wurde gesprächig. Er vertraute mir, daß er mit seinen Gedichten seit 6 Wochen von Redaktion zu Redaktion, von Verlag zu Verlag pilgere, aber nirgends eine barmherzige Stätte finde. Der Unglückliche! Ich hörte ihm an, daß er der süßen Gewohnheit, warm zu Mittag zu speisen, lange entsagt habe. Er erzählte mir, wie ihm erst an demselben Vormittage einer jener allmächtigen Beherrscher des Löschpapiers, der zwar nicht über Staats- und gelehrte Sachen, wohl aber über das Aesthetische und Lyrische seines renommirten Blattes zu Throne sitzt, kalt lächelnd die Thür gewiesen habe .. Ich kannte zufällig diesen unreifen und grünen Herrn Kollegen und machte mir so mein eigenes Verschen über die literarische Gerechtigkeit auf Erden und andere brodlose und sentimentale Fragen. Unter der Ueberschrift: „Die Uniformen des Elends in der Residenz" will ich nächstens einmal darüber deutlich werden!! —

Der Vorsehung sei Dank, es kam meiner Laune, die unter Null fiel, ein heiteres Bild zu Hülfe. — Ich bog in eine etwas düstere Seitenallee ein. An einer Ecke stand eine offene Droschke. Eine junge — soll ich sagen — Dame, wahrscheinlich ermüdet vom Spaziergang, hatte in derselben Platz genommen, da man rücksichtslos genug ist, im Thiergarten keine gepolsterten Sitze hinzustellen und der galante Rosselenker — ich verschweige aus Diskretion seine Nummer — saß neben ihr im traulichen Gespräch. Das ewig Weibliche hatte ihn an sich gezogen. Es war ein Genrebild voll Laune und Natürlichkeit. Es fehlte nur ein Knaus, es zu fixiren. Die beiden Leutchen unterhielten sich so ungezwungen, daß sie es gar nicht bemerkten, wie ich mit etwas suffisanter Kritik stehen blieb. An der gaserhellteren Ecke stand der unvermeidliche Schutzmann, blickte mit mit gemüthlich auf das kosende Pärchen, mit einem Gesicht, als wollte er mit Thomas sagen: „Da läßt sich nicht dran tippen", oder mit Wellheff singen: „Ach, er hat sie ja nur auf die Schulter geküßt" ... Ich aber trollte mich meines Weges mit dem epidemisch gewordenen Ausruf: „Ich habe lange nicht so gelacht!!"

Die vornehme Bellevue-Straße, das Glück, am Potsdamer Thor nicht gerädert zu werden, und das kalte elektrische Licht leiteten mich wieder in das wogende Treiben der Friedrichstraße.

Ich hatte das Palais des eisernen Kanzlers gekreuzt. Dort war's dunkel. Der vielgeplagte Mann ist — wie sagte doch Helmerding? — „augenblicklich nicht momentan." Möge ihm in Friedrichsruhe Gesundheit und Nervenkraft werden. Er und — wir können das dringend brauchen!

In der Friedrichstraße wogten zwischen den lustigen Zechbrüdern, die überall hineilten, nur nicht nach Hause, die bejammernswerthen Gestalten Normas und Adalgisas, die zerlumpten Kinder mit den Schwefelholzkästchen, die keine Ahnung haben, wo ihre Heimath ist und der Kerzenschimmer aus den vergoldeten Käfigen der nächtlichen sog. Wiener Cafés wirft sein unheimliches Licht auf die Straße. Von dem Treiben Derer, die vom Elend gesäugt und vom Laster großgezogen sind und die von der Straße verschlungen werden, ein ander Mal. Ich mag mit diesen Nebelbildern nicht debütiren. Sie würden mir am Ende zürnen, Herr Redakteur! Aber ich werde darüber nächstens ein Paar Photographien enthüllen, daß — nicht Ihnen, Verehrtester, — aber einigen Wächtern der öffentlichen Schamhaftigkeit die Augen übergehen sollen.

Ich trat in den Club. Ein beruhigendes Skat nahm mich in seine freundlichen Arme. An einem Nebentische debattirte man lebhaft handelspolitische Themata, aber „nicht brüderlich, nicht schwesterlich, nein fortschrittlich manchesterlich, ob Schutzzollpolitik uns nützt? und ob sie auch vor Krisen schützt?" Natürlich wurde ich vor Aerger über das Blech, das ich trompeten hörte, mit drei Jungen in der Hand „Schneider" .....

Drauf ging ich heim in meine stille Klause, denn derlei Scherze reizen wahrlich nicht! Nur Zimmerstraße 40, Ihrem Hause, Herr Redacteur, erglänzte noch das Licht! Sie saßen noch am Schreibtisch, müd' und matt, ein neuer Pionier der Insertionen und schafften an dem neuen Riesenblatt und ordneten die Bienen und die Drohnen! Ich glaube, daß das Anfangs kein Genuß, im Gegentheil manch' bitterer Verdruß! Nur Muth! Und gute Nacht Ihr

Rusticus.

ABBILDUNG 6

Digitized by Google

wichtigsten Ereignisse der Woche. Dann aber beginnt sofort unter der Überschrift „Aus dem Weichbilde der Residenz“ (auch unter „Der Lokal-Reporter“) der spaltenlange und sehr ausführliche Berliner Teil. Später erhielt dieser Teil eine durch umfangreiche eigene Reporter- und Recherchenarbeit in der Berliner Presse bis dahin unbekannte Aktualität. Dazu trat, sofort nach Einführung des täglichen Erscheinens (1885), ein eigener Nachrichtendienst, der in Deutschland kaum einen bedeutenden Ort unberücksichtigt ließ. Und so wurde der „Lokal-Anzeiger“ neben seinen örtlichen Aufgaben für alle die, die in jenen Jahren allgemeinen Aufschwungs nach Berlin zuwanderten, eine liebe Informationsquelle über wichtigere Vorgänge in der alten Heimat. Theater und Musik wurde ohne die oft sehr wenig allgemeinverständliche Form der alten Kritik frisch und gegenständlich bedacht. Daran schloß sich in der Spartenteilung eine eingehende Behandlung kommunaler Fragen (Behörden und Kommunales). Dann folgte der „*Gerichtssaal*“ in einer Breite, die sonst kein Berliner Blatt damals für dieses sehr volkstümliche Stoffgebiet übrig hatte. In der ausführlichen Berichterstattung über das Vereinswesen zeigte sich insbesondere die dem persönlichen und engen Einzelleben des Lesers zugeneigte Tendenz der Redaktion. Sie verstärkte sich durch die der Generalanzeigerpresse eigene, besonders weitschweifige Berücksichtigung aller *Zuschriften*, die den Leser in eine Art von Mitarbeiterverhältnis hereinschmeichelt, breit, weitschweifig und in einem mit dem wachsenden Umfang wachsenden Raume. Ganz persönlich aber wird das Verhältnis der Zeitung zum Leser in der Sparte „*Briefkasten*“, die schon nach kurzer Zeit oft ganze Seiten in Anspruch nimmt und eine ausgedehnte Beratungspraxis so interessant befriedigt, daß die Lektüre nützlich und amüsant auch für die wird, die selber gar nicht gefragt haben. Diese ganze bunte Mannigfaltigkeit der Sparten fehlte den damaligen Berliner Blättern nahezu völlig. Einer besonderen Berücksichtigung erfreut sich in Scherls neuer Schöpfung auch der *Roman*. Hier kannte August Scherl den Geschmack der Massen aus seiner Kolportagepraxis, in der er durch Vertrieb des Ewaldschen Romans „Pistole und Feder“ schon einmal ein Vermögen verdient hatte. Die Auswahl der Romane — denen man bald zwei volle Seiten widmete — wurde entsprechend getroffen. Der Reihe nach erschienen folgende Romane: „Im Irrenhause“, „Das Kreuz im Walde“, „Ein Vampir“, „Der Falschmünzer“.

Nachdem der „Lokal-Anzeiger“ binnen vier Wochen eine feste Auflage von 152000 gewonnen hatte, entwickelte er sich schnell und gesund vorwärts. Schon 1884 kam er dreimal wöchentlich, ab 1885 täglich heraus. Der seit 1873 in Deutschland bekannte und anfangs der achtziger Jahre allgemein zur Durchführung kommende Rotationsdruck war ebenso wie der anderthalb Jahrzehnt später sich durchsetzende Maschinensatz die vervielfältigungstechnische Voraussetzung der Massenauflage. Redaktionell und verlagstechnisch hatte August Scherl das Problem der Massenpresse einheitlich gelöst.

Nach diesem ersten und in der Reichshauptstadt sich eindringlich darbietenden Erfolg begann man im ganzen Land „Generalanzeiger“ zu gründen. Ihnen allen war der Grundsatz der Anzeigenmassensammlung, des billigen, pünktlichen und vereinfachten Vertriebs, der politisch-parteilosen, aber volkstümlichen Redaktionsform gemeinsam. Sie erschienen teils mit politischen Blättern als deren Lokalzeitungen im gleichen Verlag, teils waren sie

Digitized by Google

Beilagen großer Blätter; zum größeren Teil aber erschienen sie selbständig. Sehr oft bewies die Hergabe der ersten Seiten für den Anzeigenteil auch äußerlich den besonderen wirtschaftlichen Zweck dieser Gründungen (vergleiche Abbildung 2). Sehr ausgeprägt zeigen sich z. B. die Generalanzeiger-Grundsätze in dem Programm des 1887 gegründeten „*Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen*". Darin heißt es u. a.:

„Unter den in Elberfeld und Barmen täglich erscheinenden Blättern befindet sich keines, das sich einer wirklich *bedeutenden Auflagezahl* erfreuen kann und, gestützt auf eine solche, den Interessen sowohl des *Lesenden* als auch des *inserierenden Publikums* in vollem Maße zu dienen vermöchte. Es fehlt hier eine Zeitung, welche in *allen Schichten der Bevölkerung* gleichmäßig verbreitet ist und von *jedermann* gelesen wird. Durch den mit dem heutigen Tage in die Öffentlichkeit tretenden *General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen* wird ein solches Organ geschaffen. Der General-Anzeiger erscheint mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage regelmäßig jeden Nachmittag in einer *Auflage von* 40000 *Exemplaren*. Der Größe des Unternehmens entsprechend sind umfassende Maßregeln getroffen worden, welche den weiten Umfang ebenso wie die *Gleichmäßigkeit und Schnelligkeit der Verbreitung* ermöglichen. Unsere Austräger bringen das *Blatt gratis ins Haus*. Unsere Zeitung ist daher fast in jeder Familie Elberfeld-Barmens und Umgegend anzutreffen. Sie wird von den Angehörigen aller Berufszweige und aller Gesellschaftsklassen gelesen. Mit Rücksicht hierauf wird sich der General-Anzeiger stets *größter Objektivität* und *Unparteilichkeit befleißigen*, insbesondere wird der politische Standpunkt des Blattes ein *streng neutraler* und ganz unabhängiger sein. In dem Bestreben, unsere Leser über das Wichtigste und Interessanteste auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu unterrichten, werden wir in kurzer Fassung stets die neuesten Nachrichten des Tages bringen. Den Gemeindeangelegenheiten und lokalen Vorkommnissen soll jederzeit die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ein interessantes und belehrendes Feuilleton, besonders *spannende Romane* und Novellen sollen das Bedürfnis nach unterhaltender Lektüre befriedigen. Es bedarf kaum besonderer Hervorhebung, daß der General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen auf Grund einer so bedeutenden Auflage, namentlich aber infolge seiner rationellen gleichmäßigen Verteilung *ein Insertionsorgan ersten Ranges* ist, in welchem die Publikationen von Behörden und Vereinen, Geschäftsempfehlungen, Vergnügungsanzeigen, Kauf-, Miet- und Stellengesuche sowie Angebote etc. eine Verbreitung finden, wie sie in gleichem Maße kein anderes hiesiges Preßorgan zu bieten vermag. Durch die vollkommene, bisher unerreichte *technische Einrichtung* ist es uns möglich, die Fertigstellung, Beförderung und Austragung der ganzen Auflage unserer Zeitung in kürzester Zeit fast gleichzeitig auszuführen. Unsere Austräger sind angewiesen, das Blatt mit größter Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit abzuliefern."

Ein ähnliches Programm entwickelte der „*Mannheimer Generalanzeiger*", der ursprünglich der „Badischen Volkszeitung", einer Vorläuferin der heutigen „Neuen Mannheimer Zeitung", beigelegt wurde (Abbildung 7). Ziel war die bessere Pflege des lokalen Anzeigen-

Digitized by Google

No. 9. Mittwoch, den 3. März 1886. Auflage 16,000

General-Anzeiger

der Stadt Mannheim und Umgebung.

Beilage zur Badischen Volks-Zeitung.

Abonnement: 30 Pfg. monatlich. Bringerlohn 5 Pfg. monatlich, durch die Post bez. incl. Postaufschlag M. 1.15 pro Quartal.

Inserate: Lokal-Inserate 10 Pfg. p. Zeile. Auswärt. Inserate 20 Pfg. p. Zeile. Einzel-Nummern 2 Pfennig.

Bekanntmachung.

Mittwoch, den 3. März 1886, Vormittags 11 Uhr wird bei Daniel Eichauer z. Hirschhorn in Hüttenfeld, zur Pfändung gehörendes Gemeinschaftsgut auf dem Wege der Submission an den Meistbietenden zum Schlachten verkauft. Kaufslustige belieben ihre schriftliche Offerten unter verschlossenem Couvert bis zu dem angegebenen Termine hier einzureichen.

Lampertheim, 27. Febr. 1886.

Großh. Bürgermeisterei Lampertheim.

Seeligmann. 2022

Fortsetzung der Versteigerung

Café Krauss (Weinberg) D 5, 4.

Mittwoch den 3. März, Vormittags 9 Uhr und Nachmittags 2 Uhr mit bereits ausgeschriebenen Gegenständen. 2090

A. Groß, Waisenrichter.

Möbel-Lager von W. Scheer F 5, 23

Als Neu: Möbel sowie sämtl. Chiffonier, Kleider-, Bücher- und Bücherschränke, 1 und 2thürige Commode, Waschcommode, Waschtische, Nachttische mit und ohne Marmorplatte. 947

Runde und eckige Schreib-, Näh- u. Küchentische, Schiebbretter, Waschbänke, Hocker, Kinderstühle, Rohr-, Stroh-, Holz- und Patent-Stühle, Kleiderhalter, Spiegel und Schirmständer, complette Betten, Bettladen, Röste, Stroh-, Woll-, Seegras- und Rosshaarmatratzen u. Kopfpolster. Sopha und Sessel.

Uebernahme ganzer Ausstattungen.

Meine Sprechstunde halte ich zunmehr von 11—1 und 3½—5 Uhr ab; für unbemittelte Ohrenkranke wie bisher Montag und Donnerstag von 10—11, für unbemittelte Nasen- und Halskranke wie mein Vorgänger, Hr. Stabsarzt Henkenius, Dienstag und Freitag eben diese Zeit.

Dr. Messer, P 7, 2.

Spezialist für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten. 2021

D 5, 4. D 5, 4

Geschäfts-Bureau Martin

empfiehlt sich zur Führung von Büchern, Betreiben von Ausständen, Besorgung von Hypotheken, Cessionen, Ausfertigung aller schriftlichen Arbeiten, Bittgesuchen, Heirathspapieren, Vermittlung zum An- und Verkauf von Liegenschaften 2c. 1027

Ausverkauf.

Wegen Umzug verkaufe ich meinen sämtlichen Vorrath in selbstgemachten Waaren unterm Selbstkostenpreis.

J. Baumann, 769

S 4, 20 Schuhmacher. S 4, 20.

Grünes Haus U 1, 1.

Prima Neuen

Pfälzer Wein

à ½ Liter 15 Pfg.

1319 R. Heller.

Vier neue

Confirmanden-Anzüge

zu verkaufen U 1. 1. 2. St. 205

Mehl- und Oel-Abschlag.

Um unsern verehrl. Abnehmern auf bevorstehende Fastnacht ihre Einkäufe billigst zu ermöglichen, haben unsere Preise wie folgt herabgesetzt:

Extrafeines Kaiserauszug		fst. fst. Blüthenmehl		fst. Blumenmehl	
bei Abnahme von 1 Pfund	19 Pfg.	bei Abnahme von 1 Pfund	18 Pfg.	bei Abnahme von 1 Pfund	17 Pfg.
„ „ „ 5—25 Pfund	18 „	„ „ „ 5—25 Pfund	17 „	„ „ „ 5—25 Pfund	16 „
„ „ „ 50—100 „	17 „	„ „ „ 50—100 „	16 „	„ „ „ 50—100 „	15 Pfg
im Originalsack = 200 Pfund	15½ „	im Originalsack = 200 Pfund	15 „	im Originalsack = 200 Pfund	14 „

Detroitfrei ins Haus geliefert.

Hochfeines altes abgelagertes nicht schäumendes **Küchel-Oel, 60 Pfg. pr. Liter,**

Extrafeine crystallhelle Speise-Oele von 75 Pfg. an pr. Liter.

Zwetschgen à 12, 18, 20, 25 Pfg. pr. Pfd. **Apfelschnitze** à 30 & 35 Pfg. pr. Pfd.

Ganze Birnen und Birnenschnitze à 20 Pfg. Kirschen à 30 Pfg. pr. Pfd.

Täglich frische Presshefe.

fst. Compotobst aller Art zu Ausnahmspreisen. 2101

Gebr. Kaufmann, G 3, 1.

Statt jeder besonderen Anzeige

theilen wir hiesigen Freunden und Bekannten hierdurch mit, dass unser lieber Gatte und Vater

Ludwig Keller,

Reallehrer an der Höheren Mädchenschule hier

in der Nacht vom 28. Februar auf 1. März kurz vor Vollendung seines 67. Lebensjahres verschieden ist.

Die Beerdigung findet Dienstag, 2. März, Abends 5 Uhr vom Trauerhause G 8, 5 aus statt.

Mannheim, den 1. März 1886.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Amandus Cywinsky,

Bau- & Möbelschreiner J 5, 18 Mannheim J 5, 18

empfiehlt sich für alle in sein Fach einschlagenden Arbeiten bei billigster u. rascher Bedienung, sowie in Reparaturen und Polirn. 1273

Versteigerungs-Lokal

D 5, 4. von D 5, 4.

J. Martin, Mannheim

empfiehlt sich zur Abhaltung von Versteigerungen, denso werden alle Arten von Waaren zum billigsten angenommen. 1008

Nähmaschinen-Reparaturen

aller Systeme werden in meiner hierzu besonders eingerichteten Werkstatt prompt und billigst besorgt. Nadeln à 5 Pf. per Dutzend 50 Pf. Schiffchen M. 1.50. Maschinentheile, fl. Oel 2c. zu Fabrikpreisen. 903

G. Neidlinger, T 1, 3.

Hausierer

gesucht bei Fitz E 7, 5. 2089

Todes-Anzeige.

Tieferschüttert bringen wir die Kunde, von dem heute erfolgten Ableben unseres lieben Kollegen, des

Herrn Reallehrer Ludwig Keller.

Mit dem aufrichtigsten Schmerze beklagen wir den Verlust des treuen Mannes, der seit Gründung der Schule, 23 Jahre lang, durch hervorragende Leistungen den guten Ruf der Anstalt mitbegründet, durch gewissenhaftesten Fleiß die höchste Anerkennung der Behörden erworben und durch den Geist der Liebe und Versöhnung die Verehrung der Schülerinnen und die Hochachtung und Freundschaft der Kollegen gewonnen hat.

Sein Andenken ist uns allen heilig! 2079

Mannheim, den 1. März 1886.

Das Lehrerkollegium der Großh. Höh. Mädchenschule.

Danksagung.

Für die vielen Beweise inniger Theilnahme an dem uns betroffenen schweren Verluste unserer lieben Frau, Mutter und Schwiegermutter

Marie Catharina Grünewald

geb. Cleis

sagen den innigsten Dank

Die trauernden Hinterbliebenen.

Mannheim, den 1. März 1886. 2093

Musterkoffer für alle Branchen, solid, leicht und billig bei 676

M. Bürenklau, Sattler, E 3, 17.

Digitized by Google

geschäftes und eine entsprechende Förderung des lokalen Nachrichtendienstes, dem das über Mannheims Weichbild verbreitete Mutterblatt weniger Platz einräumen konnte. So hieß es in der Ankündigung, die anfangs 1886 erschien:

„Durch das Vertrauen, welches sich die ‚Badische Volks-Zeitung', die unbestrittenermaßen verbreitetste und gelesenste Mannheimer Zeitung, allmählich zu erringen wußte, fühlen wir uns verpflichtet, dem *Inseratenteile* derselben eine noch *größere und stattlichere Ausdehnung* zu geben. Zu diesem Zwecke erscheint von heute an in einem dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechenden Umfange, aber täglich mindestens 4 Seiten umfassend, unser ‚*General-Anzeiger der Stadt Mannheim und Umgebung*'. Unparteiisches und unpolitisches Anzeigeblatt für Mannheim-Ludwigshafen.
Der ‚General-Anzeiger' soll ein Gesamtbild des öffentlichen Lebens und Verkehrswesens bieten und werden alle diesbezüglichen Bekanntmachungen, sowohl amtliche als auch nichtamtliche in dem ‚General-Anzeiger' Aufnahme finden; außerdem erscheint im ‚General-Anzeiger' täglich ein *kleines Feuilleton* sowie die *neuesten Lokal-Nachrichten von Mannheim und allen umliegenden Ortschaften*. Diese Lokal-Nachrichten werden wir ganz besonders berücksichtigen und solche zu einer Reichhaltigkeit gestalten, die gewiß jeden Leser befriedigen wird. Ganz besonders werden wir die *städtischen* Angelegenheiten in objektiver, aber auch eingehender Weise beleuchten."

Der Anzeigenpreis war auf 10 Pfennig die Zeile gesenkt und gewährte für Stellenanzeigen besondere Vergünstigungen. Das sind die allgemeinen Regeln, die nun in den Programmen aller Generalanzeiger — deren Gründungsperiode ungefähr bis in den Anfang der neunziger Jahre währt — immer wiederkehrten. Später haben die Generalanzeiger sich gelegentlich mit besonderem Stolz ihrer politischen Neutralität gerühmt. Aber gerade von dieser Seite her haben sie sich schließlich überlebt.
Heute ist die geschilderte Form des „Generalanzeigers" längst überwunden. Im Reich sowohl wie in der Reichshauptstadt. Es liegt in den tieferen Kräften des deutschen Volkscharakters begründet, daß in Deutschland jede Zeitung, wenn sie leben will, schließlich wieder irgendwie in eine der Fronten des Meinungskampfes gedrängt wird. Das war auch das Schicksal der Generalanzeigerpresse alten Stils. Auch *August Scherl* hat die von ihm anfangs so entschieden erklärte parteipolitische Neutralität nicht innegehalten. So wie schon um die Mitte der neunziger Jahre zahlreiche Generalanzeiger draußen im Reich sich von der politischen Blässe zu befreien suchten, so führte auch Scherl seinen „Berliner Lokal-Anzeiger" mehr und mehr in das gouvernemental-höfische Lager herüber. Wie die übrige Generalanzeigerpresse, ging auch er eine allgemeine sich auch im einzelnen gelegentlich sehr markant äußernde weltanschauliche Bindung ein. Er orientierte sich nach rechts.
Mit dieser Aufgabe der alten politischen Farblosigkeit ist die ältere Generalanzeigerpresse überwunden. Was sich aus der neuen Entwicklung herausschält, ist die in ihrer allgemeinen Richtung auch politisch festgelegte Presse, die jedoch im redaktionellen und

Digitized by Google

BERLINER MORGENPOST

Wöchentlich 10 Pfennig täglich frei in's Haus.

Fernsprecher: Redaktion: Amt IV. 922. Verlag: Amt IV. 978.

Neues Berliner Lokalblatt.

Erscheint jeden Morgen mit Ausnahme des Montags und wird durch eigene Boten für 10 Pfennig wöchentlich oder 1,20 Mk. vierteljährlich in's Haus geliefert. — Das Wochen-Abonnement läuft von Sonntag zu Sonntag. — Kleine Anzeigen 3 Pfennig das Wort. — Expeditionsstellen und Annahme von Abonnements und Anzeigen:

Haupt-Expedition: SW. Kochstr. 23 | O. Frankfurter Allee 109 | W. Winterfeldtstraße 20 | Charlottenburg: Berlinerstr. 69
C. Alexanderstraße 37 | N. Brunnenstraße 14 | SW. Friedrichstraße 245 | Schöneberg: Winterfeldtstr. 20
C. Stralauer Straße 40 | NW. Birkenstraße 12 | SO. Neuenburgstraße 68 | Rixdorf: Bergstraße 139.

Redaktion und Verlag: SW. Kochstraße 23.

Nr. 1. Berlin, 20. September 1898. 1. Jahrgang.

Zur Nachricht.

Die „Berliner Morgenpost" ist eine **täglich** erscheinende Zeitung.

Die „Berliner Morgenpost" ist für **10 Pfennig wöchentlich** zu abonniren.

Die „Berliner Morgenpost" wird auf Wunsch zur Probe bis 1. Oktober **gratis** geliefert.

Neueste Depeschen.

Zur Dreyfuß-Affaire.

Paris, 19. September. Die Jahresversammlung des Freimaurer-Konvents nahm in ihrer heute Vormittag abgehaltenen ersten Sitzung einstimmig eine Resolution an, in welcher sie das Ministerium Brisson zu dessen Haltung in der Dreyfuß-Angelegenheit beglückwünscht und sich verpflichtet, dasselbe zu unterstützen zur Vertheidigung der großen Grundsätze der Revolution, welche die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze ohne Unterschied der Rasse und der Religion feststellte.

Wien, 19. September. In der Hofburgpfarrkirche, deren Inneres schwarz verhängt war, wurden heute Nachmittag die Vigilien für Kaiserin Elisabeth abgehalten. Bei denselben waren außer dem Kaiser die Erzherzoge und Erzherzoginnen anwesend, ferner die Herzogin von Württemberg, Prinz und Prinzessin Leopold von Bayern, die gemeinsamen, wie die österreichischen Minister, der ungarische Ministerpräsident Baron Banffy und Minister Baron Fejervary, der hohe Adel, die Spitzen der Behörden und die Generalität. Nach Beendigung der Vigilien begab sich der Kaiser in die Hofburg, von wo er um 6 Uhr Abends nach Schönbrunn zurückkehrte.

Düsseldorf, 19. September. Beim Naturforscher- und Aerztetag sind über 800 Theilnehmer anwesend. Nachdem Geheimrath Dr. Waldeyer für die Begrüßung seitens der Regierung gedankt hatte, begannen die Vorträge. Professor Klein-Göttingen verlangt eine Reform der technischen Hochschulen und lenkt die Aufmerksamkeit des Staates auf die mittleren technischen Fachschulen. Professor Dr. Tillmanns-Leipzig bespricht die Wirkung der modernen Geschosse und verurtheilt die von den Engländern in den indischen Feldzügen verwendeten Dumdumgeschosse. Professor Intze-Aachen bespricht die Thalsperren im Rheinland und Westfalen.

Haag, 19. September. Das in der auswärtigen Presse verbreitet gewesene Gerücht von einem der Königin Wilhelmina Ende August während ihres Aufenthalts in Soestdijk begegneten Zwischenfalls ist völlig grundlos.

Neuchatel, 19. September. Vier italienische Anarchisten wurden hier auf Anordnung des General-Prokurators der Eidgenossenschaft verhaftet. Sie heißen Bozzino, Colombelli, Merno und Germani. Bei Germeni soll, wie gerüchtweise verlautet, ein anarchistisches Blatt gedruckt worden sein.

Madrid, 19. September. Von tausend spanischen Soldaten, die auf dem Dampfer „San Ignacio" von Kuba nach der Heimath zurückgeschafft wurden, starben während der Fahrt 123. Man weist die Schuld für diese Todesfälle dem Umstande zu, daß die Amerikaner die Spanier zwangen, ihre Kranken einzuschiffen, um ihre eigenen Kranken in den Spitälern unterbringen zu können.

Attentat gegen einen Eisenbahnzug.

Köln a. Rh., 19. September. Gegen den Vorgebirgsbahnzug wurde bei Eckdorf an derselben Stelle, an welcher sich jüngst ein schwerer Unfall zugetragen hat, durch Auflegen von Steinen auf die Schienen ein Anschlag verübt. Mehrere Wagen entgleisten, die Lokomotive stürzte um, wobei ein Heizer schwer, mehrere Personen leicht verletzt wurden. Der Verkehr wird durch Umsteigen aufrecht erhalten. Der Thäter konnte auch diesmal nicht entdeckt werden.

Bradford, 19. September. An einem Wagen der elektrischen Straßenbahn versagte, als er eine starke Steigung herunterfuhr, die Bremse. Der vollbesetzte Wagen schlug um; fünfzig Personen erlitten schwere Verletzungen, darunter mehrere tödliche.

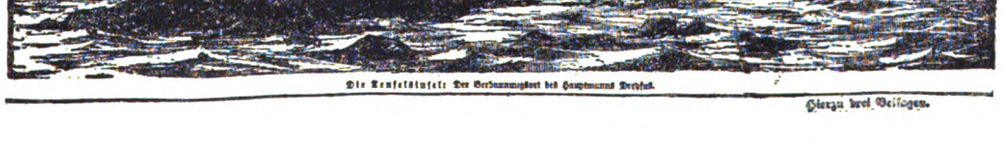
Parteinehmer — nicht Parteigänger.

Wer in den schweren politischen Kämpfen unserer Zeit nicht Partei nimmt, ist ein Schwachkopf, ein Faulpelz oder ein Feigling. Es ist geradezu unmoralisch, mit verschränkten Armen abseits zu stehen und als Schlachtenbummler gemüthlich zuzuschauen, fern vom Schuß, wie kräftigere Arme die ewigen Schlachten der Menschheit schlagen. Wo Jemand Partei nimmt, ist Sache der Einsicht, des Temperaments, der bürgerlichen Lage nicht zuletzt, ist seine eigenste Sache, in die Niemand ihm hineinzureden hat. Ob Jemand für die bürgerliche Freiheit oder den Polizeistaat, für das Militärsystem und die zarische Verblödung oder den Militarismus und Marinismus schwärmt, ob er roth glüht oder schwarz-weiß schillert, ist seine Angelegenheit. Das Leben wäre ohne Salz, wenn alle gleicher Ansicht wären, nur der Kampf erwirkt den Fortschritt. Aber, auf welcher Seite immer: der Bürger soll Partei nehmen!

Damit ist aber nicht gesagt, daß er Parteigänger sein soll in dem Sinne, daß er auf jeden Punkt seines Parteiprogrammes als eine ewige Wahrheit schwört. Vielleicht giebt es ewige Wahrheiten, aber gewiß nicht in Politik und Wirthschaftslehre. Wenn sich das Volksleben wachsend entfaltet, immer neue Blüthen und Früchte treibt, dann müssen auch die Programme der Parteien diesem Wachsthum folgen. Sie sind die politischen Kleider des Volkes — und, wenn der Junge wächst, muß er einen neuen Anzug haben.

Leider sind die Parteivertretungen aus Menschen zusammengesetzt, die immer älter werden, immer weniger die wechselnde Welt verstehen, die sie umgiebt, und sehr geneigt sind, das Bekenntniß ihrer Jugend für eine „ewige Wahrheit" zu halten. So kommt es leicht, daß Parteien verknöchern, all Männer und wie Halbversteinerungen dem jungen Leben im Wege stehen. Wir kranken da an einem alten Uebel, dem Urmenschen-Respekt vor dem Alter. Unter ganz einfachen Verhältnissen nämlich, die sich nur sehr langsam verändern und namentlich vor der Erfindung der Schrift, da waren die „Alten", die Greise, der „Senat" die natürlichen Berather und Leiter der Jugend, weil ihr treues Gedächtniß die einzige Quelle der diplomatischen Ueberlieferung, des Rechtes, der Sitte war. Heute aber, wo die Schrift und namentlich der Buchdruck alles Vergangene getreulicher aufbewahrt, als das menschliche Gedächtniß, ist die Rolle der Alten zu einer schweren Störung des öffentlichen Lebens geworden. Ihre Erfahrung kann nichts mehr nützen, und ihre durch das Alter bedingte Unfähigkeit, die neue Zeit zu verstehen, schadet unendlich. Wahrlich, statt des von den Konservativen so heiß begehrten Gesetzes, das das Wahlfähigkeitsalter heraufsetzt, wäre ein Gesetz besser, das die passive Wählbarkeit bei ca. 60 Jahren aufhebt. Dann würden unsere Parteivertretungen nicht mehr von Mummelgreisen geleitet sein, die der nothwendigen Entwickelung des Volkslebens den Hemmschuh anlegen. Junge Kräfte brauchen wir überall an der Spitze mit jungen Gehirnen und modernen Begriffen statt der feierlichen allen Herren mit ihren vorsintfluthlichen Anschauungen.

Mitten inne stehen wir in einer Umgestaltung unseres ganzen Parteiwesens. Sie zu fördern durch das Emporbringen neuer Führer sollte überall das Streben der Bürgerschaften sein. Mit den neuen Führern kommen dann auch die neuen Programme, die dem Volke wieder paßrecht sitzen, oder kommt wenigstens eine praktische Auslegung der alten Worte, die den neuen Bedürfnissen entspricht. Darum fort mit den Redensarten von Verdienst und Dankbarkeit. Es ist eine ganz falsche Dankbarkeit, verdiente Männer so lange auf ihren Ehrenposten zu erhalten, bis sie ihre



Die Teufelsinsel: Der Verbannungsort des Hauptmanns Dreyfus.

Hierzu drei Beilagen.

Digitized by Google

verlagstechnischen Teil die Errungenschaften der Generalanzeigerpresse fortentwickelt und bedeutend vervollkommnet. Das bekannteste Blatt dieser Art ist die „*Berliner Morgenpost*“. Sie nahm von vornherein deutlich politische Stellung. Ihr Programm von 1898 trug die unmißverständliche Überschrift: „*Parteinehmer, nicht Parteigänger.*“ Damit kennzeichnet sie den Willen zu *aktiver* Politik, die der Generalanzeigerpresse älterer Prägung völlig ferngelegen hat. Aber in der redaktionellen und verlagstechnischen Ausgestaltung blieb auch die Morgenpost ein Erbe der Generalanzeigerpresse. Sie wurde durch besondere Anzeigenformen (Bezahlung nach Worten) und Bezugsgeldteilzahlung (Wochenabonnement) eine besonders erfolgreiche Zeitungspersönlichkeit innerhalb der Berliner Journalistik. Zur Generalanzeigerpresse im engeren Sinne aber ist sie nicht mehr zu rechnen. Sie ist ein politisches Blatt.

Sehr viele der frühen farblosen Generalanzeiger draußen im Lande haben allgemein-politische Richtung angenommen und lassen heute nicht mehr die politische Farblosigkeit ihrer Kinderjahre erkennen. Sie stellen jetzt oft den sehr interessanten Übergang zu einem neuen Zeitungstyp dar, der in Deutschland besonders streitbar auftritt, aber sich innerlich auch hier nach seinen besonderen Gesetzen bildet: *zur Boulevard-, zur „Straßenverkaufspresse“*, die wiederum in ihrer Massenwirkung unmöglich wäre, hätte die Generalanzeigerpresse die Lesermasse für die Zeitungslektüre nicht erst gewonnen und befähigt gemacht.

Digitized by Google

Zeitungsgewerbe und Publizistik

VON STADTAMTSRAT DR. WALTER SCHÖNE-LEIPZIG

WER einen Einblick in die deutsche zeitungskundliche Literatur nimmt, wird immer wieder dem unterstrichenen Hinweis begegnen von dem *Dualismus im Zeitungswesen*, der darin bestehe, daß die Zeitung öffentlichen Interessen zu dienen hat und ein privates Erwerbsunternehmen ist. Mit der Überschrift Zeitungsgewerbe und Publizistik ist dieser Dualismus auf eine kurze Formel gebracht: Die sog. ethische Richtung der Zeitungskunde, ein letzter Ausläufer der ethisch-historischen Richtung der deutschen Nationalökonomie, wird mitunter noch deutlicher in der ablehnenden Kritik an diesem Dualismus. Ein Vertreter dieser Richtung meint sogar: „Die Zeitung ist ein Erwerbsunternehmen, das Annoncenraum als Ware erzeugt, die nur durch einen redaktionellen Teil erkäuflich wird. ... Es gab eine Zeit, in der die Zeitung nur neue Nachrichten und Artikel zur Belehrung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung enthielt. Aber sie liegt lange hinter uns, und aus ihr allein erklärt es sich, warum ein großer Teil der in der Presse Tätigen sich Täuschungen über den eignen Beruf hingibt." Der das schrieb, hätte sich leicht eines andern belehren können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, einmal einige alte Zeitungsbände zur Hand zu nehmen. Dazu braucht man nicht mühevoll nach geeigneten Beispielen zu suchen. Es genügt, wenn man zur Feststellung des tatsächlichen Sachverhalts die verbreitetste deutsche Zeitung am Ausgang des 18. Jahrhunderts, den Hamburgischen Correspondenten, zur Hand nimmt.

Auch in den Hamburger Nachrichten, die bereits seit 1830 politische Nachrichten brachten, nahmen die Anzeigen in jener Zeit häufig weit über die Hälfte des gesamten Raumes ein. Bereits von der Tagespresse vor 100 Jahren müßte also die Begriffsbestimmung desselben Vertreters der ethischen Zeitungskunde Geltung haben, der u. a. glaubte feststellen zu können: „Verkauft wird aber doch nicht die Zeitung als begehrtes Gut, sondern der Annoncenraum oder, wenn man lieber so will, die Publikationskraft, welche die Zeitung für die Verfolgung von Privatinteressen bietet. Der Anzeigenteil ist ein Fabrikat, das nur appretiert auf dem Markte erscheinen kann, wie ein Baumwollstoff für Frauenkleidung. Die Appretur aber liefert die Redaktion; dafür ist sie allein da."

Nun wird niemand ernsthaft von der großen Presse jener Zeit behaupten wollen, sie sei als Appretur des Anzeigenteils zu erklären.

Digitized by Google

Immerhin ist diese Auffassung in einen erheblichen Teil der von journalistischer Seite kommenden Literatur der Zeitungskunde übergegangen, und es lohnt sich, diesem wichtigen Problem der Zeitung nachzugehen.

Das Ideal der journalistischen Publizistik waren von jeher Gestalten wie Joseph Görres. Gestalten dieser Art gehören mehr der *Journal*literatur an, als der Presse im engeren Sinne, dem politischen Nachrichtenblatt. Wie Meteore glänzend lassen sie die Künste der freien Publizistik in ihren Journalen steigen. Wo ihnen der Boden zu heiß unter den Füßen wird, verschwinden sie. Ihre Journale wechseln unter dem Druck der Zensur Namen, Druck- und Verlagsort. Aus dem Jahre der deutschen Revolution, 1848, sind solche freien Publizisten bekannt, die ihren publizistischen Beruf geradezu im Umherziehen betrieben. Das alles entspricht *nicht* dem Wesen der Zeitung. Sie verlangt als wirtschaftliche Unternehmung Anpassung, wenn sie sich nicht selbst verneinen will. Von den ersten Anfängen an bezeichnen sich denn auch die Zeitungen gern als unparteiisch: sie wollen nach keiner Seite hin Anstoß erregen. Wenn Görres einst schrieb: „Einer muß sein, der die Wahrheit zu sprechen verbunden ist", so wollten das die Zeitungen, die politischen Nachrichtenblätter, am allerwenigsten sein. Sie paßten zunächst auch gar nicht dazu.

Jene Postmeister, Frachtführer, Buchdrucker, Buchhändler, denen wir im 16. und 17. Jahrhundert als Gründer von Zeitungen begegnen, ebenso die Verleger und Herausgeber jener großen periodischen Journalwerke der juristischen Publizistik waren politisch neutral und mußten es sein.

Das politische Nachrichtenblatt ist seinem Wesen nach Verkehrsmittel, bedarf einer Organisation, hinsichtlich der Sammlung wie der Verbreitung des Nachrichtenmaterials. Diese Organisation ist sehr bodenständig und wenig beweglich. Das investierte Kapital war schon damals erheblich. Dieses politische Nachrichtenblatt war also Jahrhunderte hindurch kein Boden für den freien Publizisten. Es lag unbeweglich in den Ketten der obrigkeitlichen Aufsicht, der Zensur. Die Zeitungen waren zunächst nicht Subjekt, sondern Objekt im Kampfe um die öffentliche Meinung. Sie waren „der Herren und Potentaten Steuerruder", im 17. und 18. Jahrhundert ebenso wie 1914 bis 1918 ohne Unterschied der Partei. Bei Differenzen mit der Obrigkeit (im 18. und 19. Jahrhundert) oder mit der öffentlichen Meinung (etwa 1918) verschwindet zunächst nicht die Zeitungsunternehmung, sondern der Redakteur. So war es bei der Allgemeinen Zeitung wie bei der Deutschen Zeitung, wie mitunter auch nach 1918, wie ohne jedes Werturteil zu verzeichnen ist. Wie ein Minister noch nicht das Ministerium bedeutet, so auch der Verantwortliche oder der Leitartikler auch noch nicht die ganze publizistische Front der Zeitung.

Dieses Zeitungsgewerbe hat nämlich noch eine andre publizistische Seite; es ist *die Nachrichtenpublizistik des Verlegers*. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein erscheinen deshalb auch bedeutende deutsche Zeitungen und Zeitschriften „unter der Verantwortlichkeit der Verlagshandlung".

Die journalistischen Originalgenies, die sich selbst und die Presse zum Träger der öffentlichen Meinung machten, erwuchsen, wie oben angedeutet, auf *anderm* Boden. Sie traten nicht auf als Führer oder Mitglieder organisierter Gruppen, sondern fühlten sich kraft

Digitized by Google

innerer Berufung verpflichtet, „Stimmführer der öffentlichen Meinung" zu sein. Sie waren und blieben Einzelne. Sie suchten keinen Unterschlupf in aufnahmewilligen Preßorganen, sondern bedurften eines eigenen Preßorgans. Am Anfang dieser journalistischen Publizistik steht der ebenso kühne wie witzige Leipziger Christian Thomasius mit seinen 1688 erschienenen „Monatsgesprächen". Hier wurde der damaligen gelehrten Pedanterie und dem polyhistorischen Sammeln und Memorieren gelehrten Materials der Kampf angesagt. Neben den politisch-historischen Journalen wurden dann die „Moralischen Wochenschriften" zum Träger der öffentlichen Meinung. Sie wagten sich noch keineswegs an politische Tagesfragen, sondern blieben auf dem unpolitischen und ungefährlichen Gebiet der bürgerlichen und gesellschaftlichen Bildung und Erziehung. Nicht viel anders verhielt es sich im 18. Jahrhundert mit den zahlreichen Anzeige- oder Intelligenzblättern. Auch in kriegerischen Zeitläuften kam die öffentliche Meinung der Untertanen in der Zeitung nicht zum Ausdruck oder nur im Hinblick auf den Landesfeind. Aber selbst da wurde von den Schriftstellern der Zeit zur Vorsicht geraten. Einer von ihnen schrieb 1715: „Große Herren werden leicht wiederum Freunde . . . darum ist es wohl am besten: ein Privatus lasse große Herren ihre Streitigkeiten ausmachen, auf sein Decisum kommt es nicht an: er lasse seine Phantasien über andere Sachen aus." Die Einwirkung auf die öffentliche Meinung durch die Zeitungen besorgten schon damals die Inhaber der Regierungsgewalt mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit, die noch heute in Erstaunen setzt. Man nehme einmal, um nur ein Beispiel zu nennen, aus dem Anfang des Siebenjährigen Krieges einen Band des Hamburgischen Correspondenten zur Hand: ganze Aktenstücke wurden in der Form von Zeitungsbeilagen ins Publikum geworfen. Erst mit dem Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und der Französischen Revolution kam die öffentliche Meinung des Volkes in der deutschen periodischen Presse zum Ausdruck. Auch hier war nicht das politische Nachrichtenblatt, sondern die Journalliteratur zunächst Träger der öffentlichen Meinung. Neben den politisch-historischen Journalen setzt, deutlich erkennbar, eine Politisierung der literarischen Journale ein. „Journale sind unsere Festungen", schrieb noch Heinrich Heine. Zum Teil auf dem Umwege über das Feuilleton kam die öffentliche Meinung in die Tagespresse, bis das Jahr 1848 alle Schranken niederriß. Was sich damals als öffentliche Meinung austobte, fand wiederum seinen Niederschlag hauptsächlich in der Journalliteratur.

Wenn sich das in unsrer Zeit nicht in diesen Ausmaßen wiederholt hat, so vor allem deswegen, weil im parlamentarischen Staat dieser elementare Gegensatz zwischen Volk und Regierung fehlt und das Volk in seiner Parteiung sich selbst kämpfend gegenübersteht. Die Formen sind nicht höflicher geworden. Nur der Schauplatz der Kämpfe ist verlegt. An die Stelle des Journalisten ist der Volksredner im Parlament getreten. Die Tagespresse hat diesen ehemaligen kämpferischen Journalismus in der Form des Parlamentsberichts in sich aufgenommen. Das gesprochene Wort des Parlamentsredners aber wirkt da nur als Aufguß, die Unmittelbarkeit des ersten Ergusses fehlt.

So ist mit der journalistischen Publizistik innerhalb der Tageszeitung eine Wandlung vorgegangen, und nur in den Wochen höchster politischer Erregung gewinnt die journalistische Publizistik der Tagespresse mitunter den großartigen Schwung der alten kämpferischen

Digitized by Google

Journalliteratur. Der politische Tagesjournalismus wirkt sich aus im Leitartikel, in der Kommentierung der Ereignisse, in der pressetechnischen Bearbeitung des Nachrichtenmaterials. In ruhigen Zeiten tritt diese politische Publizistik in der Tagespresse völlig zurück vor dem übrigen Inhalt des Blattes. Nach einer statistischen Untersuchung von Stocklossa vom Jahre 1910, die an der Hand von 13 Berliner Zeitungen und 17 großen Provinzzeitungen angestellt wurde, nahmen die Leitartikel zur inneren Politik 1,84 %, diejenigen zur äußeren Politik 0,77 % des gesamten Zeitungsinhalts ein. Für Frankreich betrugen die entsprechenden Prozentzahlen für das Jahr 1902 nach einer Berechnung von Henri de Noussance 6,45 und 1,50.

Die *journalistische Publizistik der alten Journalliteratur* ist also zum guten Teil im Parlamentarismus aufgegangen. Die journalistische Publizistik innerhalb der Tagespresse wirkt dagegen rudimentär.

Stärker geblieben ist die *Nachrichtenpublizistik des Zeitungsverlegers*, die in weitem Umfange, wie in der Vergangenheit, eine Funktion des Verlags ist, der sie finanziert und organisiert, vom Depeschenbrief bis zur drahtlosen Nachrichtenaufnahme. Nach der oben genannten Statistik entfielen auf Nachrichten aus der inneren und auswärtigen Politik 14,5 % des Gesamtinhalts.

Die stärkste Seite der modernen Tagespresse aber liegt in ihrem Wesen als Vermittlerin des wirtschaftlichen Verkehrs, und zwar im redaktionellen wie im Anzeigenteile, auf den 34 % entfielen. Auf die Nachrichtenvermittlung im Anzeigenteil entfielen bei einzelnen Blättern über 50 %. Börse und Sport weisen selbstverständlich ebenfalls hohe Prozentzahlen auf, deren steigende Tendenz unverkennbar ist.

Im modernen Zeitungswesen finden wir daher die führenden publizistischen Persönlichkeiten häufiger bei den Zeitungsunternehmern. Als Verleger und Publizist schuf Markus Dumont die Kölnische Zeitung. Ähnlich hat August Faber als Besitzer und Redakteur der Magdeburgischen Zeitung gewirkt. Auch eine Reihe andrer Zeitungen ist in solcher Personalunion groß geworden, von Stuttgart bis Königsberg. Das verlegerische Element in der Ausprägung der modernen journalistischen Publizistik tritt noch stärker in der reinen Geschäfts- und Interessentenpresse der Gegenwart hervor.

Albert Schäffle, einer der frühesten Theoretiker der modernen Tagespresse, hat bereits Ende der achtziger Jahre in seinem soziologischen Hauptwerk auf die Funktion der Tagespresse hingewiesen, welche die geistigen Barren, die Kunst und Wissenschaft zutage fördern, mit glänzender Formgewandtheit in allgemein kursierende kleine Münze ausprägt. Andre haben das nach ihm mit fast den gleichen Worten wiederholt. Die große moderne Zeitung ist das universale literarische Magazin für alles geworden, vom politischen Leitartikel bis zur Modenbeilage und zur Kinderzeitung. Der politische Publizist ist nur mehr ein Rad in dem gewaltigen Getriebe. Die führenden journalistischen Publizisten, die einer Zeitung das Gepräge ihrer Persönlichkeit aufdrücken, werden immer seltener.

Wie in Deutschland, so waren in Nordamerika nach den Feststellungen von Dovifat „die meisten geistigen Köpfe der führenden Gesinnungszeitungen im Übergang zum großkapitalistischen Betriebe Eigentümer oder doch Miteigentümer ihrer Blätter".

Digitized by Google

Auch für Deutschland haben die Ausführungen Dovifats über die Führerpersönlichkeit im Zeitungswesen die zunehmende Bedeutung nicht nur des reinen Zeitungsverlegers und Geschäftsmannes, sondern auch des Verleger-Publizisten überzeugend dargetan.

So ist es denn kein Wunder, daß sich der Zeitungsverleger mehr als früher nicht bloß als einflußreicher Hersteller und Verleger der Zeitung fühlt, sondern als publizistische Persönlichkeit. Jedenfalls gilt das von einem erheblichen Teil der größeren Tageszeitungen. Besonders deutlich wird dies durch die wiederholten Kundgebungen des Vereins Deutscher Zeitungsverleger, in denen gesagt wird:

Auf die geistige Grundeinstellung und den Ausbau seiner Zeitung, ebenso auf ihren redaktionellen Charakter übe der Verleger den unmittelbaren und letzthin entscheidenden Einfluß dadurch aus, daß er es sei, der die Gestalter des geistigen Inhalts, im einzelnen die Redakteure, nach seinem freien Ermessen, seiner Beurteilung ihrer Fähigkeiten und ihrer speziellen Eignung für seine Zeitung auswähle, sie anstelle und ihnen das Wirkungsgebiet innerhalb der Redaktion zuweise und ferner in der Lage sei, sie zum Einstellen ihrer Tätigkeit zu veranlassen, wenn er zwischen den Anschauungen des Redakteurs und den seinigen einen unüberbrückbaren Gegensatz glaube erblicken zu müssen. Eine überaus wesentliche Einwirkung des Verlegers auf die Gestaltung des geistigen Inhalts seiner Zeitung liege auch in der Auswahl und Beschaffung der wesentlichsten Grundlagen für die Arbeit des Redakteurs, des Nachrichten- und Informationsmaterials, in der Gewinnung von Mitarbeitern, der Anknüpfung ausländischer Beziehungen und dem Engagement von Auslandsberichterstattern. Aufgabe des Verlegers sei es, die Organisation zu schaffen für die Spezialberichterstatter anläßlich in- und ausländischer Konferenzen und Tagungen jeder Art usw. Alle diese die Gestaltung des geistigen Inhalts der Zeitung entscheidend beeinflussenden Maßnahmen müssen dem Verleger vorbehalten bleiben, weil nur er, der die wirtschaftlichen Möglichkeiten in vollem Umfange übersehe und die Verantwortung für den Bestand der Zeitung auch als wirtschaftliches Unternehmen trage, in der Lage sei, die redaktionellen Notwendigkeiten mit der materiellen Tragfähigkeit des Verlags in Einklang zu bringen. Möge sich der Hauptteil der Mitarbeit des Verlegers an der geistigen Gestaltung der Zeitung auch nur auf das Grundlegende, Richtunggebende und Charakterbestimmende erstrecken, so müsse er doch anderseits auch ständig die im allgemeinen der selbständigen Tätigkeit des Redakteurs anvertraute Detailarbeit verfolgen, sie in der Richtung der Grundeinstellung der Zeitung anregen und auch in der Detailbearbeitung der einzelnen Probleme auf dem Wege eines persönlichen Meinungsaustausches mit den Redakteuren oder auf dem Wege der Redaktionskonferenzen seine Anschauungen und seinen Einfluß zur Geltung bringen.

Damit wird also unzweideutig Anspruch erhoben auf „den überragenden und letzten Endes entscheidenden Einfluß des Verlegers". Seine Weltanschauung und seine geistige Einstellung wird hier als maßgebend bezeichnet; sie bestimmt die „Grundrichtung der Zeitung, ihre Aufgaben, ihre Ziele und ihren redaktionellen Charakter". Natürlich gilt das nicht von der Gesamtheit der Tagespresse. Von seiten der Verleger selbst ist gelegentlich der Verhandlungen dieses Themas im Verein für Sozialpolitik ganz offen zugegeben

Digitized by Google

worden, daß besonders bei der kleinen Provinzpresse die Verhältnisse vielfach anders liegen, daß es auf der andern Seite aber Hunderte von Verlegern gebe, die, „ausgestattet mit allem modernen wissenschaftlichen Rüstzeug und mit tiefer literarischer Bildung auf Grund politischen Betätigungsdranges und angeborener publizistischer Neigung, sich dem Zeitungswesen widmen". Ebenso liegen die Dinge auf der journalistischen Seite. Auch hier ist nicht jeder Redakteur ein Publizist, und Chefredakteur Bernhard hat selbst auf die Tatsache verwiesen, daß allmählich im journalistischen Berufe sich eine Art Bureaukratie herausgebildet habe, die eingeteilt sei in Gehaltsklassen wie bei den Beamten. „Damit begann jene Zeit, in der allmählich der Journalismus anfing, ein gut bürgerlicher Beruf zu werden." Wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, läßt sich, wenigstens teilweise, aus der Statistik des Zeitungsgewerbes ersehen. Auch auf journalistischer Seite könnte durch sachkundige, statistische Feststellungen das Problem Zeitungsgewerbe und Publizistik eine wesentliche Klärung erfahren.

Bei der ungewöhnlich großen Dezentralisation im deutschen Zeitungswesen muß besonders darauf hingewiesen werden, daß für die große Masse der deutschen Zeitungsverleger sich die publizistische Bedeutung im lokalen Teil erschöpft. Die Statistik der Presse um die Jahrhundertwende ergibt, daß ein Viertel aller Zeitungen eine Auflage bis zu 900 besaßen, nahezu die Hälfte aller Blätter zwischen 900 und 3000 und drei Viertel aller Zeitungen nicht über 3000 Auflage. Etwa 10% der Zeitungen besaß eine Auflage über 7000. Die Hälfte aller Blätter war parteilos oder regierungsfreundlich, verzichtete also auf eine eigene Meinung. Ob die inzwischen eingetretene Konzentration im Zeitungsgewerbe die Dinge wesentlich verändert hat, ist fraglich, denn die zentrale technische Herstellung von kleinen Zeitungen drückt diese zu „Filialgeschäften" der Großbetriebe herab ohne eigene publizistische Bedeutung. Nach einer Statistik Stocklossas vom Jahre 1910 entfielen von einer Gesamtauflage von 17,7 Millionen auf parteilose Zeitungen 40,5%, auf Regierungsblätter 10,7%, zusammen also über 50%. Auch wenn man die besonderen Schwierigkeiten der Pressestatistik in Deutschland berücksichtigt, so wird dieses statistische Bild in den Grundlinien doch den Tatsachen der Vorkriegszeit entsprechen.

Auf eine verhältnismäßig kleine Zahl führender Tageszeitungen konzentriert sich heute die journalistische Publizistik. Verleger-Redakteure, namhafte verantwortliche Schriftleiter und Leitartikler, Parlamentarier, Regierungsmitglieder und -Beamte, Gelehrte teilen sich heute in die Aufgabe des journalistischen Publizisten alten Stils. Die Zeitung hat in erheblichem Umfang die Funktionen der alten politischen Journalliteratur übernommen. Aber noch stärker hat sie sich als Träger der Nachrichtenpublizistik entwickelt.

Wie steht es aber dann mit der von der Tagespresse immer wieder in Anspruch genommenen Vertretung öffentlicher Interessen, mit der öffentlichen Magistratur des Journalisten?

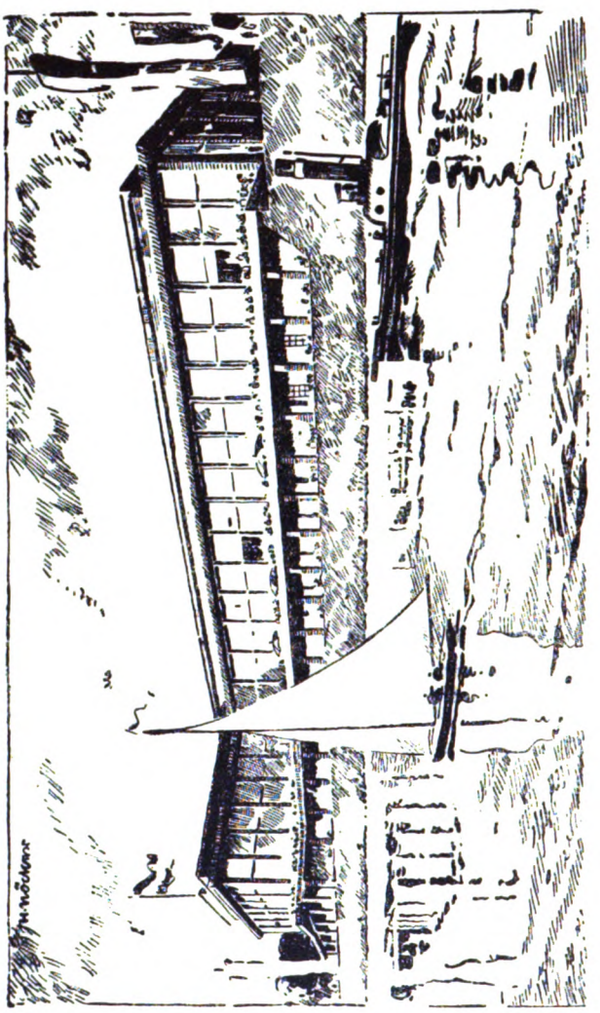
Hier werden wir unterscheiden müssen zwischen öffentlicher Meinung und Tagesmeinung. Die politischen *Tages*fragen in Staat und Gemeinde sind zu umstritten, die in der Presse zum Ausdruck kommenden Gegensätze zu offensichtlich, als daß man aus dem Widerstreit der Meinungen *eine* als die maßgebende herauszugreifen, sie als Stimme einer

Digitized by Google

öffentlichen Magistratur anzuerkennen vermöchte. — Anders liegt es bei der öffentlichen Meinung, wenn darunter nicht nur die öffentlich *geäußerte* Meinung verstanden wird. Hier gibt es im politischen und wirtschaftlichen Leben große Gebiete, wo die Belange weiter Schichten solidarisch sind. Die breitesten Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens, Sitte und Recht, sind ferner ein Gebiet der öffentlichen Meinung, wo die öffentliche Magistratur der Presse nicht bestritten werden kann. Hier ist auch der privatwirtschaftliche Charakter der Zeitungsunternehmung kein Hindernis, dem Beruf der Zeitung zur Vertretung öffentlicher Interessen zuzustimmen. Das gilt von der großen Presse bis zum kleinsten Provinzblatt.

Zum Schluß ergibt sich die Frage: Wie kam jene pseudoethische zeitungskundliche *Ideologie* zustande, die sich wie ein Keil zwischen Verleger und Redakteur schiebt; die auf der einen Seite den Verleger zum Händler mit gedrucktem Papier degradieren und auf der andern Seite den Redakteur die Rolle des journalistischen Publizisten alten Stils zuschieben möchte? Ihr liegt die unklare Vorstellung zugrunde, daß sich diese freie Publizistik in gerader Linie aus der politischen Nachrichtenpresse entwickelt habe. Wie ich 1912 an der Hand des Dresdner Beispiels nachgewiesen habe, ist die moderne Zeitung weder ausschließlich aus den alten politischen Nachrichtenblättern, noch aus den Intelligenzblättern entstanden, sondern aus der Zusammenfassung einer ganzen Reihe verschiedener Arten von Zeitungen, Zeitschriften und Zeitungssurrogaten: „denn betrachtet man den Inhalt all dieser jahrhundertelang nebeneinander herlaufenden Formen, so erkennt man, daß die moderne Zeitung des 19. Jahrhunderts in diesen Formen *inhaltlich* bereits im 18. Jahrhundert vorhanden ist, und daß die rechtliche und wirtschaftliche Entwicklung danach drängte, all diese Formen zu einer einzigen zusammenzufassen. Die Konzentration dieser verschiedenartigen Formen war bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein wirtschaftliches Bedürfnis geworden, das erst mit dem Wegfall der Zensur und des Privilegienwesens erfüllt werden konnte. Die zahlreichen Periodika, die sich als eine Umgehung der Zensur oder bestehender Privilegien darstellten, verschwinden der Form nach, während ihr Inhalt, ihr Wesen zum Bestandteil der modernen Zeitung wird.“ Auf diesem Wege also ist die freie Publizistik alten Stils in die heutige Zeitung gekommen, ist jener Dualismus entstanden, der, auf eine kurze Formel gebracht, Zeitungsgewerbe und Publizistik genannt wird.

Digitized by Google



PRESSA-BAUTEN: DAS RHEINTERRASSENRESTAURANT

Digitized by Google

Die wissenschaftliche Vorbildung des Journalisten

VON DR. RER. POL. FRITZ RUNKEL

LEHRBEAUFTRAGTER AN DER UNIVERSITÄT KÖLN

VON einer wissenschaftlichen Behandlung der Journalistik ist in bemerkenswertem Umfange erst seit etwa zehn Jahren die Rede, namentlich nachdem Professor *Bücher* in Leipzig in seinem 1916 errichteten „Institut für Zeitungskunde" eine systematische Behandlung dieser Materie aufgenommen hatte. In neuerer Zeit hat man vielfach den Hochschulen, insbesondere den Universitäten, den Vorwurf gemacht, daß sie früher der Journalistik nicht das gebührende Interesse entgegengebracht hätten. Demgegenüber muß man aber auch feststellen, daß die Angehörigen der Zeitungspraxis selbst keinen allzu großen Wert auf eine Vorbildung gelegt haben, die ihnen eine theoretische Einführung in ihr Arbeitsgebiet auf Hochschulen vermitteln könne, da sie der Meinung waren, daß die Kunst des Zeitungsschreibers überhaupt nicht erlernt werden könne, sondern daß nur die *angeborene Begabung* als die Grundlage fruchtbringender Tätigkeit zu betrachten sei. Man stand in journalistischen Kreisen vielfach auf dem Standpunkt, daß der Einfluß von der Seite der das abstrakte Denken pflegenden Wissenschaft her die Betätigung der natürlichen Beanlagung leicht aus ihrer eigentlichen Bahn werfe, und man war geradezu stolz darauf, aus eigener Kraft das zu leisten, was die Zeitung ihrer Eigenart nach verlange. Wenn auch zahlreiche Redakteure die Universität zur Pflege irgendeiner Disziplin besucht hatten, so war das doch meist nicht in journalistischer Zielsetzung, sondern in der Absicht begründet, sich zur Verwendung der gewonnenen Kenntnisse in einer später noch endgültig zu klärenden Art zu rüsten. Man denke dabei auch an die vielen Fälle, in denen man erst später seine journalistische Ader entdeckte und nun aus einem andern Beruf in den Zeitungsdienst überging.

Der Grundgedanke, der von den Angehörigen der Zeitungspraxis stets mit Nachdruck unterstrichen worden ist, daß nämlich der Redakteur wie auch der freie Mitarbeiter, soweit er sich im eigentlichen journalistischen Sinne betätigt, „geboren" sein müsse, ist zweifellos richtig. Die Fähigkeit, sich auf die Ereignisse des Tages blitzschnell einzustellen und den Zeitungslesern in wenigen Stunden ein Bild der Lage zu entwerfen, welches anschaulich ist und das Charakteristische der Erscheinungen hervorhebt, dabei anregend wirkt, ist zweifellos Sache einer eigenen Begabung. Diese Beanlagung tut es aber keineswegs allein. Es handelt sich vor allem darum, den also Begabten mit dem *Rüstzeug* auszustatten,

Digitized by Google

das ihn befähigt, seine Begabung auch wirkungsvoll in Anwendung auf die verschiedensten Gebiete und unter Verwertung aller zur Verfügung stehenden Hilfsmittel arbeiten zu lassen. Ein Beispiel sei aus einem andern Beruf genommen, nämlich dem des Theologen. Wenn man dem zukünftigen Pfarrer, zu dessen Amt doch sicher eine persönliche Beanlagung notwendig ist, eine wissenschaftliche Ausbildung zuteil werden läßt, so will man bei ihm erreichen, daß er einen Überblick über die Grundlagen des gesamten religiösen Denkens und Lebens gewinnt. Man zeigt ihm die Urquellen, aus denen er immer wieder von neuem frisches Wasser zur Klärung seiner Meinung schöpfen kann. Man läßt ihn einen Überblick über die theologischen Auffassungen in den verschiedenen Zeiten und Ländern, über die Zusammenhänge religiösen Lebens mit den übrigen Erscheinungsformen des Alltags gewinnen, man führt ihn in die Literatur des eigenen und verwandter Gebiete ein, um ihm überall die großen Linien der Entwicklung zu zeigen. Man weckt in ihm ein Verständnis für die Probleme des sozialen Lebens und enthüllt ihm die Nöte unsrer Zeit. Ja, man geht noch einen bemerkenswerten Schritt weiter. Die Kunst des Predigens ist wohl erst recht Sache persönlicher Begabung, aber diese Begabung veredelt man, wie man einen Diamanten schleift, in Predigerseminaren und ähnlichen Einrichtungen, um sie zur besten Wirkung gelangen zu lassen. Ähnliche Vergleiche könnten mit andern Berufen gezogen werden, und Professor *Wettstein* (Zürich) hat wohl recht, wenn er, worauf Otto Jöhlinger in seiner Schrift „Zeitungswesen und Hochschulstudium" hinweist, in seinen „Studien über das Zeitungswesen" (Frankfurt 1907) sagt: „Geht nicht der Maler, auch wenn er das größte Talent besitzt, an eine Malerakademie, um sich praktische Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen, der Musiker nicht an ein Konservatorium, und wozu bringt man denn dem Pfarrer und Lehramtskandidaten an den Universitäten die Grundzüge der praktischen Seelsorge und Lehrtätigkeit bei?" Auch Predigen und Pädagogik seien Talentsachen. Und wozu habe man juristische Seminare eingerichtet, wenn nicht, um den angehenden Juristen schon an der Hochschule einen richtigen Begriff von der Anwendung ihres Wissens zu geben... Darum handle es sich auch bei der akademischen Journalistik: Die Anstalt, die ihm die theoretische Bildung vermittele, solle den künftigen Journalisten auch in das Wissen einführen, wie er einmal in der Praxis diese Bildung verwenden müsse und wie er sie nicht verwenden dürfe. Auch Professor Bücher hat sich von vornherein auf den Standpunkt gestellt, daß der Journalismus in einem gewissen Grade erlernbar sei, etwa auf dem Gebiet der Berichterstattung, des Redigierens und auch der selbständigen literarischen Produktion. Was bisher gefehlt habe, sei vor allem eine *Konzentration der für den Journalisten notwendigen Studien*, da früher die Ausbildung fast ganz dem Zufall anheimgegeben gewesen sei. Man müsse dem zukünftigen Journalisten das unsichere Umhertasten in verschiedenen Wissenschaften ersparen und sein Studium auf solche Wissenschaften einheitlich hinlenken, welche für seinen Beruf ernstlich von Bedeutung seien. Die vorstehenden Äußerungen gehen ja über den Grundgedanken, der sich mit der Begabung des Journalisten befaßt, schon etwas hinaus, indem sie gleichzeitig Ziele wissenschaftlicher Ausbildung zeigen. Sie lassen aber keinen Zweifel darüber, daß es mit der Begabung allein keineswegs getan ist.

Digitized by Google

Wie ist es aber mit der *journalistischen Praxis*? Ist sie nicht als die beste Lehrmeisterin anzusprechen? Früher mußte ja diese Praxis den Hauptanteil zur Erziehung des Journalisten abgeben, und die hier liegenden Entwicklungsmöglichkeiten haben ja wohl in den verflossenen Zeiten auch insofern ausgereicht, als die Verhältnisse des Lebens, mit denen die Zeitung verflochten ist, noch nicht das überaus verwickelte Bild zeigten, wie wir es heute vor uns sehen. Die neue Gestaltung der Dinge hat denn auch den ganzen Zeitungsapparat zu einem so überaus komplizierten Gebilde gemacht. Nicht nur insofern, als die Wissensgebiete, in denen man als Zeitungsmann erfahren sein muß, eine solch ungeheure Ausweitung erfahren haben, sondern auch insoweit, als die gesamte *Organisation des Zeitungswesens*, eben um der Verflechtung der Zeitung mit den so vielgestaltigen Erscheinungen des Lebens folgen zu können, einen Aufbau und Ausbau angenommen hat, dessen Verständnis ein eigenes Studium erfordert. Es sind also ausgesprochene *Fachkenntnisse* notwendig, wenn man den Anforderungen, wie sie heute die journalistische Betätigung stellt, genügen will. Besonders deutlich wird die Lage, wenn man sich die technischen Bedingungen vergegenwärtigt, die der Zeitungsbetrieb seiner Natur nach mit sich bringt. Dem Redakteur muß beispielsweise ein Verständnis dafür eröffnet werden, daß eine Zeitung auch gesetzt, stereotypiert, gedruckt und versandfertig gemacht werden muß und daß für alle diese Arbeiten nur eine haarscharf ausgerechnete Zeit zur Verfügung steht, weil die Versandzeiten pünktlich eingehalten werden müssen. Der Redakteur muß, um ein Beispiel aus dem Handelsteil zu geben, verstehen lernen, daß viele Bezieher gerade wegen der Handelsnachrichten auf ein rechtzeitiges Eintreffen der Zeitung angewiesen sind und, wenn diese Pünktlichkeit nicht eingehalten wird, zu einem leistungsfähigeren Blatt übergehen. Der Redakteur muß sich auch in die Technik des Nachrichtendienstes, zumal des Fernsprech- und Funkspruchbetriebes einleben, damit er nicht nur Verkehrsschwierigkeiten, welche die Beschaffung des Nachrichtenstoffes behindern, sachgemäß beurteilen kann, sondern auch selbst diese Verkehrseinrichtungen zweckmäßig benutzt. Ein solches Einleben ist namentlich auch für den auf einem Außenposten stehenden *Berichterstatter* notwendig, damit er alle ihm zur Verfügung stehenden Nachrichtenmittel aufs beste ausnutzt. Er muß dafür sorgen, daß seine Berichte zu einer Zeit eintreffen, in der sie zweckmäßig verarbeitet werden können: vielleicht wird er seine Brichte, nachdem sie zur nächsten Ausgabe des Blattes doch zu spät kommen, nun besser noch einige Stunden liegen lassen, um sie für die folgende Zeitungsnummer auf den neuesten Stand der Dinge abzustimmen. Die Zahl solcher Beispiele ließe sich natürlich fast bis ins Unendliche vermehren.

Heute wird die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Ausbildung der Journalisten kaum noch ernstlich bestritten. Daß nicht nur einzelne Vertreter der Wissenschaft, wie wir solche vorstehend genannt haben, sondern heute auch die *Zeitungspraktiker* in ihren zusammenfassenden Organisationen sich für diesen Gedanken aussprechen, hat man an der Stellungnahme erkennen können, welche der *Reichsverband der Deutschen Presse* auf seiner Delegiertenversammlung in Düsseldorf 1913 bekundete. Aus den Beratungsprotokollen dieser Versammlung gibt Dr. Martin *Mohr*, der 1927 verstorbene Leiter des Deutschen

Digitized by Google

Instituts für Zeitungskunde zu Berlin, in seiner Schrift „Zeitung und neue Zeit" (München und Leipzig 1919) die nachfolgenden Gedankengänge wieder: „Zu jeder Berufstätigkeit, die eine gründliche allgemeine geistige Bildung erfordert und dazu ein umfassendes Spezialwissen, führt in Deutschland ein gebahnter Weg, selbst zu den freien Berufen, den anerkannt künstlerischen. Sänger, Maler, Bildhauer, Architekten kann man so wenig machen wie Journalisten. Auch sie werden ‚geboren'. Trotzdem hat man für sie Akademien, Hochschulen jeder Art — neben den Stätten ihrer beruflichen Praxis. Denn zu jeder Kunst gehört vor der Ausübung die sorgsame Schulung in der ihr eigenen Technik, die Zuführung des zu ihrer Ausübung gehörenden Wissens, die ethische Erfassung der Berufstätigkeit mit dem Bewußtsein der Pflichten für das eigene Schaffen und der Beziehungen des eigenen Schaffens zur Allgemeinheit. Man hat an den Hochschulen neben der allgemeinen Pflege der Wissenschaft überall, wo es notwendig war, für eine ausgiebige Vermittlung auch des *Fachwissens* gesorgt: für Seminare und Institute, in denen der Philologe, der Theologe, der Jurist für alle möglichen besonderen Aufgaben des künftigen Berufs vorbereitet werden, insbesondere in der jedem einzelnen Beruf eigenen Methode des Arbeitens." Bereits 1911 hatte der *Landesverband der bayerischen Presse* einen Beschluß folgenden Wortlauts gefaßt; „Wir sehen ein wesentliches Moment der Förderung des Berufs- und Standesbewußtseins in einer umfassenden beruflichen Vorbildung der Berufsgenossen. Die Hauptversammlung beauftragt den Vorstand, die Frage zu untersuchen, ob die bisher dem der Publizistik sich widmenden Nachwuchs gebotene Gelegenheit zur beruflichen Ausbildung ausreicht, und die weitere Frage zu behandeln, inwieweit die höheren Bildungsanstalten diesem immer dringlicher werdenden Bedürfnis Rechnung tragen können." Auch der *Verband der rheinisch-westfälischen Presse* hat sich schon damals auf den Standpunkt gestellt, daß in der Vorbildung der Journalisten eine der wichtigsten Aufgaben der Pressevertretungen zu sehen sei; ferner hatte der *Verein Deutscher Zeitungsverleger* einen Ausschuß zur Beratung derselben Sache eingesetzt.

Es ergibt sich nun die grundlegende Frage, wie das Ziel der Vorbildung des Journalisten am besten zu erreichen ist. Da aber treten zwei weitere Grundfragen auf:

1. Um *welche Gegenstände* handelt es sich im Rahmen der Vorbildung des Journalisten?
2. Welche *Methoden der Vorbildung* kommen in Betracht?

Was den ersten Punkt angeht, so hat man für die zu behandelnden Gegenstände den zusammenfassenden Ausdruck „*Zeitungskunde*" geprägt. Es handelt sich hier um die sämtlichen Formen, in denen sich das Zeitungswesen und das das Leben der Zeitung erst ermöglichende allgemeine Nachrichtenwesen geben, wie sich die Technik ihrer Arbeitsweisen darstellt und wie ihre Organisation beschaffen ist, wobei auch die Betätigung der in ihnen arbeitenden Personen zur Darstellung zu kommen hat. In das Gebiet der Zeitungskunde gehören natürlich auch die Beziehungen des Zeitungswesens zur Außenwelt, und zwar in den beiden Richtungen, in denen sich diese Beziehungen auswirken, indem einerseits die Zeitung dieser Außenwelt die Kenntnis der Geschehnisse und der Meinungen vermittelt und anderseits die Außenwelt der Zeitung ihre Existenz ermöglicht durch den Bezug (Abonnement und Einzelverkauf), durch die Benutzung der Zeitung als Veröffentlichungs-

Digitized by Google

organ (Anzeigen) und auch, und das nicht zum wenigsten, durch Zuführung von Nachrichtenstoffen. In letzterer Beziehung kommen nicht nur die überaus vielgestaltigen Erscheinungen der *Pressedienste* und der einzelnen *freien Mitarbeiter*, sondern auch die zahlreichen *amtlichen Stellen* und die auf privatwirtschaftlicher Grundlage aufgebauten *Organisationen der Wirtschaft und des Verkehrs* in Betracht.

Dieser nur in großen Zügen angedeutete Inhalt der Zeitungskunde ist nun nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu bearbeiten, indem man überall die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung erforscht und die großen Linien der Entwicklung, auch in geschichtlicher Beziehung, aufzeichnet. Es gehören aber zur Zeitungskunde gewissermaßen als *Hilfswissenschaften* eine ganze Anzahl andrer Disziplinen, die es dem Journalisten ermöglichen, zu den ihm entgegentretenden, etwa als Nachrichtenstoffe zu behandelnden oder als Probleme zu bearbeitenden Gegenständen Stellung zu nehmen, oder die ihm als Werkzeuge zur Wahrnehmung seines Berufs dienen können. In ersterer Hinsicht nenne ich als Beispiele die Rechtswissenschaft, die Volkswirtschaftslehre, die Soziologie und Sozialpolitik, die Geschichte (auch diejenige der Wirtschaft), in der andern Beziehung die Sprachenkunde und die Statistik. Natürlich werden diese Hilfsfächer nicht für alle Journalisten dieselbe Rolle spielen, da es dabei vielfach auf eine Spezialisierung ankommt, welche die Vorbedingung zu einer Betätigung in einem Zeitungsunternehmen mit vielfältiger Arbeitsteilung gibt, in großen Zügen wird man aber wenigstens eine Übersicht über alle solche Wissensgebiete als unentbehrlich für den Journalisten im allgemeinen betrachten können.

Und dann zu der zweiten Frage nach den anzuwendenden *Methoden*. Den Grundsatz der Wissenschaftlichkeit, welche überall systematisch den Zusammenhängen nachgeht, hatten wir ja schon vorstehend berührt. Mit der Methode der wissenschaftlichen Arbeit soll nun nicht ein Vielwissen, sondern vor allem eine *Schulung des Geistes* angestrebt werden, welche stets in vollkommener Vorurteilslosigkeit den Erscheinungen gegenübertritt und diese Erscheinungen von höherer Warte aus betrachtet. Natürlich soll auch eine gewisse Menge von positivem Wissen vermittelt werden, aber es kommt in der Hauptsache darauf an, daß dem zukünftigen Pressemitarbeiter ein Verständnis dafür eröffnet wird, welches der *Hauptinhalt der Gebiete des Wissens und des Lebens* ist, mit denen er voraussichtlich in Berührung kommt. Man muß ihm vor allem die Quellen zeigen, auf die er stets zur Ergänzung seines Wissens zurückgehen kann. Eine „geschlossene" Bildung in den zahlreichen Disziplinen, die für die Allgemeinbildung des Journalisten herangezogen werden müssen, kann ja heute bei der ungeheuren Ausweitung der Wissensgebiete nicht mehr erzielt werden. Und doch soll der Redakteur vor keiner Sache wie ein Neuling stehen, da er ja stets mit größter Schnelligkeit zu den plötzlich vor ihm auftretenden Fragen Stellung nehmen und zum mindesten in der Lage sein muß, unter Benutzung der ihm bekannten Quellen etwaige Lücken seines Tatsachenwissens auszufüllen.

Es entsteht hier nun die grundsätzliche weitere Frage, ob man die so gekennzeichnete Vorbildung des Journalisten *besonderen Fachhochschulen* übertragen oder sie den *allgemeinen* Hochschulen, insbesondere also den Universitäten, überlassen soll. Auch diese Frage

Digitized by Google

ist, zumal in den ersten Zeiten der Erörterung der journalistischen Vorbildung überhaupt, Gegenstand lebhaften Meinungsaustausches gewesen. Die Notwendigkeiten, die sich auf dem Gebiete der Pflege der Zeitungskunde im engeren Sinne ergeben, können den Gedanken leicht auf die Einrichtung besonderer Journalistenhochschulen lenken, in denen man sich auf die eigenen Belange des Zeitungswesens mit aller Macht konzentrieren könnte. Man kann aber feststellen, daß man heute überall den auf die Erzielung einer wissenschaftlichen Vorbildung eingestellten Studiengang der *allgemeinen* Hochschulen vorzieht. So besagte auch die Resolution der oben erwähnten Düsseldorfer Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Presse, daß die theoretische Vorbereitung des Journalisten im Zusammenhang mit den allgemeinen Bildungsstätten zu erfolgen habe und daß besondere Fachschulen ungeeignet seien. Als theoretische Vorbildung für den Journalisten sei eine umfassende allgemeine Bildung außer der Kenntnis der Wissenschaft seines Spezialgebiets erforderlich.

Die Düsseldorfer Resolution weist aber auch darauf hin, daß die Vorbereitung auf den journalistischen Beruf nur *im Anschluß an die Praxis* erfolgen könne. Auch dieser Auffassung wird man rückhaltlos beipflichten können. Der Redakteur wird sich zu der im praktischen Betrieb notwendigen Gewandtheit nur in der Praxis selbst entwickeln können. Diese Praxis kann auf zwei Gebieten liegen, dem des praktischen Lebens und dem der Zeitungspraxis. Was das erstere Gebiet angeht, so vergegenwärtige man sich beispielsweise nur die Vorbildung, die ein Handelsredakteur durch die Tätigkeit in einem Kaufmannsbetriebe, etwa in einem Exportgeschäft, erwerben kann. Nur hier wird er eine klare Anschauung von den geschäftlichen Erfordernissen gewinnen. Die Praxis, die sich durch die Betätigung in einem Zeitungsbetriebe darbietet, wird dem Redakteur die speziellen Anforderungen des Zeitungsdienstes immer klarer vor Augen führen und ihm insonderheit ein Verständnis für die Anforderungen vermitteln, die etwa aus der Eigenart des Blattes an sich, seines Erscheinungsbezirkes und aus den technischen Möglichkeiten entstehen. Aber auch auf dem Gebiete der praktischen Anschauung, und nicht zum wenigsten der technischen und organisatorischen Anforderungen, soll die *wissenschaftliche Vorbildung den ersten Grund* legen, sie soll dem Journalisten zunächst einen Überblick über das vermitteln, was ihn in seiner praktischen Tätigkeit erwartet. Er muß schon jetzt die großen Zusammenhänge, wenn auch nur theoretisch, erkennen lernen, damit sein Blick beim Eintritt in die Praxis schon für das geschult ist, worauf es in erster Linie ankommt. Auf diese Weise wird vor allem auch die *Heranbildung des journalistischen Nachwuchses* deshalb erleichtert werden, weil es in der heutigen Hast des praktischen Zeitungsbetriebes nur in Ausnahmefällen möglich sein wird, daß sich die leitenden Redakteure mit einer systematischen Einführung des Neulings befassen. Man wird den jungen Pressemann nur mit Ausschnitten aus der journalistischen Tätigkeit beschäftigen können, so daß für ihn sehr schwer ein allgemeiner Überblick zu erlangen ist. Die Gewinnung eines solchen Überblicks wird dem Anfänger aber wesentlich erleichtert werden, wenn er schon einmal theoretisch in die großen Zusammenhänge eingeführt ist und er sich nunmehr um eine Beschäftigung in den verschiedenen Abteilungen einer großen Zeitung bemüht.

Digitized by Google

Alle solche Veranstaltungen, die den Zweck der Einführung in die Zeitungskunde haben, bedeuten ja schließlich auch eine Auswertung der Erfahrungen, die die früheren Generationen haben machen müssen. Man liebt es gerade im Rahmen zeitungswissenschaftlicher Einrichtungen an den Hochschulen, daß man *Zeitungspraktiker Vorlesungen und Übungen* aus ihrem Spezialgebiet vornehmen läßt, und solche Einrichtungen sind für diejenigen, die sich von vornherein dem journalistischen Beruf widmen wollen, natürlich von ganz besonderem Werte. Mit dem Hinweis auf diese angehenden Journalisten eröffnet sich uns aber gleichzeitig der Blick auf diejenigen Interessenten, die sich zeitungswissenschaftlichen Studien nur aus dem Grunde hingeben, um in der auf andern Gebieten beabsichtigten späteren Betätigung ein *besseres Verständnis für das heute so überaus bedeutsame Zeitungswesen* zu gewinnen. Gerade in den hier angedeuteten Möglichkeiten für die Angehörigen oder die Anwärter der verschiedensten Berufe liegt ein wesentliches Moment für die Forderung, daß man keine ein Eigenleben führenden Journalistenschulen einrichten, sondern die Vorbildung der Zeitungsleute den allgemeinen Bildungsanstalten anvertrauen soll. Die Einrichtungen, die zur Schulung der Journalisten getroffen werden müssen, kommen somit *auch den Beflissenen andrer Berufe* zugute, und anderseits sind auch den zukünftigen Journalisten die weitesten Möglichkeiten gegeben, um ein Verständnis für die Bedürfnisse der andern Wissensgebiete zu erlangen.

Jedenfalls hat man es überall als notwendig erkannt, für die zukünftigen Pressemitarbeiter einen *besonderen Studiengang im Rahmen der allgemeinen Hochschultätigkeit* aufzubauen, um eine Konzentration der Lehrtätigkeit, anschließend an eine Spezialisierung in der Forschung, herbeizuführen, die einer Kräftezersplitterung in der systematischen Vorbildung entgegenarbeitet. Auf diesem ganzen Gebiete sind ja die Bemühungen von Professor *Bücher* in Leipzig, der als einer der ersten die hier vorliegenden Notwendigkeiten erkannte, vorbildlich geworden. Sein zu Anfang dieser Abhandlung genanntes Institut für Zeitungskunde hatte sich das Ziel gesteckt, die künftigen Mitarbeiter an der Presse mit all den Wissensstoffen auszustatten, deren sie für ihre praktische Betätigung bedürfen. Man gab einen besonderen „*Studienplan zur berufsmäßigen Ausbildung in der Zeitungskunde an der Universität Leipzig*" heraus, der eine Anleitung für den Aufbau des Studiums gab und dabei verschiedene Richtlinien zeichnete, je nachdem eine Ausbildung als politischer Journalist, als Handelsredakteur oder als Feuilletonist angestrebt wurde. Neuerdings hat man in Leipzig unter Führung von Professor *Everth* einen neuen „Studienplan zur Ausbildung in der Zeitungskunde" aufgestellt. Hier kommt, wie besonders betont wird, nur die wissenschaftliche Schulung in Betracht, die freilich zugleich eine gute Vorbereitung für die praktische Arbeit sei. Diese letztere aber erfordere noch eine praktische Ausbildung, die nur die Erfahrung in Beruf und Leben geben könne. Hingewiesen wird dabei auf zahlreiche Übungen, welche von Praktikern des Zeitungswesens abgehalten werden und zur Einführung in die Aufgaben der verschiedenen Sparten der Journalistentätigkeit dienen. Sie können mit Recht als solche Kurse bezeichnet werden, die eine Einstellung und Vorbereitung auf die Praxis vermitteln, wenn sie auch eine praktische Lehrzeit nicht ersetzen sollen. Besonders beachtlich sind die Ausführungen, die sich mit den zahlreichen Fächern

Digitized by Google

befassen, welche für den künftigen Journalisten, neben der Zeitungskunde, je nach dem Ressort der Zeitung in Betracht kommen, dem er sich widmen will. Hinsichtlich der im allgemeinen zu berücksichtigenden Fächer wird, um nur das Wichtigste zu sagen, folgende Aufteilung gegeben:

A. Für *politische* Journalisten:

1. Geschichte (politische, wirtschaftliche usw.),
2. Politik und allgemeine Staatslehre,
3. Nationalökonomie,
4. Geographie (politische und wirtschaftliche),
5. Statistik,
6. Einführung in die Rechtswissenschaft.

Ergänzend können je nach Neigung hinzutreten Vorlesungen aus dem Gebiet der Philosophie, Psychologie, Soziologie, Literaturgeschichte.

B. Für *Wirtschafts*journalisten:

1. theoretische und praktische Nationalökonomie, auch Privatwirtschaft,
2. Statistik, namentlich Wirtschafts- und Arbeitsstatistik,
3. Geographie, unter Bevorzugung der Wirtschaftsgeographie und der Weltverkehrswege,
4. allgemeine Rechtslehre sowie die einschlägigen Teile des Privatrechts.

Zur Ergänzung bietet die Handelshochschule Leipzig die Möglichkeit zum Studium handelstechnischer Fächer.

Ähnliche Aufteilungen werden für die *feuilletonistischen* Zeitungsgebiete, ferner für den *kommunalen*, *lokalen* und *provinziellen* Teil und schließlich für die *Sportredaktion* gegeben. Der hier zur Verfügung stehende Raum reicht nicht dazu aus, um auch auf allen diesen Gebieten Ausführliches darzustellen.

Diesem als Beispiel wiedergegebenen Plan der Leipziger Anstalt sei eine Arbeitsaufteilung angefügt, wie sie das *Deutsche Institut für Zeitungskunde in Berlin* für die Pflege der eigentlichen Fachwissenschaft nach dem Bericht seines Leiters für das Wintersemester 1926/27 gezeigt hat. Es bearbeitet:

Abteilung 1: *Zeitungskunde als Wissenschaft*:

a) systematische Zeitungslehre,
b) Zeitungsgeschichte,
c) Zeitung und Umwelt,
d) Zeitungsrecht,
e) zeitungswissenschaftliche Einrichtungen und Veranstaltungen im In- und Auslande.

Digitized by Google

Abteilung 2: *Struktur und Funktion der Zeitung:*

a) die Zeitung als Organismus,
b) Zeitungsbesitzformen,
c) Berufsorganisationen.

Abteilung 3: *Topographie und Statistik:*

a) Tageszeitungen.
b) Zeitschriften,
c) Fachpresse.

Abteilung 4: *Das Zeitungswesen des Auslandes:*

a) Tageszeitungen,
b) Zeitschriften,
c) Fachpresse.

In den Arbeitsplan des Deutschen Instituts gehören dann zeitungswissenschaftliche Übungen, die in einen „Vorkursus", einen „Oberkursus" und in „Sonderveranstaltungen" (Vorträge und Führungen) aufgeteilt und wohl in erster Linie für Journalisten bestimmt sind.

Die übrigen deutschen Anstalten zur Pflege der Zeitungskunde verfolgen natürlich ähnliche Ziele. Der Ausbau ihrer Einrichtungen zeigt aber erhebliche Unterschiede, je nach dem Alter der Einrichtungen und den Mitteln, welche dem Ausbau zur Verfügung gestellt werden konnten, auch je nach der Auffassung der Institutsleiter von den in erster Linie zu berücksichtigenden Notwendigkeiten. Allenthalben tritt eine Einstellung auf die beiden Verzweigungen hervor, wie sie sich aus der Ausbildung von *Journalisten* und der Einführung der *Angehörigen andrer Berufe* in die Zeitungskunde ergeben. In dieser Beziehung weist Professor Everth mit Recht darauf hin, daß Vorbildung künftiger Journalisten und Zeitungskunde nicht dasselbe seien; man müsse sagen, daß sich die beiden Kreise nur schneiden, aber nicht decken. Die Zeitungskunde habe noch andre wesentliche theoretische und praktische Aufgaben als die Vorbereitung von Journalisten. Unter ihren praktischen Funktionen stehe z. B. die Vorbereitung eines besseren Verständnisses für das Wesen der Presse unter Angehörigen andrer Berufe obenan. Der künftige Journalist aber brauche zu seiner Vorbildung noch andre wissenschaftliche Kenntnisse als Zeitungskunde, und er habe zu seiner Ausbildung noch andres als Wissenschaft nötig. Wissenschaftlich könne man zum Journalisten nur *vor*gebildet, nicht ausgebildet werden.

Man gewinnt den Eindruck, daß wenigstens nach dem heutigen Stande das Interesse der Hochschulen an der Einführung andrer Berufe in die Zeitungskunde vorwiegt, und man wird ja auch anerkennen müssen, daß die verhältnismäßig geringe Zahl von Anwärtern der praktischen Journalistik wohl kaum einen solch großen Aufwand an Einrichtungen verlohnen dürfte, wie sie an sich notwendig sind, um einen leistungsfähigen wissenschaftlichen Betrieb durchzuführen.

Digitized by Google

Zeitungsinstitute sind zur Zeit (außer in *Berlin* und *Leipzig*) vorhanden in *Köln*, *Hamburg*, *München*, *Freiburg*, *Münster*, *Kiel*, an der Handelshochschule in *Nürnberg* und seit Mai 1927 auch in *Heidelberg*. Wenn ich auf die Einrichtungen an allen diesen Anstalten nicht im einzelnen eingehe, so spricht hier nur die Raumfrage mit, und es soll selbstverständlich damit nicht eine Rangordnung hinter den beiden besprochenen Instituten Leipzig und Berlin angedeutet werden.

Bezeichnend für die Entwicklung auf dem Gebiete der Zeitungswissenschaft ist ja auch die Ausgestaltung des *Zeitschriftenwesens auf dem Gebiet der Presse*. Die Zeitungsverleger, die Redakteure und sonstigen Journalisten, auch die technischen Mitarbeiter, ferner das Zeitungsgewerbe selbst haben ihre eigenen Organe, und es darf in diesem Zusammenhang auch auf die Bestrebungen in der *internationalen Zeitungsforschung* hingewiesen werden, die sich die Monatsschrift „Zeitungswissenschaft" (Berlin) zur Aufgabe gesetzt hat. Diese Schrift sagt in ihrer Nummer 1 vom 15. Januar 1926: „Die Zeitungswissenschaft ist noch jung; in allen Ländern kämpft sie mehr oder weniger um ihr Ansehen, hier und dort macht man Versuche, ohne daß der eine vom andern etwas weiß. Das kann und soll anders werden durch eine engere Verbindung, die von einem Lande zum andern gesponnen wird, und das einigende Band soll eben eine Zeitschrift sein. . . Aufgabe einer Zeitschrift für internationales Pressewesen wird es daher auch sein, einen Tausch zwischen den bereits bestehenden Zeitungsinstituten anzubahnen und gegenseitig Erfahrungen über die Verwertung und die Bearbeitung des gesammelten publizistischen Materials auszutauschen." Man wird sagen dürfen, daß solche Bestrebungen eine allseitige Unterstützung verdienen.

Digitized by Google

Das Zeitungsplakat in Deutschland

VON BIBLIOTHEKSRAT DR. WALTER F. SCHUBERT-BERLIN

DEN Werbewert der Zeitungsanzeige kennt jeder Reklamefachmann aus eigenster Erfahrung. Für Millionen von Zeitgenossen in Stadt und Land soll diese Form der Werbung der einzige Weg zu Herzen und Geldbeutel sein. Wirklich der einzige? Ist da nicht noch ein andrer, bunter und kürzerer, den selbst die zwangsweise beschreiten müssen, denen das Lesen sauer wird und denen die Sprache des Bildes unmittelbar und schneller eingeht? Warum wohl sonst bedienten sich gerade die Zeitungen so gern der Hilfe des Plakats? Welche andre Erwägung sollte sie, die viele Seiten mit Anzeigen ihren Lesern ins Haus bringen, veranlassen, der Plakatwerbung ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen? Man hat so oft schon den Untergang des Plakats prophezeit und immer ist es wieder wie ein rechter Vogel Phönix leuchtend neu erstanden, selbst nach den schweren wirtschaftlichen Schlägen der Inflation und Deflation. Der Kreis seiner Auftraggeber hat sich freilich oft gewandelt; früher war es die Vergnügungs-, heute ist es die Zigarettenindustrie, einmal stand das Kinoplakat an der Spitze, dann wieder das Lebensmittelplakat oder das Verkehrsplakat. Zu seinen treuesten Freunden hat jedenfalls allezeit die Tagespresse gehört, und da ist zwischen der hauptstädtischen und der Provinzpresse, zwischen Deutschland und dem Ausland gar kein Unterschied.

In den Ländern, die sich am frühesten um die Schaffung einer neuen graphischen Ausdruckskunst mühten und die dem Künstlerplakat von Anfang an eine verständnisvolle Pflege angedeihen ließen, in Frankreich, England und Amerika, hat auch das künstlerische Zeitungsplakat zuerst Wurzel geschlagen. Zeitungsplakate hat es natürlich auch schon vor 1894 gegeben, ebenso wie Maueranschläge bereits seit Jahrzehnten üblich waren. Was den Unterschied zu dem einst und dem Zustand nach diesem Jahr ausmacht, das ist der grundstürzende Wandel im Aussehen dieser Blätter, in der Auffassung, die in ihnen Gestalt angenommen hat. Waren es früher vergrößerte Buchseiten, Illustrationen, die ganz auf Betrachtung aus der Nähe eingestellt waren, Angelegenheiten der Setzerei oder eines unbeflügelten Lithographenpinsels, so findet die Reklame jetzt im Lager der Künstler Führer und Förderer, die sich mit Begeisterung und Hingabe der neuen Aufgabe zuwenden, der Kunst die Straße zu erobern. Sprühende Lebendigkeit in der Idee und im Vortrag füllt diese Blätter, die Forderungen der großen Linie und vor allem der breiten Fläche sprengen die alten Gesetze der Körperlichkeit und der Kleinmalerei. Wie mit einem Zauberschlag ist das moderne Plakat da und es ersteht gleich in solcher Vollendung, daß es in 30 Jahren nichts von seiner Jugendfrische eingebüßt hat. Wären diese Inkunabeln

Digitized by Google

des 19. Jahrhunderts nicht so selten, wären sie nicht so schwer zugänglich an wenigen Stellen in Rollen und Fächern verwahrt: die Heutigen würden staunen über den mitreißenden Schwung dieser Zeitungsplakate der Beggarstaff, Rhead und Toulouse Lautrec.

In Deutschland hat es ein wenig länger gedauert, ehe der Umschwung auch die Plakatwerbung der Presse ergriff. Zwar hatte schon das Jahr 1896 hier die Entscheidung gebracht über den Anschluß an die neue Bewegung, aber erst in den folgenden Jahren eroberte sie sich auf dem Wege über die Zeitschriftenwerbung auch dieses Gebiet, und seit der Jahrhundertwende etwa hat in ständig steigendem Maße das Zeitungsplakat hier sich einen bevorzugten Platz zu sichern verstanden. Daß dabei Berlin von Anfang an die Führung hatte, kann bei der Zahl und der Bedeutung seiner Organe nicht wundernehmen, zumal die politische Einstellung und der allgemeine Wettbewerb in der Reichshauptstadt den Anreiz zu immer neuen künstlerischen Leistungen bieten mußten. Kennzeichnender aber und erfreulicher für die Entwicklung des Ganzen ist die Förderung, die das Künstlerplakat durch die deutsche Provinzpresse gefunden und die letzten Endes dem deutschen Zeitungsplakat ein Ansehen und eine Verbreitung gesichert hat, wie kaum in einem andern Lande der Erde. Rein zahlenmäßig steht dabei die eigentliche Zeitungswerbung, der Hinweis auf das Blatt selbst an erster Stelle. Man will mit dem Plakat den Namen der Zeitung bekanntmachen, ihn allen einprägen, die durch Anschlagsäulen und -tafeln überhaupt zu erreichen sind. Das geschieht im Wege des Bildplakats weit häufiger als durch ein einfaches Schriftblatt. Dabei kann man auch durch eine gute Schriftlösung hervorragende Wirkungen erzielen, wenn man sich nur nicht des landläufigen Typenmaterials bedient, sondern eine individuell gestaltete, plakatmäßig packende Künstlerhandschrift wählt. Der „Tag" hat wiederholt und erst unlängst mit seinem Entwurf von Hans Heimbeck hervorragende Schriftplakate in seiner Eigenwerbung verwandt. Ebenso ist es dem „Hamburger Echo" gelungen, sich mit ganz auf Schrift gestellten Arbeiten von Karl Koch (Abb. S. I) sehr wertvolle Bundesgenossen im Kampf um die Gunst der Massen zu verpflichten. Die besten Schriftleistungen im Dienste der Zeitungspropaganda können zweifellos die „Vossische Zeitung" und der „Vorwärts" vorweisen. Für jene hat Heinz Ferdinand Schon auf dunkelblauem Grund in schwefelgelber Schrift einen bezwingend wuchtigen Entwurf geliefert (Abb. S. II), für diesen brachte Safis einige auf Schwarz-Rot-Gold basierte ausgezeichnete Schriftblätter heraus (Abb. S. III), von denen namentlich das Plakat mit der in ihrer flammenden Erregung unvergleichlich lebendigen Titelzeile den stärksten Eindruck in jedem Beschauer hinterläßt. Daß man durch den Einsatz konstruktivistischer Elemente die Schlagkraft von Schriftplakaten wesentlich erhöhen kann, beweisen neben den Werbeblättern des „Hamburger Echo" und der „Breslauer Neuesten Nachrichten" noch einige Arbeiten des Mosseverlags, so unter anderen der Entwurf von Niessen für die „Berliner Volkszeitung".

Ungleich größer wird naturgemäß immer der Kreis der durch ein Bildplakat zu erfassenden Zeitgenossen sein. Es vermittelt doch irgendeine Vorstellung selbst in dem phantasieärmsten Hirn. Und ebensowenig kann der eilig und gelangweilt seines Weges Ziehende den Bildeindruck von seiner Netzhaut fernhalten. So ist denn auch die Zahl der Zeitungs-

Digitized by Google

bildplakate Legion. Dabei ist es interessant, festzustellen, daß sie sich im wesentlichen auf einige Motive beschränken, die freilich in immer neuer Aufbereitung und Auffassung herausgebracht werden. Am beliebtesten sind alle bildlichen Hinweise auf die Schnelligkeit des Zeitungsdienstes, insbesondere der Berichterstattung und der Versendung. Telegraphenmasten mit ihrem Spinnwebnetz von Drähten, Isolatorenbündel mit aufzuckenden Funken rufen in dem Beschauer die Vorstellung sekundenrascher Überbrückung von Zeit und Raum wach. Dahinrasende Blitzzüge, gewaltige Rotationsmaschinen verdeutlichen ihm die Schnelligkeit und die Macht der Presse. Wie sich so etwas künstlerisch vollendet zur Darstellung bringen läßt, das haben Willy Petzoldt in seinen Telegraphenwerbungen für die „Dresdner Neuesten Nachrichten" (Abb. S. IV) und Busso Malchow mit seinem schwarz auf rotem Hintergrund vorüber brausenden Expreßzug, der in leuchtend gelben Lettern für die „Frankfurter Zeitung" Reklame fährt (Abb. S. V), überzeugend bewiesen. Aus dem Bereich der Rotationsmaschinen haben Safis für den „Vorwärts" (Abb. S. VI) und R. Bethge für die Magdeburger „Volksstimme" ihre Motive genommen, dieser mehr naturalistisch verdeutlichend, jener umschreibend, der Idee zu einem glänzenden Siege verhelfend. Das ist etwas ganz andres, in seiner Farbgebung zugleich durchaus Individuelles und Massenwirksames, als wenn beispielsweise ein „führendes Wirtschaftsblatt" ein paar rauchende Schornsteine hinter seinen Namen setzt und es bei einer solchen abgenutzten Staffage bewenden läßt. Ebensowenig kann man den Versuch, durch Zusammenkoppelung einer Bilderserie im Stil von Zeitschriftenillustrationen den verwickelten und bei aller Ausdehnung verblüffend raschen Hergang der Entstehung einer Tageszeitung dem Publikum in einem Plakat aufzuzeigen, als geglückt betrachten, selbst wenn ein solches Blatt von vornherein nur zur Verwendung als Innenplakat bestimmt und von einer so zeichnerischen Schmissigkeit ist wie McKings Entwurf für „Die schnellste Zeitung, die B.Z. am Mittag" (Abb. S.VIII). Daß ein Künstler noch weiter zurückgreift und den vor allem Maschinellen und Technischen liegenden geistigen Prozeß der Manuskriptschöpfung zum Gegenstande seiner Plakatwerbung nimmt, ist ein seltener Vorgang, dessen Werbewirksamkeit sich beträchtlich erhöht, wenn ein Ideenplakat dieser Art so vollendet gestaltet wird, wie es Willy Willrab, dem in Berlin heimisch gewordenen Wiener Künstler, in seiner Arbeit für die Zeitung „Der Abend" gelungen ist (Abb. S. V). Nicht weniger gern als dem technischen Apparat der Nachrichtenübermittlung und der Zeitungsherstellung entnimmt man seine Bildvorwürfe dem Gebiet der Zeitungsverbreitung. Ausrufer und Straßenhändler spielen eine beträchtliche Rolle in den Straßenankündigungen der Tagesblätter. Ihr stürmisches Pathos läßt sich vortrefflich für einen aufreizenden Blickfang verwenden. Noch häufiger begegnet man ihrem Gegenpol, dem Zeitungsempfänger, in der Pressepropaganda, mag er nun als einzelner Leser seine Zeitung im ganzen Umfang breit vor sich halten, so daß man recht schön den Titelkopf zu Gesicht bekommt, mag sich eine zeitunglesende Gruppe am Familientisch zusammenfinden, oder mögen sich die Leser zu Schlangen formen, die von dem ersten Großen im Vordergrund sich bis in die Unendlichkeit verwinzigen. So etwas kann sehr hausbacken und nüchtern und es kann höchstpersönlich und ungemein fesselnd zum Vortrag gebracht werden. Von

Digitized by Google

der ersten Art schwirren zu viele Proben im Lande umher, als daß sie hier noch beschworen werden dürften. Die zweite Gruppe wird durch Ludwig Hohlweins Entwurf für die „Neue Mannheimer Zeitung" (Abb. S. IX) glänzend repräsentiert, der alle Vorzüge seiner unvergleichlichen Kunst zeigt. Wie man mit den einfachen Mitteln der farbigen Silhouette starke Wirkungen erzielen kann, dafür bieten Fritz Höhle in seiner Arbeit für den „Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen" (Abb. S. X) und Fritz Ahlers mit seinem ausgezeichneten „Vorwärts"-Plakat (Abb. S. III) wertvolle Belege. Für das „Berliner Tageblatt" und seine zehn illustrierten Zeitschriften löst Fritz Wolff die Leserschaft in ebenso viele Einzelgruppen auf (Abb. S. XI), während Beyer-Preußer-Glasemann für die „Volksstimme" (Abb. S. VII) in langer Kette Mann hinter Mann antreten lassen.

Ganz neue Wege in ihrer Plakatpropaganda wandelt die „Neue Leipziger Zeitung" (Abb. S. XII), die ein Millionenheer von eifrig in die Lektüre ihres Leibblattes vertieften Männlein und Weiblein aufbietet. Dazu setzte sie zunächst einmal das von ihr gewählte Riesenformat (117 : 268 cm) instand, und des weiteren das als geglückt anzusehende Wagnis, der Photomontage im Plakat zum Siege zu verhelfen. Und nun vergleiche man mit diesem durch die Technik der Wiedergabe neuartigen und werbetechnisch bemerkenswerten Blatte das Plakat für „Die Grüne Post" von Wilhelm Petersen (Abb. S. XIII): vor einem orangefarbigen Hintergrund ein Gartentisch mit braun-violett-gelbweißer Decke, darauf weißrotes Geschirr und die blaßgrüne Zeitung. Kein Leser, keine Handlung, nichts. Kann es einen größeren Gegensatz geben zu dem menschenwimmelnden Riesenblatt? Und gerade mit dieser Gegensätzlichkeit, mit dieser ausgeglichenen Ruhe, mit seiner kühnen Farbigkeit hat dieses Blatt hervorragende Erfolge erzielt.

Bilden diese irgendwie mit dem Zeitungsbetrieb in Verbindung stehenden Motive auch zweifellos den größten Prozentsatz unter den Zeitungsplakaten, so lassen sich ebenso für den Restteil bestimmte Sachgruppen feststellen. Da sind zunächst die Plakate mit starken örtlichen Bindungen, die Blätter mit Darstellungen charakteristischer Bauten der Vergangenheit oder Gegenwart. Wenn ein Künstler vom Range Höhles die Elberfelder Schwebebahn wie einen feurigen Kometen vor dunklem Nachthimmel vorübergleiten läßt, so macht er damit ebenso für den „Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen" wie für seine Heimatstadt Stimmung. Wenn aber ein weniger talentierter Künstler ein paar unansehnliche Speicher hinsetzt oder mit einigen Dampfern für die Seegeltung und die Weltbedeutung eines Hafens und seiner Zeitung zu werben sich bemüht, so muß ein derart unzulänglicher Versuch im Wettbewerb unsrer Tage verpuffen. Sollen nun einmal Sehenswürdigkeiten der Heimat den Grundton eines Zeitungsplakats abgeben, so müssen es schon wirklich charakteristische sein, und auch diese bedürfen eines einwandfrei plakatmäßigen Vortrags, damit nicht das Ganze in einem allgemeinen Stimmungsbrei versinkt. Das gleiche gilt für Entwürfe, die auf Stadt- oder Länderwappen, auf Fahnen und Wimpeln aufgebaut sind. Auch hier liegen vorzügliche Leistungen vor, wie der springende Hirsch für das „Stuttgarter Neue Tagblatt" (Abb. S. XIV) oder Busso Malchows Entwurf für die „Berliner Montagspost" (Abb. S. II), der auf blauem Grund zitronengelbe und zinnoberrote Zeichnung trägt. Wenn aber diese starke künstlerische Note fehlt,

Digitized by Google

entfällt zugleich das Breitwerbende und Aufwirbelnde der freien Schöpfungen. Dafür sind solche engen lokalen bzw. einzelstaatlichen Bindungen natürlich weniger der Gefahr der Verwechslung mit andern aus dem gleichen Born der allgemeinen Vorstellungen geschöpften Motiven ausgesetzt. Wenn gar das Landeswahrzeichen in nahe Beziehungen zur Eigenmarke gebracht und von einer starken Künstlerpersönlichkeit plakatistisch ausgewertet wird, wie es Hannover-Peffer für den „Hannoverschen Kurier" getan hat (Abb. S. IX), dann gibt es wohl einen guten Klang.

Für das altangesehene Bismarckblatt, die „Hamburger Nachrichten", schuf Otto Weil ein monumentales Blatt, das den Altreichskanzler vor einem strahlenden Himmel mit der Silhouette der Stadt Hamburg im Hintergrunde zeigt, davor ausgebreitet die Zeitung selbst. Das auch in den Farben wohlgelungene Blatt macht eine ausgezeichnete Wirkung (Abb. S. XVII). Ebenso markig wirkt Karl Schulpigs meisterhaftes Plakat für die „Kölnische Zeitung", das ebenfalls für den Hintergrund die Stadtsilhouette verwendet. In kühner Führung ragt quer über das Blatt, von rechts nach links laufend, ein wuchtiger Eisenträger der Rheinbrücke, dessen tiefes Schwarz sich wirkungsvoll von dem blauen Himmel abhebt (Abb. S. XVIII). Mit einer vierseitigen Beilage weisen die „Leipziger Neuesten Nachrichten" auf eines der in Mitteldeutschland meistgelesenen Blätter hin (Abb. S. XIX).

Neben seiner Hauptbestimmung, für die Zeitung unmittelbar, für ihren Namen, ihre Erscheinungsweise, ihre politische Richtung werbend einzuspringen, erwachsen den Zeitungsplakaten noch weitere Aufgaben in der Propagierung von Sonderleistungen ihrer Verlage. Da sind Romane anzukündigen und Preisausschreiben oder es ist auf besondere Veranstaltungen, meistens sportlicher Natur, hinzuweisen, oder es ist endlich das freudige Ereignis eines Jubiläums propagandistisch auszuwerten. Auf allen diesen Seitenstraßen, die sämtlich wieder dem Endziel einer guten Eigenwerbung zustreben, hat die deutsche Plakatkunst vorbildliche Schöpfungen aufzuweisen. Daß verhältnismäßig wenige Zeitungen von dem Mittel Gebrauch machen, der Feier ihres 25- oder 50jährigen Bestehens durch ein eigenes Plakat über den Rahmen ihres Leserstammes hinaus Resonanz zu sichern, bleibt einigermaßen verwunderlich, selbst wenn dabei ein nicht so stattliches Format zugrunde gelegt wird, wie es die „Berliner Morgenpost" bei der Bekanntgabe ihres Jubiläums durch Heinz Ferdinand Schon (Abb. S. XV) verwandte. Neben der ausgezeichneten Schwarzweißwirkung dieses streng graphischen Entwurfs hat das Festplakat der „Düsseldorfer Nachrichten" (Abb. S. IX) einen schweren Stand, wenn es gleich in der Gestaltung des Schriftaufbaus aus Typenmaterial sich eine enge Verbindung mit der Zeitungstypographie zu schaffen trachtet. Als Beispiel für ein zündendes Sportplakat im Dienst der Zeitungswerbung sei McKings Arbeit für das Internationale Motorradrennen der „B.Z. am Mittag" (Abb. S. XVI) genannt, deren Verlag auch auf diesem Gebiete eine Reihe hervorstechender Leistungen aufzuweisen hat und der mit dem „Fliegenden Plakat" unlängst der Familie der Zeitungsplakate einen weiteren Zuwachs beschert hat. Jetzt sind wir also glücklich über den ortsfesten Anschlag hinaus. Für das „Fliegende Plakat" gibt es keine Orts- oder Landesgrenzen. Heinz Ferdinand Schon

Digitized by Google

hat dem Entwurf seiner Bemalung die Hausfarben des Ullsteinverlages Schwarz und Gelb zugrunde gelegt (Abb. S. X) und darf sich rühmen, an der Wiege des neuesten Sprößlings der Ehe Zeitung und Plakat seine Patenschaft gut vertreten zu haben.

Wenn auch bei dieser Ehe im Gegensatz zu den sonstigen Beobachtungen der Statistik die größere Fruchtbarkeit bei der hauptstädtischen und nicht bei der ländlichen Familie liegt, so darf man doch abschließend feststellen, daß sich diese Abweichung von den normalen Ergebnissen nur auf die im vorangehenden Abschnitt näher gewürdigten Seitenzweige bezieht, während im Hauptstamm zwischen den wenigen Großstadtzentren und den vielen Kleinstadtsiedlungen ein Ausgleich erfolgt ist.

Verzeichnis der Plakatbeilagen

Seite

Der Abend-Berlin. Entwurf: W. Willrab V
Berliner Montagspost-Berlin. Entwurf: Busso Malchow II
Berliner Morgenpost-Berlin. Entwurf: H. F. Schon XV
Berliner Tageblatt-Berlin. Entwurf: Fritz Wolff XI
B. Z. am Mittag-Berlin. Entwurf: McKing. (Schnellste Zeitung) VIII
B. Z. am Mittag-Berlin. Entwurf: H. F. Schon. (Flugzeug) X
B. Z. am Mittag-Berlin. Entwurf: McKing. (Motorradrennen) XVI
Dresdner Neueste Nachrichten-Dresden. Entwurf: W. Petzold IV
Düsseldorfer Nachrichten-Düsseldorf. Schriftplakat IX
Frankfurter Zeitung-Frankfurt. Entwurf: Busso Malchow V
Generalanzeiger Elberfeld-Barmen. Entwurf: Fritz Höhle X
Grüne Post-Berlin. Entwurf: W. Petersen XIII
Hamburger Echo-Hamburg. Entwurf: Karl Koch I
Hamburger Nachrichten-Hamburg. Entwurf: Otto Weil XVII
Hannoverscher Kurier-Hannover. Entwürfe: Hannover-Pfeffer (links) und Warweg (rechts) IX
Kölnische Zeitung-Köln. Entwurf: K. Schulpig XVIII
Leipziger Neueste Nachrichten-Leipzig. Werbeblatt XIX
Neue Leipziger Zeitung-Leipzig. Photomontage XII
Neue Mannheimer Zeitung. Entwurf: Ludwig Hohlwein IX
Stuttgarter Neues Tageblatt-Stuttgart. Farbiges Plakat XIV
Volksstimme-Magdeburg. Entwurf: Beyer-Preußer-Glasemann VII
Vorwärts-Berlin. Entwürfe: J. Safis (oben), F. Ahlers (unten) III
Vorwärts-Berlin. Entwürfe: Safis VI
Vossische Zeitung-Berlin. Entwurf: H. F. Schon II

Digitized by Google

Zeitungsplakat von Karl Koch

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitungsplakat von Busso Malchow

Zeitungsplakat von H. F. Schon

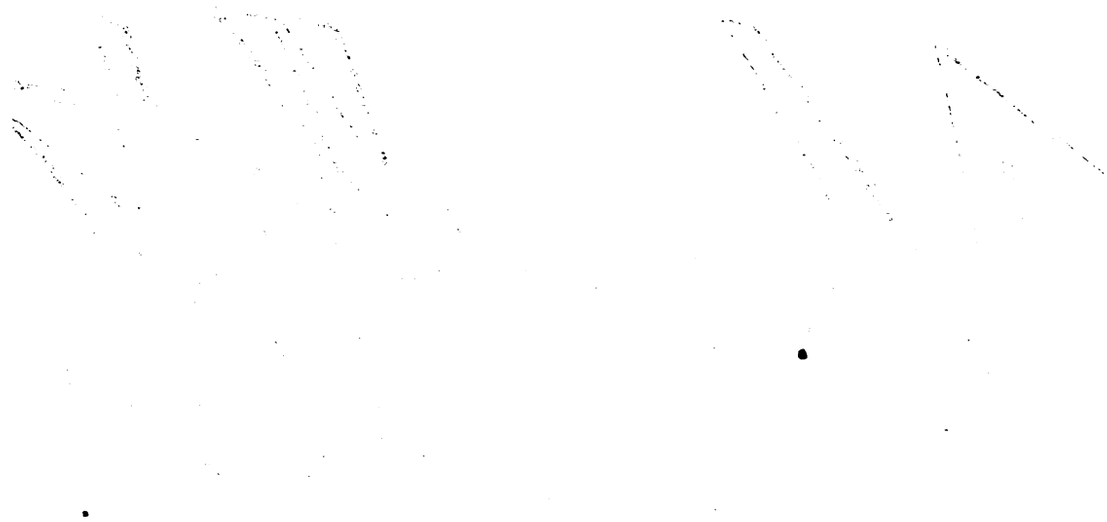
Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitungsplakat von Johannes Safis

Zeitungsplakat von Fritz Ahlers

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitungsplakat von Willy Willrab

Zeitungsplakat von Busso Malchow

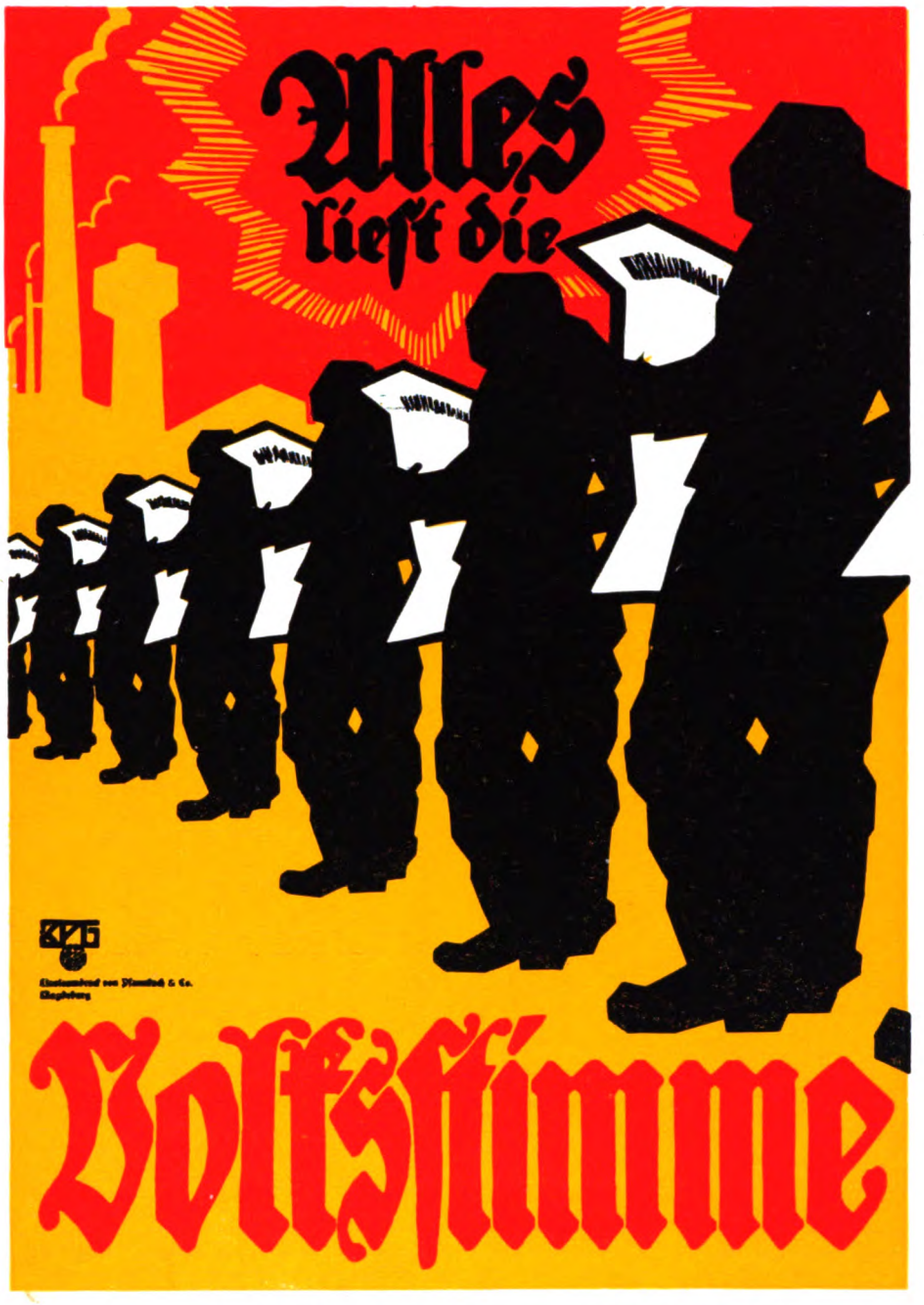
Digitized by Google

Digitized by Google

Zwei Zeitungsplakate von Johannes Safis

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitungsplakat von Beyer-Preusser-Glasemann

Digitized by Google

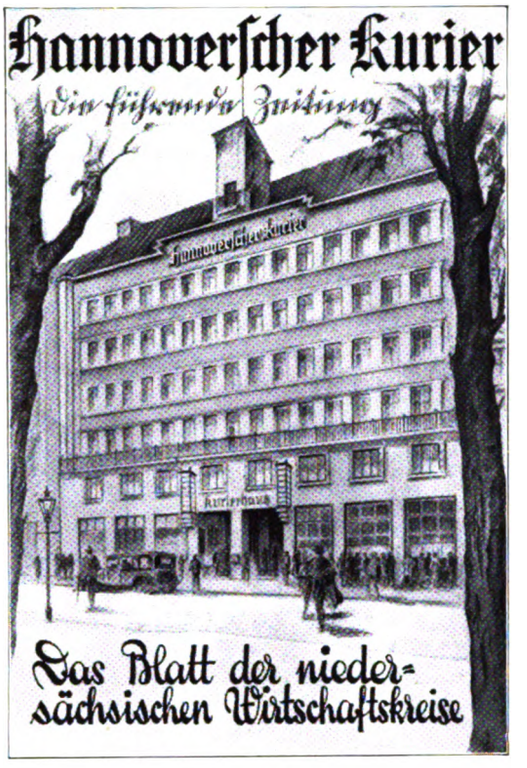
Digitized by Google

Zeitungsplakat von Mc King

Digitized by Google

Digitized by Google

Entwurf: Hannover - Peffer



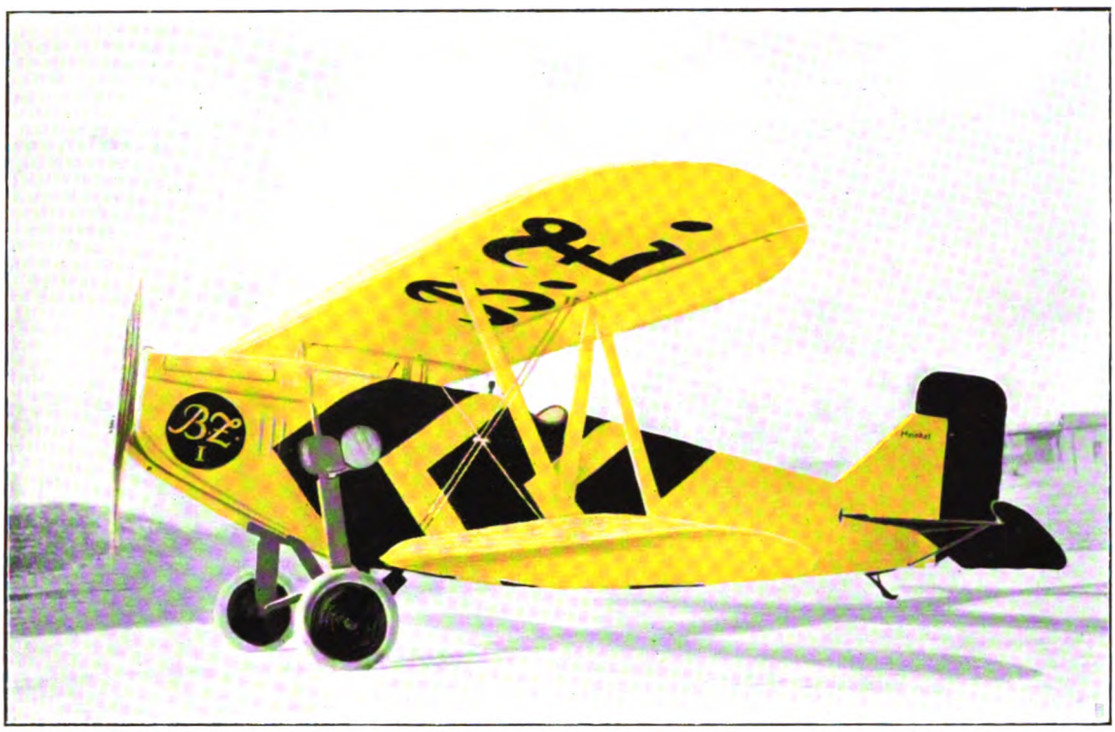
Entwurf: Warweg

Künstler unbekannt

Entwurf: Ludwig Hohlwein

Digitized by Google

Digitized by Google



„Das fliegende Zeitungsplakat“ (Entwurf der Bemalung - H. F. Schon)

Zeitungsplakat von Fritz Höhle

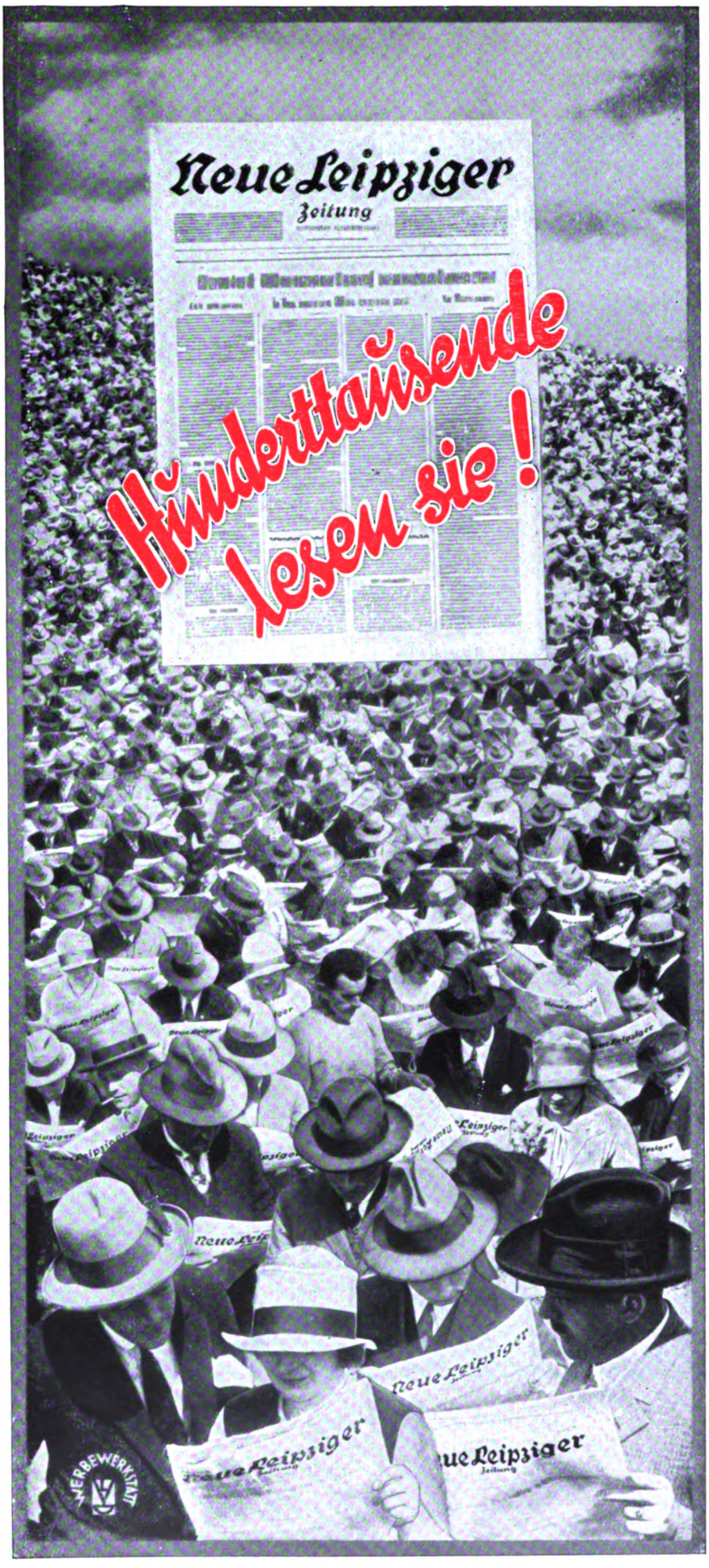
Digitized by Google

Digitized by Google

Plakat Gr. VI, gezeichnet von Fritz Wolff, als Bestellkarte verkleinert.
Beilage zum Aufsatz von Dr. Schubert „Das Zeitungsplakat in Deutschland"

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitungsplakat (Photomontage)

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitungsplakat von Wilhelm Petersen

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitungsplakat

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitungsplakat von H. F. Schon

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitungsplakat von Mc King

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitungsplakat

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITUNGSPLAKAT VON KARL SCHULPIG, BERLIN * DRUCK VON M. DUMONT SCHAUBERG, KÖLN

Digitized by Google

Digitized by Google

Leipziger Neueste Nachrichten

größte
bedeutendste
einflußreichste
meistgelesene

TAGESZEITUNG
ganz Mitteldeutschlands

Täglich:

Politik: Unbeeinflußbare Haltung zum Besten des Volksganzen.

Feuilleton: Glänzender Roman. Auserlesene Beiträge erster Federn.

Lokales und Allgemeines: Unübertroffener Informationsdienst von nah und fern. Eine Fülle interessanten Lesestoffes.

Handel: Zuverlässige, rasche und umfassende Informationen.

Sport: Schnellste und umfangreichste Berichterstattung. Aufsätze erster Mitarbeiter.

Zwei- bis dreimal wöchentlich:

Reise- und Bäderzeitung: Unterrichtende Aufsätze und wertvolle Beratung.

Beilagen in zwangloser Folge:

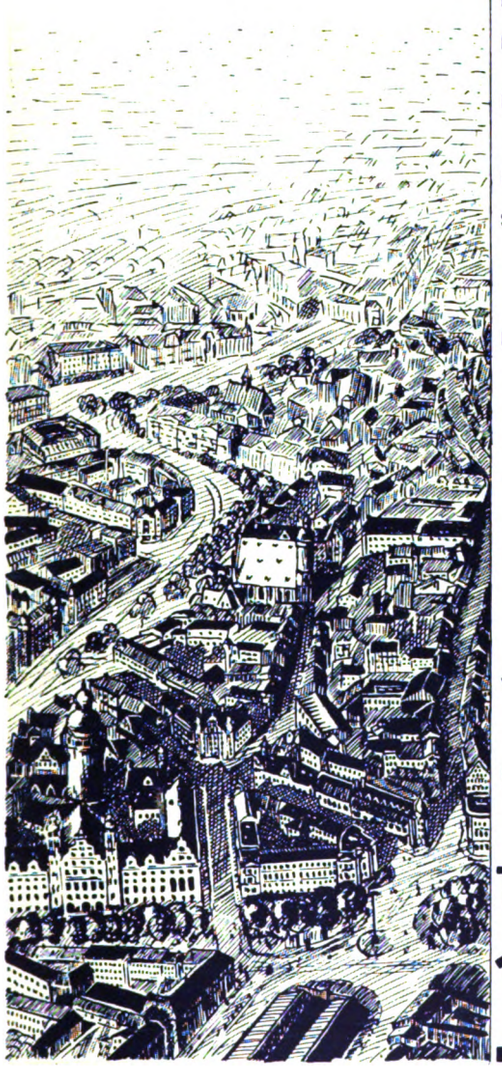
Der lachende Morgen
Literarische Rundschau
Musik-Beilage
Unsere Modenecke
Der Briefmarkensammler
Aus der Welt der Technik
Garten und Land
Aus unserer Auskunftsmappe
Graphologischer Fragekasten
Briefe an die Leipziger Neuesten Nachrichten

Sonderbeilagen:

Welt im Bild (Sonntags): Aktuell, anregend, schön — der Spiegel alles Zeitgeschehens. Sonderteil „Kamera und Lichtbild" und musikalische Beiträge monatlich.

Hans Kunterbunt (vierzehntäglich): Die erzieherisch wertvolle, reich illustrierte Gratis-Jugendzeitschrift.

TAGESAUFLAGE
ÜBER
170000



Digitized by Google

Die Entwicklung der Auflage der Leipziger Neuesten Nachrichten:

Die Auflage der Leipziger Neuesten Nachrichten betrug

1892 ca.	15 000	Expl.
1895 ca.	30 000	Expl.
1899 ca.	60 000	Expl.
1908 ca.	100 000	Expl.
1913 ca.	140 000	Expl.
1924 ca.	150 000	Expl.
1927 über	170000	Expl.

Die Auflagesteigerung nach der Kriegs- und Inflationszeit bedeutet einen in der gesamten Presse fast einzig dastehenden Erfolg.

Unaufhaltsame Fortschritte der Leipziger Neuesten Nachrichten

kennzeichnet die enorme Zahl der im letzten Jahre veröffentlichten „Kleinen Anzeigen". Die Leipziger Neuesten Nachrichten enthielten im Jahre 1927

ca. 315000 „Kleine Anzeigen"

(Auktionen, Verkäufe, Kaufgesuche ca. 83436; Verpachtungen, Pachtgesuche, Wohnungsanzeigen ca. 66974; Vertretungen und Stellenmarkt ca. 104574; Unterricht, Verloren, Gefunden, Vermischte Anzeigen, Heiratsgesuche ca. 44775; Geld- und Hypothekenverkehr, Teilhaber ca. 15401)

Vergleiche mit den Vorjahren ergeben das nachstehende Zahlenbild, das die

ständig wachsende Werbe-Bedeutung der Leipziger Neuesten Nachrichten

deutlich zeigt:

1925	ca.	267 000	„Kleine Anzeigen"
1926	ca.	275000	„Kleine Anzeigen"
1927	ca.	315000	„Kleine Anzeigen"

Mehr als doppelt so groß wie Leipzigs Einwohnerzahl

ist die Anzahl der im Jahre 1927 in den Leipziger Neuesten Nachrichten allein bei der Hauptgeschäftsstelle und deren Leipziger Zweigstellen auf Chiffre-Anzeigen eingegangenen Offerten. Unsere Statistik 1927 verzeichnet den Eingang von

1456414 Offerten!

Die bei den Annoncen-Expeditionen und anderen Annahmestellen aufgelieferten Offerten sind nicht mit gerechnet. Diese riesige Ziffer spricht klar und überzeugend für

die außerordentliche, nicht zu übertreffende Wirkung der Insertion

in den Leipziger Neuesten Nachrichten,

dem Blatt der Kleinen Anzeigen!

Täglich ca. 5000 Briefe

erhalten die

Leipziger Neuesten Nachrichten

Wir registrierten an Briefeingängen im Jahre 1927:

Offerten	1456414
Sonstige Post (Geschäftsstelle und Schriftleitung).	348377
Zusammen:	1804791

Einschließlich Offertenbriefen erhalten wir demnach täglich ca. 5000 Briefe aus allen Teilen Deutschlands und aus dem Auslande. Diese hohe Ziffer kennzeichnet den außerordentlich lebhaften Verkehr zwischen der Bevölkerung und den L. N. N. Sie beweist

die überragende Stellung der Leipziger Neuesten Nachrichten im öffentlichen Leben.

11005 Familien-Anzeigen im Jahre 1927 in den Leipziger Neuesten Nachrichten

Was sagt diese enorme, in der deutschen Tagespresse wohl einzig dastehende Ziffer? Sie beweist, daß die Leipziger Neuesten Nachrichten das mit den Familien Leipzigs und der mitteldeutschen Groß- und Kleinstädte eng verbundene, **bevorzugte Familienblatt** sind. Eindringlicher als durch diese Ziffer kann das enge Verbundensein der Leipziger Neuesten Nachrichten mit allen Bevölkerungsschichten nicht charakterisiert werden!

Digitized by Google

In vier Zeitabſchnitten der deutſchen Wirtſchaft

die

Leipziger Neueſten Nachrichten

mit an erſter Stelle!

Wir möchten als erſte dieſer Etappen die Zeit von 1872 bis 1903 – alſo die Auswirkung der Gründerjahre – nennen. Vom Jahre 1892 – ihrem Gründungsjahr – beeinflußten die Leipziger Neueſten Nachrichten entſcheidend dieſe Etappe der Wirtſchaft. Wohl ſämtliche große Firmen, die jetzt den Markt beherrſchen, bevorzugten für die Kundenwerbung die Leipziger Neueſten Nachrichten. Wir möchten an die Zeit von 1904 bis 1913 erinnern, alſo an den Zeitabſchnitt, in dem die deutſche Wirtſchaft blühte. Dieſe Zeitſpanne beſtätigte einwandfrei den Rang der Leipziger Neueſten Nachrichten als eine der erſten Zeitungen des Reiches. / Wir möchten auf die Zeit der Schwierigkeiten – 1914 bis 1923 – hinweiſen. Wer in den Kriegs- und in den Inflationsjahren in Mitteldeutſchland Geſchäfte abſchließen wollte, inſerierte in den Leipziger Neueſten Nachrichten. / Und die Gegenwartsepoche der deutſchen Wirtſchaft? Seit der Stabiliſierung der Währung kennzeichnet die außerordentlich große Anzahl von Empfehlungsanzeigen, ſowie die Maſſe der ſog. Kleinen Anzeigen die

abſolute Ueberlegenheit,

die unbeſtrittene Führerſtellung

der Leipziger Neueſten Nachrichten in dem großen mitteldeutſchen Gebiet. Täglich verlaſſen

über 170000 Exemplare

unſere Rotationsmaſchinen!

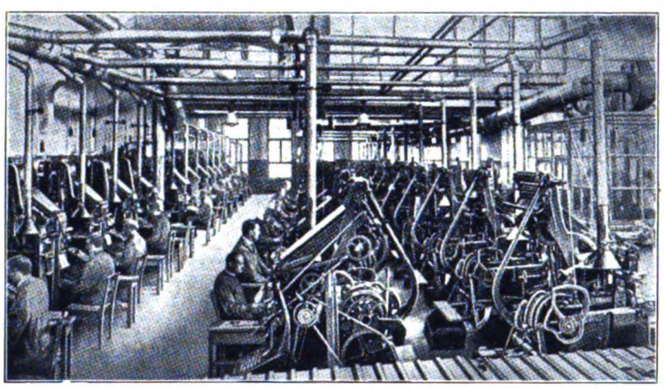
Leipziger Neueſte Nachrichten.

Digitized by Google

Einblick in den technischen Betrieb der Leipziger Neuesten Nachrichten.

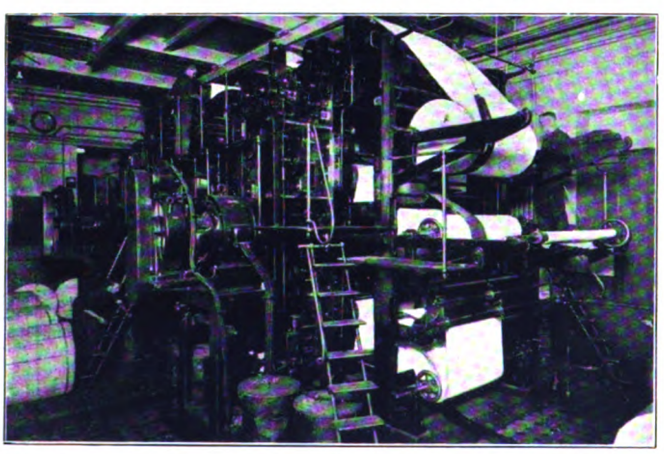
Die nachstehenden Bilder sind nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Gesamt-Organismus der L. N. N.
Sie lassen jedoch die Bedeutung der technischen Einrichtungen erkennen.

Blick in die Handsetzerei,
in der alle größeren Anzeigen mit verschiedenen Schriften hergestellt werden.

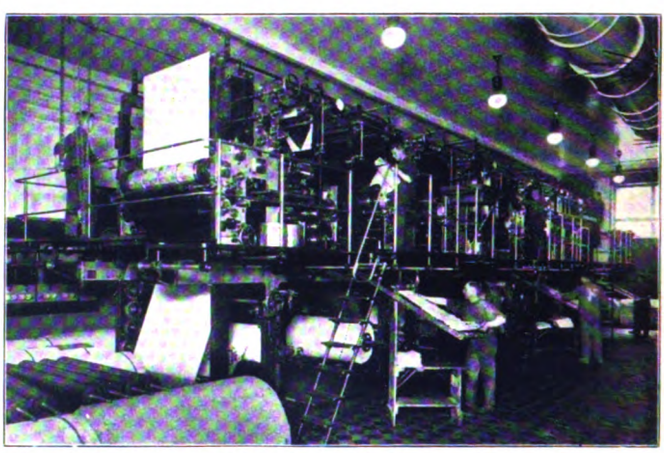


Der Setzmaschinensaal mit 42 Setzmaschinen
Außer dem redaktionellen Text werden im Setzmaschinensaal der Leipziger Neuesten Nachrichten täglich durchschnittlich weit über 1000 kleinere Anzeigen gesetzt.

Der Metteur-Saal
Im Metteur-Saal wird der Satz für Text und Anzeigen zu ganzen Seiten zusammengestellt.



Eine unserer fünf 96seitigen Rotationsmaschinen
(Antriebsseite)



Unser neuer 96seitiger 6-Rollen-Schnellläufer
Die neueste Konstruktion der Rotationsdruckmaschinen.

Ausmaße und organisatorische Gestaltung des technischen Betriebes

kennzeichnen die Leipziger Neuesten Nachrichten

als ein Zeitungs-Unternehmen von erstem Rang.

Digitized by Google

Der Bilderdruck in der modernen Tageszeitung

VON OBERING. HANNS FRITZ-WÜRZBURG

DAS Bestreben der Zeitungsverleger, die in Übung gekommenen Offset- oder Tiefdruckbeilagen wieder abzuschaffen, bedingt die immer mehr um sich greifende Bebilderung der Tageszeitung. Allgemein werden die heute in den Text eingestreuten einzelnen Abbildungen *in Hochdruck* hergestellt. Die Versuche, die Bilder in einem andern Druckverfahren herzustellen, daß Maschinen von zweierlei Druckverfahren (Hochdruck und Tiefdruck oder Hochdruck und Offsetdruck) nötig wurden, scheiterten daran, daß die Vorbereitung der Druckstöcke entweder zulange Zeit benötigte oder daß die effektive Leistung der Maschine ganz wesentlich durch den Bildereindruck in einem andern Verfahren als dem Hochdruck heruntergedrückt wurde. Die Ergebnisse der für zwei Druckarten gebauten Zeitungsmaschinen haben gelehrt, daß eine hochtourige Zeitungsmaschine bis heute nur eine Hochdruckmaschine sein kann. Deshalb muß in einer modernen Tageszeitung das Bild in Hochdruck wiedergegeben werden. Die folgende Betrachtung wird sich also nur auf die Bildherstellung in Hochdruck beschränken.

Die Klischeeherstellung für die Bildwiedergabe in Tageszeitungen auf der Rotationsmaschine erstreckt sich nach zwei Richtungen. *Das Klischee für den direkten Abdruck* besitzt etwa 3,5 Millimeter Stärke und wird gewöhnlich als Zinkätzung hergestellt. Es wird, so wie es aus der Ätzerei kommt, dem Plattendurchmesser entsprechend gebogen und dann allseitig facettiert. Um besonders bei tiefen Ätzungen Bildbeschädigung zu verhüten, läßt man beim Ätzen um das Bild herum einen etwa 1 Zentimeter breiten Rand stehen. Dieser Schonungsrand überbrückt die Aussparungen im Klischee und verhütet ein Einbrechen oder Einknicken der Ätzung an den schwachen Stellen. Die Klischees werden auf besonderen Rillenzylindern aufgespannt oder auf Rotgußsätteln montiert, die wie Platten auf den Zylindern aufgebracht werden. Ist die betreffende Zeitungsumlaufmaschine mit sogenanntem Bildereindruckwerk versehen, so wird der Bilderzylinder und das dazugehörige Farbwerk einem für den Satzdruck verwendeten Druckzylinder zugeordnet, wie es aus Abbildung 1 und 1 a deutlich erkennbar ist. Die vorerwähnte Ausbildung der Klischeezylinder als Rillenzylinder ist deshalb notwendig, um die Klischees in den Satz genau einpassen zu können. Das in der Stereotypieplatte eingegossene Klischee

Digitized by Google

ist entweder ein dünnes Zinko oder Galvano. Bei beiden Bildstöcken wird die Matrize so hergestellt, daß man dort, wo die Klischees eingegossen werden sollen, in den Satz schrifthohe Blocks einschließt, welche die Größe des Klischees besitzen. Zweckdienlich ist es, wenn diese Blocks noch mit einem $^1/_{10}$ Millimeter starken Karton unterlegt werden. Die mit diesem Satz hergestellte Matrize zeigt dann an Stelle des Bildes eine versenkte, tiefliegende, glatte Fläche. Die wie sonst fertiggemachte Matrize wird in die Schale des Gießgerätes eingelegt. In die Bildstellen wird nun entweder das vorher gebogene und facettierte Galvano oder die Zinkätzung eingelegt. Zweckdienlich klebt man das Klischee etwas an. Um ein inniges Anliegen an die Matrize zu erzielen, lötet man entweder Bleirippen oder Federn an die Rückseite des Klischees an oder setzt Korkstücke auf. Beim Einguß von schwachen Zinkos empfiehlt es sich, die überstehenden Ränder über einer scharfen Kante zurückzubiegen und die Ränder einzuschneiden. Biegt man nun die so entstandenen Randteile nach rechts und links, so ist ein unbedingt fester Halt in der Platte garantiert. Daß beim Einguß die Klischees entfettet und rückseitig verzinnt sein müssen, ist wohl selbstverständlich. Der Guß solcher Platten muß bei heißem Gerät und höherer Bleitemperatur erfolgen. Eine neuere und vielleicht weniger umständliche Art des Klischeeinsatzes in die Stereotypieplatte empfiehlt die bekannte Firma Dr. Selle & Co. A.G., Berlin SW 29, Zowenerstr. 55. An der Klischeestelle der gesetzten Form werden Blocks beigeschlossen, die um ein festes Maß niederer sind als die Schrift. Mit der so erzeugten Matrize wird die Platte gegossen; sie zeigt dann an den Bildstellen glatte Vertiefungen, in die die Ätzungen passen. Das von Dr. Selle zum Patent angemeldete Verfahren, die Zinkklischees mit einer Reliefprägung zu versehen, macht jede weitere Zurichtung unter der Platte überflüssig und gestattet ohne weiteres die Verarbeitung in der Stereotypie. Das fertig gelieferte Zinkklischee mit Reliefprägung wird mit einer besonderen chemischen Flüssigkeit auf die Druckplatte geklebt. Die Bilder haben gewöhnlich 30er Raster, so daß sie selbst bei höchster Druckgeschwindigkeit und einigermaßen erfüllter Farb- und Papierqualität von Anfang bis Schluß der Auflage einen tadellosen Abdruck ergeben. Die aus dem Gießinstrument kommende, noch warme Druckplatte wird mit dem sogenannten Selletikum, einem von Dr. Selle & Co. hergestellten Klebstoff bestrichen. Vorher hat man schon aus rauhem, aber festgeleimtem Papier klischeegroße Stücke geschnitten. Ein solches Stück wird auf die bestrichene Plattenstelle blasenfrei aufgebracht, dann bestreicht man das Zinkklischee ebenfalls mit dem Klebstoff Selletikum und preßt es nun fest auf das aufgeklebte Papierblatt. Wenn man die Zinkos vorher auf einer Blindplatte vorbiegt, so daß sie schon die Rundung der Platte annehmen, so wird das Aufkleben bedeutend erleichtert. Ein Aufpressen von einer halben Minute genügt, um das Bild fest auf seinem Platze haften zu lassen. Es ist darauf zu achten, daß vor allem die Ecken gut anliegen und das Bild nicht während des Aufpressens verrutscht. Um das Bild fest aufdrücken zu können, wickelt man ein Tuch um die Hand, das die Wärme der heißen Platte abhält. Es ist noch zu beachten, daß die Zwischenschicht aus Papier zwischen Platte und Klischee vollkommen trocken zur Verwendung kommt. Werden keine Selle-Presseklischees verwendet, sondern solche ohne Reliefprägung, so

Digitized by Google

macht man sich eine mechanische Kreidereliefzurichtung, prägt diese mit dem Klischee, damit es sich „durchsetzt" und klebt auf die Platte zuerst die Zurichtung und dann in der vorbeschriebenen Weise das Zinko. Bei diesem Verfahren muß die Stelle für das Bild in der Form schon etwas tiefer gehalten werden. Der vorerwähnte Papierausschnitt bleibt bei Zwischenklebung einer Zurichtung natürlich weg. Nach dem Druck löst man das Klischee mittels eines Messers, das man an einer Ecke einklemmt mit einiger Gewalt ab. Es zerreißt dabei das Papier oder die Zurichtung.

In Spanien hat man heute noch die Gepflogenheit, die Zinkos aufzunageln. Man stellt die Matern wie bei Selle her, nagelt aber die Klischees auf der Bleiplatte auf, wobei die Nägel auf der Innenseite der Platte umgeschlagen werden. Bei einiger Übung erzielt man auch mit diesem Verfahren gute Erfolge.

Die Abformung des Klischees für den Zeitungsdruck, bei dem in der Hauptsache mit Bildern durchsetzter Satz in Betracht kommt, hat in den letzten Jahren eine besondere Technik herausgebildet. Ursprünglich, als der Bilderdruck in den Tageszeitungen einsetzte, wurde ein riesiges Wesen und Geheimnis um diese Sache gemacht. Wie derartige Verfahren nie geheimzuhalten sind und durch die Handhabung zum Gemeingut aller Interessierten werden, so ging es auch mit dem Bilderdruck. In nachfolgendem sollen deshalb keine Schwarzkünste verraten, sondern nur die bekannten Handhabungen zusammengefaßt werden. Wenn einwandfreie Prägungen erzielt werden sollen, dann muß das Fundament, auf das das Klischee zu liegen kommt, vor allem tadellos sein. Holzunterlagen, zusammengesetztes Ausschlußmaterial oder abgenutzte Gußeisenfüße dürfen auf keinen Fall verwendet werden. Als Unterlagen sind massive, aufs genaueste geschliffene Stahlblocks zu nehmen. Zweckdienlich verschafft man sich einen Satz solcher Blocks, der die am häufigsten vorkommenden Größen enthält und so viele Ergänzungsleisten besitzt, daß man sich durch Zusammensetzen der einzelnen Teile seltener vorkommende Größen bilden kann. Die Höhe der Blocks soll so groß sein, daß das aufgelegte, unzugerichtete Klischee genau schrifthoch steht. Bei Klischees, unter die keine weitere Zurichtung kommt, muß das Klischee schon in diesem Zustande um etwa 0,3 bis 0,5 Millimeter über der Schrift stehen. Das Klischee mit Rückenätzung bedarf in den seltensten Fällen einer Zurichtung vor dem Prägen, anders ist es bei den nur bildseitig geätzten Klischees. Hier muß entweder eine Kraftzurichtung geschnitten oder eine Kreidereliefzurichtung angefertigt werden. Man richtet die schwersten Töne mit zwei Stück 0,2 Millimeter starkem und 0,1 Millimeter starkem knotenfreiem Papier zu. Die halben Töne werden nur mit 0,1 Millimeter starkem Papier zugerichtet. Beim Anfertigen der Ausschnitte ist Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Töne abschneidend scharf begrenzt sind. Vor der Herstellung der Matrize ist das Klischee einer Vorprägung zu unterziehen. Sie soll dazu beitragen, daß sich schon vor der Abformung des Klischees die Zurichtung „durchsetzt". Um keine Löcher in den Tisch der Prägepresse zu drücken, verschafft man sich zwei geschliffene Stahlplatten, die etwa 15 bis 20 Millimeter stark sind. Auf eine dieser Platten wird das oder werden die Klischees mit den angeklebten Zurichtungen oder den Rückenätzungen gelegt. Obenauf kommt ein Matrizenkartonabschnitt, dann ein Filz und zum Schluß die

Digitized by Google

zweite Stahlplatte. Das Ganze wird auf die Mitte des Prägetisches geschoben und dieser unter die Presse gefahren. Die hydraulische Prägepresse ist für diese Arbeiten am besten geeignet (Abbildung 2). Je nach Größe des Klischees prägt man mit 40 bis 100 Tonnen. Nach fertiger Vorprägung muß das Klischee fühl- und sichtbare Erhöhungen und Vertiefungen aufweisen. Die so veränderten Klischees kommen samt anhaftender Zurichtung auf die im Satz für die Klischees eingebauten Fundamente. Auf die gewaschene und sorgfältig geklopfte Form, die nicht zu fest geschlossen sein darf, wird die kellerfeuchte Matrize aufgelegt, dann ein frischer Filz, ein gebrauchter Filz oder bei größerem Feuchtigkeitsgehalt an dessen Stelle 12 bis 15 Bogen Pflanzenfaserlöschpapier. Nun wird die Prägung vorgenommen: für die Druckeinstellung hält man sich an die von der Maschinenfabrik für die Prägepresse angefertigten Belastungsdiagramme. Die Form wird einige Augenblicke unter Druck stehen gelassen und dann der Druck auf 3 bis 5 Atmosphären gesenkt. In diesem Zustande läßt man den Trockenprozeß vor sich gehen. Nachdem der Druck vermindert ist, kann ohne Gefahr für die Schrift mit 100 bis 120° C getrocknet werden. Hitze ist bei Bilderprägungen unbedingt notwendig, so wenig ein gestärkter Kragen ohne Wärme hart und glatt wird, so wenig wird das Matrizengefüge ohne Wärme aufgedünstet, gehärtet und geglättet. Abbildung 2 zeigt einen Spezialtyp der für dieses Verfahren verwendeten Pressen. Nach vollendeter Trocknung wird die Form ausgefahren und vorsichtig werden nun die Überlagen abgehoben, nur die Mater muß auf der Form haften bleiben. Mit einem auf einem Holzstück aufgezogenen Glaspapierstreifen oder einem kleinen elektrisch betriebenen Tellerschleifer wird die Rückseite der Matrize an den Stellen abgeschliffen, die durch die Klischees gekennzeichnet sind. Nach dem Schliff muß die Rückseite der Matrize an den Bildstellen nahezu eben sein. Reibt man hier die Matrizen noch mit dem Klopfholz kräftig, so zeigen sich deutlich die Licht- und Schattenseiten des Klischees.

Die lichten Stellen werden nun nochmals ausgeklebt, oder mit andern Worten, man macht auf die Rückseite der Mater eine leichte Zurichtung. Erst wenn die Matrize so behandelt wurde, kann sie vorsichtig von der Form abgezogen werden. An den Bildstellen weist die Matrize nun ganz verschiedene Stärken auf. Die Lichter sind am dicksten, die Tiefen des künftigen Bildes am dünnsten in der Matrize.

Der Guß von der so hergestellten Mater unterscheidet sich vom gewöhnlichen Zeitungsplattenguß nicht. Trockene Matrize und keinen Speckstein im Bild, der die Schärfen sehr beeinflußt, sind Grundbedingung. Wenn man absolut meint, noch etwas gegen das Hängenbleiben der Matrize tun zu müssen, so kann man die Bilder mit etwas Öl übergehen. Bilderplatten sind vorsichtiger als Textplatten zu behandeln! Dies gilt beim Abkühlen und Abstellen besonders. Die Bildplatte muß tadellos auf dem Zylinder sitzen, auch tadellos schritthaltend abwickeln, sonst ist es sehr bald mit dem Bilderdruck aus.

Die Bearbeitung der Platte, die auf eine präzise oder ausgleichende Stärkegebung aller Platten unter sich hinzielt, wird sehr verschieden beurteilt. Der eine Drucker sagt: „Eine bearbeitete Platte bleibt eine bearbeitete Platte", der andre sagt: „Es geht auch ohne Bearbeitung, ich kann mit Rohgüssen arbeiten, gegebenenfalls gleiche ich mal mit einem

Digitized by Google

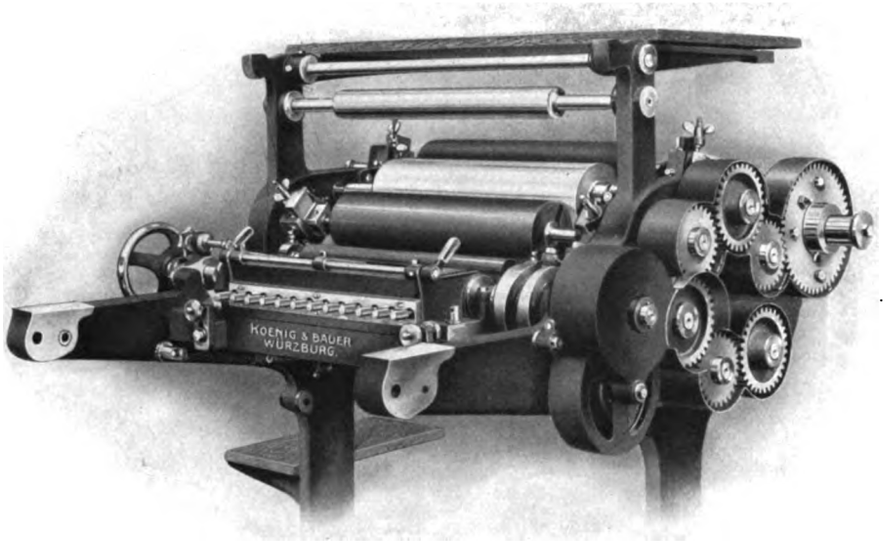


ABBILDUNG 1 · BILDEREINDRUCKWERK EINFACHBREIT

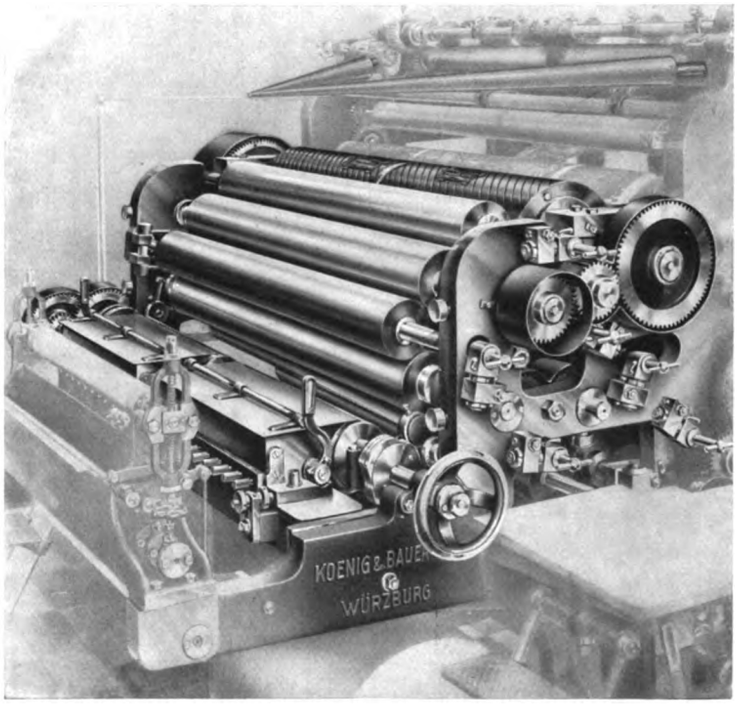


ABBILDUNG 1a · BILDEREINDRUCKWERK DOPPELBREIT
SCHNELLPRESSENFABRIK KOENIG & BAUER A.G.

Digitized by Google

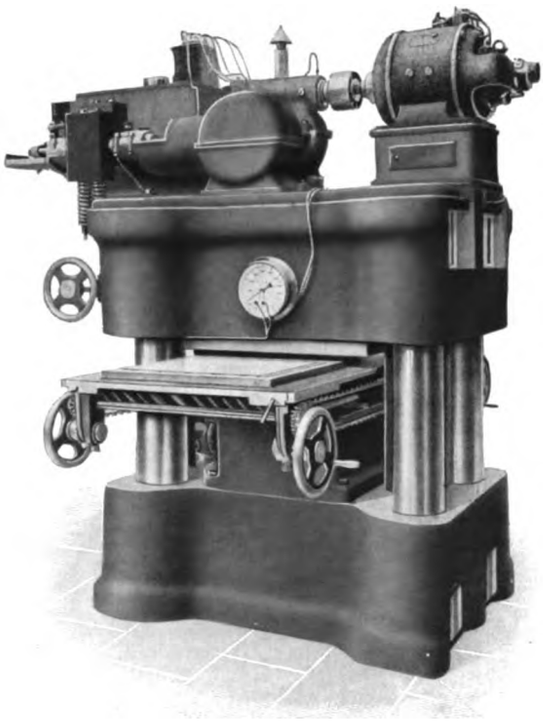


ABBILDUNG 2 · MATRIZENPRÄGEPRESSE GIGANT 1000 t
SCHNELLPRESSENFABRIK KOENIG & BAUER A.G.

Digitized by Google

Bogen unter der Platte aus.“ Diese Frage soll hier nicht erörtert werden, es soll nur angedeutet werden, daß das Schabermesser eigentümlicherweise die Reliefunterschiede in der Bildplatte ruhig bestehen läßt, höchstens etwas vermindert. Dies kommt daher, daß die Platten beim Ausschaben komprimiert werden. Dies ist so stark, daß man nach zehnmaligem Messerdurchlauf in einer Platte immer noch Späne erhält. Sicher der beste Beweis für die vorstehende Behauptung.

Die Härtung der Bildplatte ist bei großen Auflagen und dort, wo es die Zeit zuläßt, immer zu empfehlen. Die Farbabgabe erfolgt williger und der Kegel des freistehenden Punktes bekommt eine harte Umhüllung, die ihn bedeutend lebensfähiger macht. Die aus der Stereotypie kommenden fertigen Platten werden kurze Zeit verkupfert und dann vernickelt. Die Kupferunterlage ist nötig, um ein Abblättern des Nickelniederschlages zu verhüten. Eine Beeinflussung des Abdruckes oder der Bildwirkung in ungünstigem Sinne tritt durch die Vernickelung der Platte nicht ein.

Die Zurichtung, die für die Druckmaschine benötigt wird, muß vor Anlauf der Maschine vorbereitet werden: sobald die Platte in die Maschine eingehoben ist, wird die Zurichtung aufgebracht, entweder unter die Platte, was dann enggestellte Rippen verlangt, oder auf den Druckzylinder.

Der Druck der Bilder, die im Text der Tageszeitung eingestreut sind, erfordert vor allem einwandfreie Abwicklung von Druck- und Formzylinder, sowie einwandfreie Zylinderlager. Der Bezug für Bilderzeitungsdruck muß elastisch sein. Das Korktuch als Unterlage hat sich bestens bewährt. Vom Gummituch ist man anscheinend wegen des zerstörenden Einflusses der Waschmittel oder andern Ursachen, die den Gummi brüchig machen, abgekommen. Als obersten Bezug verwendet man ein Linoleumtuch, das dem Abwaschen standhält und immerhin vier bis sechs Monate brauchbar ist. Einen ausgezeichneten Bezug für Bilderdruckzylinder mit den vorgenannten Eigenschaften liefert die Firma Valentin Wegehenkel, Dresden-A. 24, Gutzkowstraße 15. Das Korktuch und der Ratioaufzug sind zusammen 2,5 Millimeter stark. Die Anstellung der Auftragwalzen muß recht gewissenhaft vorgenommen werden. Sind z. B. die hellen Stellen des Bildes gegenüber den dunklen zu schwach, so liegt dies an der ungenauen Einstellung. Beeinflußt wird weiter der Druck durch die Farbe. Für Bilderdruck verwendet man eine kürzere und geschmeidigere Farbe. Die Birotafarbe von Chr. Hostmann-Steinbergsche Farbenfabriken G. m. b. H., Celle bei Hannover, wird als ausgiebige und klardruckende Farbe empfohlen. In jüngster Zeit soll auch wieder aus Farbenzusatzmitteln, deren Zusammensetzung geheimgehalten wird, Geld gemacht werden. Es ist klar, daß bei dem lockeren, ungeleimten Zeitungspapier eine dünnflüssige, geschmeidige Farbe von Vorteil ist; deshalb die dünne, aufspritzbare Farbe bei den amerikanischen Schnelläufern. Die Farbe muß auch gut und schnell wegschlagen, aber nicht durchschlagen. Es dürfen deshalb keine Zusätze von Mineralöl gemacht werden, da dies das Durchschlagen noch fördern würde. Man verwendet für diesen Zweck am besten das gewöhnliche Rohschmalz. Das Aussehen des Druckes wird außerdem vom Papierstaub und der Art des Papiers sehr beeinflußt. Wenn durch Papierstaub die Bildplatten zugesetzt werden und deshalb öfter gewaschen werden

Digitized by Google

muß, kann infolge der Aufenthalte keine *Tageszeitung* gedruckt werden. Auf die Beschaffenheit des Papiers muß nach dieser Richtung hin Rücksicht genommen werden. Die Lage der Bilder in der Zeitung sollte so gewählt werden, daß die Bilder stets im Widerdruck liegen. Das Abschmieren und Dublieren kann dann viel eher vermieden werden, was ja der Druckfachmann ohne weiteres einsieht und was mit etwas gutem Willen in den meisten Fällen auch gemacht werden kann.

Bei der Anordnung der Bilder im Satz wäre noch zu berücksichtigen, daß um das Bild herum ein freier Raum von etwa 1 Zentimeter Breite bleiben muß. Dadurch, daß das Klischee etwas höher gehalten ist als die umsetzte Schrift, würde ohne den freien Rand die Schrift um das Bild herum nicht voll zum Ausdruck kommen und der Zeitung ein unsauberes Aussehen verleihen.

Aus den vorstehenden Zeilen erkennt man, besonders auch der Nichtzeitungsmann, daß die Bilderherstellung in der Tageszeitung nicht so einfach ist, wie dies auf den ersten Blick erscheint. Mancher wird seine Ansprüche an diese Bilder etwas niederer einstellen, besonders wenn er berücksichtigt, daß diese Bilder oft im 15- bis 20-Kilometer-Tempo gedruckt werden, allerdings im Vergleich zum 100-Kilometer-Tempo des modernen Tourenwagens noch keine Leistung.

Digitized by Google

Über die Schriften für den Zeitungssatz

VON HEINRICH SCHWARZ-LEIPZIG

BEI der Betrachtung der Schriften für den Zeitungssatz hat man dreierlei zu unterscheiden:

a) *die glatte Schrift für den textlichen Teil und die dazu passenden Auszeichnungen*;
b) *die Grundschrift für die Anzeigen*;
c) *die Titelschriften.*

Von jeher haben die deutschen Schriftgießereien ihr Augenmerk auf den Schnitt von Zeitungsschriften gelenkt und es ist bemerkenswert, daß sich manche dieser Schriften Jahrzehnte hindurch für den ständigen Gebrauch, wenn auch in öfters erneuertem Gusse, erhalten haben. Als Beispiel sei die *fette Antiqua* erwähnt, die vor einem halben Jahrhundert entstand und die sich erst in der Neuzeit wieder erhöhter Beachtung inmitten vieler andrer, sogar moderner Schriften erfreut. Das gleiche gilt von der *fetten Fraktur*, die in ausgeglichener Form so wie die vorgenannte, zu den Hauptschriften der Zeitungsdruckereien gehört.

Im allgemeinen sind die deutschen Zeitungen der *Fraktur* treu geblieben, denn lediglich der Handelsteil verfiel der Antiqua. Hierin äußert sich gewissermaßen ein nationaler Zug, der in den Zeitungen aller Parteischattierungen gleichmäßig auftritt, wohingegen die Wahl der Antiqua für den Handelsteil die internationalen Zusammenhänge andeutet. Die Verquickung der Fraktur- und Antiquaschriften ist im Zeitungssatz von jeher üblich gewesen und es dürfte auch kaum eine Änderung dieses Zustandes eintreten. Glücklicherweise liest der Deutsche beide Schriftarten ohne Schwierigkeiten, so daß Nachteile aus der Vermischung von Fraktur und Antiqua nicht entstehen. Über das Stilwidrige solcher Vermischung kann man beim Zeitungssatz hinwegsehen. Als Kuriosum sei hier vermerkt, daß eine der bekanntesten Berliner Tageszeitungen, das Berliner Tageblatt, vor kurzem vollständig zur Antiquaschrift übergegangen ist. Rein sachlich betrachtet muß man zugeben, daß das neue Gewand des Blattes einen sehr guten Eindruck macht. Vor allem ist größte Übersichtlichkeit der Seiten erzielt worden. Die Satzarbeit selbst wurde durch Einheitlichkeit des Schriftenmaterials vereinfacht. Einzelne, hier und da eingestreute Fraktur- oder gotische Zeilen in die Inserate wirken nicht übel, obgleich

Digitized by Google

eine Notwendigkeit hierzu nicht vorlag. Die gotische Zeile im Kopfe des Blattes wurde beibehalten. Übrigens ist die Kölnische Volkszeitung, so wie jetzt das Berliner Tageblatt, bereits vor mehreren Jahren auch zur Antiquaschrift übergegangen, allerdings nur mit dem Anzeigenteile, der auch einen sehr guten Eindruck macht.

Solange der Handsatz in den Zeitungsdruckereien noch überwog, wurde auf die Anschaffung *gut geschnittener Brotschriften mit großem, kräftigen Bilde* Wert gelegt. Hier und da sollte die Schrift *schmal*, dort wieder *breit* laufen, an andrer Stelle die Höhe des Kegels ganz ausfüllen. Halbfette und fette Auszeichnungsschriften mußten sich der Grundschrift stets gut anpassen.

An die Grundschrift der Anzeigen wurden besondere Anforderungen gestellt; deren Bild und Breite hatten sich den Spaltenbreiten, die immer schmäler wurden, anzupassen, durften also nicht zu breit laufen. Besonders schmale — enge — Schnitte von Frakturbrotschriften entstanden auch, ebenso Schriften auf $6^1/_2$- oder $7^1/_2$-Punkt-Kegel. Oft wurde durch solche Maßnahmen die notwendige Erhöhung des Anzeigenpreises vermieden bzw. hinausgeschoben.

Mit der zunehmenden Einführung der Setzmaschinen legte man diesen, typographischer Gründlichkeit entspringenden Eigenschaften der Text- und Anzeigenschriften, nicht mehr so große Bedeutung bei; denn die Setzmaschinenfabriken brachten hinsichtlich der Schriften für den Text eine Vereinheitlichung und Beschränkung der Auswahl mit sich, an die ein so scharfer Maßstab wie an die Auswahl der gegossenen Schriften schon aus technischen Gründen nicht mehr gelegt wurde. Der Schnitt der Setzmaschinenschriften sowie die Maternherstellung erfolgten auf ganz andre Art als in der Schriftgießerei. Das *sinngemäße Ausschließen* der Zeilen beim Handsatz, wie es die Ausschließregeln vorschreiben, wurde beim Setzmaschinensatz durch die *Funktion des Ausschlußkeiles* beseitigt, die Wortzwischenräume wurden gleichmäßige. Daß hierin ein offensichtlicher, aber nicht zu vermeidender Nachteil für das bequeme Lesen liegt, wird kaum bestritten werden.

Die sogenannten Zeitungsbrotschriften sind heute, wenigstens für große Zeitungsdruckereien etwas Überwundenes, während sie für kleinere Zeitungs- und Zeitschriftendruckereien noch ihre alte Bedeutung behalten werden.

Ähnlich wie den Zeitungsbrotschriften ist es den Auszeichnungsschriften für Zeitungssatz ergangen; ihnen verbleibt aber noch im Anzeigenteil die bisherige Verwendungsmöglichkeit, vorausgesetzt, daß nicht auch die Anzeigen auf der Setzmaschine entstehen, was bei großen Zeitungen häufig der Fall ist. Selbstverständlich spielt auch hier die Raumfrage eine Rolle und es wird bei der Anschaffung solcher Auszeichnungsschriften mit Aufmerksamkeit zu verfahren sein.

Haben demnach Brot- und Auszeichnungsschriften *für den Zeitungssatz* heute durch die allgemeine Einführung der Setzmaschinen nur noch eine untergeordnetere Bedeutung, so wächst diese bei den *Titelschriften*.

Schon vor etwa 25 Jahren versuchte man den Anzeigenseiten eine mehr künstlerische Gestalt zu geben. Im Feuilleton einer Tageszeitung schrieb damals ein guter Kenner des Anzeigenwesens, „daß auf dem Gebiete der Druckschrift eine lebhafte Bewegung für

Digitized by Google

Schaffung künstlerischer Schriften eingesetzt habe, die sich einzelne große Geschäftshäuser zunutze machten, indem sie für ihre Anzeigen von Künstlerhand eigene charakteristische Schriften entwerfen ließen. Damit erreichten sie viel, ihre Anzeigen gewannen ein nobleres, gefälligeres Aussehen, fielen durch ihre Eigenart ins Auge und prägten sich durch ihre originelle Erscheinung ein". So fand man gewissermaßen schon damals eine einfache Grundform der Anzeige: ein kurzer bezeichnender Text in eigenartiger Schrift, auf einen angemessenen Raum gefällig verteilt.

Nicht überall im deutschen Zeitungswalde äußert sich heute auf den Anzeigenseiten die Erfüllung künstlerischer oder auch nur rein typographischer Forderungen hinsichtlich der Auswahl der Titelschriften. Ein wildes Durcheinander von Schriften aller Zeiten, in buntem Wechsel von Fraktur und Antiqua, sowie Kursiv- und Zierschriften begegnet dem Leser, der Mühe hat sich durchzuarbeiten und das Anzeigenfeld zu überschauen. Trotz der schreienden Größe der Hauptzeilen, oft keine Wirkung, keine Ordnung des Wortlautes, keine sinngemäße Gruppierung der Zeilen. Wohl gibt es Ausnahmen, im ganzen aber, und zwar besonders in den Provinzblättern, zeigt sich oft eine Wirkung, die sich vom guten Geschmack, vor allem auch von der übersichtlichen Ausstattung der Auslandszeitungen weit entfernt. Der Ursache für diese Erscheinung nachzugehen, soll nachstehend versucht werden.

Vor allem leiden unsre Zeitungsdruckereien an einer zu großen Auswahl von Schriften, sie schleppen jahrzehntealten Ballast in den Setzereien mit sich, der durch Anschaffung von besserem ausgeschieden werden sollte.

Wenn auch nicht so schnell wie die Mode, so wechselt doch auch mit der fortschreitenden Zeit der Geschmack in der Typographie und es ist nur berechtigt, wenn nach einer Reihe von Jahren veraltete Schriften — ähnlich wie in der Mode veraltete Muster und Modelle — ausgemerzt und durch neue ersetzt werden. Nach dem Grundsatz der Amerikaner sollten Anzeigenschriften wie Schriften überhaupt nach etwa fünf- bis zehnjährigem Gebrauche ausgeschieden werden und Neuestem Platz machen.

Auch der Grad der Abnutzung der Schriften ist maßgebend für die Erneuerung; sie kann je nach den Umständen sehr schnell eintreten, z. B. durch häufiges Stereotypieren und Kalandrieren. Abgenutzte Schriften wirken an sich stets unschön. Schon durch Bevorzugung des Neueren, Geschmackvolleren allein kommt mehr Ruhe und Ordnung in die Anzeigenseiten. Mehr noch als dies geschieht es aber durch geschickte Auswahl beim Ankauf neuerscheinender Schriften. Gewiß spricht bei der Anschaffung von Inseratschriften der persönliche Geschmack des Buchdruckers, vielleicht auch der einzelner Großinserenten eine gewisse Rolle. Es liegt aber eine Gefahr darin, Anschaffungen zu machen ohne Prüfung der Frage, ob das Neue sich dem bereits Vorhandenen gut eingliedert und es zu vervollständigen oder zu verbessern geeignet ist. Häufig ist das Gegenteil der Fall. Die Fragen der Normung und Typisierung sind auch für den Zeitungssatz von größter Bedeutung, nicht minder die Frage der Rationalisierung, die z. B. bei der Bemessung der anzuschaffenden Mengen von Schriften beachtet werden muß, denn größere Mengen ein und derselben Schrift stellen sich billiger, als viele kleinere Posten verschiedener

Digitized by Google

Schriften. Ein größerer Vorrat ein und desselben Schriftgrades erleichtert der Setzerei die Arbeit ganz wesentlich.

Nun wird man die Frage aufwerfen, welche Schriften sind denn die geeignetsten für den Anzeigensatz? Da sollte stets von der Grundschrift des Blattes ausgegangen werden. Ist dies eine gewöhnliche Fraktur, so werden selbstverständlich die entsprechenden Auszeichnungsschriften in halbfett und fett in ausreichenden Mengen und in allen Abstufungen und Breiten eine der Hauptbedingungen für die Erzielung von Einheitlichkeit sein. Titelschriftgarnituren von Nonpareille bis acht Cicero, in denen Zwischengrade fehlen, oder nicht korrekt durchgeschnittene Garnituren scheiden selbstverständlich von vornherein aus. Große und leistungsfähige Schriftgießereien werden in dieser Richtung das Erwünschte am ersten anzubieten imstande sein. Daß für besondere Zwecke auch eine sich der Fraktur anpassende Antiqua mit halbfetter und fetter vorhanden sein sollte, bedarf kaum der Erwähnung.

Ist so ein Grundmaterial vorhanden — für die Auswahl von Setzmaschinenschriften gilt das gleiche — dann lassen sich unschwer weitere wirksame Titelschriftgarnituren angliedern und zwar am besten solche, die wiederum in verschieden breiten Schnitten vorhanden sind, damit schmale und breite Zeilen in gleicher Wirkung gesetzt werden können. Sogenannte einreihige Garnituren werden stets etwas Unvollständiges in einer Zeitungssetzerei sein. Zierschriften und dergleichen haben streng genommen in der Zeitung und im Inseratenteil nichts zu suchen. Wer sich den Luxus solcher Schriften leistet, wird bald zu der Erkenntnis kommen, daß er falsch beraten wurde und nur totes Kapital in den Kästen lagert.

Daß es ungemein schwierig ist, für die Zwecke der Zeitungen stets etwas Neues herauszubringen, ist verständlich, denn auch die Schriftzeichenkunst unterliegt gewissen Geschmacksströmungen, die ihren Grund in der heute schnell wechselnden Eigenart der großen Reklame haben.

Der aufmerksame Beobachter des Anzeigenteiles großer, führender Tageszeitungen wird mühelos feststellen, daß, wie schon oben erwähnt wurde, viele Großinserenten zum Teil auf die sogenannte dekorative oder bildliche Form ihrer Anzeigen zugekommen sind. Bei diesen Anzeigen bildet die Schrift, die gegossene Type aber ein notwendiges Hilfswerkzeug, das für die Wiedergabe der Schlagwörter oder des beschreibenden Textes beste Verwendung findet.

In einer französischen Zeitschrift konnte man kürzlich den Satz lesen: „ce sont les fonderies qui font la mode“, was soviel heißen will, als beeinflußten die Schriftgießereien den Geschmack in der Typographie. Ein Körnchen Wahrheit liegt wohl in dieser Behauptung. Im ganzen folgen aber die Schriftgießereien auch den Strömungen der großen Reklame, das heißt der Plakatkunst; ferner der Gebrauchsgraphik, der Mode und anderen Bewegungen, die in ihrer Gesamtheit von Einfluß sind auf die Entstehung dekorativer Ausdrucksformen für die Typographie. Dies gilt auch für die Schrift, die im strengen Sinne Ornament sein will, wenngleich sie vornehmlich einen praktischen Zweck zu erfüllen hat.

Digitized by Google

Die Meinung, daß die Schriftgießereien den Geschmack im Buchdruck beeinflussen, könnte auch davon abgeleitet werden, daß sie in ihren Musterheften das vom Künstler entworfene neue Erzeugnis in mustergültigen Anwendungsbeispielen zeigen. Die praktischen Vorführungen in den Musterheften sollen übrigens nur wegweisende sein. Der tüchtige Setzer wird aus eigenem Empfinden heraus auch zur richtigen und besten Art der Anwendung einer Schrift oder einer Einfassung gelangen. In jedem Schriftmusterbuche bleibt die eigentliche Schriftentafel, die die Gradabstufung zeigt, das Wesentliche für den Käufer. Selbstverständlich wird eine Zeile, ein Wort oder ein ganzer Satz die Wirkung der Schrift nur andeuten und es sind daher praktische Anwendungen notwendig. Die rechte Wirkung ergibt sich aber erst in der Zeitungsseite, wo andre Schriften hinzutreten. Für diese Zusammenführung von Schriften ist der gute Geschmack und die Erfahrung des Käufers mit seinem vorhandenen Material ausschlaggebend. Die Auswahl an Titelschriften ist bei fast allen Schriftgießereien heute eine außerordentlich große.

Vereinzelt hat sich gezeigt, daß wirklich gute Schriftgarnituren geraume Zeit verwendbar bleiben ohne im Bilde zu veralten. Das sind Erzeugnisse, die unter Berücksichtigung aller Erfordernisse der Praxis von fachmännischer Hand geschaffen wurden. Anderseits kommen auch Schriftgarnituren auf den Markt, an denen sich der Leser wie der Buchdrucker trotz der künstlerischen Eigenart der Schrift bald sattgesehen hatten. Hierin zeigt sich, daß der Geschmack schnell wandelbar ist, ferner, daß sich auch Zufallsprodukte mit einschleichen, genau wie dies auf anderen Gebieten der Fall ist.

Nach diesen allgemeineren Gesichtspunkten mögen einige Ausführungen über das Gesamtaussehen der Tageszeitungen folgen. Dieses ist abhängig von der *Anordnung des Zeitungskopfes, des Inhaltes und der Anzeigen.* Die Wirkung aller drei Teile wird von der Wahl der Schriften und von der Satzgestaltung, dem Satzbau beeinflußt. Man darf getrost sagen, daß die Mehrzahl der deutschen Tageszeitungen, wenige große Blätter ausgenommen, vornehmlich im Anzeigenteile ein unruhiges, wenig geordnetes Seitenbild aufweisen. Dieses zu verhindern sollte die Hauptaufgabe aller Zeitungssetzer sein, denn Unruhe erschwert die Übersicht, fordert vom Leser mehr Aufwand an Zeit und wirkt geschmacklos. *Straffe Satzanordnung sollte in der Zeitung die Regel sein.*

In Tausenden von Zeitungen ist sie leider nicht zu finden, selbst in Blättern nicht, die große Auflagen und politische Bedeutung haben. Das straffe Satzbild wird, wie bereits oben erwähnt, vor allem ungünstig beeinflußt durch abgenutztes Schriften- und Linienmaterial, durch unübersichtlichen Umbruch, mangelhafte Klischees, grauen Druck u. a. m. Vornehmlich aber durch unübersichtlichen Inseratsatz und schlechte Schriftenauswahl. Daß eine Zeitungssetzerei mit etwa 20 guten, groß angelegten Schriftgarnituren schneller und besser arbeitet, als mit 40 kleinen, unvollkommenen und schlecht zusammenstimmenden, ist selbstverständlich. Man wird vielleicht einwerfen, daß die Setzmaschine in dieser Richtung bereits vereinfachend wirkt. Das ist bis zu einem gewissen Grade zutreffend. Es fehlt aber bei den maschinengegossenen Titelzeilen oft an der künstlerischen Durcharbeitung der betreffenden Schriftschnitte, die bestimmend ist für eine geschmackvolle

Digitized by Google

und gute Wirkung. Zudem finden diese maschinengegossenen Zeilen oft nur für schmale Spalten Anwendung und es ist bei Anhäufung solcher Zeilen eine mehr schematische als gute und abwechselnde Wirkung die Regel. Die angenehme Abwechslung in den Schriftzeilen soll durch die erstrebte typographische Straffheit des Satzbildes keineswegs in Fortfall kommen.

Es ist natürlich unmöglich, noch weitere besondere Richtlinien für die Auswahl der Schriften zu geben. Im allgemeinen wird man den Neuerscheinungen angesehener Schriftgießereien Beachtung zu schenken haben. Stellen sie sich im Preise etwas höher, so sind sie auch besser als gewöhnliche Marktware, die der sogenannte billige Mann anbietet. Soweit Fraktur-Titelschriften in Frage kommen, sollen sie sich auch der Textschrift geschmacklich anpassen.

Sind die einseitigen Bestrebungen der Frakturfreunde und der Groteskschwärmer schon für den Akzidenzsatz nicht ganz ernst zu nehmen, so bleiben sie ohne jede Bedeutung für den Zeitungssatz. Es wäre daher auch ein verfehltes Beginnen, etwa die Groteskschrift allzusehr zu bevorzugen oder sie gar ausschließlich für die Herstellung eines Blattes zu verwenden.

In Antiqua-Titelschriften ist die Auswahl reichlich groß und es werden sich hier Schriften, die von vornherein für Zeitungs- und Reklamezwecke geschaffen wurden, von selbst als wertvoll für die Anschaffung erweisen. Der schmale und normalbreite Schnitt wird stets vorteilhafter sein als der breite, der nur für kurze Wörter oder breite Zeilen verwendbar ist. Das Bild der Reklameschrift soll groß sein, d. h. die sogenannten Mittellängen der kleinen Buchstaben sollen oben und unten nicht zu viel Fleisch haben, denn bei dem in der Regel gedrängten Satz stören solche Leerräume oft. Gewöhnliche Kursivschriften sind für die Zeitung weniger geeignet, während kalanderfeste Kursivschriften als eine neuere Errungenschaft und als praktisch gelten. Diese Schriften werden sich hauptsächlich für den Satz ganzer Anzeigen eignen, auch für Schlagwörter und dergleichen bei Aufzählungen.

Über das Schmuckmaterial für Zeitungen ist nicht viel zu sagen, fette Linien und flächig gehaltene Reiheneinfassungen sind das Gegebene.

Es ist selbstverständlich, daß auch das Format der Zeitung ihr äußeres Aussehen beeinflußt. Findet man im Auslande fast nur große Formate, so sind die meisten deutschen Zeitungen auf ein kleineres Format, am häufigsten das Berliner, zugeschnitten. Vielleicht bringt die schon seit längerem betriebene Formatnormung mit der Zeit die erwünschte Einheitlichkeit der Zeitungsformate mit sich.

In einer gewissen Beziehung zum Format sollten auch die Schriftgrößen stehen, wenigstens bei den Textseiten. Ein zu großer Zeitungskopf wird ebenso unvorteilhaft wirken wie ein zu unruhiger, das heißt unübersichtlich angeordneter. Das gleiche gilt von den neuerdings üblich gewordenen Blickfangzeilen, den Rubriken erster, zweiter und dritter Ordnung. Eine allzu große Anhäufung solcher Zeilen ist oft ebensowenig der geringen Bedeutung des Inhaltes angemessen, wie dem verfügbaren Raume, der gewiß auch nach Ansicht der Leser besser mit wirklichem Inhalte gefüllt sein sollte.

Digitized by Google

Aus all dem Gesagten ergibt sich, daß die Schrift in der Zeitung eine große Hauptsache ist. Es wird an den Buchdruckereien liegen, ihren Blättern stets ein Gewand zu geben, wie es dem modernen Stande der Buchdruckerkunst entspricht. Unsre Zeit stellt nach überwundenen Kriegsjahren mit Recht die Forderung: alle Betätigungen und Äußerungen des modernen Lebens rückhaltlos als berechtigt anzuerkennen, sie aber auch zu durchdringen mit dem befreienden Geiste der Schönheit. Nachdem auch das Plakat, der Prospekt, die Lichtreklame, der Rundfunk und vieles andre das Inseratenwesen und das Inseratengeschäft der Zeitungen ungünstig beeinflussen, ist es mehr als natürlich, auch die Geschmacksfrage bei den Zeitungen im neuzeitlichen Sinne zu berücksichtigen. Daß der Zeitung auch noch andre Gegner erwachsen, beweist der Inhalt zweier kleiner Flugschriften, die den Besuchern der Leipziger Frühjahrsmesse in die Hand gedrückt wurden. Beide Schriften wurden im „Zeitungs-Verlag“ Nr. 6, 1928, bereits auf ihren wahren Wert geprüft und gekennzeichnet.

Digitized by Google

BESPRECHUNGEN

JOACHIM KIRCHNER, DIE GRUNDLAGEN DES DEUTSCHEN ZEITSCHRIFTENWESENS. Verlag von Karl W. Hiersemann, Leipzig 1928.

Der erste Teil des Werkes, das zugleich auch eine Gesamtbibliographie der deutschen Zeitschriften bis zum Jahre 1790 enthalten wird, bringt bibliographische und buchhandelsgeschichtliche Untersuchungen. Auf eine programmatische Vorerinnerung für eine Geschichte der Zeitschriften als Einleitung folgt Kapitel I, das den Begriff der Zeitschrift im 17. und 18. Jahrhundert festlegt. Ein zweites Kapitel befaßt sich mit der Verlagsgeschichte der Zeitschriften, ein drittes mit ihrer Benennung. Auf vier zur Erläuterung beigegebene Anlagen folgen ein ausführliches Namen- und Sachregister und ein Register der zitierten Zeitschriften.

Der Verfasser erblickt mit Recht in der genauen bibliographischen Erfassung der Zeitschriften die Grundlage jeder künftigen Bearbeitung des Zeitschriftenwesens. Eine solche erst wird zeigen, wo und wann die einzelnen Zeitschriften auftauchten, welche Forscher und Gelehrte als Herausgeber fungierten, welchen Anteil die verschiedenen Wissenschaften hatten, welche Schriftsteller sich vornehmlich der Zeitschrift zur Publizierung ihrer Werke bedienten und vieles andre mehr. Ehe aber eine derartige Bearbeitung des Zeitschriftenwesens vorgenommen wird, gilt es die wichtige Vorfrage zu lösen, was unter einer Zeitschrift zu verstehen sei. Und es ergibt sich, daß eine Definition des Begriffes der Zeitschrift im 17. und 18. Jahrhunderts sich nicht deckt und decken kann mit einer Definition der Zeitschrift von heute. Die Begriffsbestimmung für die Zeitschrift des 17. und 18. Jahrhunderts, zu welcher der Verfasser nach eingehender Untersuchung gelangt, lautet schließlich: „Die Zeitschrift des 17. und 18. Jahrhunderts ist eine mit der Absicht der unbegrenzten Dauer begründete, in mehr oder weniger regelmäßigen Zeitabschnitten erscheinende und für einen im allgemeinen begrenzten Interessentenkreis durch mechanische Vervielfältigung hergestellte Publikation, deren einzelne Stücke als die (periodisch) wiederkehrenden Teile eines einheitlich geleiteten Ganzen erkennbar sind und die innerhalb ihres besonderen Fach- oder Wissensgebietes eine Mannigfaltigkeit des Inhaltes anstrebt.“ Nach dieser grundsätzlichen Feststellung betrachtet der Verfasser die Zeitschrift des 18. Jahrhunderts als Verlagsartikel, erwähnt die frühesten Nachrichten über die Produktionskosten, Verleger, Redakteure und Honorare, behandelt die Fragen der Auflagenhöhe bei lang- und kurzlebigen Zeitschriften und zieht aus den Auflagenziffern die entsprechenden Folgerungen. Wesentlich für die Untersuchung waren die Breitkopfschen „Typographischen Druckbücher“, die der Verfasser aus dem Archiv der Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig ausgiebig benutzen konnte und die vom Jahre 1761 an

Digitized by Google

in lückenloser Folge vorhanden sind. Diese einzigartige Quelle gab dem Verfasser die Möglichkeit, interessante Feststellungen über die damaligen Herstellungskosten im einzelnen zu machen: Honorar, Setzer- und Druckerlohn, Gesamtherstellung und Gewinn ließen sich bestimmen und beleuchten das Zeitschriftenwesen der Zeit. Des weiteren kommt der Verfasser auf die Fragen des genossenschaftlichen und des Selbstverlages und seiner Vertriebsformen, um dann auf die Frage der Benennung der Zeitschriften näher einzugehen. Es zeigt sich, daß das 17. und 18. Jahrhundert zahlreiche Synonyma für das, was wir heute eine Zeitschrift nennen, gekannt hat, daß aber das Wort Zeitschrift erst am Ende des 18. Jahrhunderts häufiger auftritt. Weder die Bezeichnung Journal oder Tagebuch, noch Monatsschrift oder Gelehrte Zeitungen, Wochenschrift usw. haben sich halten können; die Vielgestaltigkeit des Zeitschriftenwesens erhellt oft aus den heute antiquiert anmutenden Titeln; wir hören von „Gesprächen", „Briefen", „Nebenstunden", „Museum", zu geschweigen der originellen Titel der sogenannten moralischen Wochenschriften (Das moralische Fernglas, Bern 1732, Die mühsame Bemerckerinn derer menschlichen Handlungen, Danzig 1736, Der Sittenrichter, Frankfurt a. O. 1742, Die vor sich und ihre Kinder sorgfältigen Mütter, Schweidnitz 1731 usw.). Insgesamt unterscheidet der Verfasser bei den Zeitschriftentiteln der Zeit drei große Gruppen: Titel allgemeiner Prägung, Titel originaler Prägung und Titel, die auf ausländische Vorbilder zurückgehen, wobei zu beachten ist, daß Titel, die wir heute originell zu finden geneigt sind, im 18. Jahrhundert gang und gäbe Bezeichnungen waren.

Mit diesem ersten Teil von J. Kirchners tiefschürfender Arbeit ist das bisherige Dunkel, das über dem Zeitschriftenwesen des 17. und 18. Jahrhunderts lagerte, wesentlich aufgehellt worden. Wohl hat man sich von der literarischen Seite her sowohl mit dem Gesamtgebiet als mit einzelnen Zeitschriften oder Zeitschriftengruppen bereits befaßt, aber eine systematische Behandlung des Stoffes von der begrifflichen Seite her und eine das Wesen der Zeitschriften dieser Epoche verlagsgeschichtlich und namensgeschichtlich erfassende Darstellung wird hier erstmalig in einer wissenschaftlich einwandfreien Behandlung geboten. Für die Geschichte des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens hat J. Kirchner mit dieser Arbeit eine bedeutsame Leistung vollbracht, und man erwartet nach dieser ausgezeichneten Arbeit deren zweiten Teil mit besonderem Interesse. H. B.

SPERLINGS ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGS-ADRESSBUCH 1928. Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, Leipzig 1928.

Sperlings Zeitschriften- und Zeitungs-Adreßbuch, das Handbuch der Deutschen Presse, umfassend die wichtigsten deutschen Zeitschriften und politischen Zeitungen Deutschlands, Österreichs und des Auslandes, liegt in 54. Ausgabe bearbeitet von der Adreßbücher-Redaktion der Geschäftsstelle des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig vor. Das mit aller Sorgfalt gearbeitete Handbuch, längst erprobt und unentbehrlich geworden, ist mit seinem genauen Schlagwort-, Titel- und Ortsregister sowie seinen sonstigen Angaben (Statistik, Korrespondenzen, Annoncenexpeditionen, Vereins- und Verbandsverzeichnis, Verzeichnis der Institute für Pressekunde) ein zuverlässiger Berater für jeden, der regelmäßig oder gelegentlich mit der Welt der Zeitungen und Zeitschriften zu tun hat. A.

MARTIN MOHR, ZEITUNGSKUNDE UND ZEITUNGSWISSENSCHAFT im Deutschen Institut für Zeitungskunde in Berlin. Leipzig 1927, Verlag Quelle & Meyer.

Martin Mohr war einer der bekanntesten Vorkämpfer für die Einfügung der Zeitungskunde in den Universitätsbetrieb. In der vorliegenden Schrift gibt er nach eingehenden begrifflichen Untersuchungen über Zeitungskunde und Zeitungswissenschaft eine ausführliche

Digitized by Google

Darstellung der Zeitungskunde an der Universität Berlin und dessen, was in dem dortigen Seminar für Zeitungskunde bisher geleistet worden ist. C.

FRITZ KOERNER, DAS STUDIUM DER ZEITUNGSWISSENSCHAFT IN DEUTSCHLAND. Verlag Hochschule und Ausland G.m.b.H., Charlottenburg 1927.

Als Teildruck des von Walter Zimmermann und Heinz Hendriok herausgegebenen Handbuches für das Hochschulstudium in Deutschland erschien, verfaßt von Fritz Koerner, ein Führer durch das Studium der Zeitungswissenschaft in Deutschland. In knapper Form wird das Wichtigste über Wesen und Aufgabe der jungen Disziplin mitgeteilt. Darauf folgt eine Besprechung der Zeitungsinstitute an den einzelnen deutschen Universitäten und der Bestrebungen zeitungswissenschaftlicher Art, die an andern deutschen Hochschulen zu finden sind. Bei aller Kürze ein über alles Wissenswerte sachlich informierender Führer, den jeder zu Rate ziehen wird, der für das Gebiet der Zeitungswissenschaft Interesse hat. A.

W. KAPP, PUBLIZISTIK UND ZEITUNGSWESEN an der Universität Freiburg i. Br.

In einem kurzgefaßten Flugblatt gibt Professor W. Kapp Bericht von der Arbeit auf publizistischem Gebiete, wie sie an der Universität Freiburg i. Br. unter seiner Leitung gepflegt wird. Beigegeben sind nähere Mitteilungen über das dort bestehende Seminar und seine Einrichtungen und Sammlungen. C.

B. M. ANDREEFF, DIE BULGARISCHEN ZEITSCHRIFTEN UND DIE PRESSEVERHÄLTNISSE BULGARIENS. Sofia 1927. Buchverlag T. F. Tschipeff (Leipzig, Eisenbahnstraße 3).

Die Untersuchung Andreeffs, eine Studie über die bulgarische Presse 1844—1925, wurde von der Universität Leipzig 1926 als Dissertation angenommen; die verdienstliche Arbeit gewährt einen interessanten Einblick in die Pressewerhältnisse des Landes und dürfte die erste Arbeit sein, die sich in dieser Ausführlichkeit mit dem bulgarischen Pressewesen befaßt.

ALBRECHT FÜLLE, DER BINDESTRICH. Die wichtigsten Regeln für die Buchdruckpraxis. Verlag des Bildungsverbandes der Deutschen Buchdrucker, Berlin 1928.

Die in dem vorliegenden Heftchen gegebenen Regeln sind klar und übersichtlich zusammengefaßt und dürfen der Beachtung in allen Zweifelsfällen empfohlen werden. Die Bindestrichfrage wird sich ja niemals restlos zu aller Zufriedenheit lösen lassen, weil bei uns die Lust an übermäßig langen Zusammensetzungen offenbar nicht auszurotten ist. Es wird immer Leute geben, die Worte schreiben wie das „Ingebrauchnehmen“ oder das „Inbetrachtziehen“ und was dergleichen Wortungeheuer mehr sind. Die Regel, daß man bei übersichtlichen Zusammensetzungen *nicht* zu kuppeln habe, wohl aber bei unübersichtlichen, hilft nicht viel, da hier die Meinungen sehr geteilt sein können. Jedenfalls sollte man lieber im Interesse der Deutlichkeit einen Bindestrich mehr setzen als einen zu wenig. So dürfte es sich beispielsweise empfehlen, sich an Duden zu halten, der die Kuppelung empfiehlt beim Zusammentreffen von drei gleichen Selbstlauten (Kaffee-Ersatz statt Kaffeeersatz, Schnee-Eule statt Schneeeule). Diese Empfehlung dürfte getrost in eine Regel verwandelt werden. C.

WERKSTATT FÜR BUCHDRUCKER an der Städtischen Handwerker- und Gewerbeschule zu Zittau 1927/28. Schülerarbeiten.

Die Schülerarbeiten, die die Werkstatt für Buchdrucker der Städtischen Handwerker- und Gewerbeschule in Zittau in einer Sammelmappe vorlegt, überraschen durch ihre sorgfältige und überlegte Ausführung. Unter den in der Mappe befindlichen Arbeiten sind bei aller Einfachheit der Mittel sehr wohlgelungene Ehrenurkunden, Wandsprüche, Geschäftskarten, Briefbogen und andres mehr, die von einem ernsten Streben Zeugnis ablegen. A.

Digitized by Google

NACHSCHLAGEWERKE

Von dem bereits bei seinem ersten Erscheinen sehr beifällig aufgenommenen *Internationalen Adreßbuch der Antiquare* im Verlag von Straubing & Müller (R. Matthias) in Weimar liegt nach Ablauf eines reichlichen Jahres die zweite Ausgabe vor. Sie weist an begrüßenswerten Neuerungen die folgenden auf: Nennung der Inhaber in allen den Fällen, in denen sie mit den Firmennamen nicht übereinstimmen, Angabe der Telegrammadresse und des Leipziger Kommissionärs, Angabe der Zugehörigkeit zu einem Fachverein und Angabe, ob Kataloge ausgegeben werden oder nicht. Als Beispiel für die erneute Vervollständigung der Adressenliste erwähnt das Vorwort die Neuaufnahme von 20 Firmen in Moskau und Leningrad. Die Schwierigkeiten bei der Verzeichnung von Firmen im Auslande sind ja unverkennbar; um so dankenswerter ist es, daß die Redaktion schon so bald eine Neuauflage veranstaltet hat. Die übersichtliche Anordnung: Alphabetisches Verzeichnis der Firmen, Verzeichnis nach Ländern und Städten, Verzeichnis nach Spezialgebieten, sowie eine Liste der Fachvereine ist auch bei der Neubearbeitung beibehalten worden. Vorangestellt wurden einige Aufsätze von H. Hof (Zur Restauration alter Drucke), R. Liebing (Antiquarische Zeitschriften) und J. Volf (Die Wiegendrucke in Böhmen, entnommen dem vor kurzem im gleichen Verlage erschienenen Buche des bekannten Forschers). Das verdienstliche Buch wird in Fachkreisen und in der Sammlerwelt freudig begrüßt werden. Als ein nicht minder wichtiges Nachschlagewerk stellt sich dar das von der Annoncenexpedition Jaques Albachary G.m.b.H.-Berlin herausgegebene „Plakathandbuch, Albacharys Führer durch das Plakatwesen", Ausgabe 1928. Die Schriftleitung besorgte E. O. Erdmenger, während Willi Marotzke die Statistik bearbeitete. Abgesehen von dem Wert als Nachschlagebuch muß an erster Stelle des redaktionellen Teiles gedacht werden, in welchem sich eine Reihe von Fachleuten über die Plakatkunst der einzelnen Länder aussprechen. In einer aufschlußreichen Studie beantwortet Professor Frenzel, der bekannte Herausgeber der „Gebrauchsgraphik", die wichtige Frage: „Was schätzt das Ausland an der deutschen Werbegraphik?" und gibt auf Grund seines auf vielfacher Erfahrung beruhenden Wissens klare und erschöpfende Antworten. Der Generalsekretär des schweizerischen Werkbundes, F. T. Gugler-Zürich, behandelt die Schweizer Plakatkunst, über das Plakat und die Plakatierung in Schweden schreibt ferner Bertil Andersen, der zweite Vorsitzende und Sekretär der Svenska Annonsörers Förening-Stockholm; Fernand A. Marteau befaßt sich mit der Plakatreklame in England, Arturo Lancelotti-Rom schildert das italienische, K. Wagner-Budapest das ungarische und W. M. Kaabak und D. J. Reytinbarg-Moskau das russische Plakatwesen. Auch die ferne japanische Plakatkunst wird in einem lesenswerten Aufsatz von E. Wildhagen-Berlin geschildert. Mit den „10 Geboten des Plakatanschlages" aus der Feder des Schriftleiters E. O. Erdmenger, einer Plakatdruck-Kalkulationstabelle, Mitteilungen über die Drucktechniken bei der Plakatherstellung und einem zusammenfassenden Aufsatz über rechtliche Richtlinien beim Plakat schließt der textliche Teil. Jedem einzelnen Aufsatz sind eine größere Anzahl gutgewählter Abbildungen von Plakaten beigegeben, so daß dieses reiche Feld künstlerischer Betätigung in Bild und Wort anschaulich zur Darstellung gelangt. Darauf folgt ein mit genauen Adressen versehenes Plakat-Künstler-Verzeichnis in alphabetischer und systematischer Reihenfolge der Künstler und hierauf beginnt der statistische Teil, der dem Praktiker des Plakatwesens die besten Dienste zu leisten berufen ist. Das mit viel Sorgfalt und Sachkenntnis bearbeitete Handbuch wird vom Fachmann für den täglichen Gebrauch sowohl wie von den Freunden und Sammlern des Plakates als nützlicher Ratgeber stets gern zu Rate gezogen werden. Redaktion und Verlag haben sich mit diesem brauchbaren Buche ein bleibendes Verdienst erworben. A.

Digitized by Google

CHRISTIAN JOHNEN, ALLGEMEINE GESCHICHTE DER KURZSCHRIFT. Dritte, veränderte und bis Ende 1927 fortgeführte Auflage. Verlag von Ferdinand Schrey, Berlin 1928.

Das bewährte Buch von Johnen, das in der neuen Auflage bis auf die Gegenwart fortgeführt wurde, ist nach wie vor eines der vorzüglichsten Handbücher zur Einführung in die Geschichte der Kurzschrift und für jeden von Interesse, der sich, sei es fachlich, sei es aus allgemeinem Interesse, für die Stenographie und für ihre Geschichte interessiert. Die im Text angeführte Literatur, dazu die ausführlichen Anmerkungen und Literaturnachweise am Schluß des Buches geben Gelegenheit zur Vertiefung in die einschlägige Literatur. C.

NEUE DEUTSCHE DRUCKSCHRIFTEN. EHMCKE-LATEIN. Verlag Lambert Schneider, Berlin.

In einer Schriftenreihe für „Fachleute, Sammler und Freunde des schönen Buches", die jetzt bis zum 7. Heft gediehen ist, legt der Verlag Lambert Schneider-Berlin „Neue deutsche Druckschriften" vor und hat sich bisher ausschließlich den verschiedenen Ehmcke-Schriften gewidmet. Der Künstler hat die einzelnen Hefte mit lesenswerten Einleitungen begabt und sich zu zahlreichen Fragen des künstlerischen Schriftschaffens geäußert. Heft 1 brachte die Ehmcke-Antiqua dazu Ehmckes Aufsatz über die Antiqua und ihre künstlerische Bedeutung und ihr Verhältnis zur Fraktur; Heft 2 befaßte sich mit der Ehmcke-Kursiv und den Kursivschriften; in Heft 3/4, das die Ehmcke-Fraktur und die Schwabacher bringt, behandelte Ehmcke als Thema „Die drei Ausdrucksformen der deutschen Schrift: Textur, Schwabacher, Fraktur"; Heft 5 mit der Ehmcke-Rustika bringt das „Pronunciamento" anläßlich der Begründung der Rupprecht-Presse, und Heft 6, die Ehmcke-Mediäval und ihre Kursive vorführend, berichtet über die Rupprecht-Presse und ihre Leistungen bis zum 28. Band. Bibliographien der in den betreffenden Schriften gedruckten Werke sind den einzelnen Heften jeweils beigegeben. Das neueste (7.) Heft zeigt die Ehmcke-Latein und enthält einen lesenswerten Beitrag über „Neuzeitliche Typographie". In einer Reihe von Anwendungsbeispielen von Walter Dreesen und Willi Steiger werden Proben neuzeitlicher Typographie gegeben.

Es wäre zu wünschen, wenn die verdienstliche Reihe vom Verlag recht bald auch auf andere Künstler ausgedehnt würde, wobei die Methode persönlicher Einführungen durch den Künstler beibehalten werden möchte, da sie sich durchaus bewährt. Mit der Zeit könnte eine solche Sammlung zu einem wichtigen Kompendium neuzeitlichen Schriftschaffens werden. A.

DAS LINIIEREN. Handbuch über alle Fragen der Liniiererei von Hans Weidhaas. Verlag des Allgemeinen Anzeigers für Buchbindereien, Stuttgart 1928. Preis M 2.70.

Über das Gebiet des Liniierens, das in den letzten Jahren durch den stark wachsenden Bedarf an Liniaturen sehr an Bedeutung gewonnen hat, existiert seit längerer Zeit kein Fachbuch mehr, das gerade mit der Entwicklung der Zeit fortgeschritten wäre und das vor allem auch die neuen Maschinensysteme eingehend behandelt hätte. Deshalb begrüßen wir das Erscheinen des vorerwähnten Handbuches, welches über alle das Gebiet berührenden Fragen eingehend Auskunft gibt. Das Werk ist von einem alten Fachmann, also aus der Praxis für die Praxis geschrieben. Es enthält zahlreiche Winke und gibt Hinweise auf Arbeitserleichterungen usw., so daß wir die Anschaffung allen Angehörigen des Liniierberufes nur empfehlen können. Z.

DIE FIRMA BERGER & WIRTH, LEIPZIG brachte vor Jahren bereits eine Reihe von Wandfriesen an ihre Kunden zum Versand, die ob ihrer künstlerischen und auch humorvollen Aufmachung mit großem Beifall aufgenommen wurden. Die ersten zwei Friese der neuen Folge liegen uns vor, dieselben sind zum Schmucke der Arbeitsräume außerordentlich gut geeignet, denn Farbenchemie,

Digitized by Google

Farbenherstellung und Farbendruck, diesen Dreiklang formte der Künstler zu Objekten fröhlichen Beschauens. Die gesamte Ausführung ist, wie wir das von der Firma Berger & Wirth nicht anders gewöhnt sind, über alle Zweifel erhaben und wir wünschen diesen Wandfriesen rechte Verbreitung. X.

DER VERLAG DES BILDUNGSVERBANDES DER DEUTSCHEN BUCHDRUCKER G.m.b.H. in Berlin übermittelte uns drei technische Hilfsbücher für Maschinensetzer der Systeme Linotype, Monotype und Typograph. Der Ladenpreis für die ersten beiden Bücher ist je M 5.—, für das letzte Buch M 2.50. Die Bücher sind von der Zentral-Kommission der Maschinensetzer Deutschlands herausgegeben worden. Die Wichtigkeit der behandelten Themen gibt uns Veranlassung, etwas näher auf die Werke einzugehen. Wir beginnen mit dem Buch:

Linotype. Dieses Hilfsbuch soll kein Ersatz für das bekannte Linotype-Instruktionsbuch sein, sondern nur eine Ergänzung desselben, unter besonderer Berücksichtigung der vorkommenden Störungen. Trotzdem aber findet der Setzer in dem Hilfsbuch alle wichtigen Angaben und Instruktionen vor, die zur zweckmäßigen Bedienung der Maschine und zur schnellen Beseitigung von Störungen notwendig sind. Jedem Maschinenteil ist eine kurze sachliche Beschreibung beigefügt, die so weit wie möglich durch Illustrationen ergänzt wurde. Das Hilfsbuch ist in zehn Kapitel eingeteilt, deren jedes einen bestimmten Maschinenteil teil behandelt, und deren Reihenfolge sich dem Arbeitsgang der Linotype anpaßt.

Wertvoll ist das Buch auch insofern, als hier nicht der Ingenieur, also der Maschinenbauer, sondern der Buchdrucker in der ihm geläufigen Sprache spricht. Der Setzer wird auf alle für die Bedienung und die Instandhaltung der Linotype zu beachtenden Umstände aufmerksam gemacht. Die Ursachen unangenehmer Betriebsstörungen mit erprobten Winken für ihre Beseitigung oder Verhinderung werden aufgeführt usw. Der reichhaltige Stoff ist übersichtlich gruppiert, wodurch das Nachschlagen sehr erleichtert wird. Der beigegebene Anhang Gas und elektrische Heizung, Elektromotor, Metallbehandlung, Gesundheitspflege und Unfallverhütung ist eine wertvolle Ergänzung des Buches, zu dessen Gelingen die Zentral-Kommission der Maschinensetzer wie auch der Bildungsverband zu beglückwünschen sind.

Monotype. Einzelbuchstaben-Setz- und -Gießmaschinen haben in Europa verhältnismäßig rasche Verbreitung gefunden, und sie beherrschen auch heute noch als einzige Einzelbuchstaben-Setz- und -Gießmaschinen den Markt. Daß bei derartig komplizierten Maschinen sich in der täglichen Praxis immer wieder neue Möglichkeiten unerwünschter Hemmungen zeigen, deren Beseitigung oder Verhütung man nicht gleich zu erkennen vermag, ist klar. Es war deshalb ein anerkennenswertes Tun, wenn erfahrene Monotypesetzer in den Technischen Mitteilungen derartige Fälle zur Aussprache brachten und durch diese Aussprachen so vielen geholfen haben. Das uns vorliegende Buch bildet eine Zusammenstellung aller in den Technischen Mitteilungen im Laufe der Jahre erschienenen Aufsätze über die bei der Bedienung der Monotype beobachteten Störungsmöglichkeiten in übersichtlicher Anordnung und mit anschaulichen Zeichnungen versehen. Der erste Teil ist dem C- und D-Taster gewidmet, während die Gießmaschine naturgemäß den breitesten Raum einnimmt. Nach eingehendem Studium des Buches hat man das Empfinden, daß unüberwindliche Schwierigkeiten niemals vorhanden sein können, ja, daß auftauchende Störungen einen förmlichen Wetteifer zu ihrer Beseitigung und Verhütung veranlaßt haben, dessen Frucht das vorliegende Werk ist. Auch hierfür gebührt der Zentral-Kommission und dem Bildungsverband volle Anerkennung.

Der Typograph hat in den verschiedensten Modellen in den Druckereien des In- und Auslandes Eingang gefunden. Die Zahl der Typographmaschinen, die in Druckereibetrieben aufgestellt werden, nimmt ständig zu, so daß

Digitized by Google

naturgemäß auch die Zahl der Typographsetzer im Steigen begriffen ist. Aus diesem Grund begrüßen wir auch das vorliegende Werk. Dasselbe ist aus der Praxis geboren; es enthält keine Beschreibung der Maschine oder ihrer Bedienung, sondern eine wertvolle Ergänzung der theoretischen Instruktion. Es gibt dem Typographsetzer nützliche Belehrung darüber, was er seinerseits tun muß, um tadelloses Arbeiten der Maschine herbeizuführen. Zahlreiche Typographsetzer haben aus ihrer Erfahrung heraus alle Störungsmöglichkeiten erörtert und praktische Winke zu ihrer Behebung oder, was oft nützlicher ist, zu ihrer Verhinderung gegeben. Auch hier begrüßen wir die im Anhang gegebenen Belehrungen usw., wie sie auch in dem Werk über die Linotype enthalten sind. Z.

JAHRBUCH 1928. Herausgegeben vom Verein der Maschinenmeister und Drucker Niederösterreichs.

Der genannte Verein betrachtet es seit mehr als einem Menschenalter als seine Hauptaufgabe, die fachlichen Fortbildungsbestrebungen seiner Mitglieder zu unterstützen und zu fördern. Durch große Opferwilligkeit der Mitglieder und durch die Unterstützung der Industrie konnte eine Lehrwerkstätte errichtet werden, in welcher Setzer und Drucker aus den Reihen der Arbeitslosen in Tageskursen und die in Arbeit stehenden Mitglieder des Vereins in Abendkursen ihre fachlichen Kenntnisse erweitern können. In jeder Beziehung werden die Forderungen der Praxis berücksichtigt. Alle Satzarten, selbst die sogenannte Elementartypographie, werden gepflegt. In den Druckkursen werden alle Zurichteverfahren erklärt und angewendet und auch alle Druckarten selbst, also vom einfachsten Werkdruck bis zum besten Illustrationsdruck, geübt. Auch die modernen Druckverfahren, wie Offset und Tiefdruck, werden praktisch betrieben. Durch Herausgabe des vorliegenden Jahrbuches soll gezeigt werden, daß die Vereinsleitung mit der Errichtung der Lehrwerkstätte eine Grundlage geschaffen hat, auf der die Ausbildung der Mitglieder wirksam durchgeführt werden kann und die es ermöglicht, der sich mächtig entwickelnden Technik zu folgen und Schritt zu halten mit allen Neuerungen auf drucktechnischem Gebiete. Das Jahrbuch behandelt in einer Anzahl abgeschlossener Artikel verschiedene Gebiete der Graphik und zeigt in Form von Beilagen Arbeiten aus den in der Lehrwerkstätte abgehaltenen Kursen, denen wir unsre volle Anerkennung zollen müssen. G.

DIE INTERTYPE-SETZMASCHINEN-G. M. B. H., BERLIN SW 11, Königgrätzer Straße 118/119 übersandte uns zwei überaus interessante Drucke. Der eine Druck ist eine Schriftprobe der Bodoni-Antiqua und -Kursiv, für welche die Intertype die Matrizen zur Verfügung hat. Der andre Druck ist ein Prospekt über den Intertype-Doppeldecker für mehrfach gemischten komplizierten Satz. Dieser Druck wird, wie uns die Intertype-Setzmaschinen-G. m. b. H. mitteilt, an jeden Druckereibesitzer, Faktor oder Maschinensetzer gern abgegeben. Y.

SCHLUSS DES REDAKTIONELLEN TEILES

Digitized by Google

Archiv für Buchgewerbe

und Gebrauchsgraphik

HEFT 5 / 1928 * BEGRÜNDET VON ALEXANDER WALDOW * 65. JAHRGANG

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Vorbemerkung zum Vortragszyklus des Deutschen Buchgewerbevereins „Kunst und Technik im Buchgewerbe“ Januar/Februar 1928

1. Vortrag: Ludwig Volkmann, Die Wechselwirkungen zwischen Technik und Kunst. (Mit 30 Abbildungen) 405

Carl Blecher-Leipzig, Die Herstellung von Erzeugnissen der Druckindustrie. (Mit 2 Tabellen) 431

Hanns Fritz-Würzburg, Das Ringschmierlager am falschen Platz. (Mit 7 Abbildungen im Text) 442

R. Rübencamp-Dresden, Zur Farbenmessung 446

Besprechungen

Schriftleitung: Dr. Hans H. Bockwitz

Für den Inseratenteil und die Reklame-Beilagen verantwortlich: Otto Appel

Satz und Druck von Breitkopf & Härtel, Papier von Ferdinand Flinsch, Farben von Berger & Wirth, Buchbinderarbeiten ausgeführt von der Großbuchbinderei E. A. Enders, sämtlich in Leipzig

Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins zu Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV FÜR BUCHGEWERBE UND GEBRAUCHSGRAPHIK
HEFT 5 · JAHRGANG 1928 · BAND 65

Vortragszyklus des Deutschen Buchgewerbevereins »Kunst und Technik im Buchgewerbe«

Januar bis Februar 1928

VORBEMERKUNG.

DER satzungsgemäße Zweck des Deutschen Buchgewerbevereins ist die Förderung des gesamten Buchgewerbes in technischer und künstlerischer Hinsicht; insbesondere soll ein erhöhter Einfluß der bildenden Künste auf das Buchgewerbe angestrebt werden. Diesem Ziel haben alle Einrichtungen und Veranstaltungen des Vereins zu dienen, ob es nun Ausstellungen, Publikationen oder Vorträge sind, und es ergibt sich daraus ein *Doppelcharakter*, dessen sich die Leitung stets bewußt sein muß, weil er gewisse natürliche Schwierigkeiten in sich birgt.

So einfach es nämlich ist, die beiden gleichwertigen und gleich wichtigen Grundelemente der Tätigkeit jeweilig *gesondert* zu behandeln, das heißt abwechselnd technische und künstlerische Fragen zur Anschauung oder Diskussion zu bringen, so schwierig ist es, die erstrebte *innere Verschmelzung* derselben zu erreichen und im Bewußtsein aller Beteiligten durchzuführen, weil nur gar zu gern die ausgesprochen künstlerisch gerichtete Hälfte zu einer Unterschätzung und Vernachlässigung des Technischen, die mehr technisch gerichtete zu einer Minderbewertung des Künstlerischen geneigt ist, beide zu ihrem eigenen Schaden und zum Schaden der Sache. Es ist vielleicht besonders bezeichnend hierfür, daß z. B. die Vereinszeitschrift „Archiv für Buchgewerbe“ gelegentlich aus den Kreisen des Gewerbes den Vorwurf zu hören bekommt, sie sei viel zu sehr „Kunstzeitschrift“, während umgekehrt den eigentlich buchkünstlerisch eingestellten Lesern die rein technischen Artikel nicht recht munden wollen.

Digitized by Google

Die Problematik dieser Zwiespältigkeit ist der Leitung selbstverständlich durchaus geläufig, aber in ihrer *Überwindung* muß gerade die wichtigste Aufgabe des Buchgewerbevereins erblickt werden, insofern die Techniker innerhalb ihres Kreises zur Kunst, die Künstler und Kunstliebhaber zur Technik erzogen und herangeholt werden sollen, beide aber zu der Erkenntnis, daß auch im Buchgewerbe Kunst und Technik sich in gegenseitiger Befruchtung und gegenseitiger Rücksichtnahme *durchdringen und ergänzen müssen*, wenn harmonisch ausgeglichene Erzeugnisse entstehen sollen. Der Zyklus „Kunst und Technik im Buchgewerbe" sollte daher dieses Problem einmal grundsätzlich und selbständig behandeln; er sollte die Frage selbst und ihre Wichtigkeit ins allgemeine Bewußtsein bringen; und ihre befriedigende Lösung auf den verschiedenen Einzelgebieten des Buchgewerbes in historischer, ästhetischer und gegenwärtig-praktischer Hinsicht andeuten, wobei auch das Verhältnis zwischen Hand- und Maschinenarbeit berücksichtigt werden müßte.

Als Einleitung hatte der erste Vortrag die Wechselwirkungen zwischen Technik und Kunst *überhaupt* zum Gegenstand, in bewußter Beiseitelassung *buchgewerblicher* Kunst und Technik. Es sollte mit ihm lediglich Bahn und Richtung für die folgenden Vorträge aufgezeigt werden, die die buchgewerblichen Einzelgebiete behandeln.

Digitized by Google

1. VORTRAG:

Die Wechselwirkungen zwischen Technik und Kunst

VON GEHEIMRAT DR. LUDWIG VOLKMANN-LEIPZIG

AUCH in diesem Winter hat es der Deutsche Buchgewerbeverein für richtig gehalten, nicht vereinzelte Vorträge über verschiedenartige, zusammenhangslose Themata zu bieten, sondern wiederum einen *geschlossenen Zyklus* zu veranstalten, der unter einem einheitlichen Gesichtspunkt steht. Und auch diesmal soll dem Ganzen eine allgemein gerichtete Einführung vorangehen, die den Vorträgen der einzelnen Spezialkenner über die verschiedenen Sondergebiete als Vorbereitung dient, gewissermaßen als *Stimmgabel* für den Ton, der unsrer gesamten Veranstaltung die Grundnote geben wird. Wie im Vorjahre das bedeutsame Thema: „Das Buchgewerbe und die neue Zeit" eingeleitet wurde durch die Betrachtung der geistigen, wirtschaftlichen und künstlerischen Grundlagen im allgemeinen, so möchte ich selbst es diesmal unternehmen, den Betrachtungen über das Verhältnis von „Kunst und Technik im Buchgewerbe" eine allgemeine Untersuchung über die *Wechselwirkungen zwischen Technik und Kunst überhaupt vorauszuschicken*, bevor an die besonderen Äußerungsformen dieses Problems im Buchgewerbe und dessen verschiedenen Zweigen herangetreten wird. — Wir wollen und können uns ja nicht auf unser engstes Eigengebiet beschränken, sondern müssen die Blicke darüber hinaus in das *große Ganze* der Technik und der Kunst schweifen lassen, um fruchtbare Anregungen und Vergleiche daraus zu gewinnen, und auch für uns gilt der Satz, daß nur *der* das Einzelne wirklich zu begreifen vermag, der das Ganze verstanden hat. So will ich Ihnen heute keineswegs schon von *Buch*technik und *Buch*kunst reden, sondern von Technik und Kunst schlechthin und von ihren notwendigen, gesetzmäßigen Wechselwirkungen; von der Technik in der Kunst und von der Kunst in der Technik — ein Thema also, das in unserm „technischen Zeitalter" ohnedies im Vordergrund des Interesses steht. Gewisse Nutzanwendungen für unser besonderes Arbeitsfeld werden sich dabei für den aufmerksamen Hörer vielleicht hier und da von selbst ergeben.

Da müssen wir uns nun zuerst über *Art und Umfang unsres Stoffes* selbst Rechenschaft geben und uns einmal fragen, was wir unter „*Technik*" im weitesten Sinne des Wortes verstehen. Der griechische Ausdruck „Techne", von dem unser Wort sich ableitet, umfaßt ja in Wirklichkeit gleichzeitig die *beiden* Begriffe, über deren gegenseitiges Verhältnis wir

Digitized by Google

hier sprechen wollen; denn er bedeutet jegliche Art von Kunstfertigkeit überhaupt, sei sie nun handwerklich-mechanischer oder bildend-künstlerischer Art, und eine Gliederung in höheren oder niederen Rang lag der damaligen Kultur noch völlig fern. Auch wir wollen uns an den ursprünglichen Sinn und die doppelte Bedeutung des Wortes halten, obgleich es ja heutzutage, im Zeitalter der Maschine, vorwiegend im Sinne *industrieller Technik* gebraucht wird und die *künstlerische Technik* dabei scheinbar in den Hintergrund tritt. Aber gerade in der angewandten Kunst, zu der unser Buchgewerbe doch gehört, durchdringen und ergänzen sich die beiden in besonderer Weise und gehören daher auch für unsre Betrachtungen untrennbar zusammen.

Wenn wir also zuerst von der *Technik in der Kunst* sprechen wollen, so haben wir dabei von der sehr einfachen und selbstverständlichen Tatsache auszugehen, daß *jede Kunst ein reales Ausdrucksmittel braucht*, das lehrbar und erlernbar ist und dessen wandelbare Eigenart und mehr oder weniger sichere Beherrschung wir eben als die entsprechende Technik bezeichnen. So sprechen wir nicht nur allgemein davon, daß etwa ein Maler über eine brillante Technik verfügt, oder ein Komponist die Instrumentationstechnik, ein ausübender Musiker die Klavier- oder Violintechnik, ein Dramatiker die Bühnentechnik meisterhaft beherrscht (wobei wir die technisch-mechanische *Herstellung* der Materialien oder Instrumente, deren die Künste sich bedienen müssen, als zu weit führend übergehen müssen), sondern wir sprechen auch spezieller von einer malerischen oder zeichnerischen Technik, von einer besonderen Öl-, Aquarell- und Freskotechnik und dergleichen mehr, und wir wissen, daß diese „Techniken" (schon daß das Wort im Plural gebraucht werden kann, ist bezeichnend!) durchaus nicht gleichgültig für den künstlerischen Ausdruck sind, ja daß sie das, was wir den „*Stil*" einer Kunstgattung, einer Kunstepoche, eines Volkes oder eines einzelnen Meisters nennen, in wesentlichem Maße mit bestimmen. Und deshalb unterliegen sie auch einerseits gewissen künstlerischen *Gesetzmäßigkeiten*, anderseits sind sie ein so wichtiger Bestandteil des Kunstwerkes selbst, daß sie nicht versteckt oder verleugnet zu werden brauchen, daß ihnen vielmehr ein *eigener ästhetischer Reiz* innewohnt, ein „illusionsstörendes Element", wie man es genannt hat, welches das Kunstwerk sogleich als persönliche Schöpfung erkennen läßt und verhindert, daß es mit dem Naturprodukt zusammenfließe oder gar verwechselt werde. Ich zweifle z. B. daran, ob die kürzlich auch bei uns vorgeführte „Ätherwellenmusik", so interessant sie natürlich physikalisch und theoretisch ist, durch den von ihr erstrebten reinen, entmaterialisierten Ton unbedingt einen Fortschritt in künstlerischer Hinsicht bringen kann; denn wir sind nun einmal keine Abstrakta, sondern Menschen von Fleisch und Blut, und wir wollen gar keine absolute Sphärenmusik hören, sondern Geigen und Bässe, Klarinetten und Hörner, Töne von Menschen empfunden und von Menschen gespielt, weil uns der Mensch immer wieder das Maß aller Dinge ist, auch in der Kunst.

Um jedoch nicht beim Allgemein-Begrifflichen stehenzubleiben, lassen Sie uns jetzt einige anschauliche *Beispiele* dafür betrachten, wie die verschiedenen Künste und Künstler tatsächlich jeweils ihre *besondere Technik* besitzen und besitzen müssen, und wie wesentlich diese Technik und ihre offene Sichtbarmachung für den ästhetischen Eindruck des

Digitized by Google

Werkes ist. — Wir streiften schon die verschiedenartigen Techniken innerhalb des großen Gesamtgebietes der *Malerei*. Erinnern wir uns dabei etwa der ungeheuren Umwälzung, die mit der technischen Erfindung der *Ölmalerei* im 15. Jahrhundert hervorgerufen wurde, als es möglich wurde, die Farben, im Gegensatz zu der bisher geübten Fresko- oder Temperatechnik, auf das feinste untereinander zu vertreiben oder übereinander zu lasieren! Und bis zu welcher außerordentlichen Freiheit der malerischen Technik hier der einzelne Künstler zu gehen vermag, das zeigt Ihnen etwa das letzte Selbstbildnis von *Lovis Corinth* (Abb. 1), wo nun die Farbe in ganz pastoser Weise impressionistisch hingesetzt ist, daß wir die einzelnen Farbflecke, ja die Pinselstriche deutlich als solche erkennen, und doch fügt sich das Ganze zum malerischen Gesamteindruck zusammen und wirkt vielleicht stärker auf uns, als manches sorgfältig durchgeführte Bild eines geringeren Könners. Ich habe absichtlich ein extremes Beispiel gewählt, um deutlich zu zeigen, was ich meine, ohne damit gerade dieser Technik — die sich ja bei den Holländern des 17. Jahrhunderts, namentlich Franz Hals, schon vorgebildet findet — irgendwie einen Vorzug vor andern einräumen zu wollen.

Oder nehmen wir etwa die sogenannte „pointillistische" Technik, wie sie uns in *Paul Signacs* Segelbooten vor Augen tritt (Abb. 2), wo die einzelnen Farben als deutlich abgesetzte Punkte nebeneinander stehen und das Auge die Verschmelzung und Mischung selbst übernehmen muß und willig übernimmt, weil es ja kein rein mechanischer Apparat ist, sondern einem Nerven- und Empfindungssystem gehorcht. Das Leben der Atmosphäre, das Flimmern der Luft kann nicht eindringlicher dargestellt werden als durch diese Technik, die wiederum ganz offen zutage tritt, die wir aber vergessen, wenn wir uns dem künstlerischen Gesamteindruck hingeben.

Auch dies ist ja keineswegs etwas völlig Neues, vielmehr findet sich diese Zusammensetzung aus reinfarbigen Punkten, oder in diesem Falle besser Würfeln, schon in sehr alter Zeit in den *Mosaiken* aus Stein oder Glasfluß, und hier erklärt sich das Verfahren sogar noch viel unmittelbarer aus der Technik selbst, als bei der pointillistischen Malerei, die jedoch grundsätzlich mit denselben Mitteln arbeitet.

Und nun ein Beispiel für den wesentlichen Unterschied zwischen *zeichnerischer und malerischer Technik*, das ich schon vor 25 Jahren in meinem Buche „Naturprodukt und Kunstwerk" mit vorgeführt habe: das „Eifeldorf" (Abb. 3) meines unlängst verstorbenen Vetters *Hans von Volkmann*. Wir sehen rechts die Naturaufnahme, in der Mitte ein Ölgemälde, links eine Lithographie des gleichen landschaftlichen Motivs. Es ist ganz augenfällig, wie verschiedene Dinge der Künstler in den beiden Bildern aus demselben Naturvorbild *„herausgeholt"* hat und wie ihm dabei jeweilig die betreffende Technik maßgebend war. Ist es bei dem Gemälde vor allem die *Licht-, Luft- und Farbenwirkung*, worauf es ihm ankam, etwa die sonnige Wiese und die hell beschienenen Häuser im Mittelgrunde im Gegensatz zum Wolkenschatten vorn und zu den blauen Bergen in der Ferne, so beansprucht in dem lithographierten Blatt mit seiner rein zeichnerischen Technik die *Form* das Hauptinteresse, die in einfachen, kräftigen Strichen herausmodelliert wird. Man vergleiche nur etwa die Behandlung des Himmels, des Baumschlages oder des Vordergrundes in den

Digitized by Google

beiden Fassungen. So erkennen wir hier deutlich, daß die verschiedene künstlerische Technik unmittelbar den *Stil beeinflußt*, und daß sie bestimmten Gesetzlichkeiten unterliegt, die der Künstler instinktiv oder bewußt berücksichtigt.

Wenden wir uns zur *Plastik*, so begegnen uns wiederum verschiedenartige Techniken, entsprechend dem verwendeten Material. Eine echte *Steintechnik*, wie wir sie hier (Abb. 4) in der unvollendeten großen Figur des *Matthäus* von *Michelangelo* in der Akademie zu Florenz vor uns sehen, wird immer etwas vom Steinblock haben, aus dem sie entstanden ist und aus dem sie der Meister, wie Michelangelo selbst sich ausdrückt, gleichsam nur befreit. Gerade dieses unfertige Werk, bei dem dieser Loslösungsprozeß noch nicht beendet ist und wo wir die wuchtigen Meißelhiebe an dem stehengebliebenen Marmor noch sehen, läßt uns ja ganz unmittelbar die Technik mit erleben und empfinden, und wir erkennen ohne weiteres, von welcher Wichtigkeit das lange Zeit vernachlässigte, neuerdings erst wieder nach Gebühr betonte freie Heraushauen aus dem Stein, die Beherrschung einer echten *Marmortechnik* durch den Künstler selbst, in stilistischer und ästhetischer Hinsicht ist. *Auguste Rodin* hat diese Wirkungen bekanntlich bewußt verwendet, indem er neben den durchgeführten Körpern roh behauene Massen stehen ließ, und er hat großen Eindruck damit erzielt.

Freilich möchten wir an dieser Stelle schon einen sehr wichtigen Satz ins Bewußtsein rufen, der nach der bisherigen Hervorhebung der Bedeutung der Technik für die Kunst auch unbedingt gesagt werden muß, nämlich den Satz: „*Technik allein tut's freilich nicht!*" Wie wir ihn später gegenüber einer einseitigen Bewertung der *industriellen* Technik werden vertreten müssen, so sei er hier betreffs der *künstlerischen* Technik an einem Beispiel (Abb. 5) erhärtet, das wiederum besonders drastisch gewählt wurde, um recht deutlich herauszustellen, was gemeint ist. Die echt italienische *Grabplastik* des 19. Jahrhunderts aus dem berühmten Campo Santo zu Genua ist gewiß von einer staunenswerten „Technik" in *nur* technischem Sinne, insofern Dinge aus dem Stein herausgeholt wurden, die fast unmöglich scheinen und die doch in *virtuosester* Weise zur Darstellung gelangten. Aber damit haben wir schon das verhängnisvolle Wort ausgesprochen, das die Grenze aller künstlerischen Technik bedeutet und von der Kunst zum *Kunststück* führt. Diese Blumen, diese Spitzen, dieser Schleier über dem Kopf der Verstorbenen sind in keiner Weise mehr marmormäßig empfunden, sondern dem Stein mit raffinierten Mitteln abgezwungen, und so wirken sie auch nicht mehr wie Steintechnik, sondern allenfalls wie Porzellan, oder gar wie Zuckerbäckerei. Der alte Gemeinplatz, daß *Kunst von Können kommt*, ist in diesem plumpen Sinne einfach *nicht wahr*, und viel eher könnte man sagen, daß die Kunst erst anfängt, wo das Können aufhört; denn so selbstverständliche Voraussetzung aller Kunst das Können, also die Technik, ist, so bleibt es doch ohne den beseelenden Künstlergeist tot und leer. Wir werden hierauf noch mehrfach zurückzukommen haben, und verweisen hier nur kurz auf die entsprechenden Erscheinungen in den andern Künsten, etwa in der *Musik*, wo sich ja das bloße technische Virtuosentum zeitweilig besonders peinlich geltend gemacht hat, oder auf die *Dichtung*, wo die klingendsten Reime nicht für den Mangel an echter Schöpferkraft zu entschädigen vermögen.

Digitized by Google

Einen scharfen prinzipiellen Gegensatz zur Steintechnik bildet die *Bronzetechnik*. Ging jene vom Marmorblock aus und ließ aus ihm die Figur durch Wegmeißeln entstehen, so ist diese auf dem Modellieren, dem Guß und dem Ziselieren begründet, was ganz andre Möglichkeiten in sich birgt und andre Formbehandlung mit sich bringt. Wir müssen daher eigentlich zwischen der wegnehmenden *Skulptur* und der aufbauenden *Plastik* einen grundsätzlichen Unterschied machen, der sich im Sprachgebrauch leider allzusehr verwischt hat. Ich zeige hier eines der herrlichsten Bronzewerke aus der Blütezeit der griechischen Kunst, den Kopf des *Wagenlenkers* (Abb. 6) im Museum zu Delphi, um dann im nächsten Bilde einen interessanten Vergleich damit anzustellen. Wir erkennen sofort, daß dieses Werk in Bronze gedacht wurde und nur in Bronzetechnik *so* ausgeführt werden konnte. Außer dem scharfgeschnittenen, farbig eingesetzten Auge und den Falten des Gewandes zeigt dies ganz besonders die Behandlung des *Haares*, jene kleinen, spiralig gedrehten Löckchen, die namentlich am Ohr und am Nacken sich eigenwillig herausringeln und in dieser Weise eben nur in Ton modelliert und in Erz gegossen werden können, ebenso wie das am Hinterkopf lose überhängende Ende der Stirnbinde. In Steintechnik würde jedenfalls von selbst niemand darauf kommen, etwa das Haar gerade in solcher Weise zu bilden. Finden wir diese Art der Behandlung also an einem antiken Marmorwerk, so müssen wir unbedingt darauf schließen, daß wir es mit einer späteren *Kopie nach einem Bronzeoriginal* zu tun haben, und dieser Fall liegt in unserm nächsten Beispiel nachweislich vor. Es ist der Kopf des berühmten Doryphoros, Speerträgers, des *Polyklet* (Abb. 7), nach einer Marmorkopie im Museum zu Neapel, und wir sehen daran ganz deutlich jene spiralförmigen Löckchen, besonders an Ohr und Nacken, die wir beim Wagenlenker als spezifisch *bronze*technisch erkannten, wenn sie auch hier entsprechend der Natur des Steines nicht ganz so frei herausgetrieben werden konnten wie dort. Die geschickten römischen Kopisten waren eben doch nicht selbständig genug, um ihr Vorbild aus der Bronzetechnik in die Steintechnik und damit aus dem Bronzestil in den Marmorstil frei zu übertragen, vielleicht hätten dies auch ihre Auftraggeber gar nicht gewünscht — jedenfalls bildeten sie schlecht und recht die Formengebung des Bronzeoriginals getreulich in Stein nach und schufen damit ein sehr bezeichnendes *technisch-stilistisches Zwitterding*. — Daß aber der Doryphoros wirklich ein Bronzewerk war, ist literarisch einwandfrei belegt, wie denn Polyklet überhaupt ein ausgesprochener Bronzebildner ist, und so bewegen wir uns hier keineswegs etwa nur in unbestimmten stilkritischen Mutmaßungen, sondern auf durchaus gesichertem Boden.

Der *zeitgenössischen Kunst* ist unser folgendes Beispiel entnommen, das die gleichen Probleme der künstlerischen Technik auf dem Gebiete der *Holzplastik* zeigen soll: die Gruppe „Panischer Schrecken“ (Abb. 8) von *Ernst Barlach*, der wohl zur Zeit der hervorragendste Vertreter echter Holztechnik ist. So wie diese Figuren dastehen, können sie wiederum nur in *Holz* gedacht und ausgeführt sein. Man spürt auch hier geradezu noch den klobigen Block, aus dem sie herausgearbeitet wurden, und nicht nur die großen, einfachen Flächen, die scharfen Kanten und Falten der Gewänder erscheinen auf den ersten Blick als „mit dem Messer geschnitten“, sondern auch die Einzelbehandlung aller Formen zeigt unverhüllt und unverkennbar die Spuren der gebrauchten Werkzeuge, wie sie eben für das Holz

Digitized by Google

und *nur* für das Holz charakteristisch und darum notwendig sind. Es ist wichtig, gerade bei Werken neuer und neuester Kunst auf solche grundlegende und grundsätzliche Gesichtspunkte zu achten, um ihnen gerecht zu werden und nicht Nebensächliches für den Kern zu halten.

In gewissem Sinne noch zur Plastik gehören auch die *äußeren Zierformen* der *Architektur*, und auch an ihnen können wir die einschneidende Wichtigkeit der verschiedenen Technik — was wiederum gleichbedeutend ist mit verschiedenem Material — in schlagender Weise beobachten. Das Portal der Laurentiuskapelle am *Straßburger Münster* (Abb. 9) ist ein echtes Erzeugnis der voll entwickelten Gotik, wie sie sich dort äußern konnte, wo für die Bauten *Haustein* in genügender Menge und Qualität zur Verfügung stand. Da entstanden denn all diese nur dem Steinmetzen möglichen Formen, jene Fialen, Wimpergen, Baldachine, jene Kreuzblumen und Krabben, maßwerkgefüllten Galerien und wie sie alle heißen mögen, in freiem Spiel der künstlerischen Phantasie und der technischen Möglichkeiten, die der Haustein bot, und als Kern und Krone des Ganzen tritt die menschliche Gestalt in den Figuren der Heiligen dominierend hinzu. Fülle und Reichtum, zierliche Leichtigkeit, Beherrschung und Aufhebung der Masse durchziehen in einheitlichem Geiste das Ganze, so recht entsprechend der Vorstellung, die man sich gemeinhin von gotischen Formen zu machen pflegt.

Aber es gibt noch *eine andre Gotik*, die wohl im Grunde dieselben künstlerischen Tendenzen verfolgt wie jene, die aber im einzelnen und darum auch in der Gesamtwirkung viel schwerer, schlichter und derber ist, und von der wir ein gutes Beispiel in dem Nordportal der *Marienkirche zu Königsberg in der Neumark* (Abb. 10) hier vor uns sehen. Wenn wir uns aber nach dem entscheidenden Grunde dieser Verschiedenheit fragen, so ist es ganz einfach das andre Material und die dadurch bedingte andre *Technik*, die *Technik des Backsteinbaues!* Der Ziegel erlaubt ja keine freie Bearbeitung mit dem Meißel wie der Haustein, sondern er wird in Formen — fast möchte man sagen in *Uni*formen — gepreßt, die nur ganz begrenzte und einfache Möglichkeiten bieten; eckig, kantig, flächig, auf mechanisches Zusammensetzen berechnet, aber gerade aus diesem heraus wieder ganz bestimmte reizvolle Muster, Kombinationen und Reihungen erschließend, während gleichzeitig das Moment der *Farbe* hinzutritt. Der empfindende Künstler wird im Ziegelbau gar nicht versuchen, mit der Hausteintechnik zu wetteifern, sondern er wird aus der Backsteintechnik das herausholen und zu eindringlichster Wirkung entwickeln, was gerade ihr und nur ihr möglich und eigentümlich ist, und wer diese gewaltigen Werke in unsrer norddeutschen Tiefebene oder an der Waterkant kennt — ich erinnere nur etwa an die Marienkirche in Lübeck —, der wird aus ihnen geradezu etwas von der schweren, kraftvollen Art des Niederdeutschen herausfühlen, einen breit geruhigen plattdeutschen Dialekt, in naturgemäßem Gegensatz und notwendiger Ergänzung zu heiterem oberdeutschem Wesen und Land, wo in den Bergen gut zu verarbeitende Gesteine und feurige Reben wachsen.

Aber die *eigentliche Architektur*, die Baukunst im höchsten Sinne, führt uns noch anderweitig und tiefer in unser Problem hinein und bietet uns Anlaß, hier an gewichtige Fragen der Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft zu rühren. Die *Entwicklung des gotischen*

Digitized by Google

ABBILDUNG 1
L. CORINTH: DAS LETZTE SELBSTBILDNIS · 1925

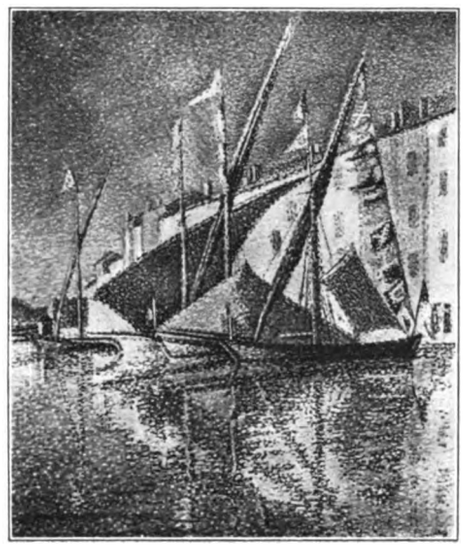


ABBILDUNG 2
P. SIGNAC: SEGELBOOTE IM HAFEN

ELBERFELD (MUSEUM)

LITHOGRAPHIE ÖLGEMÄLDE NATURAUFNAHME

ABBILDUNG 3 · HANS VON VOLKMANN · EIFELDORF

Digitized by Google

ABBILDUNG 4
MICHELANGELO: MATTHÄUS · FLORENZ (HOF DER AKADEMIE)

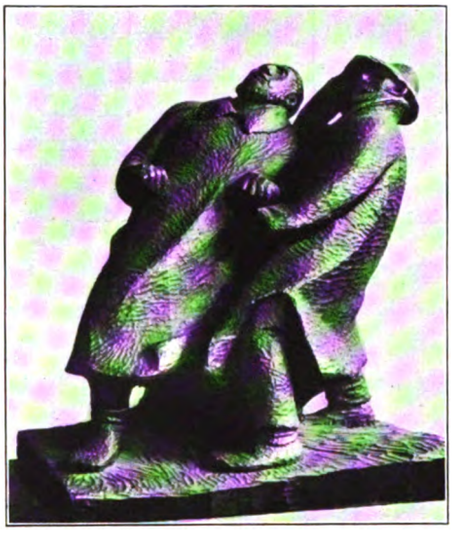
ABBILDUNG 5
ITALIEN · GRABPLASTIK DES 19. JAHRHUNDERTS (GENUA · FRIEDHOF)

Digitized by Google

ABBILDUNG 6
MUSEUM ZU DELPHI · KOPF DES WAGENLENKERS AUS DELPHI

ABBILDUNG 7
MUSEUM ZU NEAPEL · KOPF DES DORYPHOROS (SPEERTRÄGER) DES POLYKLET (MARMORKOPIE)

ABBILDUNG 8 · ERNST BARLACH:



PANISCHER SCHRECKEN

ABBILDUNG 9
STRASSBURGER MÜNSTER · PORTAL DER LAURENTIUSKAPELLE

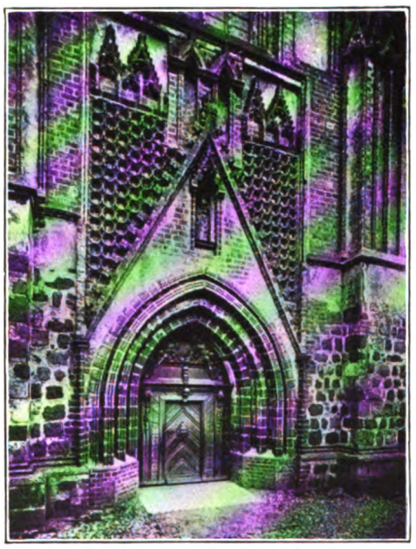


ABBILDUNG 10
KÖNIGSBERG IN DER NEUMARK ST. MARIENKIRCHE (HAUPTEINGANG DER NORDSEITE)

Digitized by Google

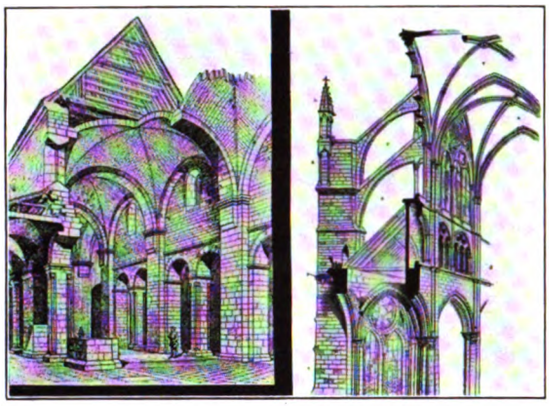


ABBILDUNG 11
ROMANISCHES UND GOTISCHES GEWÖLBESYSTEM

ABBILDUNG 12
SOEST · ST. PATROKLUS (BLICK INS SCHIFF)

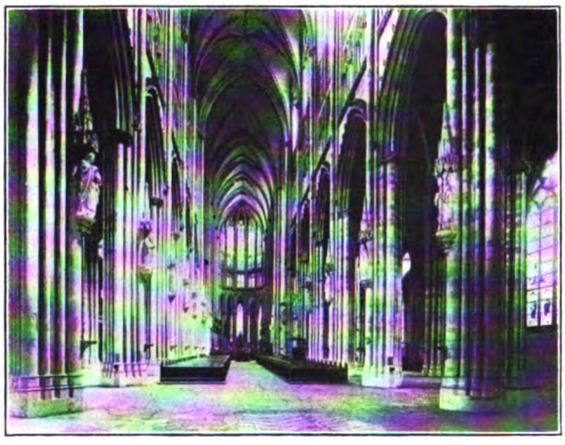


ABBILDUNG 13
KÖLN · DOM (INNERES)

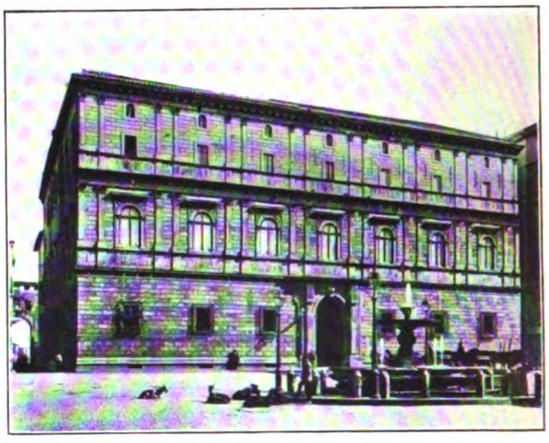


ABBILDUNG 14
ROM · PALAZZO TORLONIA (GIRAUD)

Digitized by Google

Systems aus dem romanischen ist ein Vorgang, der von jeher die Köpfe der Gelehrten ganz besonders beschäftigt hat, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei diesem Vorgang ein wesentlicher technischer Fortschritt eine einschneidende Rolle gespielt hat, nämlich der Fortschritt in der Technik des *Gewölbebaues* (Abb. 11). Das *romanische Gewölbesystem* (auf unsrer Abbildung links) kennt neben dem bloßen Tonnengewölbe nur das einfache Kreuzgewölbe auf *quadratischem Grundriß;* vier gleichmäßige Kappen aus schwerem Mauerwerk, getragen von runden Gurtbögen, die ihrerseits die gewaltige Last auf starke Pfeiler überführen. Wollte man nun die niedrigeren und schmäleren Seitenschiffe in derselben Weise überwölben wie das Mittelschiff — und eine andre Art kannte man ja nicht —, so mußte man zwangsläufig neben je ein Mittelfeld je zwei Seitenfelder von halber Breite und Tiefe, also von einem Viertel des Flächenraumes, stellen, und deren Gewölbe wiederum durch entsprechend kleinere Pfeiler stützen, die zwischen den das Hauptgewölbe tragenden großen Pfeilern eingeschoben wurden. Dadurch entstand zwangsläufig ein ganz bestimmtes, festes und unabänderliches *Verhältnis* der einzelnen Abschnitte zueinander, jenes sogenannte „gebundene System", bei dem das Maß des Mittelschiffes ohne weiteres alle andern Maße bestimmte und den Gesamtrhythmus des Raumes ergab. Anders das *gotische System* (in der Abbildung rechts)! Der große Unterschied besteht hier darin, daß das Gewölbe hauptsächlich durch feste *Rippen* bestimmt und getragen wird, zwischen denen sich das eigentliche Mauerwerk nur als leichtere Füllung spannt, und die es nun ermöglichen, auch *beliebige Rechtecke* mit Kreuzgewölben zu bedecken, wozu naturgemäß die Bögen nicht mehr runde, sondern gebrochene, spitze Form erhalten müssen. Zugleich aber ist es nun möglich, jedem Joche des Mittelschiffes auch nur je ein Joch der Seitenschiffe beizuordnen, und die frühere Gebundenheit des Grundrisses weicht einer freieren Anordnung, die mannigfaltige Variationen zuläßt. Zweifellos hat also in diesem Falle der technische Vorgang entschiedenen Einfluß auf die künstlerische Gestaltung gehabt. Ist er aber das *einzige* Moment, aus dem die gewaltige Stilwandlung zwischen jenen beiden großen Perioden zu erklären wäre? — Es ist bekannt, wie *Gottfried Semper* in seinem epochemachenden Werk „Der Stil" zuerst im Zusammenhang auf die Wichtigkeit von Zweck, Material und Technik bei allen Werken der angewandten Kunst hingewiesen hat, und man ist ihm später manchmal vielleicht etwas zu einseitig gefolgt, indem man seine Theorie als die allein seligmachende hinstellte. So sind denn auch die „Meinungen über Wesen und Herkunft der Gotik", wie sie *Paul Frankl* in dem kunstgeschichtlichen Literaturführer von Koehler & Volckmar übersichtlich zusammengestellt hat, zum Teil noch von dieser Auffassung beherrscht, und alle die bedeutenden Forscher, die sich mit dem Problem beschäftigt haben, wie Strzygowski, Gall, Dehio, Worringer, Dvořák usw., nehmen irgendwie zu der Frage Stellung, ob die Gotik in letzter Linie aus der Erfindung der Rippe entstanden ist oder nicht, mit andern Worten, *ob sie ein praktisch-technisches oder ein geistig-künstlerisches Erzeugnis ist.* — Wir können dieser Frage hier selbstverständlich nicht näher nachgehen, und wollen uns nur noch an zwei Bildern augenscheinlich überzeugen, daß jedenfalls mit der neuen Technik auch eine ganz veränderte künstlerische Gesamtempfindung, ein *neues Kunstwollen*, verknüpft war. Wir sehen zunächst das Innere von *St. Patroklus in*

Digitized by Google

Soest (Abb. 12) mit seinen schweren, in die Breite und Tiefe gehenden Formen der romanischen Kunst, und dann im Vergleich dazu den *Kölner Dom* (Abb. 13), wo nun die Höhentendenz durchaus vorwaltet, und wir keineswegs nur einen Unterschied in der Wölbung und dem damit verbundenen Spitzbogen erkennen, sondern eine durchaus andre Durchbildung des Raumes, der Pfeiler und der Wände, die eben nicht *nur* einer neuen Technik, sondern einem *neuen Kunstgefühl* entspringt. Technik und Kunst haben sich hier durchdrungen und sie müssen sich durchdringen; denn wohl bedarf die Kunst der Technik, aber in letzter Linie ist es eben doch auch hier der Geist, der sich den Körper baut.

Diese „*Beseelung der Technik*", wie wir es recht wohl nennen dürfen, tritt nun in der Architektur oft ganz unmittelbar augensinnlich zutage, und es hat sich dafür förmlich eine *Art Sprache* gebildet, die wir *Tektonik* zu nennen pflegen. Schon die griechische Baukunst hatte hierfür ein feines Verständnis, und *Karl Bötticher* hat in seiner bekannten „Tektonik der Hellenen" zuerst gezeigt, wie da in klar verdeutlichender, ausdrucksvoller Weise zwischen tragenden und lastenden Teilen unterschieden wurde, wie die Einschnürungen oder Rundungen der Kapitäle, die leichte Ausbuchtung der Säulen und andres mehr dem wohltuenden künstlerischen Eindruck sicheren Gleichgewichtes dienten, indem der ganze Bau für das Auge gewissermaßen in ein Gerüst zerlegt wurde, das die technische Leistung in künstlerischer Form widerspiegelte und veranschaulichte. Die Renaissance hat das bekanntlich übernommen, und am *Palazzo Torlonia* (Abb. 14) in Rom wollen wir uns vergegenwärtigen, wie es zu verstehen ist. Die *rein technische Form* würde hier ein Quaderbau mit vier Stockwerken sein, deren Fenster aus praktischen Gründen verschiedene Größe haben. Der Künstler aber läßt nur das unterste Geschoß mit den kleinen quadratischen Fenstern glatt durchgehen, nur durch das mächtige Portal unterbrochen, um damit den Eindruck eines einheitlichen, festen und sicheren *Sockels* für das Ganze zu erwecken und zu verstärken. Oben aber belebt er das Bild nicht nur durch Gesimse, sondern er fügt noch Halbpfeiler, Pilaster, bei, die vor die Mauer gestellt sind und gleichsam die tragende Kraft derselben veranschaulichen, während sie zugleich deren Schwere für das Auge mildern; ja er faßt sogar unbedenklich die beiden obersten Stockwerke durch *eine* Pilasterstellung zusammen, um sein tektonisches Gerüst desto harmonischer und befriedigender für das Auge zu gestalten. Es ist bekannt, wie die Antike und nach ihr die Renaissance die *drei Säulenordnungen:* dorisch, ionisch und korinthisch gern in den verschiedenen Geschossen übereinander zu verwenden pflegte, um den Eindruck einer nach oben zunehmenden Leichtigkeit zu erwecken, oder wie man die tragende Kraft der Bauteile geradezu durch menschliche Figuren, durch Karyatiden, versinnlichte. Das alles entspricht eben jener *Beseelung der Technik* durch die Kunst, von der wir sprachen, und die in der Architektur besonders klar zum Ausdruck kommt.

Erkennen wir schon in dieser „Symbolik der Bauglieder" deutlich, daß die bloße Technik, die *Werkform*, nicht unbedingt mit der *Kunstform* identisch ist, so tritt dies im *Kunstgewerbe* und seinen verschiedenen Untergebieten natürlich gleichfalls in die Erscheinung. An einer *Messingschale* (Abb. 15) aus den Lehrsammlungen des Leipziger Kunstgewerbemuseums können wir zunächst sehr gut sehen, wie die Technik der *Treibarbeit* als solche

Digitized by Google

keineswegs versteckt wird, sondern ohne Scheu die Hammerschläge zeigen darf, mit denen das flache Blech zu einer Schalenform herausgetrieben wurde. Als bloßes Werkstück wäre die Schale damit fertig und gebrauchsfähig; aber in der Kunstform tritt nun noch jene regelmäßige Teilung in einzelne Abschnitte hinzu, die gar nicht einmal ein eigentliches Ornament bedeutet, und doch durch die einfache Reihung schon ornamental wirkt und die anmutige Biegung der Schalenwand durch die Wiederholung doppelt eindringlich empfinden läßt. Gerade dieses einfache Beispiel zeigt vielleicht recht gut, wie die bloße Technik mit wenigen Mitteln künstlerisch durchgeistigt und individuell gestaltet werden kann. — Es ist selbstverständlich, daß auch hier wieder die Verschiedenheit von Material und Technik von bestimmendem Einfluß auf den *Stil* ist, daß ein Porzellangefäß oder eine Porzellanfigur mit den Wirkungen zu rechnen hat, die gerade durch die Technik des Brennens und Glasierens zu erzielen sind, daß die Glasmalerei offen die Zusammensetzung aus verschiedenen farbigen Stücken zeigt, die durch Bleifassungen verbunden sind, und daß sie desto stärker wirkt, je mehr sie sich auf diese naturgemäßen Mittel ihrer eigenen Technik beschränkt und sie zur Geltung bringt; daß die Möbelschreinerei Formen bevorzugt, die dem Hobelstrich entsprechen, und daß sie die natürliche Schönheit der Holzmaserung wirkungsvoll benutzt; daß das Schmiedeeisen so Verwendung findet, wie es wiederum der Technik des Schmiedens völlig angemessen ist, und wie wir es in sehr stilgerechter Weise an einem *gotischen Türband* (Abb. 16) mit Rosetten aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg sehen, wo mit ganz flach oder einfach rund gehämmerten Formen die reizvollsten ornamentalen Wirkungen erzielt sind, und wo man doch auf den ersten Blick erkennt, daß es sich eben um Schmiedeeisen und Schmiedearbeit handelt und nichts andres. Sind doch auch die Nägel zur Befestigung ganz offen zu sehen und ihrerseits wiederum nach Anordnung und Ausgestaltung dem künstlerisch-dekorativen Zweck dienstbar gemacht.

In der *Textilkunst* finden sich Elemente, die in gewisser Weise dem Mosaik verwandt sind, insofern die *Technik des Webens* dazu führt, die Formen aus eckigen Linien und Teilen zu bilden, die das Auge zum Ganzen verschmelzen muß und tatsächlich verschmilzt, obwohl die Technik als solche deutlich erkennbar bleibt. Wir zeigen als Beispiel ein Erzeugnis der *Stickerei*, einen Londoner Einband vom Jahre 1725 (Abb. 17), der das Gesagte schlagend illustriert. Alle diese flachen oder kreuzförmigen Stiche geben sich klar als das zu erkennen, was sie rein technisch sind, eben als Nadelarbeit, und gerade darin liegt ein großer Teil des ästhetischen Reizes des Ganzen. Und da wir hiermit ausnahmsweise das Gebiet des Buchgewerbes immerhin gestreift haben, wollen wir wenigstens andeutend an ein sehr wichtiges buchgewerbliches Material erinnern, bei dem auch die Sichtbarkeit der Technik seiner Herstellung durchaus als *Vorzug* gewertet wird: *das Papier*, das in seinen kostbarsten Produkten, den Büttenpapieren, die Spuren des *Siebes* trägt, mit dem es „geschöpft" wurde, und weit entfernt, einen Makel zu bedeuten, werden diese vielmehr als Ehrenmale und Auszeichnung betrachtet! — Daß bei alledem wesentliche Unterschiede zwischen Handarbeit und Maschinenarbeit bestehen müssen, kann hier nur kurz gestreift werden, und ich möchte dabei der Ansicht Ausdruck geben, daß es natürlich

Digitized by Google

nicht möglich und daher nicht anzustreben ist, die Maschine auszuschalten oder zu verdrängen. Das wäre in unserm „technischen Zeitalter" ein vergebliches Beginnen, und wir können nicht die tatsächliche Entwicklung auf Grund ästhetischer Doktrinen künstlich zurückschrauben. Wohl aber können und sollen wir die in der Maschinentechnik liegenden besonderen Möglichkeiten zu erkennen streben und sie in künstlerischem Geiste ebenso ausnutzen, wie dies bei der Handarbeit innerhalb ihrer technischen Grenzen geschieht.

Wir haben bisher die *Technik in der Kunst* auf den verschiedenen Sondergebieten betrachtet und ihre Bedeutung einerseits, ihre Grenzen anderseits zu erkennen versucht. Wir würden jedoch unvollständig sein, wollten wir die Frage nicht auch noch von einer andern Seite aus betrachten, die uns zu neuen Gesichtspunkten überleitet, nämlich: die Technik in der Kunst, insoweit sie nicht als *Mittel*, sondern als *Gegenstand* der Kunst erscheint, als ein Vorwurf zur Darstellung wie ein andrer, wobei das Wort „Technik" natürlich im speziellen Sinne *industrieller Technik* zu verstehen ist. Es liegt auf der Hand, daß die Frage in irgendwie erheblichem Umfange überhaupt erst seit neuerer Zeit auftreten konnte, nämlich seit dem Beginn unsres „technischen Zeitalters", seit dem Auftreten der modernen *Maschine*. Die Fabrik mit ihrem schwirrenden, flimmernden Getriebe bot ja dem Auge des Malers ganz neue, fesselnde und eigenartige Bilder dar, die zur Darstellung reizten und sich oftmals mit dem künstlerischen und sozialen Interesse an dem in ihr entstehenden gleichfalls neuartigen Typus des modernen *Industriearbeiters* verknüpften. Die realistische Literatur des 19. Jahrhunderts weist zahlreiche bekannte Beispiele hierfür auf, und noch heute wird das hohe Lied der Technik und der Arbeit gern gesungen und gern gehört — wir erinnern nur etwa an die köstlichen Bücher von *Max Eyth* oder an die technischen Phantasien und Zukunftsträume, wie sie von *Jules Verne* bis zu *Hans Dominik* immer wieder ihr breites Publikum finden, und die ja auch in prophetischen, oft scherzhaft karikierten Zeichnungen ihr Gegenbild besitzen.

In der *bildenden Kunst* ist das klassische Werk dieser Art das berühmte, jetzt in der Berliner Nationalgalerie befindliche *Eisenwalzwerk* (Abb. 18) des großen Realisten *Adolf v. Menzel* vom Jahre 1875. Karl Woermann hat gelegentlich sehr gut hervorgehoben, daß den Künstler hier die Wiedergabe des bewegten Lebens völlig objektiv genau ebenso interessiert hat, wie das bunte Treiben des Hofballes auf einem andern bekannten Gemälde. *Daß* dergleichen aber überhaupt gemalt wurde und als „kunstfähig" galt, war etwas Neues und wurde damals nicht ohne Kopfschütteln hingenommen. Seitdem hat sich das Industriebild als neues Genre der Kunst mehr und mehr verbreitet und vertieft — denken wir etwa an *Constantin Meuniers* Bilder und plastische Werke aus dem belgischen Kohlenrevier, wobei allerdings die Person des Arbeiters meist im Vordergrunde des Interesses steht —, und so konnten denn ganze Sonderausstellungen diesem Thema gewidmet werden, wie die „Stätten der Arbeit" in der Galerie Arnold 1912 und „Die Industrie in der bildenden Kunst" anläßlich des Kruppschen Jubiläums in Essen im gleichen Jahre, oder neuerdings die Duisburger Ausstellung „Der gute Industriebau", verbunden mit einer großen Kollektion von Rhein- und Hafenbildern. Ich möchte bei dieser Gelegenheit und

Digitized by Google

an dieser Stelle, die ja selbst eine Ehrenstätte der Arbeit ist, besonders auf eine gute Broschüre: „Das Problem der Arbeit in der bildenden Kunst" von dem verdienten Professor *Paul Brandt* hinweisen.

Es konnte nun aber nicht ausbleiben — und damit treten wir in die aktuellsten Probleme der Gegenwart ein —, daß die industrielle Technik sich mit der bescheiden dienenden Rolle als ein *Gegenstand* der Kunst nicht begnügte, vielmehr ihrerseits stark auf Geist und Form der Kunstwerke selbst einzuwirken begann, so daß wir stellenweise geradezu von einer *Industrialisierung und Mechanisierung der Kunst* sprechen können — eine Erscheinung, über die ja heutzutage mit lebhaftem Für und Wider diskutiert wird, und an der auch das Buchgewerbe nicht teilnahmslos vorübergehen kann. — Sehen wir uns etwa die Wiedergabe eines technischen Erzeugnisses an, wie den „*Eiffelturm*" (Abb. 19) des Franzosen *Delaunay* von 1920, so verstehen wir ohne weiteres die grundsätzliche Änderung der künstlerischen Einstellung, die sich hier etwa gegenüber Menzels Bild bereits vollzogen hat. Schon daß wir von hoch oben, wie aus dem Flugzeug, herunterblicken, gibt dem Ganzen von vornherein eine technische Grundnote, die früher undenkbar gewesen wäre; aber auch in der Behandlung der Formen selbst überwiegt nicht das rein *Optische*, sondern das *Konstruktiv-Mathematische*, das von dem genialen Ingenieurwerk ausstrahlt und unwillkürlich auch auf dessen Umgebung, auf die Linien der Straßen und Parkanlagen da unten, übertragen erscheint. Gab Menzel ein reines Bild, so haben wir hier eine halb technische, halb dekorative Umdeutung des bloßen Augeneindruckes, also etwas grundsätzlich andres vor uns.

Diese neue, von der industriellen Technik beeinflußte Kunstgesinnung hat sich nun in verschiedenen Richtungen, zum Teil sehr merkwürdig, offenbart. Die einfachste und naivste, man kann vielleicht auch sagen plumpste Form ist die von *Kurt Schwitters* in den sogenannten „Merz-Bildern" (Abb. 20) zur Anwendung gebrachte. Er stellt da bekanntliche reale Gegenstände in natura zusammen: Zeitungsausschnitte, Blechscheiben, Spielkarten, Drahtstücken, und rein technische Produkte, wie ein Vorlegeschloß oder ein Ventilrad, womit er künstlerische Gestaltungen zu schaffen behauptet. Obwohl diese Experimente heute wohl schon als endgültig überwunden gelten dürfen, konnten wir sie hier als charakteristische Zeichen unmittelbarsten Eindringens der industriellen Technik in die Kunst nicht übergehen.

Nahe verwandt hiermit sind die seltsamen Versuche, die unter dem Namen „*Photomontage*" im Dessauer (früher Weimarer) Banhaus durch *L. Moholy-Nagy* und andre gemacht wurden, und die darin bestehen, daß Teilausschnitte photographischer Wirklichkeitsaufnahmen zusammengeklebt und zu einem neuen Ganzen verbunden werden. Dabei spielen wiederum technische Gegenstände eine besondere Rolle, wie etwa in dem hier gezeigten Bilde „Der Milliardär" (Abb. 21) von *Hannah Höch*, wo wir zwischen den durchschnittenen Köpfen der Industriekapitäne von amerikanischem Typus Gewehrteile erblicken, und daneben eine große industrielle Anlage, einen Automobilreifen, durch den man auf eine Stadt blickt und auf dem ein kleines Lastauto fährt und dergleichen mehr. Auch solche wunderliche Dinge müssen wir im Zusammenhange unsres Themas unbedingt

Digitized by Google

beachten und als Zeiterscheinungen in dem hier angedeuteten Sinne zu verstehen suchen, ohne uns mit ihnen identifizieren zu wollen.

Die *Russen* haben unter der Bezeichnung „*Proun*" eine ganz besondere Richtung technisch-künstlerischer Darstellung geschaffen, die oft geradezu an Konstruktionszeichnungen für die Praxis oder an die technischen Baukästen unsrer Jugend gemahnt, und doch ganz ernst genommen sein will. Unser Bild nach *El Lissitzky* (Abb. 22) zeigt zugleich, wie im neuen Rußland in alles, und so auch in die Kunst, politische Momente hineinspielen, natürlich in einer ganz bestimmten Richtung, die ich wohl nicht zu nennen brauche! Es läßt sich nicht leugnen, daß damit in unserm Falle eine starke, plakatartige Wirkung erzielt wurde, indem die das ganze Bild durchschneidende Diagonale mit der vorspringenden Rednerkanzel daran geradezu aufpeitschend wirkt wie ein Schrei oder ein Schuß. — In ruhiger, gemäßigterer Weise beruht ja die ganze Kunstrichtung, die wir unter dem Begriff des „*Konstruktivismus*" zusammenzufassen pflegen, auf solchem Einfluß einer mehr oder weniger technisch beeinflußten Anschauung, und wenn wir dort alles auf kubische oder geometrische Formen zurückgeführt sehen, so ist dies eben der logische Ausdruck hierfür. — Verwandt damit sind auch jene Bestrebungen, die auf eine „*elementare Gestaltung*" in der Kunst hinzielen. Um mit veralteten, ausdruckslos gewordenen Formen aufzuräumen, wollen sie erst einmal die einfachsten Elemente von Linie, Fläche, Form und Farbe gewissermaßen in Reinkultur herausdestillieren und dann neue Gestaltungsmöglichkeiten damit schaffen, wie wir es etwa in *Wassili Kandinskys* Komposition „Oval" (Abb. 23) von 1925 sehen. Das Naturvorbild ist völlig ausgeschaltet, und man verneint dessen Wiedergabe im Bilde ausdrücklich, weil diese ja durch die Photographie ohnedies viel getreuer erfolgen könne — ein fundamentaler Irrtum, da die Kunst ja aus der Natur ganz andres herausholt als die mechanische Aufnahme; aber das Ergebnis dieser Auffassung sind jedenfalls Werke, die aus absoluten, abstrakten Formen und Farben ohne jeden Wirklichkeitsanklang zusammengefügt sind, und die nun wiederum unwillkürlich an technische Produkte erinnern. Wir brauchen Kandinskys Bild nur im einzelnen mit den Augen durchzugehen, um das bestätigt zu finden, wenn es auch nur ganz allgemeine Anklänge sind und keineswegs etwa Darstellungen bestimmter Maschinenteile, Instrumente oder dergleichen. Aber das „technische Jahrhundert" spiegelt sich deutlich auch hier.

Auch in *plastischen Arbeiten* hat man diese Ideen zu verwirklichen gesucht, die in Holz oder Metall rein stereometrisch-konstruktive Gebilde darboten und freie Kunstwerke damit zu geben vermeinten. Aber ihre eigentlich fruchtbare Wirkung hat diese Richtung naturgemäß auf dem Gebiete der an sich schon technischsten aller Künste auszuüben vermocht, auf dem Gebiete der *Architektur*, und es ist höchst bemerkenswert, daß auf diese Weise die Baukunst einmal wieder *die Führung* unter den Künsten zu übernehmen scheint, wie dies in den besten Zeiten der Kunst der Fall war. Daß es sich dabei noch nicht um fertige Resultate handeln kann, ist selbstverständlich, aber das macht die Versuche als solche nicht weniger interessant und lehrreich. — Wir sehen hier eine moderne Villa (Abb. 24) von dem Vorkämpfer des neuen Stils *Le Corbusier* und seinem Schildknappen

Digitized by Google

P. Jeanneret aus dem Jahre 1923, und wir können ihre Prinzipien nicht besser erläutern als mit den Worten des bekanntesten holländischen Vertreters der sogenannten „Stilbewegung" *Theo van Doesburg*, der dieselben folgendermaßen formuliert hat: „Architektur wird an Stelle von Kunst zu einer Organisationsmethode von Funktion und Material vermittels elementarer Konstruktion." Sie sehen also, daß das, was dieser Richtung von andrer Seite als *Vorwurf* entgegengehalten wird, durchaus ihre offen bekannte *Absicht* und ihr bewußtes Programm darstellt, also von ihr selbst nur als *Lob* empfunden werden muß. Welche Wirkungen damit erzielt werden, zeigt unser Bild sehr anschaulich. Von dem früheren Begriff einer „Villa" ist positiv nichts übriggeblieben; man erblickt einen nüchternen, kahlen, technisch-konstruktiven Zweckbau mit großen rechteckigen Flächen und würfelförmigen Formen, wozu auch das sprichwörtliche flache Dach gehört, mit gerüstartigen Balkonen und dergleichen. Gefühlsmomente sind völlig ausgeschaltet, und vortrefflich passen hierauf die Worte, die der Ministerialrat *Walter Curt Behrendt* in seinem kürzlich erschienenen Buche „Der Sieg des neuen Baustils" einmal schreibt: „Eine Baukunst, die ein lebendiger Bestandteil unsrer Zeit sein soll und ein wahrheitsgetreuer Ausdruck unsres neuen Lebensgefühls, kann nichts andres sein als unsre Maschinen, unsre Apparate, Flugzeuge und Automobile. Sie kann nicht gefälliger, nicht poetischer, nicht stimmungsvoller sein als unsre Elektromotoren, unsre Turbinen und unsre Planetarien. Aber sie wird ebenso intuitiv, so visionär, so schöpferisch sein können wie diese." In diesem Prozeß aber stehen wir noch mitten darin, und die Ausdrucksformen der reinen Technik selbst sind noch durchaus nicht am Ende ihrer Entwicklung, wie wir sogleich sehen werden. Deshalb hat diese Architektur, die ja vor kurzem auf der Stuttgarter Ausstellung „Die neue Wohnung" in Zusammenhang vorgeführt worden ist, zunächst noch etwas allzu Theoretisches und, ich möchte sagen, Negatives, indem sie vorerst einmal mit einem gewissen, in der Tat höchst überflüssigen historisch-dekorativen Plunder endgültig aufgeräumt und die Bahn für Neuschöpfungen freigemacht hat, die dem *technischen Zeitgeist* entsprechen. Vielleicht vergaß man freilich dabei, daß die Kunst nicht nur verkörpert, was eine Zeit *besitzt*, sondern auch was ihr *fehlt* und was sie ersehnt... Im Innern dieser Häuser sieht es ja ähnlich aus, und in einem Wohnzimmer von dem Leiter des Dessauer Bauhauses, *Walter Gropius*, sieht man etwa kahle, bildlose Wände, quergestellte nackte Fenster, kastenförmige Tische und Schränke, sowie Stühle und Sofas, die von gebogenen Eisenstangen getragen werden, so daß man hier wirklich von der modernen „*Wohnmaschine*" sprechen kann, wie man solche Erscheinungen in Ernst und Scherz genannt hat. Das Schlagwort der „neuen Sachlichkeit" kommt hier in ganz besonderer Weise zur Geltung und bietet, wenn es allzu konsequent und rücksichtslos durchgeführt wird, natürlich Andersgesinnten mancherlei Anlaß zur Kritik, die wir nicht verschweigen wollen. So schrieb der feinsinnige Dichter *Börries Freiherr von Münchhausen* in einem Aufsatz mit der Überschrift „Seelenvolle Wohnhäuser" (in Westermanns Monatsheften September 1927) die Worte: „Ein Wohnhaus ist nur bei ganz wenigen Menschen ein reines Zweckgebilde, zum wesentlichen Teil aber soll es der Ausdruck der *Seele* des Bewohners sein, und *eine Seele hat mit Technik nichts zu schaffen.*" — Hier ist nun freilich wohl eine

Digitized by Google

Übertreibung mit einer andern Übertreibung beantwortet, aber der Satz führt uns nun schließlich zu den *letzten* Betrachtungen, die uns über die Wechselwirkungen von Technik und Kunst noch anzustellen bleiben, zu der Frage, ob und wie *die Kunst in der Technik* sich äußern kann und äußern soll. — Schließt doch auch *Behrendt* sein eben zitiertes Buch über den neuen Baustil mit der Hoffnung, daß den Werken des neuen Stils, des Maschinenstils, des technischen Stils, von selbst auch der *Segen der Kunst* zuteil werden möge, um den sich der polytechnische Stil mit all seinen artistischen Mitteln umsonst bemüht habe!

Wir können uns hier kurz fassen, zumal ja die eine Hälfte der Frage, nämlich bezüglich der *künstlerischen Technik*, im vorhergehenden jeweilig schon mitbeantwortet wurde. Wir sahen, daß die Technik in der Kunst zwar notwendige Voraussetzung und häufig mitbestimmendes Element ist, daß aber ihre einseitige Vorherrschaft zum leeren Kunststück führt, wenn eben die Technik nicht mit Kunst — wir könnten auch nach Münchhausen sagen mit Seele — gleichsam durchtränkt ist. So haben wir denn hier nur noch von der *industriellen Technik* in ihrem Verhältnis zur Kunst zu sprechen, und die Frage zu prüfen, ob die Seele mit der Technik und die Technik mit der Seele wirklich gar nichts zu schaffen hat, oder ob es doch innere Verknüpfungen zwischen Seele und Technik, also auch zwischen Kunst und Technik gibt, die es nur aufzufinden und zu pflegen gilt, um den scheinbaren Gegensatz auszugleichen.

Allerdings, wenn wir uns im *modernen Alltagsleben* umsehen, so möchten wir oftmals fast an die Gefahr einer völlig seelenlos technisierten Kunst glauben, und es ist tatsächlich nicht zu leugnen, daß eine solche Gefahr an vielen Stellen vorliegt. Wir nannten schon die *Photographie*, mit deren „treuer" Wirklichkeitswiedergabe man die künstlerische Naturdarstellung ersetzen zu können glaubt, als ob das Kunstwerk nicht etwas ganz andres gäbe wie die mechanische Aufnahme — ein Thema, über das ich mir schon vor 25 Jahren ein besonderes Buch zu schreiben erlaubt habe, worin die Frage durch Bilder erläutert ist. Ein spezieller Fall ist hierbei noch die *Momentphotographie*, die uns gewiß viel Belehrung über den wirklichen Verlauf von Bewegungen und deren einzelne Phasen gebracht hat, die aber in künstlerischer Beziehung nur sehr mit Vorsicht zu benutzen ist, weil das menschliche Auge nebst dem dahinter befindlichen Nerv eben *kein toter Apparat* ist und nicht mechanisch-momentan, sondern empfindend und verschmelzend die Folge der Eindrücke aufnimmt. Dann das *Lichtspiel*, der Kinematograph, der auch so manches Unheil anzurichten imstande ist, oder das *Farblichtspiel*, mit dessen wechselnden Reizen man allen Ernstes das bleibende, gemalte Bild zu verdrängen meint. Und auf dem Gebiete des *Gehörs* die technisch-mechanischen Einrichtungen des Grammophons, der Sprechmaschine, des Radio mit allen ihren praktischen Vorzügen und ästhetischen Gefahren, über die wir uns nicht näher auszulassen brauchen.

Soll also wirklich die Kunst ganz zur Technik werden, und soll und muß diese Technik ihrerseits ganz frei von künstlerischer Empfindung, von seelischem Ausdruck sein? — *Die Technik selbst mag uns die Antwort darauf geben!*

Digitized by Google

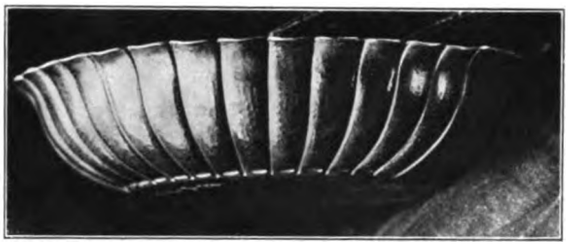


ABBILDUNG 15
GETRIEBENE MESSINGSCHALE · LEIPZIG
(KUNSTGEWERBEMUSEUM)

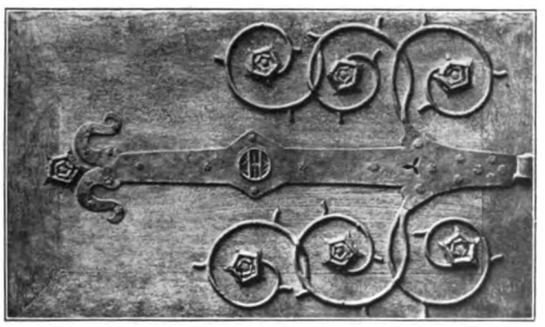


ABBILDUNG 16
15. JAHRHUNDERT, DEUTSCHLAND · TÜRBAND
MIT ROSETTEN · NÜRNBERG (GERMAN. MUSEUM)

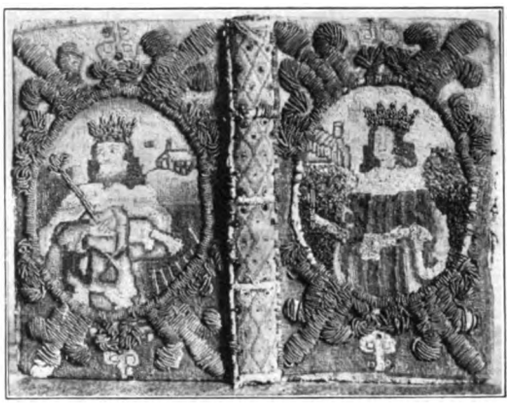


ABBILDUNG 17
GOBELINSTICKEREI-EINBAND · LONDON · 1725

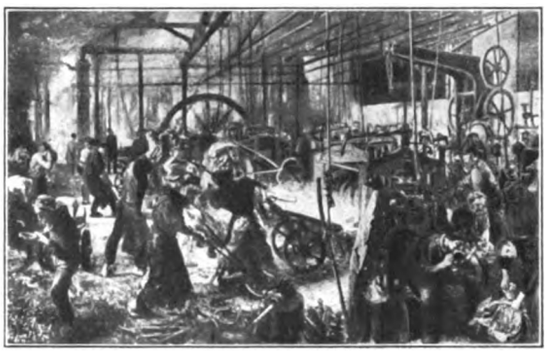


ABBILDUNG 18
AD. VON MENZEL: DAS EISENWALZWERK · BERLIN, NATIONALGALERIE

Digitized by Google

ABBILDUNG 19
DELAUNAY: EIFFELTURM • 1920

ABBILDUNG 20
KURT SCHWITTERS: »MERZ-BILD«
1920

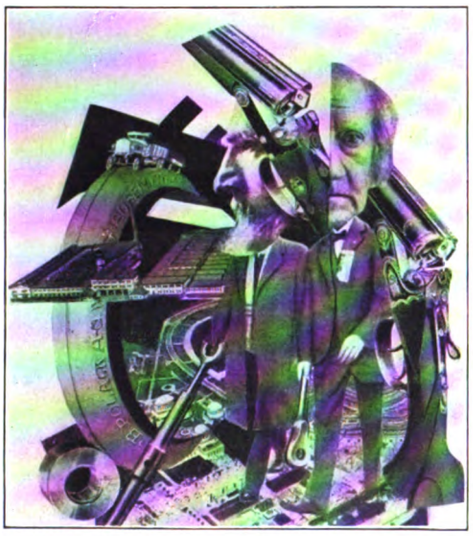


ABBILDUNG 21
HANNAH HÖCH: DER MILLIARDÄR
(»PHOTOMONTAGE«)

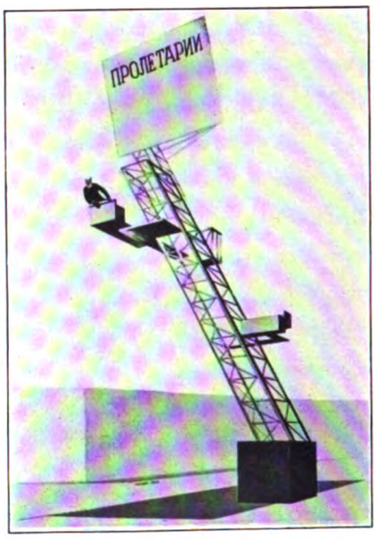


ABBILDUNG 22
EL LISSITZKY: »PROUN«-BILD
1920

Digitized by Google

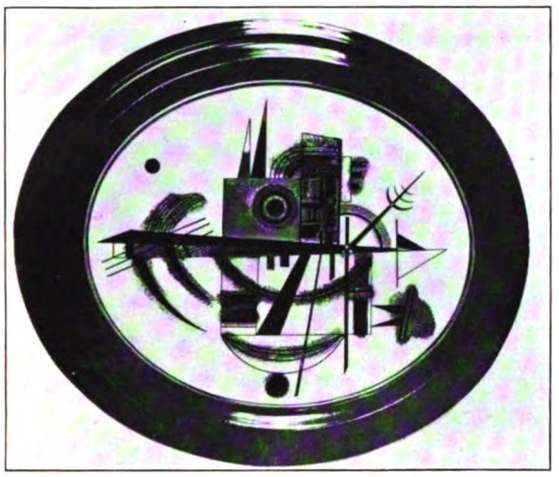
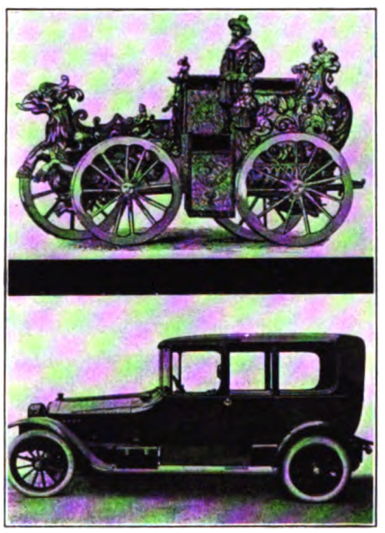


ABBILDUNG 23
KANDINSKY: »OVAL« · 1925

ABBILDUNG 24
CORBUSIER ET P. JEANNERET:
VILLA IN VAUCRESSON 1923

ABB. 25 SELBSTFAHRENDER
WAGEN · NÜRNBERG · 1649



UND MODERNER KRAFTWAGEN

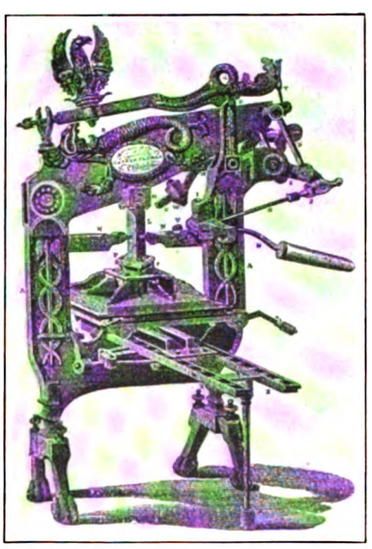


ABBILDUNG 26
COLUMBIA-PRESSE · 1810 (GEORGE
CLYNER, PHILADELPHIA)

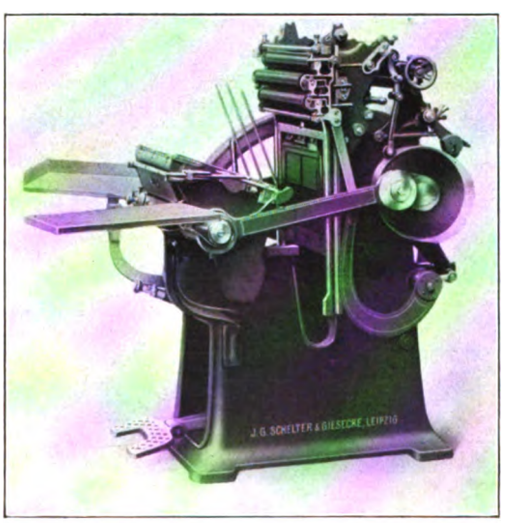


ABBILDUNG 27
TIEGELDRUCKPRESSE VON
SCHELTER & GIESECKE

Digitized by Google

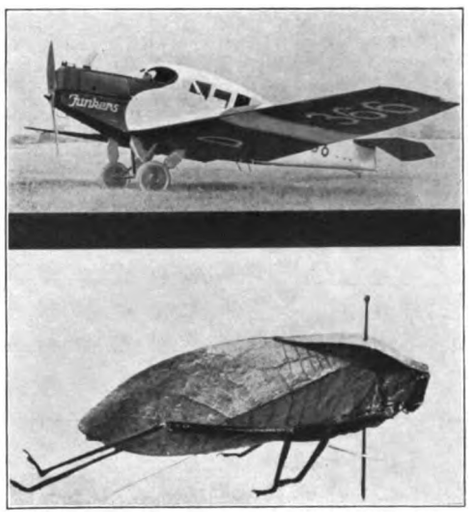


ABBILDUNG 28
FLUGZEUG UND HEUSCHRECKE · NACH ERNST KROPP: WANDLUNG DER FORM IM 20. JAHRHUNDERT

ABBILDUNG 29
AMERIKANISCHES HOCHHAUS
(HUGH FERRISS)

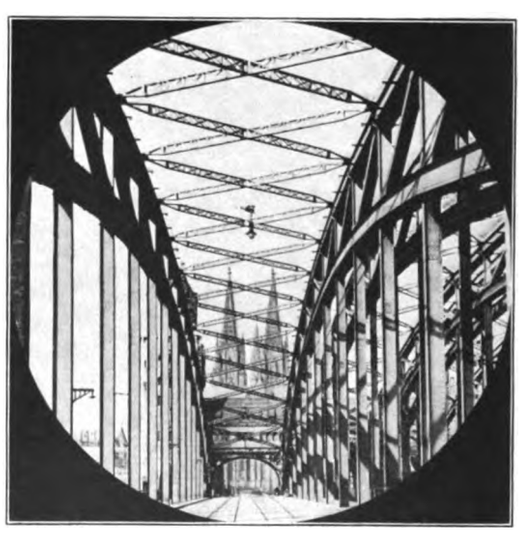


ABBILDUNG 30
KÖLNER DOM DURCH DIE BRÜCKE GESEHEN

Digitized by Google

Wir müssen hier auf etwas zurückgreifen, was wir vorhin anläßlich der Baukunst schon streiften und dort als die *symbolische Beseelung der Bauglieder* in der tektonischen Formensprache bezeichneten. Eine solche organisch empfundene Belebung ist nun aller angewandten Kunst möglich, und in ihr liegt das tiefste Mittel künstlerischen Ausdrucks beschlossen, weil sie unmittelbar zu der eigenen körperlichen und seelischen Empfindung des Menschen spricht, aus der sie entspringt. Noch immer gilt *Goethes* herrliches Wort aus den Sprüchen in Prosa: „Wir wissen keine Welt, als in bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezuges ist!" Aber freilich kann diese Formensprache verschiedene Arten und Grade annehmen, kann sich lauter oder leiser, offener oder versteckter zeigen, je nach der Eigenart des Künstlers oder seiner Zeit, und wir wollen untersuchen, ob sie nicht auch im technischen Erzeugnis erklingt, dafern das *Ingenieurwerk* zugleich ein *Kunstwerk* ist.

Geben wir zunächst einmal zu, daß die aus der Antike stammende, handgreiflich-sinnliche und alles gewissermaßen vermenschlichende Art des künstlerischen Formenausdruckes, die von der Renaissance aufgegriffen wurde und auch für uns lange Zeit allgemein verständlich war, *nicht die einzig mögliche* ist, und daß sie für unsre verfeinerten Nerven leicht etwas Aufdringliches hat, anderseits durch allzu häufigen Gebrauch einigermaßen abgenutzt erscheint. Wir brauchen keine Karyatiden, keine plastischen Menschenfiguren mehr, um uns die tragende Kraft der Mauern oder der Portalpfeiler zu versinnlichen, keine geschnitzten Gesichter, um den „Balkenkopf" als das zu bezeichnen, was sein treffender Name besagt. Wir brauchen auch keine Löwenmäuler mehr, um die „Mündung" der Brunnenröhre — wiederum eine bedeutsame Bezeichnung! — organisch zu beleben, keine Tierfüße, um die Beweglichkeit von Tisch und Stuhl zu verdeutlichen, wenn wir auch nach wie vor von Tisch- und Stuhl*beinen* sprechen werden, solange es Tische und Stühle gibt. Aber selbst unsre, an sich gewiß rein technisch empfundenen großen elektrischen Lichtmasten aus Beton kommen nicht glatt und unvermittelt aus der Erde, in der sie doch tief genug stecken, um festzustehen, sondern man gab ihnen unten einen schön geschweiften *Sockel*, der dieses feste Stehen für das Auge wohltuend *fühlbar macht*, und schon hierin liegt ein organischer Anklang, wenn nicht an einen Fuß, so doch an den Baum, der auch nach der Wurzel zu sich verbreitert. Und selbst in der rein industriellen Technik kommen wir von solcher *vergleichenden Körperempfindung* nicht völlig los. Zwar geben wir nicht mehr einem stoßenden Instrument den Kopf eines Widders, wie es die Römer sogar mit ihren Belagerungsmaschinen zum Einrammen der Mauern taten, aber wir nennen doch den stoßartig arbeitenden Wasserhebungsapparat noch heute den „Widder", und wir sprechen von einem „Sägebock", einem „Rammbär", einer „Laufkatze" und dergleichen. Die Sprache hat hier wiederum ein feines Gefühl für das Künstlerische. Bezeichnen wir doch auch schnelle, leichte Fahrzeuge gern mit entsprechenden Tiernamen, etwa ein Boot als Möwe, Forelle oder Delphin, ja ein Flugzeug als Wal.

Doch es braucht dies, wie gesagt, nicht unmittelbar in personifizierter Gestalt in die Erscheinung zu treten, und ich kann das nicht besser zeigen als durch den Vergleich eines *selbstfahrenden Wagens aus Nürnberg* vom Jahre 1649 mit einem *modernen Automobil*

Digitized by Google

(Abb. 25). Hatte man es dort noch für nötig gehalten, die treibende Kraft durch ein *springendes Ungetüm* am Vorderteil zum Ausdruck zu bringen und den ganzen Wagen genau wie sonstige Prunkkutschen mit reichem *Ornament* zu überziehen, so spricht hier die reine, ausdrucksvolle Linie des technischen Baues leiser, aber nicht minder verständlich zu uns. Das Auge gleitet unwillkürlich an den zu einheitlichem Schwunge gestalteten Umrissen des Wagens entlang, und wir verleihen ihm dabei die gleiche *innere Spannkraft*, die gleiche Eigenbewegung auf dem Lande, wie etwa einem schön gebauten Schiff im Wasser. — Es ist bekannt, daß diese feine Liniensprache sich auch erst allmählich herausgebildet hat, denn die ersten Autos sahen wirklich nur wie gewöhnliche Wagen aus, an denen bloß die Pferde fehlten; und so erkennen wir schon hier, daß wirklich ein technisches Erzeugnis sehr wohl der künstlerischen Durchbildung, der inneren Beseelung aus seinem eigensten Wesen heraus fähig ist. Es mehren sich ja auch in unsern Zeitschriften die Aufsätze über „*Kunstformen der Technik*", über „*Die Schönheit der Maschine*" und wie sie alle heißen mögen, namentlich aus den Kreisen des Deutschen Werkbundes heraus, ganz in dem Sinne, den wir hier anzudeuten versuchten. Und wenn gerade der Werkbund neuerdings die „*Form ohne Ornament*" auf seine Fahne geschrieben und durch eine Ausstellung propagiert hat, so wollte er damit auch nicht die bloße Technik als solche geben, sondern gerade den feineren lebendigen Eigenausdruck der Form von störendem Ballast befreien. Denken wir dabei nur etwa an frühere und heutige *Schußwaffen*, oder gar an die reich verzierten *Prunkhelme* der Renaissance mit drohenden Tierfratzen darauf im Vergleich zu unserm ganz schlicht technischen, wundervollen *Stahlhelm*, der unsern Soldaten so unvergleichlich zu Gesicht stand, und den ich mit seiner ganz fein empfundenen Linie durchaus in die Reihe der Kunstwerke stelle.

Wir könnten diese Beispiele noch vielfach vermehren, denn in der Tat werden auch unsre Maschinen und sonstigen technischen Erzeugnisse jetzt sehr wohl auch auf künstlerische Ausdruckswerte hin gebaut, und wer wollte leugnen, daß etwa der Blick in den Generatorenraum eines großen Elektrizitätswerkes mit dem gleichmäßigen Rhythmus seiner verschiedenen Aggregate ein schönes und wirkungsvolles Bild zeigt? So werden auch unsre *Kraftmaschinen* formal immer befriedigender, je reiner und vollkommener sie technisch durchkonstruiert sind. Im Deutschen Museum zu München steht eine *alte Dampfmaschine* vom Jahre 1840 mit schwingendem Kolben, der hat ihr Erbauer *Ernst Alban* die Form eines griechischen Tempels gegeben, mit dorischen Säulen und einem regelrechten Triglyphenfries, selbst der Zylinder ist wie eine Säule ringsum kanelliert. Das haben unsre technisch vollendeten Maschinen nicht nötig, weil ihr Organismus an sich schön und für seine Funktion ausdrucksvoll ist, gerade so wie der harmonisch durchgebildete menschliche Körper ohne Bekleidung am schönsten ist, und es auch hier nur gilt, dies in künstlerisch empfindender Weise herauszuholen und zu betonen. Wir wollen das noch an einem uns besonders naheliegenden Vergleich betrachten. Eine der frühesten eisernen Handpressen, die *Columbiapresse* (Abb. 26) von *George Clyner* in Philadelphia aus dem Jahre 1810, zeigt ganz dieselbe überladene Ornamentik und handgreifliche Symbolisierung durch allerlei Getier wie der vorhin gesehene alte selbstfahrende Wagen. Ich weise besonders

Digitized by Google

auf den oberen Hebel und auf die Tierklauen an den Füßen hin. Wir empfinden das heute als altmodisch und nicht nur als überflüssig, sondern sogar störend. Das Bild einer rein sachlich-technisch konstruierten *modernen Tiegeldruckpresse* (Abb. 27) befriedigt deshalb auch unser heutiges Auge weit mehr, weil die Funktion jedes Teiles ohne weiteres klar und einfach darin zum Ausdruck gelangt. Und doch kann man, halb unbewußt, auch hier etwas Organisches erblicken und empfinden, etwas von einem sich öffnenden und schließenden Maul, das die Bogen abwechselnd schluckt und wieder hergibt . . . Daß diese technisch-künstlerische Formensprache erst noch im Werden ist, wurde schon betont.

Und merkwürdig genug: gerade ein ganz neuzeitliches Buch weist sogar unmittelbar auf formale Zusammenhänge zwischen Erzeugnissen der Technik und organischen, belebten Wesen hin, das sehr beachtenswerte Werk von *Ernst Kropp:* Wandlung der Form im 20. Jahrhundert. Ihm ist das vergleichende Bilderpaar (Abb. 28) entnommen, das wir jetzt betrachten wollen, oben ein *neues Junkers-Flugzeug* und unten der charakteristische *Flugkörper einer Heuschrecke*, die tatsächlich ganz auffällige, im praktischen Zweck begründete Ähnlichkeiten aufweisen. Wir sprachen vorhin von einem Zurücktreten der unmittelbaren Naturvorstellung in der technisierten Kunst unsrer Zeit, und auch Kropp redet von einer veränderten Einstellung zur Natur, insofern er nicht die weichen, elastischen Formen der höheren Lebewesen zum Vorbild nehmen will, sondern die der Technik näherstehenden Kerb- und Schalentiere mit ihren starren Panzern oder kunstvollen Gehäusen. Aber das ist doch nur ein gradueller, kein prinzipieller Unterschied, und so stehen wir denn vor dem höchst eigenartigen Vorgang, daß vielleicht gerade durch die Technik die scheinbar verdrängte *Natur in die Kunst zurückgebracht* wird und eine künstlerische Durchdringung von Kunst und Technik befördert, ein neuer Beweis für die tiefe Wahrheit des *Horazischen* Verses:

„Treibst die Natur mit Gewalt du auch aus, sie kommt immer doch wieder!"

Es brauchen ja auch gar nicht einmal immer nur *organische*, das heißt tierische oder pflanzliche Analogien zu sein, die das wohltuende Gefühl innerer Kraft und selbständigen Wachstums im *Kunstwerk*, und somit auch im *technischen* Kunstwerk, für uns hervorrufen. Gerade die technisch modernsten Riesenbauten Amerikas zeigen aber, daß ihnen etwas von dem gesetzmäßigen Wuchs natürlicher Basaltsäulen oder von dem *inneren Kristallisationsgesetz* der Mineralien innewohnt und zu künstlerischem Ausdruck gebracht werden kann. Ein Hochhaus (Abb. 29) des New Yorker Architekten *Hugh Ferriss* bietet ein vortreffliches Beispiel hierfür. Es ragt wirklich empor wie eine von selbst gewachsene und zu regelmäßiger Form herauskristallisierte Gesteinsmasse.

Nach alledem werden wir zum Schlusse sogar zugestehen müssen, daß reine Werke der Technik mit Werken höchster Kunst unbedenklich in *direkte künstlerische Wechselwirkung* gebracht werden können, wie unser letztes Bild beweist. Der soeben zitierte *Ernst Kropp* erzählt, wie er im Hafen von Antwerpen einen modernen Riesendampfer gleichzeitig mit der herrlichen Kathedrale dahinter gesehen und beide als *gleichwertig* empfunden habe. In unserm letzten Bilde blicken wir durch das rein technische, eiserne Strebewerk der Rheinbrücke auf das kunstvolle Steinwerk des *Kölner Domes* (Abb. 30), und

Digitized by Google

niemand wird behaupten wollen, daß die beiden so verschiedenartigen Dinge als Augeneindruck nicht trefflich zusammengingen: Technik und Kunst in der ästhetischen Versöhnung ihrer scheinbaren Gegensätze!

Wir sind am Ende unsrer Betrachtungen, die, ich wiederhole es, nur eine *allgemeine Einleitung* zu dem großen Thema „Kunst und Technik im Buchgewerbe" darstellen sollten. Die folgenden Redner werden sich auf den verschiedenen Einzelgebieten hierüber verbreiten, und ich spreche ihnen allen schon im voraus den aufrichtigsten Dank des Deutschen Buchgewerbevereins aus. In seinem schönen Vortrag zum 50. Stiftungsfest der Leipziger Typographischen Gesellschaft über „Die Typographie, ein Spiegelbild der Welt" hat *Dr. Julius Rodenberg* unser Thema schon kurz angedeutet und im Sinne von Peter Behrens auch für unser Gewerbe die *Synthese von Kunst und Technik* gefordert. Ich selbst ging zu Beginn davon aus, daß der Deutsche Buchgewerbeverein gerade hierin sein wichtigstes Ziel, seine größte, aber auch schwerste Aufgabe erblicke, und daß insbesondere dieser Vortragszyklus dem dienen soll. Aber wir alle wollen dabei nicht nur unser engstes Fachgebiet einseitig betrachten, sondern uns stets Anregung, Vergleich und *Maßstab* aus dem großen Ganzen der Kunst und der Technik in ihren höchsten Leistungen holen. Hierzu Ihnen einiges greifbare Material zu geben, das vielleicht bei den kommenden Vorträgen hier und da innerlich wieder lebendig und wirksam zu werden vermag, war der Zweck meiner einführenden Worte.

Digitized by Google

Die Herstellung von Erzeugnissen der Druckindustrie

VON PROFESSOR CARL BLECHER-LEIPZIG*

DIE Ausführungen, welche ich Ihnen heute vorzutragen die Ehre habe, verfolgen das Ziel, Sie ein Stück auf den Wegen zu führen, welche die verschiedenen Erzeugnisse der modernen Druckindustrie zu durchlaufen haben, bevor sie in die Hände des Konsumenten gelangen. Außerordentlich verschlungen sind diese Wege. Ihr Ausbau stockte während der Zeit des Weltkrieges und der Inflation. Geistige und finanzielle Lähmung hinderte die dem Druckgewerbe nahestehenden Kräfte an der Vervollkommnung ja selbst an der rationellen Auswertung vorhandener guter Arbeitsmethoden. Diese Periode, die dem deutschen Druckgewerbe tiefe Wunden schlug, ist vorbei. An Stelle des sich Anklammerns an ältere mehr oder weniger zufriedenstellende Arbeitsvorgänge bei der Herstellung von Erzeugnissen der Druckindustrie trat eine Zeit des Verbesserns auf allen, selbst den entferntest liegenden Gebieten sowohl der Druckform- wie der Druckherstellungsmethoden. Das Tempo, in dem bei diesem, fortschrittliche Tendenzen verfolgenden, Ausgestalten vorgegangen wurde und im Augenblick noch vorgegangen wird, ist etwa vergleichbar dem Tempo jener Zeit, die nun schon Jahrzehnte zurückliegt, in der der kühnste und erfolgreichste Neuerer auf dem Gebiet der Druckindustrie, Dr. Eugen Albert in München, das Druckgewerbe fast ununterbrochen mit einer Fülle neuer, praktisch ebenso interessanter wie wertvoller Ideen bereicherte. Der weitere Ausbau der Wege sowohl zur Gewinnung von Druckformen wie von Auflagedrucken, der oft mit sehr großen Opfern an Geld und, was nicht geringer einzuschätzen ist, mit Opfern an Gesundheit der Beteiligten verknüpft ist, erscheint durchaus noch nicht abgeschlossen. Im Gegenteil, alles läßt darauf schließen, daß die wirklich geschulten. d. h. die die technische, künstlerische und wirtschaftliche Seite der modernen Wege nüchtern gegeneinander abwägenden Kräfte noch lange nicht mit dem zur Zeit Erreichten zufrieden sind. Was die Zukunft als Ergebnis dieser Studien bringen wird, läßt sich im Augenblick natürlich noch nicht übersehen. Worüber ich Ihnen auf Grund kritischer, jedoch neutral abwägender Stellungnahme zu berichten habe ist natürlich nur das, was wir nach der Zeit des Ruhens heute bereits als Erfolg buchen können.

* Vortrag mit Lichtbildern, gehalten in Stuttgart am 13. Februar 1928, auf Veranlassung des Württembergischen Buchhändler-Vereins und des Vereins Stuttgarter Buchdruckereibesitzer. — Gekürzte Wiedergabe.

Digitized by Google

Die Druckindustrie unsrer Zeit ist ein Faktor unsres Kulturlebens von ungeheurer, weltumspannender Bedeutung. An Vielseitigkeit der Erzeugnisse dürfte ihr kein anderer Industriezweig gleichen. Bei einem geringen Bruchteil der Erzeugnisse handelt es sich um solche, die entweder nur gelegentlich für kürzer oder länger dauernden Gebrauch angefertigt werden oder unregelmäßig wiederkehrend auf dem Markt erscheinen. Die überwiegende Mehrzahl der Druckerzeugnisse hingegen wird in regelmäßigen Zwischenräumen hergestellt und vertrieben. In vielseitigster Weise schwankt der Umfang aller dieser Druckerzeugnisse, ihre Qualität und die von einem bestimmten Druckerzeugnis herzustellende Quantität, die sogenannte Auflagehöhe. Die *Bestandteile* eines jeden Druckerzeugnisses können ebenfalls mannigfachste Unterschiede aufweisen. Ein Druckerzeugnis kann entweder nur Schrift allein, d. h. mehr oder weniger umfangreichen Text, enthalten. Oder es können neben der Schrift Strichzeichnungen figürlichen bzw. ornamentalen Charakters, die dadurch charakterisiert sind, daß die Flächen zwischen den Konturen keinerlei Abtönung zeigen, vorkommen. Neben Schrift und Strichzeichnungen spielen ferner einfarbige oder mehrfarbige Halbtonbilder eine Rolle. Bei diesen erscheinen die Flächen zwischen den Konturen dem Auge entweder in einer einfarbigen oder mehrfarbigen Tonstufenfolge.

Die Wiedergabe der Bestandteile Schrift, Strichzeichnung, ein- oder mehrfarbiges Halbtonbild in irgendeinem Druckerzeugnis wird, wie Ihnen allen bekannt ist, durch einen Druckvorgang mit Hilfe von Druckformen auf dem für das Druckerzeugnis vorgesehenen Träger, zumeist Papier, hervorgebracht. Bei dem Druckvorgang wird die Druckform zunächst mit Druckfarbe eingefärbt und diese Druckfarbe entweder durch Anpressen der Form *unmittelbar* an den Träger des Druckerzeugnisses übertragen oder man bringt die der Druckform zugeführte Farbe zunächst auf einem Gummizwischenträger zur Ablagerung und überträgt erst von diesem die abgelagerte Farbe auf den Träger des Druckerzeugnisses. Dieser letztere Vorgang *indirekten* Farbüberganges wird, wie Ihnen ebenfalls bekannt sein dürfte, als Offsetdruckvorgang bezeichnet. Die Durchführung des Druckvorganges ist in mehreren Arten möglich und erfolgt auf Maschinen verschiedenster Konstruktion. Über die zahlreichen Abarten, die mehr oder weniger von Bedeutung sind, herrscht selbst in Fachkreisen Unklarheit. Ich habe deshalb versucht, in einer tabellarischen Übersicht die in Betracht kommenden Verhältnisse vor Augen zu führen. (Vergleiche die tabellarische Beilage.)

Von den in der Tabelle aufgeführten Druckarten sind zur Zeit als die leistungsfähigsten der Hochdruck, der Rakeltiefdruck, der indirekte lithographische Flach- und Tiefdruck, kurz, als sogenannter Offsetdruck bezeichnet, und der Lichtdruck anzusehen. Die Bedeutung des direkten lithographischen Flachdruckes unter Benutzung von Lithographiesteinen als Formenmaterial geht täglich zurück.

Es dürfte ohne weiteres einleuchten, daß bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Druckarten die mittels der einen oder andern Druckart hergestellten Erzeugnisse dem betrachtenden Auge nicht gleichartig erscheinen. Die Verschiedenartigkeit der Bestandteile Schrift, Strichzeichnung oder Halbtonbild eines Druckerzeugnisses offenbart sich denn auch jeweils darin, wie die Schärfe der Konturen sowie die Schärfe und der Reichtum der Details in die Erscheinung treten, welches Maß an Farbkraft die Elemente der Schrift oder Strichzeichnungen, bzw. beim Halbtonbild der Endton der wiederzugebenden Ton-

Digitized by Google

skala aufweist, ob die Farbablagerung auf dem Träger der Wiedergabe, dem Papier, glänzend oder matt aussieht, ob sich die Wiedergabe originaltreu oder nur originalähnlich erzielen läßt, ob bei mehrfarbiger Wiedergabe möglichste Beschränkung der Farbenzahl, ob Wiedergabe auf Papier mit rauher Oberfläche zulässig ist usw.

Auch diese verwickelten Verhältnisse habe ich der Übersichtlichkeit halber in einer Tabelle zusammenzufassen versucht. Berücksichtigt wurden in dieser Tabelle jedoch nur die als am leistungsfähigsten anzusehenden Druckarten, der Hochdruck, Tiefdruck, Offsetdruck und Lichtdruck. (Vgl. die tabellarische Beilage.) Die *besten* erreichbaren Resultate bei Anwendung einer bestimmten Druckart sind, wie wohl als selbstverständlich anzusehen ist, auch an die *jeweils günstigsten* Vorbedingungen hierfür geknüpft. Fehlen letztere, so wird man mit weniger guter Wiedergabe von Schrift und Bild zufrieden sein müssen. Die Gründe für eine minderwertige Wiedergabe sind wirtschaftlicher Art, und der Notwendigkeit gewisser wirtschaftlicher Forderungen muß unfreiwillig ein technisch als minderwertig anzusehender Erzeugungsprozeß angepaßt werden.

Als *wichtigste* wirtschaftliche Gründe, die den Verzicht auf bestmögliche Wiedergabe bedingen, sind anzusehen: Die für beste Qualität natürlich besonders hohen *Kosten* des Papieres, der Farbe und der Maschine, sowie der Druckform — bei letzterer namentlich auch der Umstand, daß ihre eventuell nur kurze Lebensdauer die Erledigung der gesamten Auflage in bester Qualität nicht mit nur *einer* Form zuläßt. Auf beste Ausführung muß sehr oft verzichtet werden, weil zu langsame Lieferungsmöglichkeit der Form oder des Auflagedruckes hierzu zwingt. Vielfach muß *nach* schlechten Vorlagen gearbeitet werden, die eine kostspielige Durcharbeitung bei Herstellung der Form nicht zulassen. Sehr oft besteht die Notwendigkeit bei mehrfarbiger Wiedergabe mit beschränkter Farbzahl arbeiten zu müssen, während eine relativ größere Zahl von Farben erst ein gutes Druckerzeugnis gewährleisten würde. Schlechtere Arbeit ist vielfach nötig, weil sich die Druckformkosten angemessen amortisieren müssen, d. h. das Verhältnis der Druckformkosten zu den Druckkosten bei bestimmter Auflagehöhe muß tragbar sein.

Wenn ästhetische und wirtschaftliche Gründe im gleichen Maße bei der Wahl einer bestimmten Druckart, des Papieres, der Farbe und des Maschinentypus für den Druck der Auflage von Einfluß sind, so sind es nebenbei ebenfalls wirtschaftliche Rücksichten, die eine *möglichst vollständige Ausnutzung des in der Maschine bedruckbaren Papierformates* notwendig erscheinen lassen. Ihnen allen ist der Bergiff des „*Satzspiegels*“ geläufig. Es ist eine die Bestandteile Schrift, Strichzeichnung, ein- oder mehrfarbiges Halbtonbild enthaltende und ein geschlossenes Ganzes bildende Gruppierung dieser Bestandteile. Bei einem Buch, einer illustrierten Zeitschrift oder dergleichen entspricht z. B. je eine Seite des Inhalts einem „Satzspiegel“. Den Satzspiegel eines Werbeblattes größeren oder kleineren Formates umfaßt das Flächenstück bedruckten Papieres, in dem Schrift und Bild zu einer Gesamtdarstellung vereinigt sind. Wirtschaftliche Gründe zwingen, wie schon angedeutet, nun aber auch den Hersteller des Druckerzeugnisses, gleichviel welcher Art und welchen Umfanges es ist, stets bemüht zu bleiben, das druckbare Format der Maschine, auf der er eine Druckarbeit leisten soll, möglichst voll und ganz auszunutzen. Dies ist dann der Fall, wenn es dem Drucker gelingt, innerhalb des bedruckbaren Formates je nach Größe der Satzspiegel entweder nur einen einzelnen Satzspiegel oder

Digitized by Google

eine Mehrzahl solcher Satzspiegel verschiedenen oder gleichen Inhalts einzuordnen.

Mit dieser Forderung begeben wir uns auf das uns technisch am meisten interessierende Gebiet, das einer *rationellen Druckformenherstellung*, welche in sich so viele Satzspiegel vereinigt, als der Drucker zur vollen Ausnutzung seiner Maschine zusammenzutragen gezwungen ist.

Für jeden besonderen Teil im Satzspiegel, eventuell aber auch gemeinsam für dessen *gesamten* Inhalt, in Gestalt sogenannter Photomontagen müssen Vorlagen vorhanden sein. Für den Text das Manuskript oder auch bereits gezeichnete und in diesem Fall direkt reproduktionsfähige Schrift. Strichzeichnungen wie Halbtonbilder bedürfen geeigneter ein- oder mehrfarbiger Vorlagen in Form von Photographien, Strichzeichnungen, Kreidezeichnungen, Gouachezeichnungen, Aquarellen, Ölgemälden oder dergleichen. Für den Druckformenhersteller gilt es nicht nur alle diese Bestandteile, die sich in *einem* oder mehreren Satzspiegeln vorfinden können, *im einzelnen* zur Wiedergabe zu bringen, sondern vor allem auch — und das spielt heute eine sehr große Rolle — diese Einzelbestandteile sachlich und so wie es der Besteller wünscht, auf der maschinenfertigen Form in einem oder mehreren Satzspiegeln zu vereinigen.

Die Methoden, welche hier im einzelnen angewendet werden, sind so vielseitig, so kompliziert in ihrem Aufbau und in ihrem Ineinandergreifen, daß es selbst dem gewiegtesten Fachmann heute schwer fällt, sich zurecht zu finden. Selbst wenn ich nur die leistungsfähigsten Verfahrensweisen berücksichtigen würde, wäre es für mich ein Ding der Unmöglichkeit, Ihnen im Rahmen meiner heutigen Ausführungen ein auch nur einigermaßen erschöpfendes Bild zu geben. Infolge der mir auferlegten Beschränkung möchte ich deshalb ganz davon absehen, auf Einzelheiten einzugehen, die mit der Herstellung von Formen für den *Hochdruck* im Zusammenhang stehen. Ich glaube dies verantworten zu können, weil gerade in Stuttgart die Formengewinnung für den Buchdruck und ihre Verarbeitung zu Buchdruckerzeugnissen in höchster Blüte steht. Weit weniger als der Hochdruck werden in Stuttgart der Tiefdruck und Offsetdruck gepflegt. Auf diese beiden Gebiete sei mir deshalb näher einzugehen gestattet, wobei ich einem besonderen an mich gerichteten Wunsch nachkomme.

Am instruktivsten scheint es mir zu sein, Ihnen an Beispielen einen Teil der Wege zu zeigen, die die beiden Techniken Tiefdruck und Offsetdruck heutzutage einschlagen, um mittels einfarbigen oder mehrfarbigen Druckes zu mehr oder weniger wertvollen Druckerzeugnissen zu gelangen. In Anknüpfung an das vorher Gesagte möchte ich jedoch nur die Herstellung von Maschinenformen für Tiefdruck oder Offsetdruck in den Kreis meiner Betrachtungen einbeziehen, die mehrere verschiedene oder auch gleiche Satzspiegel enthalten, von denen der einzelne wieder Schrift, Strichzeichnungen oder Halbtonbilder in sich vereinigt.

Bei der Herstellung der Druckformen für Tiefdruck gehen mehrere Arbeitsvorgänge miteinander parallel. Der erste und wichtigste Vorgang ist der, den ganz oder teilweise aus Kupfer bestehenden Formzylinder an seiner Oberfläche hochglänzend poliert herzurichten. Da ein Formzylinder nicht etwa, wie eine Zinkplatte beim Buchdruckklischee, nur einmal gebraucht wird, sondern wiederholt Verwendung finden muß, so bedarf die Vorbereitung des hochglänzend polierten Zylinders mehrerer einander folgender Operationen. Eine dient dazu, auf dem Zylinder dauernd den nötigen Bestand an Kupferschicht, in die Schrift und

Digitized by Google

Bild eingeätzt werden, zu sichern. Dies geschieht durch elektrolytisches Aufbringen metallischen Kupfers. Nach dem Ausdrucken des Zylinders wird die Schicht mit der eingeätzten Schrift oder den eingeätzten Bildern beseitigt, was nach alter Arbeitsweise durch Abschleifen vor sich geht. Nach neuerer Arbeitsweise geschieht dieses sehr rationell durch Entkupfern. Die Anwendung der Entkupferung gestattet den Fortfall der nicht ganz einfachen und kostspieligen Schleifarbeit. Der Vorbereitung der Zylinderoberfläche durch Schleifen bzw. Entkupfern oder dem Wiederaufkupfern folgt das Polieren auf Hochglanz, eine verhältnismäßig einfache und wirtschaftlich durchführbare Operation. Während der Vorbereitung des Druckformenmaterials wurden alle die Arbeiten in die Wege geleitet, die zur Übertragung der Satzspiegelbestandteile Schrift und Bild auf den hergerichteten Zylinder notwendig sind. Im einzelnen wird dabei meistens so vorgegangen: Von dem mittels Metallbuchstaben erhaltenen Schriftsatz wird ein tadelloser Abzug auf dünnem, halbtransparentem Seidenpapier gemacht. Der Abzug wird bronziert und liefert bereits das erforderliche kopierfertige Diapositiv. Nach Strichzeichnungen oder Halbtonbildern als Vorlagen werden Negative auf dafür abgestimmten Trockenplatten- oder Filmschichten gemacht und nach den erzielten Strich- oder Halbtonnegativen, welch letztere, im Gegensatz zu den für Offsetdruck und Buchdruck notwendigen Negativen, *nicht hinter Rastern* aufgenommen werden, Strich- oder Halbtondiapositive, heute zumeist wohl auf Filmmaterial, gemacht. Im Abstimmen der Negative und Diapositive aufeinander, eine einstmals gefürchtete Arbeit, haben die mit der Herstellung von Tiefdruckformen beschäftigten Techniker heute sehr große Erfahrung. Sie stimmen neuerdings *Halbton*diapositive in ihrer Tonfolge so ab, daß der hellste Bildton weniger transparent ist, als z. B. die volltransparenten Partien, die das eigentliche Bild umgeben. Wird bei solchen Halbtondiapositiven gleichzeitig für präzisen, das heißt scharf begrenzten Übergang der eigentlichen Halbtonbildfläche in die umgebende Diapositivpartie, bei vollkommener Transparenz dieser letzteren, gesorgt, so kann dadurch das mühevolle Abdecken mit Lack auf dem zu ätzenden Zylinder wegfallen. Die Schriftdiapositive auf halbtransparentem Papier und die Strich- und Halbtondiapositive auf Filmen werden auf einer als Montageplatte dienenden Glasplatte so vereinigt, wie dies die verschiedenen Satzspiegel der zu liefernden Druckarbeit nötig machen. Die Zusammenstellung der Diapositive wird auf ein Blatt lichtempfindlich gemachten Ätzpapiers kopiert und nach dem Einkopieren der Diapositivzusammenstellung der zur Aufteilung nötige Tiefdruckraster, der die Gestalt eines Kreuz- oder Backsteinrasters besitzt, ebenfalls einkopiert. Die Doppelkopie wird danach im durch Wasser aufgequollenen Zustand auf die polierte Zylinderoberfläche gebracht und das festklebende Ätzpapier mit heißem Wasser behandelt, wodurch sich das Papier als Unterlage der Doppelkopie loslöst und die Kopie selbst als ein durch Rasterlinien zerlegtes Relief auf der Zylinderoberfläche zurückbleibt. Dieses Relief dient danach als Ätzgrund für ein sukzessives Einätzen der Schrift- und Bildelemente, die das aufgebrachte Relief enthält, ins Kupfer. Infolge der Rasterzerlegung setzen sich alle Schrift- und Bildeinzelheiten aus kleinen, verschieden tief unter die Oberfläche des Kupfers reichenden Näpfchen zusammen. Nach beendigtem Ätzvorgang und Abwaschen der als Ätzgrund benutzten Kopie ist die Walzenform druckfertig. Es sind an dieser Form zwar Korrekturen von Tonwerten möglich,

Digitized by Google

aber diese Korrekturen sind weit schwieriger als beispielsweise entsprechende Arbeiten bei Buchdruckformen. Die Korrekturmöglichkeit knüpft für die *hellen* Partien, das heißt die flach eingeätzten, daran an, daß man ein Stück zum Relief entwickelter Kornrasterkopie auf die geätzte Form aufbringt, und diese bis zu einem gewissen Grad nur an denjenigen Stellen durchätzt, die man verdunkeln will. *Dunklere* Partien können ihrerseits noch weiter dadurch verdunkelt werden, daß man die den Linien des einkopierten Rasters entsprechenden Kupferstege mit einem Harzüberzug versieht und die dazwischen liegenden Näpfchen durch Ätzen weiter vertieft. Die beiden Arten „*nachzuätzen*" entsprechen einem Verdunkeln von Tönen. Wird Aufhellen nötig, so kann das nur durch Abschleifen der aufzuhellenden Partien oder durch Auffüllen der Näpfchen an ihrem Grund geschehen. Nehmen wir an, daß wir die Aufgabe gestellt bekommen, eine *mehrfarbige* Vorlage durch *mehrfarbigen* Rakeltiefdruck wiederzugeben, so weicht der Herstellungsvorgang der einzelnen Walzeuformen des anzufertigenden Walzensatzes nicht wesentlich von den Arbeiten ab, die bei der Gewinnung einfarbiger Zylinderformen nötig sind. Da mehrfarbiger Tiefdruck wohl überwiegend *mehrfarbige Halbtonbilder* und deren Wiedergabe in Betracht zieht, so wird so vorgegangen, daß nach der mehrfarbigen Vorlage auf panchromatischen Trockenplatten ein Halbtonteilnegativsatz gemacht wird. An diesem Halbtonteilnegativsatz wird die stets falsche Farbaussonderung durch Retusche korrigiert, das Resultat der Retusche mittels des Belcolorkontrollverfahrens auf seine Richtigkeit oder etwa noch vorhandene Fehler geprüft und nach den als richtig erkannten Halbtonteilnegativen die erforderlichen Halbtonteildiapositive angefertigt. Falls nötig, werden diese auf Glasplatten als Montageplatten zusammengestellt. Die Zusammenstellung wird auf lichtempfindliches Ätzpapier kopiert, wie dies bei einfarbiger Arbeit geschieht. Die Kopien für die einzelnen Farben müssen natürlich haarscharf in den Konturen passen. Dies hat zur Ausarbeitung einer Methode geführt, bei der mit maschinellen Hilfsmitteln die Kopie erst kurz vor dem Aufbringen auf den Zylinder in den erforderlichen Grad der Aufquellung übergeführt wird. Bei solchem, nur sekundenlangem Einwirken von Wasser auf verschiedene Kopien vor ihrem Aufbringen auf den Metallzylinder vermögen diese sich bei sorgfältiger Arbeit nicht ungleichmäßig zu dehnen. Das Entwickeln der Kopien zum Relief und die Einätzung ins Kupfer, sowie die eventuelle Korrektur der Ätzung durch Nachätzung, so wie ich letztere schilderte, weichen nicht von dem Vorgehen bei Herstellung von Walzenformen für einfarbigen Druck ab.

Der einfarbige wie der mehrfarbige Rakeltiefdruck sind zweifellos die technisch leichteste Druckart. Unübertroffen übersichtlich sind die hierfür verwendeten Maschinen. Die Behandlung von Farbe und Papier ist sicherlich einfach. Nur peinlichste Sauberkeit ist notwendig. Große Erfahrung und Übung muß der Drucker besitzen, um dem Stahlmesser, der sogenannten Rakel, welche ihm nach dem Einfärben des Zylinders den Farbüberschuß von der Oberfläche abstreicht, den rechten Grad von Schärfe zu geben. Durch die Eigenart des benutzten Farbmaterials läßt sich der einzelne Druck schneller als wie bei jeder andern Druckart trocknen. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß der Tiefdruck wie kein zweites Verfahren geeignet ist, mehrfarbige Drucke in einem Arbeitsgang, einer Arbeitsweise, bei der der Druck verschiedener Farben unmittelbar hintereinander erfolgt, mit großer Stundendruckleistung herzustellen.

Digitized by Google

Wir wenden uns nunmehr der Herstellung von *Maschinenplatten für den Offsetdruck* zu. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß für den Offsetdruck zweierlei Arten von Formen, solche für den lithographischen Flachdruck und solche für den lithographischen Tiefdruck, benutzt werden. Die Vorteile, die mit der Verwendung lithographischen Tiefdrucks im Vergleich zum lithographischen Flachdruck verknüpft sind, sind so wesentlich, daß in voraussichtlich nicht zu ferner Zeit der Offsetdruck in Verbindung mit lithographischer Flachdrucktechnik verschwinden wird.

Die Maschinenplatten für ein- oder mehrfarbigen Offsetdruck werden heutzutage nach grundsätzlich zwei verschiedenen Wegen hergestellt. Der zur Zeit verbreitetste ist der durch *Umdruck*, bei dem andern wird die eine Maschinenplatte bei einfarbigem Druck oder bei mehrfarbigem Druck der *Satz* von Maschinenplatten durch *Kopie* gewonnen. Beim Vorgang der Gewinnung durch Kopie kann entweder von Negativen oder von Diapositiven ausgegangen werden.

Wir wollen, wie bei der Betrachtung der Tiefdruckformenherstellung ebenfalls an Beispielen zeigen, wie bei der Herstellung von Offsetdruckformen vorgegangen wird.

Als Druckauftrag liege die Lieferung einer Zeitungsbeilage vor, deren Satzspiegel Schrift, Strichzeichnungen und Halbtonbilder enthält. Der Druck soll einfarbig erfolgen.

Wünscht man die Maschinenplatte in althergebrachter Weise durch *Umdruck* zu gewinnen, so stellt man nach dem, wie üblich mit Metallbuchstaben gewonnenen Satz Abzüge auf Umdruckpapier her, die aber natürlich, weil der Offsetdruck ganz allgemein seitengerade Stellung aller druckfähigen Elemente erforderlich macht, gekontert sein müssen. Zum Kontern benutzt man sehr vorteilhaft den bekannten Wendumapparat.

Nach Strichzeichnungen wird ein Strichnegativ und von diesem eine Chromeiweißkopie auf Lithographiestein oder Metall (Zink oder Aluminium) gemacht. Es liegt nunmehr die Umdruckform für Strich vor. Wesentlich komplizierter ist die Erzielung der Umdruckform nach *Halbton*bildern. Hier ist es selten möglich, unmittelbar nach dem in der photographischen Kamera erhältlichen Rasternegativ eine in ihren Tonwerten zufriedenstellende Umdruckform durch Kopie zu erhalten. Ein Versuch, dieses Ziel doch zu erreichen, und zwar dadurch, daß die Rasternegative auf Trockenplatten mit unscharfen Punkten hergestellt, retuschiert und kopiert werden, führt allerdings vielfach zu technisch befriedigenden Resultaten. Zumeist wird jedoch *indirekt* vorgegangen, das heißt, nach dem Halbtonbild ein Rasternegativ gemacht, dessen Punkte in den Tiefen etwas zu groß sind, während umgekehrt in den Lichtern die Öffnungen ebenfalls zu groß gehalten werden. Man könnte die Öffnungen zwischen den Punkten in den Lichtern zwar so weit verkleinern, daß Lichtertöne beim Kopieren dadurch einigermaßen richtig zur Geltung kommen, ein Effekt, den man durch sogenannte *Hochlicht*negative zu erreichen versucht. Erfahrungsgemäß leiden hierbei aber die hellen Mitteltöne so sehr, daß es zweckmäßig erscheint, das sogenannte „Hochlicht" am Rasternegativ nach der Halbtonvorlage nicht zu weit zu treiben. An den mit zu großen Tiefenpunkten erhaltenen Rasternegativen werden diese Punkte durch Behandlung mit Abschwächungslösungen in passendem Grade verkleinert, eventuell ganz zum Verschwinden gebracht. Nach dem nunmehr in den Tiefen tonrichtigen Rasternegativ wird durch Kontakt ein Rasterdiapositiv gemacht, und zwar meistens auf hartarbeitendem Film. An diesem werden ebenfalls mittels Abschwächungslösungen die zu großen Punkte in den

Digitized by Google

Lichtern genau so verkleinert, wie es am Rasternegativ mit den Tiefenpunkten geschah. Um sowohl bei der Verkleinerung der Rasterpunkte am Negativ wie am Diapositiv keinen zu großen, am besten natürlich gar keinen Deckungsverlust zu erhalten, muß die Entwicklung und sonstige Behandlung der benutzten Schicht in ganz bestimmter Weise vorgenommen werden, das heißt derartig, daß die Punkte nur seitlich, nicht von oben abschwächbar sind. Das nunmehr in allen Tönen vom hellsten Licht bis zur größten Tiefe tonrichtige Rasterdiapositiv wird zur Gewinnung der Umdruckform entweder so weiterverarbeitet, daß nach dem tonrichtigen Diapositiv durch Kontakt zunächst ein tonrichtiges Rasternegativ gemacht und dieses durch Chromeiweißkopie auf Lithographiestein oder Metall gebracht wird. Oder man verzichtet auf die Einschaltung des tonrichtigen Rasternegativs und macht mittels des tonrichtigen Rasterdiapositivs auf Metall eine sogenannte Umwandlungskopie, das heißt, man gewinnt mit geeigneter lichtempfindlicher Schicht nach dem Rasterdiapositiv eine negative Kopie, die dann in zweckmäßiger Weise in ein positiv druckendes Bild umgewandelt wird. Die in Stuttgart ansässige Omnitypiegesellschaft dürfte als erste einen brauchbaren Weg solcher Umwandlungskopierung für Rasterdiapositive bekannt gegeben haben. Heute gibt es eine größere Zahl verschiedenartiger Arbeitsvorgänge mit dem gleichen Ziel: nach positiven Kopiermatrizen positiv druckende Bilder herzustellen. Nach den Strich- und Halbtonformen werden Umdruckabzüge gemacht und diese passend zusammen mit den gekonterten Umdruckabzügen der Schrift innerhalb der in Frage kommenden Satzspiegel vereinigt. Die Zusammenstellung der Umdruckabzüge wird dann in üblicher Weise auf die Maschinenplatte durch Überdruck übertragen. Die durch Umdruck erhaltene Maschinenplatte kann entweder in der bisher geübten Art und Weise in den Zustand für lithographischen *Flach*druck übergeführt werden oder man verwandelt die Platte mit dem Umdruck nach dem von Tutzschke angegebenen Emaillierungsprozeß in eine lithographische *Tief*druckplatte.

Soll die Maschinenplatte nicht, wie ich es schilderte, *durch Umdruck* der zunächst in *einzelnen* Formen vorhandenen Satzspiegelbestandteile gewonnen werden, sondern wünscht man die Maschinenplatte durch *Kopie* zu erzielen, so geht man in der Weise vor, daß nach der auf Kunstdruckpapier abgedruckten Schrift Filmnegative und ebensolche Negative nach Strichzeichnungen gemacht werden. Bei Halbtonbildern als Vorlagen verfährt man so, wie ich dies bei der Gewinnung der Umdruckformen bereits geschildert habe, das heißt, man stellt, je nachdem die Maschinenplatte mittels Chromeiweiß- oder Umwandlungskopie gewonnen werden soll, tonrichtige Rasternegative her, oder man beschränkt sich auf die Anfertigung tonrichtiger Rasterdiapositive, beide auf Filmen. Soll die Maschinenplatte mittels Chromeiweiß kopiert werden, so stellt man die angefertigten Schrift-, Strich- und Rasterfilmnegative passend zusammen und macht eine gemeinsame Kopie auf das mit Chromeiweiß präparierte Metallplattenmaterial. Ist die Herstellung der Maschinenplatte mittels Umwandlungskopie beabsichtigt, so müssen nach den Schrift- und Strichbildnegativen zunächst noch Schrift- und Strichbilddiapositive gemacht werden. Diese stellt man mit den nach Halbtonvorlagen gewonnenen tonrichtigen Rasterdiapositiven zusammen und macht eine gemeinsame Umwandlungskopie. Sowohl die Chromeiweißkopie wie die Umwandlungskopie können, je nach Wahl, dazu benutzt werden, um die Maschinenplatte in den Zustand für lithographischen Flachdruck oder

Digitized by Google

lithographischen Tiefdruck überzuführen. Entscheidend dafür, welcher Weg einzuschlagen ist, wird sehr wesentlich davon abhängen, ob — wie dies bei lithographischem Tiefdruck der Fall ist — die Maschinenplatte eine möglichst große Lebensdauer besitzen soll und auch gleichzeitig die Befähigung haben muß, eine möglichst lange Tonskala beim Abdruck zu liefern.

Eine sehr wichtige Aufgabe gerade für den Offsetdruck ist diejenige, nach vorhandenen gedruckten Werken beliebigen Inhalts *Nachdrucke ohne Neusatz* zu liefern. Die ersten Bestrebungen, die in dieser Hinsicht gemacht wurden und von Erfolg gekrönt waren, dürften auf Ullmann in Zwickau zurückzuführen sein. Bei solcher Nachdruckarbeit durch Offsetdruck geht man in der Weise vor, daß man auf einen mit hauchdünner Chromgelatineschicht überzogenen Film eine sogenannte Reflexkopie macht. Diese unterscheidet sich von jeder andern Art Kopie dadurch, daß die lichtempfindliche Schicht *von der Rückseite* her belichtet wird. Bei der Beleuchtung von hinten reflektieren die dunklen Schriftzeichen weniger Licht als das weiße Papier dazwischen. Die Differenzen solcher Reflexbelichtung reichen aus, um die mit Farbstofflösung in geeigneter Weise behandelte Reflexkopie in ein kopierfähiges Schriftnegativ, das auch Strichzeichnungen enthalten kann, überzuführen. Die zunächst einzeln erhaltenen Reflexfilmnegative werden wie üblich zusammengestellt und mittels Chromeiweißkopie gemeinsam auf das Maschinenplattenmaterial kopiert. Auch hier kann je nach Höhe der Auflage und gewünschter Kraft der Farbgebung Überführung der Kopie in eine lithographische Flach- oder lithographische Tiefdruckplatte erfolgen.

Eine immer größere Bedeutung gewinnt die Herstellung von Maschinenplatten-*Sätzen* für *mehrfarbigen Offsetdruck*. Hier handelt es sich zumeist um die Wiedergabe von mehrfarbigen Halbtonvorlagen, und eine solche Wiedergabe wollen wir unsern weiteren Betrachtungen zugrunde legen.

Abgesehen von gewissen durch die Mehrfarbigkeit bedingten Abweichungen wird im wesentlichen so vorgegangen, wie wir dies bereits bei der Gewinnung von Maschinenplatten für einfarbigen Offsetdruck schilderten. Vor allem ist festzustellen, daß wir auch hier zur Zeit noch den beiden Wegen der Maschinenplattengewinnung durch Umdruck und durch Kopie begegnen. Die Vorzüge der Maschinenplattengewinnung durch Kopie sind jedoch so unverkennbar, daß die kopierte Maschinenplatte für mehrfarbigen Offsetdruck über kurz oder lang die umgedruckte Maschinenplatte ganz verdrängen dürfte. Die wesentlichen Abweichungen beim Vorgehen für mehrfarbigen Offsetdruck vom Vorgehen beim einfarbigen Offsetdruck liegen darin, daß man bestrebt ist, die erforderliche Farbkorrekturarbeit *ganz* in das Stadium eines Rasterdiapositivs zu verlegen. Würde man dies nicht tun und die Farbkorrekturarbeit ganz oder teilweise ins tonfalsche Negativ (Halbton- oder Rasternegativ) verlegen, so würde man sich die Arbeit, weil *negativen* Charakters unnötig erschweren und nicht so wirtschaftlich arbeiten, wie dies bei Korrekturarbeit *positiver* Natur möglich ist. In Erkenntnis dieser Tatsache ist schon vor vielen Jahren Stuttgart bahnbrechend vorangegangen. Jahrelang wurde unter Nutzbarmachung solcher Positivarbeit in der Firma Reisacher nach dem Prinzip des inzwischen verstorbenen Stuttgarters, Gerstenlauer, vorgegangen. Gerstenlauer machte eine Kopie des tonfalschen Rasternegativs auf dünnes Zink, stellte an dieser Kopie die Farbwerte so wie dies beim Buchdruck geschieht, richtig und druckte nach dem Einfärben der effektgeätzten Zinkplatte die darin enthaltenen Tonwerte

Digitized by Google

auf Lithographiestein über. Auch heute noch wird dieser Weg vielfach und mit Erfolg angewandt. Er hat den Nachteil, eine besonders schwierige, gleichzeitig aber peinlichst genau auszuführende Operation, nämlich die des Umdruckens, nötig zu machen. An Stelle des Gerstenlauerschen Rasterzwischendiapositivs in Gestalt der geätzten Zinkplatte tritt deshalb vielfach schon jetzt, in Zukunft wohl ausschließlich, das *Rasterdiapositiv auf transparentem Träger*. Es sind vornehmlich zwei Arbeitsweisen, die hier um die Palme streiten. Der eine Weg, den Dr. Schupp einschlug, besteht darin, auf gewöhnlichem hartarbeitendem Trockenplattenmaterial das Rasterdiapositiv zu gewinnen und die Punktgrößen durch Behandeln mit Abschwächern, eventuell auch Verstärkern, umzugestalten. Ein andres Verfahren nach dem tonfalschen Rasternegativ ein tonrichtiges Rasterdiapositiv zu gewinnen, beruht auf der Anwendung *sogenannter Hausleiterplatten*. Der Erfinder dieses Verfahrens, Hausleiter, ist der Inhaber des Efha-Rasterwerkes in München. Hausleiterplatten sind Glasplatten, die mit einer in Gelatine eingebetteten Schicht dichtesten, feinstkörnigen schwarzen Silbers überzogen sind. Durch ein von dem Erfinder ersonnenes geistvolles Fabrikationsverfahren ist es möglich, die Silbergelatineschicht überall in mathematisch gleicher Dicke aufzutragen. Nur diese mathematisch gleiche Schichtdicke gewährleistet, im Gegensatz zu der bei Trockenplatten, auch auf Spiegelglasunterlage, stets ungleichen Schichtdicke, ein wolkenfreies, gleichmäßiges Behandeln größerer Flächen. Für den Gebrauch wird die Hausleiterplatte durch Baden in einer Chromsalzlösung lichtempfindlich gemacht, unter dem tonfalschen Negativ kopiert, gewässert und mit einer besonderen Abschwächungslösung zunächst so weit behandelt, daß eine getreue, das heißt tonfalsche Kopie des tonfalschen Rasternegativs resultiert. Das erzielte tonfalsche Rasterdiapositiv wird nun ganz genau so behandelt, wie der Buchdrucker seine Email-Autokopie auf Zink für die Zwecke mehrfarbiger Ätzung behandelt. Bei der Ätzung mit der Abschwächungslösung können Punkte, die zu groß sind, nur verkleinert werden. Dieser Vorgang genügt aber durchaus, wenn die erste Behandlung der kopierten Platte mittels Abschwächungslösung richtig gemacht wurde.

Liegt ein richtig geätzter Satz von Rasterdiapositiven auf Hausleiterplatten vor, so kann mit seiner Hilfe für das Verfahren zur Gewinnung der Maschinenplatte durch Umdruck zunächst der Satz Urformen, die zugleich für den einfarbigen Probedruck zu dienen haben, gewonnen werden. Oder man kann, von dem tonrichtigen Satz Hausleiter-Rasterdiapositiven ausgehend, Maschinenplatten durch Kopie herstellen. Es bleibt natürlich unbenommen, parallelgehend Probeformen herzustellen, die aber lediglich zur Gewinnung des mehrfarbigen Andrucks und nicht als Hilfsmittel zur Gewinnung der Maschinenplatten dienen. Einerlei, ob es sich beim Vorliegen eines Satzes von Hausleiter-Rasterdiapositiven um Gewinnung von Probedruck- oder Maschinenplatten handelt: der Weg der weiteren Verarbeitung der Diapositive ist der gleiche. Entweder werden nach den tonrichtigen Rasterzwischendiapositiven durch Kontakt tonrichtige Rasternegative gewonnen und diese mit Chromeiweiß auf das Formenmaterial kopiert, oder man macht nach den Hausleiter-Rasterdiapositiven auf dem Formenmaterial Umwandlungskopien. Da es sich bei Maschinenplatten stets darum handelt, mehrere Negative oder Diapositive zu kopieren, die man aber, um ganz sicher gegen Dehnungsdifferenzen zu sein, auf Trockenplatten herstellt, so ist es notwendig, weil ein Zusammenstellen von Glasplattennegativen oder

Digitized by Google

Digitized by Google

Bestandteile des Druck-erzeugnisses:	Besondere Merkmale bei bestmöglic	
	Hochdruck	**Tiefdruck**
Schrift und Strich-zeichnungen	**Vollendete Schärfe bei größtmöglicher Kraft der Farbgebung. Farbablagerung glänzend oder matt. Leichte Einprägung ins Papier erweckt besondere ästhetische Wirkung. Druck auf gestrichenem oder oberflächlich möglichst glattem ungestrichenem Papier und mit Farbe von großer Ergiebigkeit auf langsam bis mittelschnell laufenden Maschinen mit bestem Farbwerk.**	**Schärfe mittelmäßig bei besonders f Aufteilung der Schrift- oder Zeich mente durch Raster an der Form (I Ätzung der Schrift getrennt von K Ätzung der Bilder). Schärfe unbefrie normaler grobliniger Aufteilung dur (Kopie der Schrift und Bilder ge Ätzung gemeinsam oder getrennt). G liche Kraft der Farbgebung bei ma ablagerung. Druck auf ungestrichenen oder schwach geleimten Papier mit sc glätteter oder maschinenglatter Ober „Öl"-Farben von nicht übertrieben groß keit auf beliebig schnell laufenden M**
Einfarbige oder mehrfarbige Halbtonbilder	**Höchsterreichbare Schärfe und größter Reichtum der Details bei größtmöglichster Kraft der Farbgebung des dunkelsten Tons einer Skala verschiedener Töne. Farbablagerung auf dem Papier nach Wahl glänzend oder matt. Aufteilung der Flächen mit Rastern von 70 bis 80 Linien per Zentimeter. Sorgfältige Abstimmung der Töne an der Druckform bei einfarbigen Halbtonbildern gestattet „Faksimile"- (originalgetreue) Arbeit. Druck auf gestrichenem Papier mit ergiebiger Druckfarbe auf langsam bis mittelschnell laufenden Maschinen mit bestem Farbwerk.** **Bei mehrfarbigen Halbtonbildern gestattet die mögliche Kraft der Farbgebung den Druck mit höchster Beschränkung der Farbzahl. „Faksimile"-Wiedergabe erreichbar.**	**Schärfe und Reichtum der Detai mäßig (weiche Konturen). Nicht zu i fende Kraft der Farbgebung an c Tönen einer Skala verschieden hel Farbablagerung auf dem Papier mat druckte Bild erscheint auf dem l Relief von unübertrefflicher ästhetis kung. „Faksimile"- (originalgetreue) W einfarbiger Halbtonbilder bei sorgfä stimmung der Tonfolge an der Form Druck mit nicht allzu dünnflüssiger „ auf gut saugfähigem ungestrichene Oberfläche geglättetem oder maschin Papier auf beliebig schnell laufenden M** **Mehrfarbige „Faksimile"- (origin Wiedergabe z. Z. nur schwer erreichl jedoch leicht „Wirkung" (Originaläh bei weit möglicher Beschränkung de zu erzielen.**

Digitized by Google

ögli ner Wiedergabe und Vorbedingungen für diese beim:

ruck	Offsetdruck	Lichtdruck
i besonders feinliniger · oder Zeichnungsele- der Form Kopie und rennt von Kopie und irfe unbedingend bei ufteilung durch Raster d Bilder gemeinsam, getrennt. Größtmög- bung bei atter Farb- ngestrichenem gar nicht Papier mit rauher Oberfläche. Mit glatter Oberfläche der Flüssig- l laufenden Maschinen.	Schärfe infolge des elastischen Gummizwischenträgers etwa in der Mitte zwischen Schärfe bei Hoch- und Tiefdruck stehend. Kraft der Farbgebung bei Offsettiefdruck relativ etwas größer als bei Offsetflachdruck. Benutzung ausgiebigster Farbe gestattet je nach Grad der Saugfähigkeit des verwendeten ungestrichenen oder gestrichenen Papiers matte bis glänzende Farbgebung von geringerer bis größerer Kraft. Kraft der Farbgebung auf gestrichenem Papier und bei Offsettiefdruck kommt Kraft der Farbgebung bei Hochdruck ziemlich nahe. Papier mit rauher Oberfläche bedruckbar. Druck auf Maschinen mit bestem Farbwerk bei mittelschnellem bis schnellstem Gang.	Abdruck mit „einfachem“ Druck ergibt nicht besonders befriedigende Resultate.
n der Details mittel- n). Nicht zu übertref- gebung an dunkelsten rschieden helle Töne. n Papier mit. Das ge- auf dem Papier als icher ästhetischer Wir- nalgetreue Wiedergabe er bei sorgfältiger Ab- an der Form möglich. ünnflüssiger „Öl“-Farbe ngestrichenen an der oder maschinenglattem ll laufenden Maschinen. nile“. (originalgetreue) hwer erreichbar. Es ist “ (Originalähnlichkeit) schränkung der Farbzahl	Schärfe und Reichtum an Details bei Aufteilung durch Raster mit 54 bis 60 Linien per Zentimeter mittelmäßig. Bei Benutzung ausgiebigster Farbe steigt die erreichbare Kraft des Endtones einer Halbtonskala bei Übergang von Offsetflachdruck auf Offsettiefdruck und mit abnehmender Saugfähigkeit des Papiers (größte Kraft bei gestrichenem Papier). „Faksimile“-(originalgetreue) Wiedergabe einfarbiger Halbtonbilder unter Berücksichtigung der durch die relativ grobe Aufteilung bedingten Einschränkungen und bei sorgfältiger Abstimmung der Töne an der Form erzielbar. Druck auf sehr rauher Papieroberfläche (mit aquarellartiger Wirkung) bei beliebig schnellem Maschinengang möglich. Mehrfarbige Halbtonbilder lassen sich „Faksimile“ (originalgetreu) oder nur „wirkungsvoll“ (originalähnlich) wiedergeben. Bei beschränkter Farbzahl kann fast das gleiche wie bei Hochdruck erreicht werden.	Schärfe und Reichtum an Details nicht zu übertreffen. Kraft der Farbgebung bei Benutzung ausgiebigster Farben und „Doppel“-Druck etwa der des Offsetflachdrucks gleichkommend. „Faksimile“-Wiedergabe einfarbiger Halbtonbilder bei Vorlagen mit nicht zu großen Tiefen möglich. Druck auf glattem, ungestrichenem, gut geleimtem Papier auf langsam laufenden Lichtdruckpressen oder langsam laufenden Buchdruckpressen. Farbablagerung häufig zu unangenehmem „speckigem“ Glanz neigend. Bei mehrfarbigen Halbtonbildern ist „Faksimile“-(originalgetreue) Wiedergabe von Vorlagen mit nicht zu großen Tiefen vollendet möglich.

Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

	Druckart:	Farb-übertrag:	Druckform-gestalt:	Druckf
	Hochdruck (Buchdruck)	Direkt	Platten Zylindersegmente	Verschieden Verschi
		Indirekt	Platten Vollzylinder	Verschieden
	Tiefdruck	Direkt	Platten Vollzylinder	Kupfer. Kupfer. Zel
Feuchte Reaktions-Druck-arten	Lithographischer Flachdruck oder Tiefdruck	Direkt	Platten	Litho
		Indirekt		Zink
	Quellschichtdruck mit Wasserzufuhr für jeden einzelnen Druck (Ambrogal =, Wielanddruck)	Direkt	Platten	Zellulo
		Indirekt		emer
	Quellschichtdruck mit Wasserzufuhr für gleichzeitig mehrere Drucke (Lichtdruck)	Direkt	Platten	Gela Ge atine
Trockne Reaktions-Druckart	Amalgamschichtdruck	Direkt	Platten	Sil eran

Digitized by Google

Druckform-Material:	Zur Verwendung kommende Maschinentypen:
Verschiedene Metalle, Linoleum usw. Verschiedene Metalle	Buchdruck-Schnellpressen Buchdruck-Rotationspressen
Verschiedene Metalle, Linoleum usw. Messing	Offsetbuchdruck-Schnellpressen Offsetbuchdruck-Rotationspressen
Kupfer, Zelluloid, Stahl Kupfer, Zelluloid (auf Metall)	Rakeltiefdruck-Schnellpressen, Wischtiefdruck-Schnellpressen Rakeltiefdruck-Schnellpressen, Rakeltiefdruck-Rotationspressen
Lithographiestein, Zink, Aluminium	Steindruck-Schnellpressen Offset-Schnellpressen, Offset-Rotationspressen
Zellulose-Gelatine auf Metall Zement-Gelatine auf Metall	Steindruck-Schnellpressen Offset-Schnellpressen, Offset-Rotationspressen
Gelatine auf Glas Gelatine auf Zelluloidfilm	Lichtdruck-Schnellpressen, Buchdruck-Schnellpressen
Silberamalgam auf Metall	Buchdruck-Schnellpressen, Buchdruck-Rotationspressen

Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Diapositiven im Gegensatz zu Filmkopiermatrizen nicht angängig ist, daß das Aufkopieren jedes einzelnen Negativs oder Diapositivs auf das Formmaterial *nacheinander* und natürlich ortsrichtig vorgenommen wird. Hierzu bedient man sich einer der auf dem Markt befindlichen *Kopiermaschinen*. Die kopierten Platten können wahlweise in den Zustand für lithographischen Flachdruck oder lithographischen Tiefdruck übergeführt werden. Wird an den Probedruckformen bzw. Maschinenplatten — auch wenn letztere durch Umdruck hergestellt wurden — die Form in den Zustand für lithographischen Tiefdruck übergeführt, so kann durch dieses Vorgehen mit einer kräftigeren Farbgebung und dadurch eventuell mit einer Herabsetzung der Farbzahl gerechnet werden.

Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die Herstellung maschinenreifer Formen sowohl für den Rakeltiefdruck wie für den Offsetdruck auch heute noch eine schwierige Arbeit ist, zu der durchaus geschultes Personal erforderlich ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die führenden Firmen der Druckindustrie Mustergültiges auf dem Gebiete ein- und mehrfarbiger *Formenherstellung* leisten. Das gleiche gilt für den *Abdruck* der Zylinder beim Tiefdruck und der Platten beim Offsetdruck. Dank ausgezeichneter Maschinen, dank dem Vorhandensein von vorzüglichen, der Druckart angepaßten Farben und Papieren und durch einen Stamm vorzüglicher Drucker, denen ihre Berufsarbeit sichtlich Freude macht, ist die deutsche Druckindustrie in der Lage, Offsetdruckerzeugnisse hervorzubringen, die mit den Erzeugnissen in allen Ländern der Welt nicht nur konkurrieren können, sondern sie meistens übertreffen.

Soll die deutsche Druckindustrie auch weiterhin in der Lage sein, Höchstleistungen in qualitativer Hinsicht hervorzubringen, ist es anderseits aber auch ihr Stolz, quantitativ Bedeutsames bei bescheideneren Ansprüchen an die Güte des Druckerzeugnisses, jedoch zu wirtschaftlich tragbaren Bedingungen auf den Markt zu bringen, so bedarf es des unermüdlichen Weiterschaffens, unausgesetzten Anpassungswillens und nicht ermüdender Anpassungsfähigkeit aller Mitarbeiter, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, eines druckindustriellen Betriebes.

Mit diesem Appell an das Gewissen aller an der Herstellung von Druckerzeugnissen Beteiligten betrachte ich meine heutigen Ausführungen als beendet und erlaube mir zum Schlusse nur noch der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß es mir gelungen ist, den anwesenden Auftraggebern von Druckerzeugnissen klargemacht zu haben, wie schwer es oft der Hersteller solcher Erzeugnisse hat. Dem letzteren aber hoffe ich den einen oder andern Fingerzeig gegeben zu haben, wie er sich schon jetzt oder in Zukunft seine Berufstätigkeit eventuell um- oder ausgestalten muß, um im schweren Wettbewerb bestehen zu können.

Digitized by Google

Das Ringschmierlager am falschen Platz

VON OBERINGENIEUR HANNS FRITZ-WÜRZBURG

EINES der am häufigsten angewendeten Lager beim Maschinenbau für das graphische Gewerbe ist das Ringschmierlager. Es darf natürlich nicht verschwiegen werden, daß die Wälzlager in den letzten Jahren in nicht unwesentlicher Anzahl in der Druckmaschine die Gleitlager abgelöst haben.

Das Ringschmierlager, wie es in der Rundform- oder Flachformschnellpresse verwendet wird, besteht in der Hauptsache aus dem eigentlichen Lagergehäuse, dem unteren und dem oberen Lagerkörper samt Schale, dem Lagerdeckel, den Stellvorrichtungen, dem Ölring oder der Ölkette, dem Ölstandsanzeiger und den verschiedenen Schrauben, Abschlußdeckeln, Spritzringen und andern kleinen Teilen. Das Lagergehäuse ist so ausgebildet, daß es im Innern die Lagerkörper aufnimmt und für die Stellkeile Raum gibt, es ist entweder als Stehlager mit einer Bodenplatte oder als Konsollager mit seitlichem Flansch ausgebildet; öfter aber auch ist das Gestell oder der Ständer der Maschine als Lagergehäuse ausgearbeitet. Die Lagerkörper bzw. -schalen stoßen gewöhnlich in der Horizontalebene des Achsenmittels zusammen. An diesen Flächen sind die Schalen sauber miteinander abgepaßt, so daß ein Öldurchfluß nach außen hin möglichst vermieden wird. Zum gleichen Zwecke sind auch die Lagerkörper oft gegenseitig verhakt. Der untere Lagerkörper ist als Ölbehälter ausgebildet, aus dem der Ring oder die Kette das Schmiermittel nach oben befördert. Zu beiden Seiten, also nach außen und innen, des benannten Ölbehälters befinden sich zwei Kühl- und Klärbehälter für das gebrauchte, zu dem Ölbehälter zurückfließende Öl. Die Scheidewände der drei Behälter sind als Stütze für die untere Lagerschale ausgebildet. Hier sitzt die ohne Unterbrechung durchgehende Lagerschale. Die untere Lagerschale besitzt in der Gleitfläche höchstens die von der Öltasche ausgehenden Ölverteilungsnuten, andre Unterbrechungen der wirksamen Lagerfläche gibt es hier nicht. – Abbildung 1 zeigt den unteren Lagerkörper mit Lagerschale. Der obere Lagerkörper besitzt die Aussparung für das Schauloch und die Auskerbung für den Ringwulst an der Lagerschale. Die Lagerschale selbst ist dort, wo der Ring läuft, auf der ganzen Gleitfläche ausgenommen, ebenso gegenüber der Öltasche der unteren Lagerschale abgefast.

Abbildung 2 veranschaulicht die obere Lagerschale mit Lagerkörper. Man erkennt deutlich die unterbrochene Gleitfläche. In der Abbildung ist auch der Deckel des Lagers gezeigt. Der Deckel besitzt ein Schauloch, um beobachten zu können, ob der Schmierring oder das Ölkettchen einwandfrei mit der Welle läuft. Das Schauloch ist unbedingt notwendig, wenn man gewiß sein will, ob die Schmierung richtig arbeitet, auch gestattet es ein rasches Nachfüllen von Schmieröl, wenn durch irgendwelches Vorkommnis das Lager warm werden sollte. Wenn wir gleich auf den äußersten Teil des Lagers, das durch einen Klappdeckel versehene Schauloch, achten, so erkennen wir sofort, daß ein Ringschmierlager an falschem Platze steht

Digitized by Google

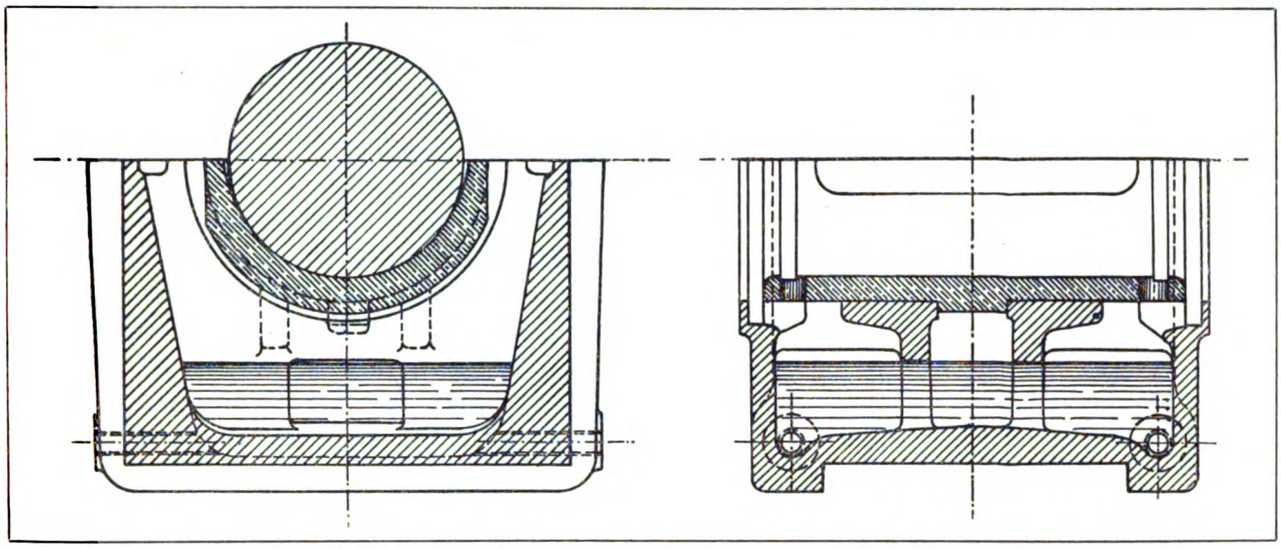


ABBILDUNG 1 · UNTERER LAGERKÖRPER MIT LAGERSCHALE

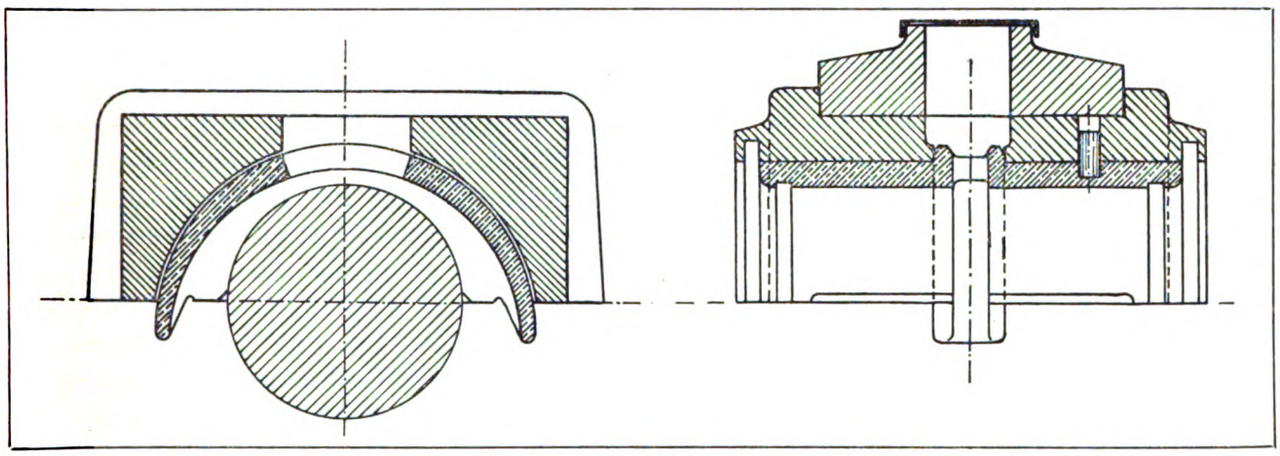


ABBILDUNG 2 · OBERER LAGERKÖRPER MIT LAGERSCHALE

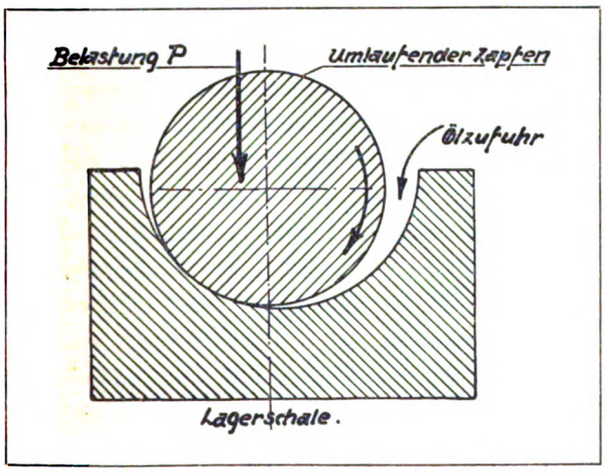


ABBILDUNG 3 · VERLAGERUNG EINES UMLAUFENDEN, SENKRECHT VON OBEN BELASTETEN ZAPFENS

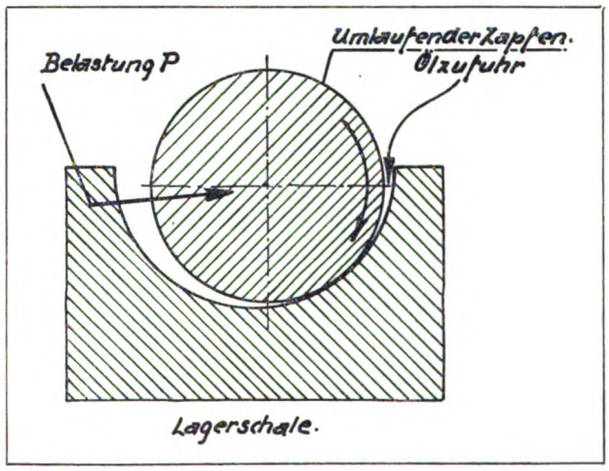


ABBILDUNG 4 · UNGEEIGNETE SCHMIERMITTELZUFÜHRUNG BEI UNGÜNSTIGER BELASTUNGS- UND DREHRICHTUNG

Digitized by Google

oder wenigstens falsch angeordnet ist, wenn das Schmierfördermittel nicht bequem beobachtet werden kann. Die Maschinen der Elek-

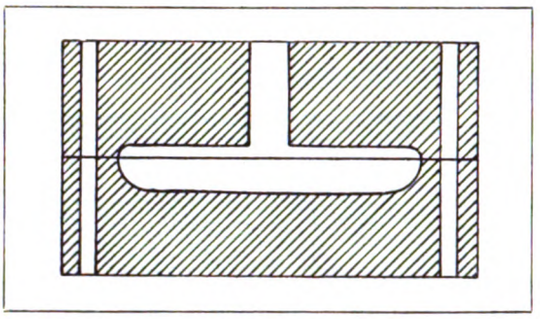


ABBILDUNG 5 · WIRKSAME STÜTZFLÄCHE BEI BELASTUNG NACH ABBILDUNG 4

trotechnik, Motoren, Dynamos, Umformer u. a. zeigen ganz deutlich, wie das Ringschmierlager nach dieser Richtung hin ausgeführt sein muß.

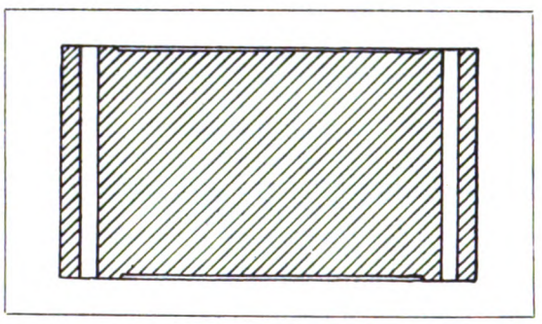


ABBILDUNG 6 · WIRKSAME STÜTZFLÄCHE BEI BELASTUNG NACH ABBILDUNG 3

Andere Beobachtungen, wie das Schwanken des Schmierölspiegels im Spritzkanal außen am Lager oder im Ölstandsrohr, sind unsicher und

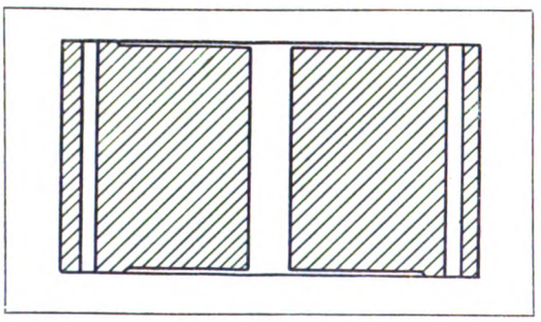


ABBILDUNG 7 · WIRKSAME STÜTZFLÄCHE BEI BELASTUNG NACH OBEN

bei einem modernen, staubsicher gekapselten Ringschmierlager überhaupt unmöglich. Beim Ringschmierlager muß also verlangt werden: *ungehinderte Beobachtung der Schmiermittelfördereinrichtung*. Der hauptsächlichste Punkt für die Beurteilung, ob das Ringschmierlager am Platze ist, ist die Art der Belastung des Lagers, insonderheit die Belastungsrichtung. Das Lagerspiel, der Maßunterschied zwischen Lagerbohrung und Zapfen, dient zur Bildung und Aufnahme des Schmiermittelschleiers. Sowohl durch die Belastung als durch das Drehmoment tritt eine Verlagerung des Achsenmittels zum Lagermittel ein. Abbildung 3. Bei einer solchen Verlagerung wird zweckdienlich das Öl dort zugeführt, wo die entlastete Tragfläche sich befindet. Das Schmiermittel muß ganz gleichmäßig vom Eintrittskanal aus in den Ölschleier übergeleitet werden. Die fast über die ganze Breite des Lagers sich erstreckende Öltasche, auch Ölkeil genannt, soll an der Spitze tangential zur Schalenbohrung verlaufen und ohne Absatz oder Kante in den Ölschleier überführen. Aus dieser Betrachtung der Schmiertheorie des Lagers im allgemeinen erkennt man, daß bei dem Zusammentreffen von einer bestimmten Belastungsrichtung mit einer bestimmten Umlaufsrichtung die Schmierung des Ringschmierlagers nicht mehr einwandfrei erfolgt. Abbildung 4 zeigt ein solches Zusammentreffen. Da der Schmierring das Öl an die Öltasche bringt, ist für eine bestimmte Drehrichtung auch eine bestimmte Seite des Lagers zur Ölabnahme bedingt. Es ist also nicht möglich, beim Ringschmierlager die Ölzufuhr willkürlich dorthin zu legen, wo sie am günstigsten erscheint. Diese Einschränkung unseres Wollens wird dann zum Verhängnis, wenn die Kraft P, mit der die Achse belastet ist, so gerichtet ist, daß die Resultierende aus P und der Umfangskraft durch die Teillinie des Lagers geht. Aus der Abbildung 3 ersieht man deutlich, wie der Ölkeil bis zur maximalen Druckstelle ständig abnimmt, daß hier eine sinnenfällige Gesetzmäßigkeit herrscht.

Digitized by Google

Betrachten wir aber Abbildung 4, so sehen wir genau die Abschnürung der Öltasche durch die maximale Druckzone. Würde auch noch die obere Lagerschale gezeichnet sein, so wäre die Benachbarung der schmiermittelärmsten mit der schmiermittelreichsten Zone im Bereich gleicher Belastungsgebiete nachgewiesen. Ein derartig belastetes Ringschmierlager wird trotz vielleicht reicher Dimensionierung stets zu Beanstandung Veranlassung geben. Hieraus ergibt sich der Satz: *Schon wegen der Schmiermittelzuführung sollte ein Ringschmierlager nie in der Richtung der Teilebene belastet werden.*

Bei der in Abbildung 4 gezeigten Belastung eines Ringschmierlagers tritt außer der Schmiermittelverteilung in der Lauffläche des Lagers noch ein anderes schwer wiegendes Moment auf: die Frage des Druckes auf die Flächeneinheit der Lagerschale. Betrachten wir den Zapfen als fest an die Lagerschale angepreßt oder besser auf einem tragfähigen Ölfilm ruhend, so ergibt sich die in Abbildung 5 gezeichnete Auflagefläche. Abbildung 6 dagegen zeigt die Belastungsfläche des gleichen Lagers nach der Belastung von Abbildung 1. Die Abbildungen lassen ohne weiteres erkennen, daß die Abbildung 6 eine wesentlich größere Fläche zur Verfügung stellt als Abbildung 5, oder mit andern Worten: Die in der Teillinie der Lagerschalen belastete Achse arbeitet unter einem bedeutend höheren spezifischen Lagerdruck als die senkrecht zur Lagerteillinie belastete. Was sind nun die Folgen eines höheren spezifischen Lagerdruckes? Die Stärke der Schmiermittelschicht zwischen Lagerschale und Achse wird durch den höheren Flächendruck auf die Einheit verringert, man hört oft: „Das Öl wird weggedrückt." Der hierdurch erzeugte dünnere Ölfilm bedingt aber größere Reibung, größere Reibungsarbeit, größere Erwärmung und stärkere Abnützung des Lagers.

Eine weitere Möglichkeit der Lagerbelastung wurde noch nicht erwähnt, es ist dies die Belastung von unten her, so daß die Kraftrichtung nach der oberen Lagerschale zu gerichtet ist. Dieser Fall tritt bei übereinander liegenden Druckzylinderpaaren bei Umlaufmaschinen beispielsweise für Zeitungsdruck ein. Hier muß der Ölschleier von der Achse sozusagen den Berg hinaufgetragen werden. In der unteren Lagerschale bildet sich ein kräftiger Ölschleier, der dann zur oberen Schale mittels der Haftfähigkeit getragen wird. Diese Art von *Ringschmierung* hat mit dem Sinne des Ringschmierlagers nichts mehr zu tun. Jedermann erkennt hier die Unzweckmäßigkeit des Ringschmierlagers. Ebenso verhält es sich mit den belasteten Flächen des Lagers. Abbildung 7, welche die Auflageflächen der oberen Lagerschale bei senkrechter Belastung nach oben darstellt, zeigt, daß die kleinste Fläche und damit die größte Belastung auf die Flächeneinheit in diesem Falle gegenüber den vorbetrachteten eintritt. Auch aus diesem Grunde muß die Verwendung von Ringschmierlagern bei einer Belastung der oberen Lagerschalenhälfte als unzulässig bezeichnet werden.

Das Ergebnis der vorstehenden Erläuterungen ist kurz dies: Ringschmierlager, die stark und stoßweise belastet werden, außerdem aber nur eine geringe Abnutzung aufweisen dürfen, wie Form- und Druckzylinder, Falzzylinder usw., sollten nur so belastet werden, daß die Resultierende aller Kräfte die Teilebene des Lagers schneidet und nach unten gerichtet ist. Dort, wo die Resultante in der Teilebene liegt oder nach oben weist, ist das Ringschmierlager nicht am Platze.

Digitized by Google

Zur Farbenmessung

VON DR. RÜBENCAMP-DRESDEN

DIE praktische Auswertung der durch die Farbenlehre von Wilhelm Ostwald möglich gewordenen Messung und Bestimmung der Farbtöne hat bisher für die graphischen Gewerbe noch keine Bedeutung erlangen können. Die Gründe sind verschiedener Art und rein technischer Natur.

Jedem Fachmann ist bekannt, daß eine Farbe, wenn sie auf verschiedene Papiersorten verdruckt wird, sich auf jeder dieser Druckgründe mehr oder minder abweichend im Ton zeigt. Je nachdem, ob das Papier weich und saugkräftig, hart oder weniger geleimt, rauh oder glatt ist, gestrichen oder Naturpapier, ob viel oder wenig Farbe aufgetragen ist, ob es sich um Hand- oder Schnellpressendruck, Strichzeichnung, Autotypie oder sonstige Druckform handelt, fällt die Farbtönung verschieden aus und die Abweichungen können dabei so weit gehen, daß man Zweifel hegen kann, ob in dem einen oder andern Falle wirklich eine und dieselbe Farbe verdruckt worden ist.

Die Abweichungen der Färbungen verstärken sich noch mehr, wenn nicht rein weißes Papier verwendet wird, sondern schon dieses in leichten Tönen gefärbt ist.

Die auf diese Weise bedingte mangelhafte Sicherheit in der Feststellung der Färbung im Vergleich mit ausgemischten Gegenmustern ist der Einführung der Ostwaldschen Methode in das Gebiet der graphischen Künste bisher hinderlich gewesen.

Einen Schritt vorwärts scheinen hier die 24 Farbmeßdreiecke zu bedeuten, welche Professor *F. A. O. Krüger*, der Leiter der *Deutschen Werkstelle für Farbkunde in Dresden* im Verlage der *Schupp & Nierth* A.-G. dortselbst herausgegeben hat.

Die Meßkarten sind auf dem Farbkreis ne Reinheit X aufgebaut, jede Karte enthält die 10 Abstufungen ea ia ie na ne ni ra re ri rn in Form eines länglichen Viereckes, und zwar liegen die bunten Farben auf *schwarzem* Karton, so daß also der Bezug auf eine gefärbte Umgebung ausgeschlossen ist. Jede der kleinen Farbflächen ist rund durchlöchert, damit man sie auf die zu prüfende Farbfläche legen und durch das Loch die vergleichenden Beobachtungen anstellen kann.

Jedes auf einer Karte in dieser Weise zusammengestellte farbtongleiche Dreieck enthält also zehn Abstufungen und die zwischen diesen liegenden Töne können bei einiger Übung mit genügender Sicherheit abgeschätzt werden.

Wenn früher nicht zu vermeiden war, daß die Färbungen der Drucke oder Aufstriche auf verschiedenen Farbentafeln nicht gleichartig ausfielen — aus den bereits erwähnten Ursachen — so ist diesem Fehler durch ein neues Druckverfahren abzuhelfen versucht worden, das die Farbtönungen mit einer für die allgemeinpraktischen Bedürfnisse genügenden Genauigkeit wiedergibt. Es ist dies das zur Patentierung angemeldete Chromorectadruckverfahren, das Dr. *Wilhelm Schupp* in Dresden ausgearbeitet hat.

Den Farbtafeln ist eine Erläuterung beigegeben, welche zugleich eine kurzgefaßte Einführung in die Ostwaldschen Farbenlehren enthält, betitelt: *Kurzer Abriß der Ostwaldschen Farbenordnung nebst Anleitung zum Gebrauch der Farbenmeßdreiecke*, dessen Verfasser ebenfalls Professor *Krüger* ist. Zweifellos wird das kleine, sehr handliche Werk — man kann es in der Westentasche bei sich führen — zur allgemeinen Einführung des Ostwaldschen Systems nicht unwesentlich beitragen und es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß hier ein auch für die graphischen Gewerbe bis zu einem gewissen Grade brauchbares Werkzeug geschaffen worden ist. Der Preis für die Tafeln und das die Anleitung enthaltende Heft beträgt M 5.—.

Digitized by Google

BESPRECHUNGEN

AUSFÜHRLICHES HANDBUCH DER PHOTOGRAPHIE, zweiter Band, erster Teil von Hofrat Professor Dr. J. M. Eder. Die Grundlagen der photographischen Negativverfahren von Dr. Lüppo-Cramer mit 126 Abbildungen, dritte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Preis M 39.—, gebunden M 42.—. Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. S.

Das genannte Handbuch ist seit vielen Jahren als Standardwerk für das Gebiet der Photographie bekannt, weil darin mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit die photographischen Probleme behandelt sind. Jetzt liegt vom zweiten Band, erster Teil, die dritte Auflage vor, die auf Wunsch Eders von Dr. Lüppo-Cramer bearbeitet worden ist. Letzterer sagt im Vorwort, es sollte dieser Band nicht nur rein theoretisch sein, sondern auch die wichtigsten *phototechnischen* Grundlagen in ihren Hauptpunkten berühren. Das Buch steht somit auch in engster Beziehung zur angewandten Photographie. In 17 Kapiteln ist der Stand der Forschung bis zum Zeitpunkt der Drucklegung des Bandes erfaßt. Viele Forscher von Ruf sind mit besonderen Beiträgen vertreten, und über die Forschungsergebnisse anderer wird eingehend berichtet. Deshalb darf man wohl sagen, der Verfasser und seine Mitarbeiter haben das Gesamtgebiet der photographischen Negativprozesse lückenlos durchleuchtet. Diese Zusammenfassung ist für den Wissenschaftler von großem Wert, aber auch der Praktiker kann sehr viel Nutzen daraus ziehen. Denken wir daran, wie mannigfaltig die Anwendungsmöglichkeiten der Photographie im graphischen Gewerbe sind und wieviele Verfahren helfend eingreifen, so darf uns nicht gleichgültig sein, wie alles ineinander faßt. Erkennt der Praktiker klar die inneren Zusammenhänge, so kann er bei jeweils vorliegenden Aufgaben mit mehr Voraussicht den Weg einschlagen, der ihn sicherer zum Ziele führt. Erinnert sei nur daran, daß wir das Silber in verschiedenen Verbindungen anwenden. Da sollte jeder Praktiker sich bemühen, das Verhalten der Stoffe von Grund aus kennen zu lernen: zum Beispiel darf ihm nicht gleichgültig sein, wie die Silberverbindungen sich gegenseitig beeinflussen und wie auch die Bindemittel (Gelatine, Kollodium usw.) mitwirken in bezug auf Empfindlichkeit, Gradation und Auflösungsvermögen. Aus dem reichen Inhalte des Bandes seien nachfolgend nur einige Punkte herausgehoben, die ohne weiteres ihre Wichtigkeit für den Praktiker erkennen lassen. Das Bromsilber und seine Reifung, Nachreifung, Reifung des Jodsilbers, Lichtreifungen, Plattenoberfläche und Korn, Gradation, Auflösungsvermögen und Feinkornplatten, Struktur und Zusammensetzung der Bromsilbergelatineplatten, Films und Entwicklungspapiere, Haltbarkeit photographischer Platten, Natur des latenten Bildes, latenter Schleier, Chlor-, Brom- und Jodsilber, die Eigenart des Jodsilberbildes, neuere Untersuchungen über Jodsilberemulsionen, Bromsilberkollodium, Umkehrungserscheinungen, Sensibilisierungen, Desensibilisierungen usw. Zu begrüßen sind die vielen Literaturangaben, die

Digitized by Google

es ermöglichen, den behandelten Fragen noch weiter nachzugehen. Auch Rezepte sind eingestreut. Mit Hilfe des alphabetisch geordneten Sach- und Namenverzeichnisses ist jeder Punkt in dem Bande von 814 Seiten rasch zu finden. Die Verlagsfirma hat für klaren Druck auf gutem, reinweißem Papier gesorgt und auch damit den bleibenden Wert des Bandes unterstützt. Zu wünschen ist, daß er recht häufig in die Hände ernster Praktiker kommt; denn die daraus zu erlangenden Kenntnisse können viel zur praktischen Auswertung der Photographie beitragen und deshalb ist die Anschaffung des Werkes zu empfehlen. *Emil Kődits.*

KARL KLIETSCH, der Erfinder der Heliogravüre und des Rakeltiefdruckes.

In der Gegenwart geht das Bedürfnis der Menschen sehr stark dahin, über die Geschehnisse des Tages nicht nur durch das Wort, sondern auch durch das Bild unterrichtet zu werden. Sogar wird häufig dem Bild die größere Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser Zug liegt in der Natur des Menschen; denn im allgemeinen will er sich eine klare Vorstellung verschaffen. Naturgemäß ist mit der Bildvermittlung die Vervielfältigung innigst verknüpft und deshalb spielt die Drucktechnik eine große Rolle. In den Druckverfahren ist es aber nicht gleichgültig, wie das zu druckende Bild im Charakter der Bildeinzelheiten, den Druckelementen, beschaffen ist. Jahrhundertelang diente hauptsächlich der Holzschnitt der Bildvermittlung, und wollte man besonders wertvolle Abbildungen bieten, so kam der Kupferstich und später die Radierung in verschiedenen Spielarten zur Anwendung. Durch die Erfindung Senefelders wurde es zwar möglich, auf verhältnismäßig einfache Weise Bilder in unterschiedlichen Tonstufen und Tonübergängen lithographisch zu erzeugen und in Steindruck zu vervielfältigen, aber es blieb doch eine gewisse Rauhigkeit (Korn) übrig. Außerdem war auch diese Bildvermittlung auf Handarbeit angewiesen. Mit der Erfindung der Photographie wuchs das Interesse für Bilder noch mehr, und diese Erfindung brachte vollkommene Geschlossenheit der Töne und dazu gleichzeitig überraschende Naturtreue. Aber an eine Vervielfältigung solcher Bilder durch Druck war noch nicht zu denken. Erst nach jahrzehntelangen Mühen gelang es, photographische Bilder und auch Bildwerke von Künstlern unter Verwendung von Rastern wiederzugeben; für Buchdruck jedoch ist damit ein erheblicher Verlust an Tonreichtum verbunden. Trotzdem erreichte aber damit der Buchdruck eine außergewöhnliche Ausdehnung im Bilderdruck.

Wie stark das Problem vollkommener Bildvermittlung den Maler Karl Klietsch (Klič) in den siebziger Jahren beschäftigt hat, das zeigen die aus jener Zeit nachgelassenen Reste seiner Versuche. Und daß es diesem Künstler in seinem Schaffensdrange beschieden war, das Verfahren „*Heliogravüre*“ zu schaffen, ist möglicherweise mit auf seine Kenntnisse in der Photographie zurückzuführen. In diesem Gedankengange darf jedoch keineswegs die Absicht einer Verkleinerung der Verdienste des Erfinders erblickt werden; denn die Heliogravüre ist an Vollkommenheit und Tonreichtum der Bildwiedergabe von keinem andern Verfahren übertroffen worden. Eine Fülle der Belehrung, Anregung und des Genusses geht von Reproduktionen in Heliogravüre aus, die sich nicht ermessen läßt. Jeder Liebhaber künstlerischer Bildwerke wird große Freude empfinden bei der Betrachtung von Reproduktionen nach Kupferstichen und Radierungen großer Meister, die in Heliogravüre den Originaldrucken fast gleich sind; nur das geschulte Auge des Kenners findet die feinen Unterschiede heraus. Beispielsweise sei auf die in Heliogravüre ausgeführten Reichsdrucke verwiesen, die uns besonders die alten Meisterwerke des Kupferstiches zugänglich machen.

Mit dieser Erfindung hat Klietsch den Reiz des Halbtonbildes von zartester Tönung bis zu stärkster Sattheit der Tiefe durch Druck vermittelt. Darin wird fast völlige Geschlossenheit der Töne geboten, und nur das bewaffnete Auge vermag eine feine Zerlegung in Korn festzustellen. Die Druckausführung lag von Anfang an in Händen des Kupferdruckers, und

Digitized by Google

damit war sorgsamste Behandlung im Arbeitsgange verbunden. Diesem Umstande ist es mit zuzuschreiben, daß Heligravüredrucke künstlerischen Ausdruck und Kunstwert besitzen können. Das Verfahren ist im wahren Sinne des Wortes vom Künstler für die Kunst geschaffen worden, und dabei hatte der Meister auch eine glückliche Hand. Klietsch mag einer inneren Regung gefolgt sein, als er in einer Silvesternacht in seinem Heim aus dem fröhlichen Freundeskreise nach der Werkstatt ging. Dort fand er auf einer beiseite gelegten Versuchsplatte den feinen Asphaltstaub, der ihm zum Erfolg verhalf.

Enttäuschungen blieben jedoch auch diesem Erfinder nicht erspart, und deshalb ist es verständlich, daß er über den weiteren Ausbau der Heliogravüre zum Maschinendruck (Rakeltiefdruck) jahrelang völliges Schweigen bewahrte. Dadurch gelang ihm die Ausnutzung seiner Erfindung; selbst auf Schleichwegen war das Geheimnis nicht zu ergründen. Der Erfinder des Rakeltiefdrucks trat nicht hervor; erst im Meinungsstreit um die Priorität der Nacherfindung des Rakeltiefdrucks in Deutschland wurde die Fachwelt aufgeklärt, daß Karl Klietsch schon längst das Problem des maschinellen Tiefdrucks gelöst hatte.

Der Rakeltiefdruck (heute kurz Tiefdruck genannt) hat seither schon eine ansehnliche Ausbreitung erfahren, und die Ausnutzung greift immer weiter in die Arbeitsgebiete des Hoch- und Flachdrucks über. Obwohl in die Heliogravüre für Maschinendruck bewußt Lücken gebracht werden, bleibt der Tonreichtum der Bilder doch besser erhalten als in Buch- und Offsetdruck. Seitdem der Tiefdruck in den Zeitschriftendruck Einzug gehalten hat, ist mit stetig zunehmender Eroberung des Arbeitsfeldes zu rechnen. Aber auch in andern Zweigen graphischen Schaffens tritt die Bedeutung dieser Bildvermittlung immer deutlicher in Erscheinung. Die Ausschöpfung der Erfindungen des Meister Klietsch bleibt jedoch der Nachwelt vorbehalten, wir wissen aber heute schon, daß dieser Mann ein großer Schöpfer war auf graphischem Gebiet.

In diesem kurzen Abriß ist das Wirken des Künstlers und Erfinders Karl Klietsch nur angedeutet worden. Daß diesem Manne, der über seine Taten so schweigsam war, dauerndes Gedenken an vielen Orten bewahrt werde und daß sein Leben möglichst klar zu überschauen ist, das haben wir seinen Freunden zu danken. Diesem Großen, Karl Klietsch, der im November 1926 für immer die Augen schloß, hat Professor Karl Albert in Verbindung mit der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien ein sinniges Denkmal bereitet in Gestalt eines Buches. Darin hat der genannte Verfasser niedergelegt, was er mit vielem Fleiß zusammentragen konnte, das Kunde vom Leben des Meisters gibt. Seite um Seite wird ein Bild emsigen Schaffens entrollt. Wir können es als eine glückliche Fügung ansehen, daß Klietsch seinen Lebensabend in Wien verbrachte. Dort wurde seine Erfindung geboren, dort schloß er auch seine Lebensbahn ab, und dort ist die Stätte, die ihm das beste Denkmal in Verbindung mit seinen Erfindungen, der Heliogravüre und dem Rakeltiefdruck, bereitete, die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt. Bekannt ist, daß diese Schule seit vielen Jahren die graphischen Techniken lehrt und daß im Laufe der Jahre aus den verschiedenen Weltteilen Schüler kamen, um Einblick zu gewinnen in die mannigfaltigen Zweige des graphischen Gewerbes. Beweise des Strebens und Könnens sind auch oft genug durch die Fachpresse geboten worden. Es konnte keine bessere und sinnvollere Ehrung des Meisters vom Tiefdruck erdacht werden als die, daß am Orte des Entstehens dieses Verfahrens die Schüler der Lehr- und Versuchsanstalt die Beweise seines Schaffens durch Heliogravüre und Rakeltiefdruck der Nachwelt überlieferten. Aber auch der genannten Anstalt gereicht das Werk zur Ehre; denn es zeigt, wie Lehrer und Schüler zusammenwirkten, um ein Denkmal von bleibendem Wert erstehen zu lassen. Sorgsam gesetzt, gibt uns der Text Aufschluß über den Lebensweg des Malers, Photographen und Erfinders. Und liebevoll sind die 25 Tafeln behandelt, so daß Buchdruck und Tiefdruck zu vornehmer Einheit sich ver-

Digitized by Google

banden. Daß aus dem Verkauf des Buches Mittel zusammenfließen sollen für arme Schüler zum Studium, ist eine gute Idee, die kräftigste Unterstützung verdient. Möge das Buch in der Lehr- und Versuchsanstalt recht bald vergriffen sein, zur Ehre des Meisters Karl Klietsch und zur Förderung vorwärts strebender Schüler.

Emil Ködits, Leipzig

THE WINDSOR PRESS, San Francisco, Bush Street 61.

Mit einer in druckerischer Hinsicht tadellosen Leistung erschien 1927 die Windsor-Press in San Francisco, indem sie ein Werk von James Sidney Johnson: "The Press of the Renaissance in Italy" darbietet. Der schönstens gedruckte Text ist in Umrahmungen gestellt, die der Hypnerotomachia Poliphili entnommen sind. Im Geiste des Aldus Manutius ist das Buch gestaltet, das den Gebrüdern Johnson als Druckern alle Ehre macht. A.

PRESSE ODA WEITBRECHT, HAMBURG.

Als Privatdruck für die Teilnehmer an der Tagung 1928 der Maximilian-Gesellschaft ließ Armin Renker unter dem Titel „Die Schreiberin" fünf Sonette auf die frühverstorbene Dortmunder Schriftschreiberin Elisabeth Schulte auf der Oda-Weitbrecht-Presse drucken. Die tief empfundenen Gedichte wurden in Rotdruck von der bestens bekannten Presse in einwandfreier typographischer Gestaltung wiedergegeben. Armin Renker setzte Elisabeth Schulte mit diesem Druck ein Denkmal, das über den Tod hinaus das Andenken an eine hohe künstlerische Begabung in edelster Form wahrt. C.

PHILOBIBLON, EINE ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE. I. Jahrgang 1928. Monatlich erscheinend (ausgenommen Juli-August). Subskriptionspreis für 6 Hefte M 4.80, Einzelheft M 1.—.

An Zeitschriften für Bücherfreunde ist heute gewiß kein Mangel, wenn man alle Zeitschriften aufzählen wollte, die dem Bücherfreunde dienen sollen. Zwar sind so verdienstliche Gründungen wie Horst Stobbes „Bücherstube" oder der „Grundgescheute Antiquarius" leider nach allzu kurzer Dauer wieder verschwunden, ohne daß ein gleichwertiger Ersatz dafür da wäre, aber Bücher-Zeitschriften gibt es immer noch genug. Was fehlte, ein reines Mitteilungsblatt für Bücherfreunde, versucht Herbert Reichner in Wien, der verdienstvolle Herausgeber der Bibliotheca Typographica, mit seinem „Philobiblon", von dem vor kurzem die erste Nummer erschien. Diese bei aller Anspruchslosigkeit des Äußeren bestens aufgemachte kleine Zeitschrift, vornehm auf gutes Papier in Stempelschen Schriften gedruckt und typographisch geschickt gestaltet durch die Druckerei Jahoda & Siegel in Wien, scheint berufen, dem Bücherfreunde endlich all das mehr oder minder Wesentliche auf dem Gebiete des Buchwesens zu vermitteln, was er sich bisher aus allen möglichen Zeitschriften des Faches zusammensuchen mußte. Die erste Nummer gibt bereits einen guten Einblick in die Art und Weise, wie Reichner die Zeitschrift zu entwickeln gedenkt. Sie kann, auf dieser Bahn fortschreitend, zu einem unentbehrlichen Nachrichtenblatt werden, und ihre Entwicklungsmöglichkeiten sind sozusagen unbegrenzt. Denn die Fragen und Wünsche, die der Bücherfreund hat, novarum rerum semper avidus, sind Legion, und die unscheinbarste Mitteilung findet ihren dankbaren Leser. Von dieser Seite her wird also der Herausgeber nicht genug tun können. Mit der Zeit wird sich von selbst eine Gliederung der Nachrichten ergeben, und die versprochenen „Briefe" aus aller Herren Länder werden die Gemeinde der Bücherfreunde auch auf Fernerliegendes hinlenken. In Heft 1 wird mit diesen Briefen bereits der Anfang gemacht mit Artur Novaks „Prager Brief", in welchem der verdienstvolle Leiter des Prager Bibliophilenvereins eine Warnung hinsichtlich der gegenwärtigen Überproduktion bibliophiler Drucke in der Tschechoslowakei ausspricht, die im eigenen Lande nicht ungehört verhallen sollte. Wir verstehen die Besorgnisse Novaks nur zu gut nach dem, was wir in der Inflationszeit selbst erlebt haben. Aus der vorliegenden Nummer erfährt man des

Digitized by Google

weiteren eine Menge wissenswerter Dinge über den gegenwärtigen Stand der Buchforschung, beispielsweise in Amerika, wo dieses Gebiet an den dortigen Universitäten mehrfach Lehrgegenstand geworden ist, über Auktionen im In- und Auslande, über Persönlichkeiten, die im Buchwesen eine Rolle spielen, sei es als Sammler, Lehrer, Antiquare, über die Tätigkeit bibliophiler Gesellschaften, neue Funde usw. Die anregende Form der Darbietung aller dieser Nachrichten in literarischer Hinsicht wird nicht unwesentlich dazu beitragen, daß, dem Wunsche des Herausgebers entsprechend, zahlreiche Bücherfreunde wissenswerte Mitteilungen an ihn gelangen lassen, um so den Inhalt der Zeitschrift immer vielgestaltiger zu machen, damit das Ziel eines allgemeinen Nachrichtenblattes für die Welt der Bücher und der Bücherfreunde erreicht werde. H. B.

A. K. HEMBERGER, FRANKFURT A. M., WERBEGRAPHIK-MAPPE.

Zu einer Sammelmappe zusammengefaßt legt A. K. Hemberger in Mehrfarbendruck ausgeführte graphische Arbeiten vor, denen er einen kurzen Begleittext voranstellt, über den er als Motto die Worte Julius Klingers setzt: „Die Reklamearbeit der nächsten Jahre wird sich auf zwei Grundpfeiler stützen: auf Sachlichkeit und Ökonomie."

Wahrhaft in diesem Geiste sind die Arbeiten Hembergers gehalten: sie sind in dem Wust, der sich so oft als „Werbegraphik" breitmacht, von so überzeugender Wirkung, ungekünstelt, mit wenig Gegenständlichem in der Darstellung die Sache restlos erfassend. Dieser Graphiker „entwirft" nicht nur — er *denkt* vor allem beim Entwerfen die Sache, für die sein Bild sprechen soll, bis in die letzten Konsequenzen durch, erfaßt die Situation und gibt ihr einen so konzisen, künstlerisch abgerundeten Ausdruck, daß man mit steigendem Wohlgefallen den Blick auf diesen schönen Blättern ruhen läßt. Eine Beschreibung im einzelnen nützt nicht viel. Man kann mit Worten nur andeuten, was der Künstler an Wirkung erreicht hat; so bei der Reklame für die stoßfreie Lenkung des Motorrades mit Gazda-Federlenker, wo das Vibrieren von Rad und Lenkstange gegenüber der vollkommen ruhigen Haltung des Fahrers ausgezeichnet dargestellt wird, so bei dem Plakat für die Wiener Messe: ein einfacher Wegweiser in Blau-Rot-Schwarz gehalten, leicht geneigt von rechts nach links auf das Blatt gesetzt, mit suggestiver Wirkung nach Wien weisend, während bei der Werbung für die Bukum A.-G. „Bücher von einem Schilling an", wo ein äußerst geschickt aufgebauter Bücherstoß, sich von oben nach unten verjüngend, mit seinem kräftigen Rot sich von dem schwarzen Grund bestens abhebt; nicht minder wirksam die Arbeiten für die Deutsche Lufthansa, für Odol, die Kölner Messe, Meßmer-Tee und für die Druckerei C. Naumann, einen Querschnitt durch eine Druckmaschine mit ihrem Farbwerk darstellend. Hier liegen in der Tat Leistungen vor, die höchstes Lob verdienen und die an unsre größten Könner auf dem Gebiete der Bildreklame heranreichen. H. B.

DIE LINOTYPE-POST. Herausgegeben von der Mergenthaler Setzmaschinen-Fabrik G.m.b.H., Berlin N 4, Chausseestraße 25.

Die Aufgabe der Linotype-Post soll nach Angabe der Mergenthaler Setzmaschinen-Fabrik G.m.b.H. sein, die Verbindung zwischen dieser und deren Kunden sowie den Maschinensetzern zu fördern und zu pflegen. In zweiter Linie soll in der Linotype-Post eine Veröffentlichung geschaffen werden, in der alles zusammengetragen wird, was für den Setzmaschinenbetrieb von Bedeutung ist. Es sollen nicht nur die Neuerungen und Einrichtungen der Linotype und Ludlow geschildert werden, sondern es sollen darüber hinaus Anregungen gegeben werden für die zweckmäßige Einrichtung der Maschinensetzerei, und schließlich sollen alle die Fragen Behandlung finden, die in erster Linie die Setzmaschinenbetriebe angehen. Wir wünschen der Mergenthaler Setzmaschinen-Fabrik vollen Erfolg dieser Bestrebungen. G.

Digitized by Google

DIE EINSEITIGE FOLIE. Mechanische Kreiderelief - Zurichtung von Lankes & Schwärzler in München, Schellingstraße 26. Die seither bekannt gewesene zweiseitige Zurichtefolie hat sich im Laufe von mehr als 20 Jahren bewährt. In letzter Zeit sind jedoch die Arbeitsweisen teilweise etwas anders geworden, so daß die Erfahrung ergeben hat, daß die zweiseitige mechanische Kreiderelief-Zurichtung bei manchen Papieren, selbst wenn sie aus der Schwachfolie hergestellt waren, noch zu stark wirkten. Nach langen Bemühungen ist es der Firma nun gelungen, eine Folie anzufertigen, die die Herstellung eines einseitigen Reliefs in der denkbar einfachsten Weise ermöglicht. Sie wird überall da mit bestem Erfolg angewandt werden, wo die zweiseitige Schwachfolie als noch zu stark erachtet wird. Das uns vorliegende Muster zeigt eine hervorragend schöne Druckwirkung, und wie wir hören, bringt diese neue Folie eine ganz erhebliche Zeitersparnis mit sich. Es wird nur die Vorderseite zweimal direkt hintereinander gedruckt, genau in der Weise, wie man sonst einen Abzug von dem justierten Klischee macht. Die Entwicklung des Reliefs selbst größter Formate nimmt höchstens vier Minuten in Anspruch. Die dem uns vorliegenden Prospekt beigegebenen Urteile aus der Praxis über die einseitige Folie geben Zeugnis davon, daß die Firma Lankes & Schwärzler mit der einseitigen Folie dem Fachmann ein Zurichtemittel an die Hand gibt, das weitgehendsten Ansprüchen gerecht wird. G.

SCHLUSS DES REDAKTIONELLEN TEILS

Digitized by Google

Digitized by Google

Internationale Pressausstellung »Pressa« Köln 1928

AUSSTELLUNG DES DEUTSCHEN BUCHGEWERBEVEREINS, LEIPZIG

Hochdruck, Flachdruck, Tiefdruck und Buchbinderei von den Anfängen bis zur Gegenwart dargestellt

Digitized by Google

Das Deutsche Buchgewerbe auf der »Pressa« Köln 1928

ALS am 12. Mai 1928 die Internationale Presseausstellung in Köln feierlich eröffnet wurde, war eine Idee zur Tat geworden, in deren Verwirklichung ursprünglich auch in den Kreisen der Leute vom Fach mancher Zweifel gesetzt worden war. Man hatte darauf hingewiesen, daß das Geistige, das eigentliche Wesen der Presse, sich im Grunde überhaupt nicht aus- und darstellen lasse und ohne Zweifel waren derartige Erwägungen nicht von der Hand zu weisen. Aber schließlich läßt sich das Geistige im Pressewesen ebensowenig *rein* darstellen, wie der geistige Gehalt andrer Sparten menschlichen Kultur- und Geisteslebens, wenn man es nicht versteht, den Geist lebendig zu machen, der in den Dingen lebt, wenn man nicht Steine zum Reden bringt, ob sie wollen oder nicht.

Nach mühevollen Vorarbeiten, nach sorgenvollen Monaten, gelang der große Wurf: Weltmacht und Weltgeltung der Presse sind in überzeugender Weise zur Darstellung gelangt, ihr geschichtliches Werden, ihr gegenwärtiges Wirken, die soziale und kulturelle, die verlegerische und redaktionelle Seite haben sichtbaren Ausdruck gefunden und ihre weitverzweigten technisch-gewerblichen Grundlagen und Bindungen sind in anschaulicher Weise dem Beschauer nahegebracht worden.

Mit berechtigtem Stolz konnte Kölns Oberbürgermeister den Sieg des Pressa-Gedankens in seiner Eröffnungsrede feiern, in der er zugleich auch in so sympathischer Weise „der vielen klugen Köpfe und der vielen fleißigen Hände" gedachte, die zur glücklichen Vollendung des Werkes mitgewirkt hatten, alle Hemmungen überwindend, die sich nun einmal jedem Menschenwerk entgegenstellen. Und dieselbe Freude über das Gelingen des Werkes kam allenthalben auch in den übrigen offiziellen Reden deutlich zum Ausdruck und wohl niemand hätte es vermißt, wenn in dieser Stunde von einer vergleichenden Betrachtung des Einst und Jetzt überhaupt nicht die Rede gewesen wäre.

Digitized by Google

Sinn und Zweck der „Pressa" als einer internationalen Ausstellung mit weltkultureller, apolitischer Einstellung, kommt denn auch in Aufbau und Organisation des Ganzen schönstens zum Ausdruck.

Und alles, was bisher bei uns und anderweit mit dem ausgesprochenen Ziele einer Presse- oder Zeitungsausstellung versucht worden ist, muß verblassen vor dem, was die „Pressa" geschaffen hat, so verdienstlich seinerzeit auch die Ansätze gewesen sind, das Pressewesen anschaulich zu machen, wie etwa die kleine Zeitungsausstellung vom Jahre 1905 im Deutschen Buchgewerbehause in Leipzig, die Internationale Zeitungsausstellung in Frankfurt a. M. vom Jahre 1906, die Presseausstellung des Berner Gutenberg-Museums und andre Versuche mehr. Wollten diese, in bescheidenem Rahmen aufgezogenen Ausstellungen vor allem die *äußere* Vielgestaltigkeit des Zeitungsblattes vorführen, so ging die Bugra 1914, auf der das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen lediglich ein Teilgebiet bedeutete, schon einen erheblichen Schritt weiter. Die von Martin Spahn in wissenschaftlicher und ausstellungstechnischer Hinsicht vorbildlich gestaltete zeitungsgeschichtliche Abteilung mit ihren ausgezeichneten graphischen Darstellungen in Verbindung mit der postgeschichtlichen Ausstellung des Fürstlich Thurn-und-Taxisschen Archivs in Regensburg nebst den Sonderausstellungen der Tageszeitungen, dem Tempel der Fachpresse und den an die einzelnen ausländischen Staaten angeschlossenen Zeitungs- und Zeitschriftenabteilungen, trugen bereits den Charakter einer „Pressa" im kleinen, wie denn die enge Verwandtschaft „Bugra-Pressa" allein schon durch die unvermeidliche Einbeziehung des gesamten Buchgewerbes und der Graphischen Künste gegeben ist, was bis zur Einrichtung einer Abteilung neuzeitlicher Buchkunst geführt hat, die, wie auf der Bugra, vom „Verein Deutsche Buchkünstler" ausgeführt wurde und deren Rahmen diesmal ganz Europa umfaßt.

Nicht als ob mit solcher Gegenüberstellung der Ruhm der „Pressa" irgendwie geschmälert würde; im Gegenteil: die kluge Verwertung, Um- und Ausgestaltung von Bugra-Gedanken gereicht ihr nur zum Lobe, wie auf der andern Seite der Beweis für die lebendige Kraft, die dieser unvergeßlichen Schau innewohnt, nur mit Freude zu buchen ist. Wie es immer ein erfreulicher Anblick ist, reiche Frucht tragende Bäume zu sehen, so wird man sich gern in so wesentlichen Punkten durch die „Pressa" an die „Bugra" erinnern lassen und dieser jüngsten Veranstaltung auf dem Gebiete des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens, des Buchgewerbes und der Graphischen Künste, eine ebenso fruchtbare Auswirkung wünschen.

Ähnliche Gedanken brachte die Rede zum Ausdruck, die der 1. Vorsteher des Deutschen Buchgewerbevereins, Geheimrat Dr. Ludwig Volkmann, am Abend

Digitized by Google

des Eröffnungstages im altehrwürdigen Gürzenich hielt, die hier im wesentlichen wiedergegeben sei:

Wenn ich in vorgerückter Stunde Ihre Aufmerksamkeit noch für einige Minuten in Anspruch nehme, so geschieht dies auf die freundliche Aufforderung der Ausstellungsleitung hin, die auch das der Presse engverbundene Buchgewerbe hier zu Worte kommen lassen wollte. Aber man hat mir damit zugleich einen eigenen aufrichtigen Wunsch erfüllt, den Wunsch nämlich, einmal an diesem festlichen Eröffnungstage Zeugnis ablegen zu dürfen von den Empfindungen des Dankes und der Bewunderung für die großartige Veranstaltung, an der mitzuwirken uns eine Freude und Ehre war.

Über die Zusammengehörigkeit von Presse und Buchgewerbe brauche ich in diesem Kreise kein Wort zu verlieren; schon der Name „Presse" und „Pressa" deutet ja klar genug auf die Buchdruckerpresse hin als das Instrument, dessen der Geist nicht entraten kann, wenn er Gestalt gewinnen und weltverbreitet sein will. Und so ist denn auch hier in Köln neben die Tagespresse, als das Ohr und Sprachrohr der gesamten Menschheit, eine Gruppe des Buchgewerbes getreten, die, wie wir hoffen, als eine willkommene und notwendige Ergänzung empfunden werden wird. Daß wir sie so einheitlich und systematisch ausbauen konnten, wie es der Gesamtidee und der Würde der „Pressa" entsprach, das verdanken wir dem verständnisvollen Entgegenkommen der Ausstellungsleitung, was wir ganz besonders gern hier zum Ausdruck bringen.

Und freilich versteht man es hier in Köln ganz einzigartig, solche Veranstaltungen festlich und großzügig durchzuführen, und die herrliche Rheinstadt ist von Natur und Überlieferung so begünstigt, daß andre Orte ihr schwer den Rang streitig machen können.

Gestatten Sie mir nur ein kurzes Wort der Erinnerung an jene große Leipziger Weltschau des Buchgewerbes und der Graphik 1914, wo auch die Presse als selbstverständliches und wichtiges Element reich vertreten war, so wie heute hier das Buchgewerbe; jene „Bugra", deren man sich wohl trotz der dazwischen liegenden Kriegsereignisse noch hier und da erinnert, und die, der damaligen Zeit entsprechend, schon so manches zeigte, was man heute auch hier sieht, gewandelt und weiter entwickelt.

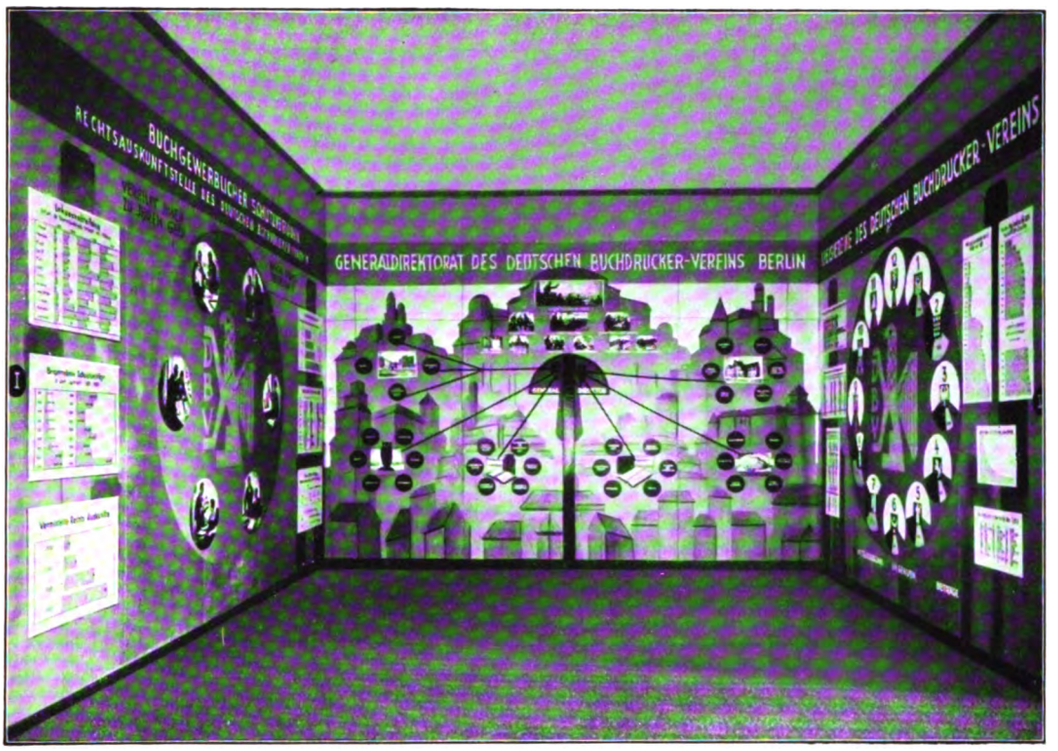
Es ist nun privatim und öffentlich der Wunsch ausgesprochen worden, es möge eine Wiederholung dieser damals so jäh gestörten großen Unternehmung kommen, eine „Bugra rediviva", aber die Zeit schien uns noch nicht reif genug dafür zu sein. — Ich darf Ihnen aber gerade am Eröffnungstage der „Pressa" und gewissermaßen in Erwiderung Ihrer freundlichen Einladung heute verraten, daß der Deutsche Buchgewerbeverein in Aussicht genommen hat, eine

Digitized by Google

solche Wiederholung im Jahre 1940, aus Anlaß der fünfhundertjährigen Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu veranstalten.
Das scheint eine lange Zeit, aber wir haben es ja erlebt, wie rasch die Zeit verfliegt. Wir haben den Zeitpunkt absichtlich nicht zu nahe gewählt und wir geben uns der Hoffnung hin, daß der Deutsche Buchgewerbeverein und das gesamte Buchgewerbe, das so willig zur Presseausstellung nach Köln gekommen ist, für seine Einladung ein offenes Ohr findet, und daß dann die Presse ihrerseits ebenso gern am Pleißestrand zu Gaste sein wird, wie das Buchgewerbe es heute hier ist. In solcher Gesinnung und mit solchem Ausblick spreche ich der „Pressa" in Köln a. Rh. in dankbarer Anerkennung die Grüße nicht nur des deutschen Buchgewerbes im allgemeinen, sondern auch der alten zentralen Buchgewerbestadt Leipzig im besonderen aus.

Die vom Deutschen Buchgewerbeverein organisierte Buchgewerbefachgruppe befindet sich in der Südost- sowie Osthalle mit dem Eingang durch den Ehrenhof der Südhalle. Beim Eintritt in die Halle fällt der Blick rechts auf einen 8 Meter hohen Buchdruckergreif, der symbolisch zum Sitz des Buchgewerbes hinweist. Hier sind denn auch alle Organisationen des Buchgewerbes zu einer Einheit zusammengeschlossen und führen der Fachwelt des In- und Auslandes Wesen und Bedeutung des deutschen Buchgewerbes in anschaulicher Weise vor.
Genau im Schnittpunkt der Achsen der Ost- und Südhalle, unter den Fittichen des Buchdruckergreifs, breitet sich als Kernstück der Ausstellung das Rundteil des „Deutschen Buchgewerbevereins" aus. In der Richtung vom Mittelpunkt zum Umkreis ist das Rundteil durch Gänge in vier keilförmige Abteilungen für Hochdruck, Flachdruck, Tiefdruck und Buchbinderei gegliedert, und zwar dergestalt, daß im äußeren Kreis in instruktiver Weise jeweils die Herstellung des Druckkörpers gezeigt wird. In der Abteilung „Buchbinderei" wird die Herstellung des Handbandes und des Maschinenbandes veranschaulicht, außerdem bringt diese Abteilung die für das Buchbindereigewerbe wichtigsten Maschinentypen in präzis ausgeführten Modellen zur Schau. Zur Ergänzung dieser technisch-belehrenden Ausstellung bringt der innere Kreis des Rundteiles die Darstellung der historischen Entwicklung von Hoch-, Flach- und Tiefdruck, sowie des alten Bucheinbandes aus den Beständen des Deutschen Buchmuseums in Leipzig. Die Mitte des Rundteils ist ausgefüllt mit Verlagswerken des Deutschen Buchgewerbevereins, den „Monographien des Buchgewerbes" und dem „Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik", der ältesten Fachzeitschrift für das gesamte Buchgewerbe. Die vor dem Rund-

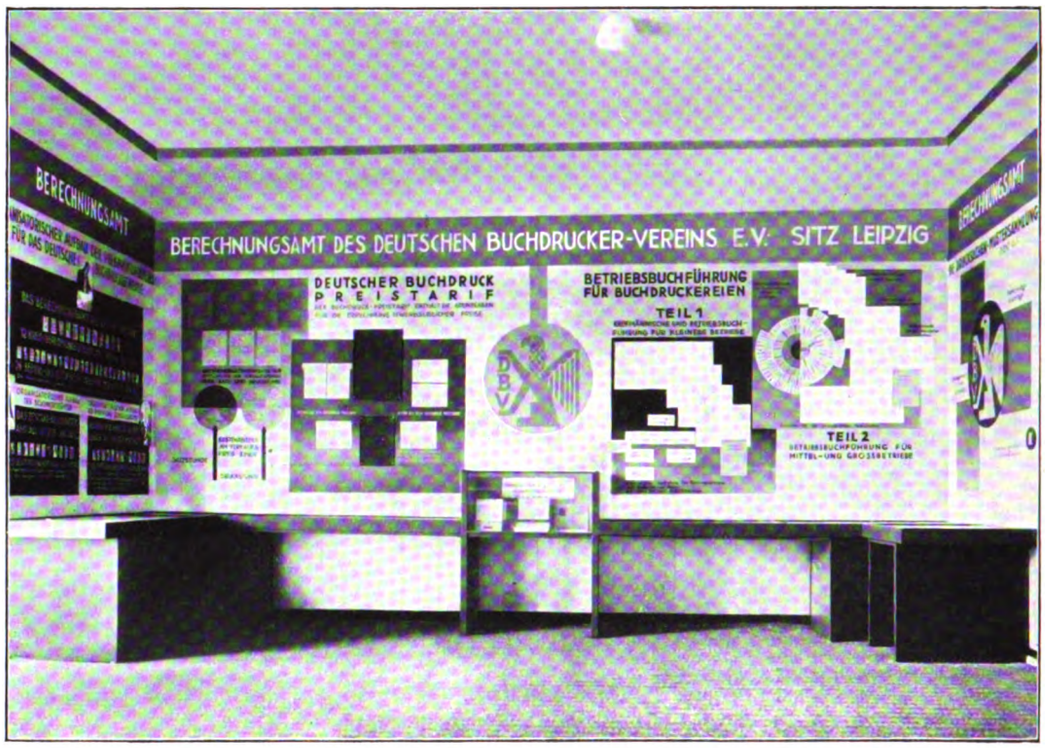
Digitized by Google



GENERALDIREKTORAT · SCHUTZVERBAND, KREISVEREINE

In diesem Raume kommt die Struktur des Vereins als Organisation am augenfälligsten zum Ausdruck. Die 5 m breite, 4 m hohe Mittelwand zeigt auf einem Untergrunde phantastischer schloß- und burgenartiger Bauten in künstlerischer Darstellung die Gliederung des Vereins, in dessen Generaldirektorat die Fäden der mehr oder weniger selbständigen Geschäftsstellen zusammenlaufen. Links wird die Tätigkeit des Buchgewerblichen Schutzverbandes bildlich und statistisch veranschaulicht, rechts für die 12 Kreisvereine das Verhältnis der Mitgliederzahl, der Gehilfenzahl und der Summe der Vereinsbeiträge angegeben.

Digitized by Google



PREISTARIFGEBIET

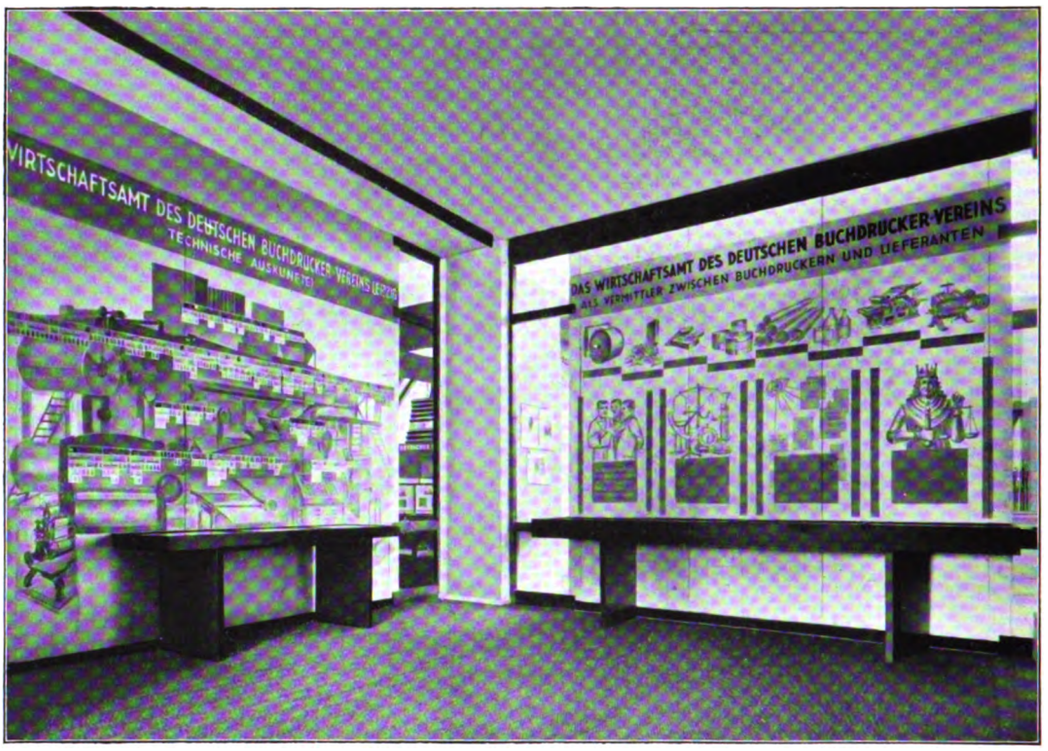
Das Preistarifgebiet und das im gegenüberliegenden Raume behandelte Lohntarifgebiet sind die beiden Pole, um die sich die Hauptarbeit des Vereins bewegt. Zur Darstellung gelangen unter Verzicht auf Statistiken auf der Mittelwand links der Preistarif, rechts die Betriebsbuchführung; in der Vitrine darunter die Gestehungskosten-Tabellen sowie Einzelheiten zum Preistarif und zur Betriebsbuchführung. Die linke Seitenwand erläutert den Aufbau der Schieds- und Berufungsinstanzen, während die rechte Wand der Drucksachen-Mustersammlung gehört.

Digitized by Google

LOHNTARIFGEBIET

Entspricht in den Raumverhältnissen der gegenüberliegenden Abteilung Preistarifgebiet. Hier werden in Wort und Bild die wichtigsten Kapitel des Lohntarifs vorgeführt. Die Seitenwände zeigen links graphische Darstellungen zu den tariflichen Lehrlingsbestimmungen, rechts den Aufbau der Tariforgane.

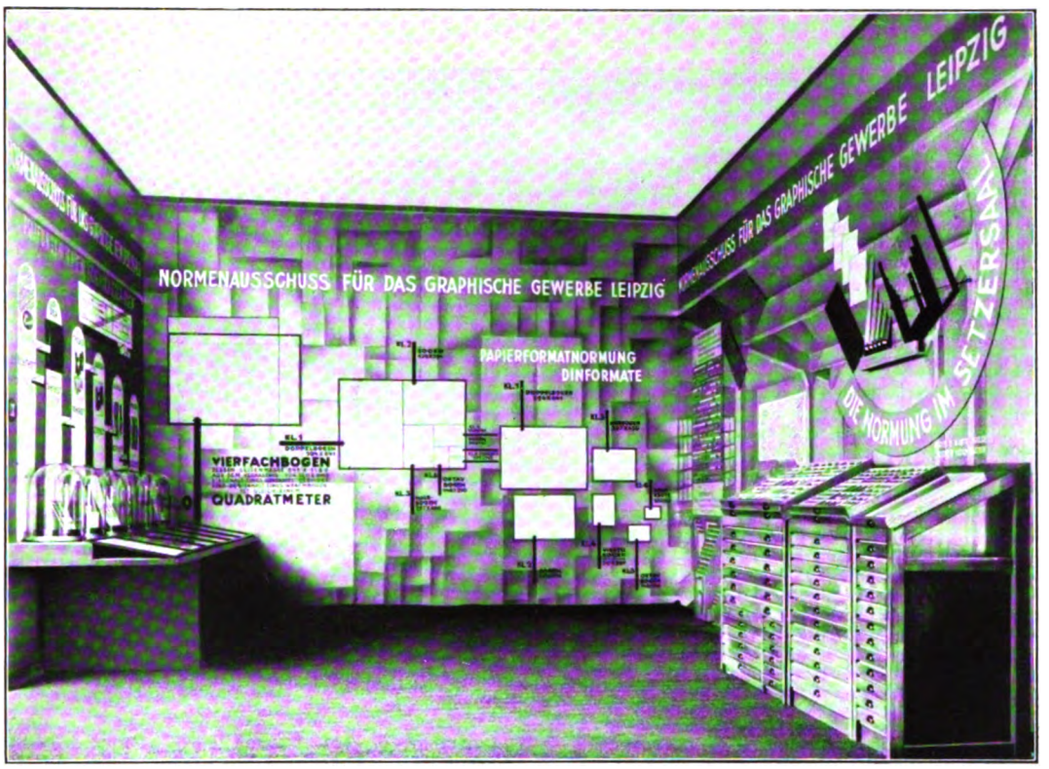
Digitized by Google



WIRTSCHAFTSAMT DES DEUTSCHEN BUCHDRUCKER-VEREINS

Das Wirtschaftsamt wirkt vorwiegend im unmittelbaren Verkehr mit den einzelnen Mitgliedern und führt in großen Wandbildern die verschiedenen Zweige seiner Tätigkeit vor: links das System seiner „Technischen Auskunftei", rechts seine vielseitige Stellung als Vermittler zwischen Druckern und Lieferanten durch Mitarbeit an technischen Neuerungen und Verbesserungen, Untersuchung von Materialien auf ihre Brauchbarkeit, Beobachtung der Preisbildung graphischer Materialien und Vermittlung in Streitfällen mit Lieferanten.

Digitized by Google



NORMENAUSSCHUSS FÜR DAS GRAPHISCHE GEWERBE

Der „Nagra", gleichfalls eine vom Deutschen Buchdrucker-Verein gegründete und finanzierte Einrichtung, gliedert sich in eine Farben- (links), Papier- (Mitte), Schriften- oder Setzer- (rechts) und Maschinenkommission, die hier an praktischen Beispielen die Vorteile und den Stand der Normung darlegen.

Digitized by Google

FEUERVERSICHERUNGS-GENOSSENSCHAFT FÜR DAS BUCHGEWERBE, LEIPZIG

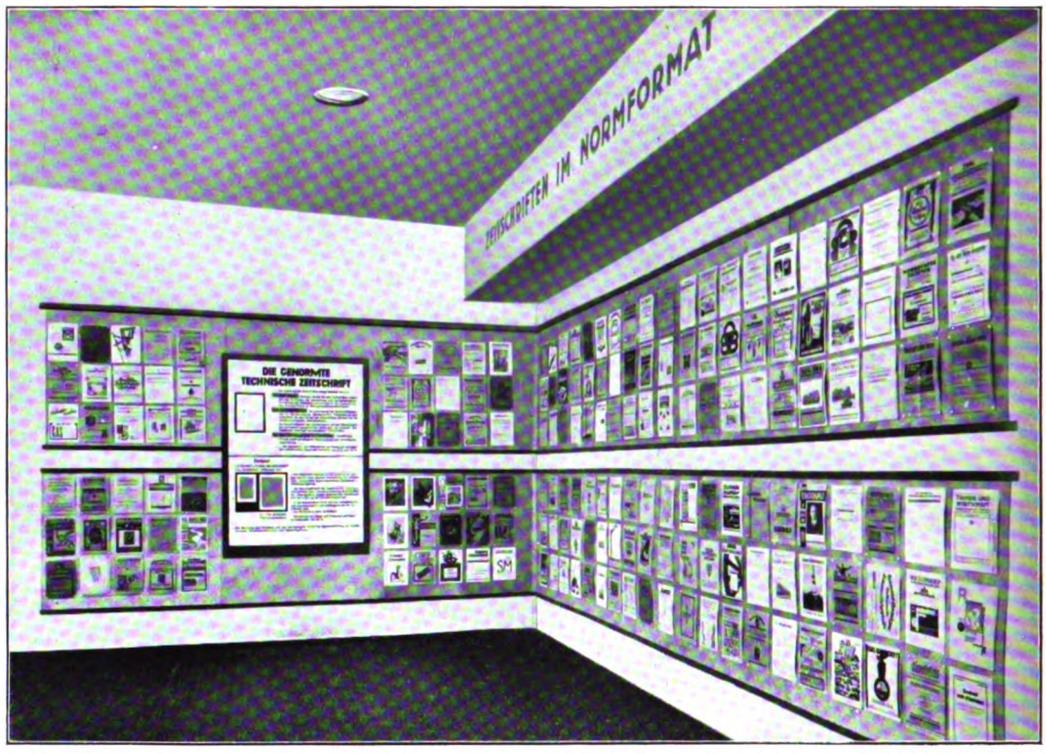
In einem großen Wandbilde werden an einem offengelegten Druckereigebäude die zahlreichen Gefahrenstellen veranschaulicht, die zu Ausbrüchen von Bränden führen können.

Digitized by Google

DEUTSCHE BUCHDRUCKER-BERUFSGENOSSENSCHAFT, LEIPZIG

Ein Lehrfilm weist die Wege zur Verhütung von Betriebsunfällen. Statistiken zeigen den Erfolg der Bemühungen der Genossenschaft in ihrem Kampfe gegen den Unfallteufel.

Digitized by Google



ZEITSCHRIFTEN IM NORMFORMAT

In einem Sonderraum im Obergeschoß der Westhalle bietet der Normenausschuß für das Graphische Gewerbe eine Auswahl der Zeitschriften, die im Normformat A 4 von 210 × 297 mm erscheinen. Die Zusammenstellung beweist, daß trotz Formatgleichheit keine Eintönigkeit entsteht, sondern jede Zeitschrift durch Abwechslung in Papier, Farbe und Satzanordnung ihre eigene Note behält.

Digitized by Google

teil befindlichen Ecken links und rechts des Ganges sind vom Deutschen Buchgewerbeverein zu Ruheplätzen gestaltet worden und die in den Ecken aufgestellten Vitrinen zeigen „Das Buch als Produkt der Presse" in technisch wie künstlerisch vollendeter Form.

Um dieses Rundteil gruppieren sich dann die Ausstellungen der verschiedenen Organisationen des Buchgewerbes: links die der Arbeitgeber, rechts die der Arbeitnehmer. Die von diesen Verbänden gebrachten Opfer und die aufgewandte Mühe sind reich belohnt worden: es kam eine Schau zustande, wie sie noch kaum je geboten wurde.

Um auf die einzelnen Stände etwas näher einzugehen sei begonnen mit dem Hinweis auf den „Deutschen Buchdrucker-Verein" als die größte Arbeitgeberorganisation, die in graphischen und plastischen Darstellungen die einzelnen Tätigkeitsgebiete des weitverzweigten Vereins vorführt, der damit ein anschauliches Bild seines Wirkens gibt und Zeugnis ablegt für eine organisatorisch minutiös durchgeführte Erfassung des gesamten Druckgewerbes.

Unter Einbeziehung der drei Organisationen: „Deutsche Buchdrucker-Berufsgenossenschaft", „Feuerversicherungs-Genossenschaft für das Buchgewerbe", „Matgra A.-G., Materialbeschaffungsstelle für das graphische Gewerbe" ist die Ausstellung des „Deutschen Buchdrucker-Vereins" in zwölf Abteilungen gegliedert, von denen jede einen besonderen Raum einnimmt. Die hierzu in unserer Bilderbeilage gezeigten Abbildungen, die die Ausstellung erläutern, haben eine besonders eingehende Beschriftung erhalten, so daß hier lediglich kurze Hinweise auf die einzelnen Abteilungen gegeben sein mögen.

In Raum 1 wird durch plastische und malerische Mittel das Generaldirektorat dargestellt, dem 50 Abteilungen untergeordnet sind. Statistiken erläutern die Beziehungen der Kreisvereine usw. zum Hauptverein.

Raum 2 zeigt eine 5 Meter breite und 4 Meter hohe Karte des Deutschen Reiches, auf der die zwölf Kreisvereine nebst den Grenzen der Bezirksvereine dargestellt sind.

Ein dritter Raum bringt den *Preistarif* bzw. das ganze Arbeitsgebiet des Berechnungsamtes des Deutschen Buchdrucker-Vereins in Leipzig, ein vierter den *Lohntarif* als Gegenstück dazu. Der Hauptinhalt des Tarifes und die Instanzen, die seiner Durchführung dienen, werden hier vorgeführt.

Das Lehrlings- und Schulwesen, in Raum 5, bringt andeutungsweise die Lehrlingsordnung sowie den Lehrgang in einer Buchdruckerfachschule nebst Darstellungen aus der Münchener Meisterschule zur Anschauung.

Der „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker" ist ein sechster Raum gewidmet, und die stattliche Reihe von 39 gebundenen Jahrgängen legt Zeugnis ab von der ersprießlichen Arbeit des Vereinsorgans.

Digitized by Google

Mit dem Generaldirektorat vereinigt ist der „Schutzverband" in Raum 7. Die Organisation dieser wichtigen Abteilung, die sich dem Rechtsschutze der Mitglieder, der Kredit- und Auskunftserteilung und der Schuldenbeitreibung widmet, wird hier in übersichtlicher Weise dargestellt.

Der Raum 8 zeigt das „Wirtschaftsamt" des Deutschen Buchdrucker-Vereins. In großen Wandbildern werden die verschiedenen Zweige seiner Tätigkeit geschildert, Raum 9 behandelt das Arbeitsgebiet des „Normenausschusses für das Graphische Gewerbe", dessen Wirken sich hauptsächlich auf die Gebiete der Papierformat-, der Druckfarben- und der Druckmaschinen-Normung erstreckt. Von der „Matgra A.-G.", als Lieferantin aller Materialien für das graphische Gewerbe, ist Raum 10 belegt worden. Satzregale, Setzschiffe, Winkelhaken, ferner der Maschinenkontrollapparat „Autograph" sind hier ausgestellt.

Die „Feuerversicherungs-Genossenschaft" für das Buchgewerbe ist in Raum 11 untergebracht. Durch ein großes Wandbild, ein freigelegtes Druckgebäude darstellend, wird auf die zahlreichen Gefahrenstellen hingewiesen, die zu Bränden führen können.

In Raum 12 zeigt die „Deutsche Buchdrucker-Berufsgenossenschaft" ihren Film „Der Kampf mit dem Unfallteufel", einen Aufklärungsfilm über die Berufsgefahren im graphischen Gewerbe. Statistische Darstellungen weisen den Rückgang der Unfälle als einen Erfolg weitgehender Unfallverhütungsmaßnahmen nach. Durch Gegenüberstellung von Abbildungen ältester und neuester Maschinen wird auf die Entwicklung des Maschinenschutzes hingewiesen, insbesondere auf die Berücksichtigung von Unfallverhütungsmaßnahmen beim Bau neuer Maschinen.

In der berufsgenossenschaftlichen Ausstellung ist auch die Haftpflichtversicherungsanstalt der Deutschen Buchdrucker-Berufsgenossenschaft in sinnfälliger Weise vertreten.

In der „Typen-Ausstellung" schließlich zeigt der Deutsche Buchdrucker-Verein Arbeiten seiner Mitglieder in satz- und drucktechnisch vollendeter Ausführung und beschließt damit seine ebenso lehrreiche wie interessante Schau. —

Der „Verband Deutscher Offset- und Steindruckereibesitzer" hat auf Statistiken verzichtet; er faßte vielmehr das Gesamtgewerbe in Gruppen zusammen und zeigt die Vielseitigkeit der Erzeugnisse des Flachdruckgewerbes. Der erste Teil der Ausstellung ist in drei Kojen gegliedert, deren jede im Hintergrunde einen besonderen Anziehungspunkt hat. Die erste Koje enthält die Drucksachen des Flachdruckgewerbes für Verlag, Schule und Haus, für Lern-, Lehr- und Unterhaltungszwecke. Den Hintergrund bildet das Schaufenster einer Buchhandlung, in dem das farbenfreudige Bilderbuch vorherrscht. Die zweite Koje beherbergt Zeitschriften, Kataloge, Prospekte usw. unter bewußter

Digitized by Google

Betonung der Farbe; im Hintergrunde sind Transparentplakate auf einer großen Glasscheibe wirkungsvoll zusammengefaßt.
Zur dritten Koje leitet eine Kopfvitrine hin, die eine Kollektion Etiketten jeden Formats, in den verschiedensten Farben gedruckt, vorführt. Die Koje selbst enthält Packungen, während den Hintergrund hier zwei Schaufenster ausfüllen, von denen das eine Luxuspackungen eines Süßwarengeschäftes, das andre Stapelwaren für den täglichen Bedarf zeigt.
Der weitere Teil der Ausstellung ist kleineren Drucksachen gewidmet, die für den Export auf dem Weltmarkt in Frage kommen, des weiteren sind Ansichtskarten, Wertpapiere, Spielkarten, kurz alle Erzeugnisse, für die der Offsetdruck mit seinen modernen photolithographischen Verfahren die geeignetste Herstellungsmethode ist, ausgelegt. Auch der Notendruck sowie eines der neueren Spezialgebiete, der Neudruck von Büchern in Übertragungsverfahren, wird entsprechend veranschaulicht. Ganz besonders wichtig ist die Ausstellung der Fachschulen des Flachdruckgewerbes, die die gesamte Längswand bis zum nunmehr folgenden Plakatraum einnimmt. Hier wird gezeigt, was vom Gewerbe selbst getan wird, um den Nachwuchs zu fördern. Den Schluß bildet ein Plakatraum, der Plakate jeden Formates in technisch und künstlerisch hochwertiger Ausführung enthält. —
Umgeben von den neuesten und allerneuesten Druckverfahren des Hoch-, Flach- und Tiefdruckes ist der Ausstellungsraum für den Holzschnitt. Der „Bund der Xylographischen Anstalten Deutschlands" hat es übernommen, hier in umfassender Weise den jetzigen Stand der deutschen Holzschneidekunst und ihre vielseitige Anwendbarkeit nachzuweisen. Auf allen Gebieten der Industrie, der Technik, der Mode und der Kunst haben die Holzschneider versucht, ihr Bestes zu geben. Nicht nur in schwarz-weiß, auch in zwei- und mehrfarbiger Ausführung sind bemerkenswert gute Arbeiten ausgestellt. Ein schwarz-weiß gehaltenes Band mit den Emblemen des Handwerks schließt wirkungsvoll den Ausstellungsraum nach oben ab. —
Die Ausstellung des „Verbandes Deutscher Buchbindereibesitzer" ist zweifach gegliedert. In der ersten Abteilung werden buchgewerbliche Erzeugnisse ausgestellt, die sämtlich aus den Werkstätten von Mitgliedsfirmen hervorgegangen sind. Es präsentieren sich in bunter Reihe handgefertigte Kunsteinbände in sauberer, individuell gestalteter Ausführung, daneben Verlagseinbände vom einfachsten bis zum feinsten, mit allen Hilfsmitteln moderner Buchtechnik gestaltete Einbände in einer Reichhaltigkeit, die jeden Wunsch erfüllt. Auch Alben aller Art finden sich hier, Reklamearbeiten für Industrie und Handel, Kostenanschlagsmappen, Klemmrückenmappen, Notizbücher und Notizblocks, Kalender, Zeichen- und Skizzenblocks, Schreib- und Schul-

Digitized by Google

hefte, Gesang- und Gebetbücher, kurz, alle in das Fach einschlagenden Arbeiten werden in mustergültiger, solider Art hier zur Schau gestellt. Besonders hingewiesen sei auf eine große Vitrine, in der einige prachtvolle Missale liegen, ferner die sorgfältigen und bis ins einzelne genauen Nachbildungen der Einbände des Codex Aureus und des Manesse-Codex, in Schweinsleder gebunden. Auch ein ebenfalls von einer Mitgliedsfirma ausgestellter großer Reliefglobus verdient Beachtung.

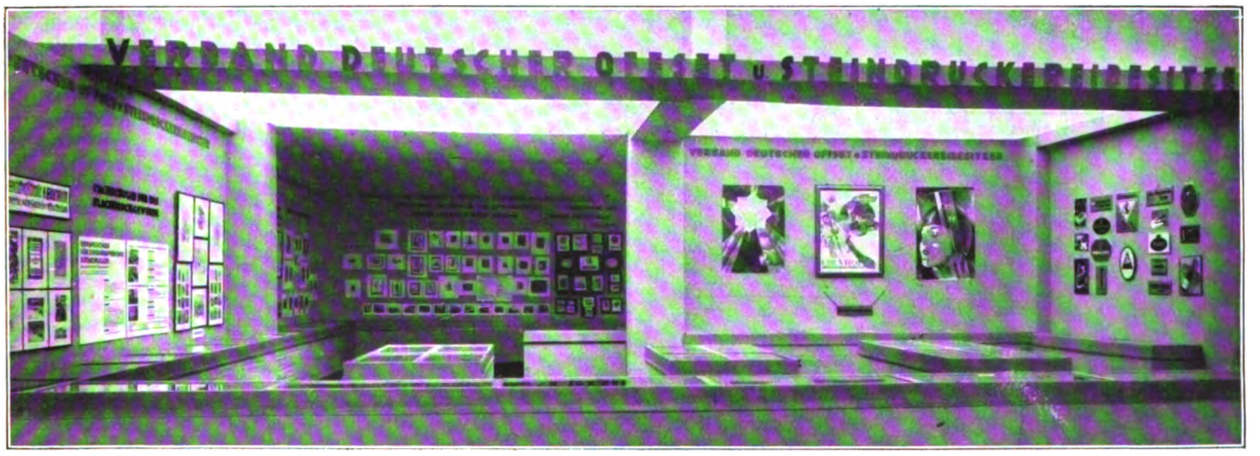
Die zweite Abteilung ist organisatorisch-wirtschaftlichen Fragen gewidmet und zeigt in großen Zügen die Entwicklung des Verbandes, seine Gründung und seine Ziele. Die Zusammensetzung des Vereins wird durch eine große Plastik verdeutlicht. Arbeitsproben geben ein Bild dessen, was Mitgliedsfirmen herstellen. Maschinenphotographien zeigen das Anwachsen des Maschinenparkes innerhalb der Verbandsbetriebe. Der äußerst komplizierte, etwa 25 000 umfassende Akkordtarif und sein Anwachsen von 1873 bis zum heutigen Tag wird vorgeführt und in plastischer Darstellung veranschaulicht, ebenso an Hand einer großen Karte seine Verbreitung sowie eine Kalkulation, die auf Grund dieses Tarifes aufgebaut ist. Eine kurze Übersicht über die wichtigsten Materialien für Buch und Bucheinband sowie auch der Buchschädlinge, dargestellt in technologischen Sammlungen, ebenfalls hergestellt von einer Mitgliedsfirma, vervollständigen das Bild. Schließlich hat diese Abteilung eine drastische Beigabe erhalten, die in Form einer Wanddekoration in Halbrelief ausgeführt ist, deren eine Hälfte das Verhältnis des allzu tüchtigen Verlegers zum allzu nachgiebigen Buchbinder und die daraus entstehende Unzufriedenheit des Kunden geißelt, während die andere Hälfte das Verhältnis zwischen Auftraggeber und Firma darstellt, wie es eigentlich sein sollte. Möge diese anschauliche Art der Belehrung auf fruchtbaren Boden fallen! —

Die Ausstellung des „Bundes der Chemigraphischen Anstalten, Kupfer- und Tiefdruckereien Deutschlands, e. V.“, und zwar die sogenannte Typenausstellung, liegt am Haupteingange, unmittelbar rechts vom Ehrenhof.

Der Ausstellungsraum ist in ruhiger Form und Farbe gehalten. Gezeigt werden in geschmackvollen Rahmen ganz hervorragende Proben der verschiedenen Reproduktionsarten als: Kunstblätter, Kunst-, Illustrations- und Werbedrucke. Es sind außerordentlich beachtenswerte Leistungen in Mehrfarben- und Einfarbendruck vertreten. Besonders interessant ist die Vergleichsmöglichkeit zwischen den einzelnen Verfahren wie Farbenbuchdruck, Tiefdruck, Lichtdruck und Offsetdruck. Das Gebotene gibt einen guten Einblick in die Leistungsfähigkeit und das Können der ausstellenden Reproduktionsanstalten und ihrer Verfahren; es unterrichtet den Besucher über die

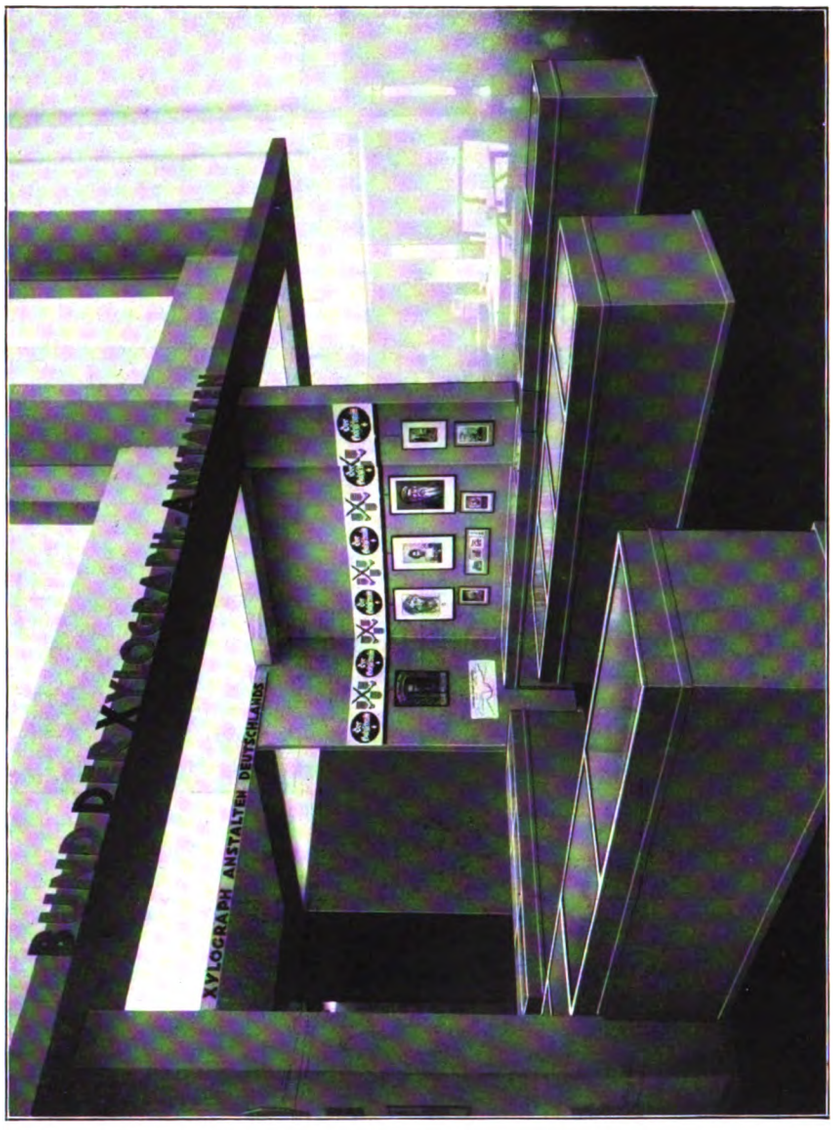
Digitized by Google

VERBAND DEUTSCHER OFFSET- UND STEINDRUCKEREIBESITZER



Blick in die Ausstellungskojen des Verbandes

Digitized by Google

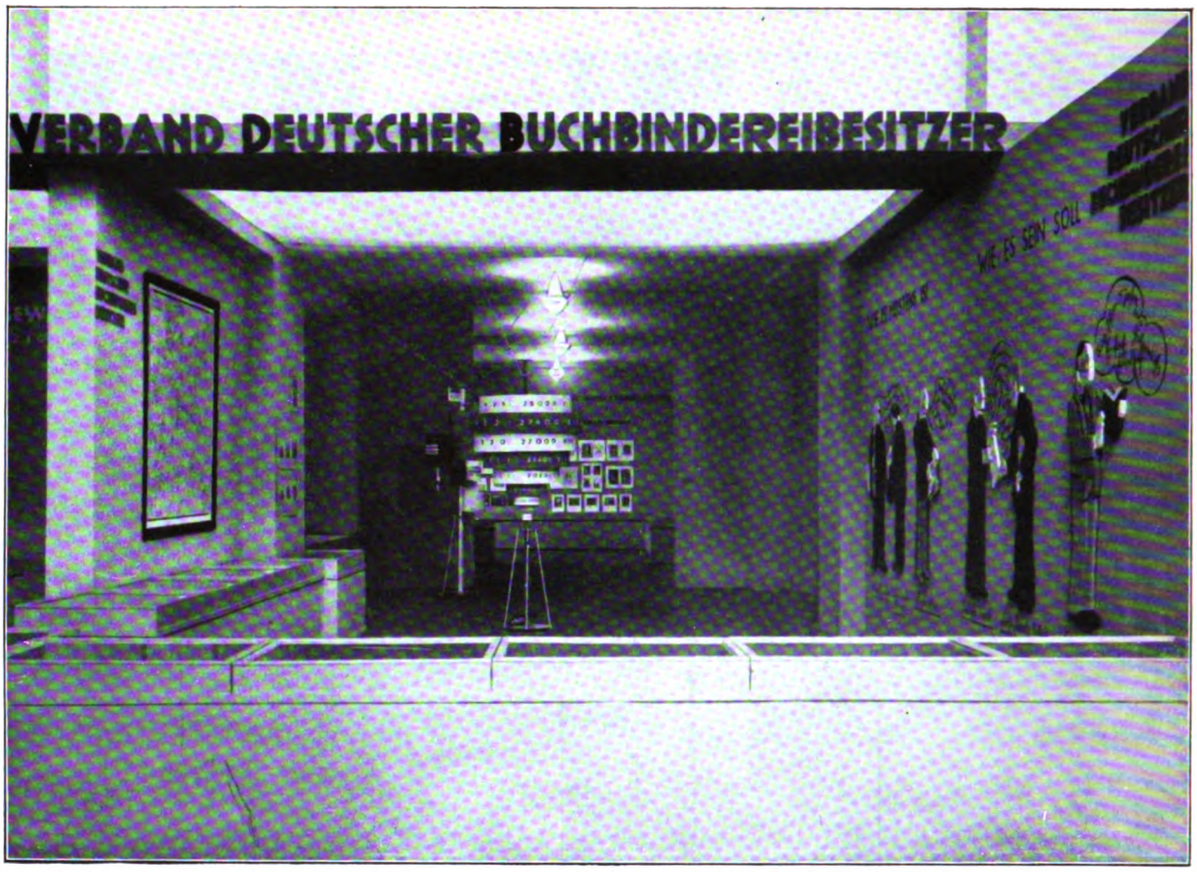


Blick in die Ausstellungskoje des Bundes

Digitized by Google

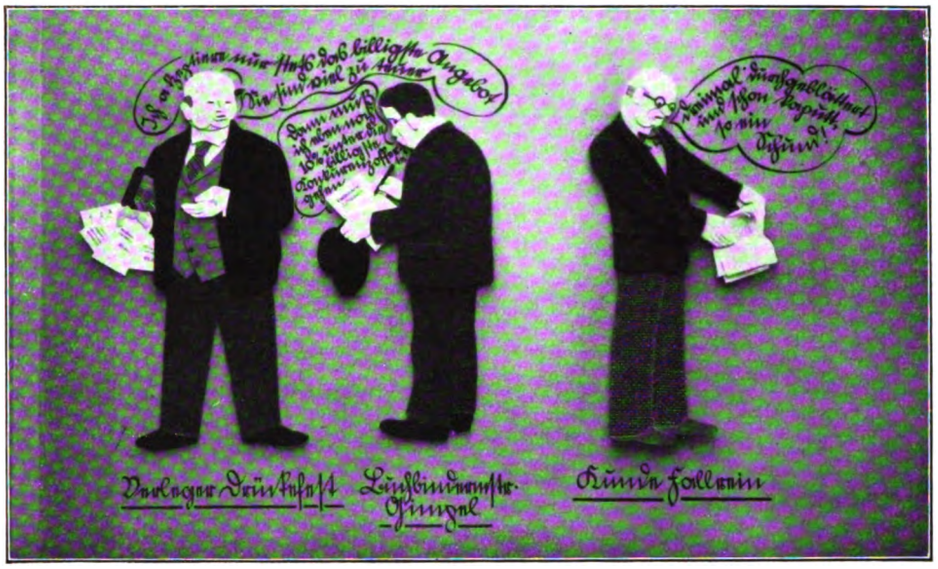
VERBAND DEUTSCHER BUCHBINDEREIBESITZER

Digitized by Google

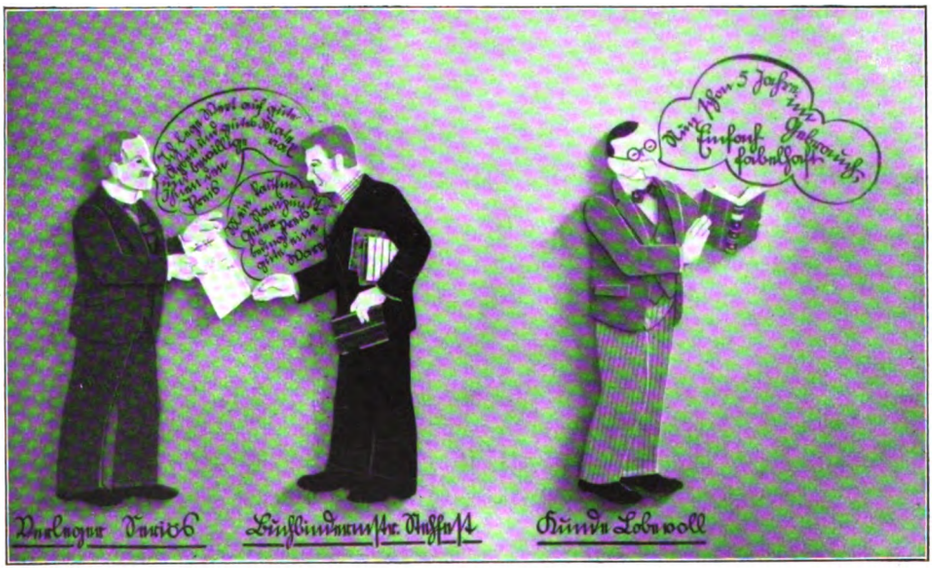


VERBAND DEUTSCHER BUCHBINDEREIBESITZER

Digitized by Google



Wie es meistens ist

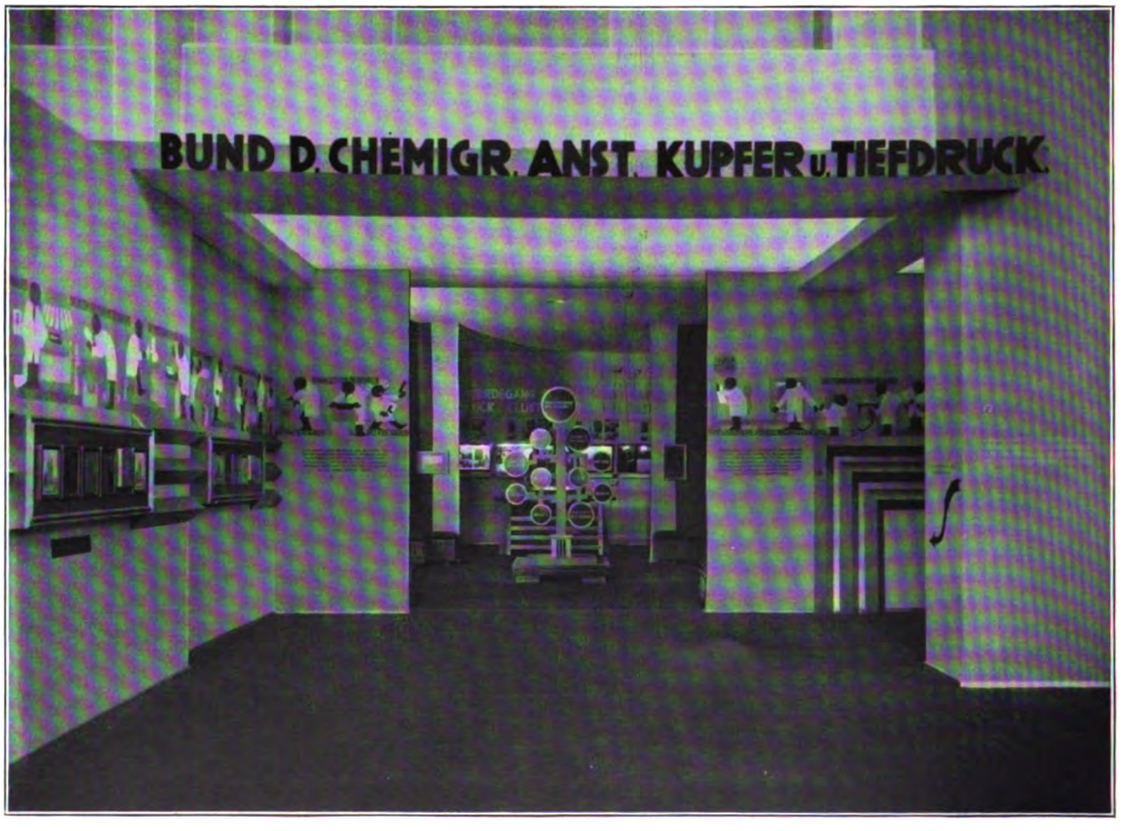


Wie es sein sollte

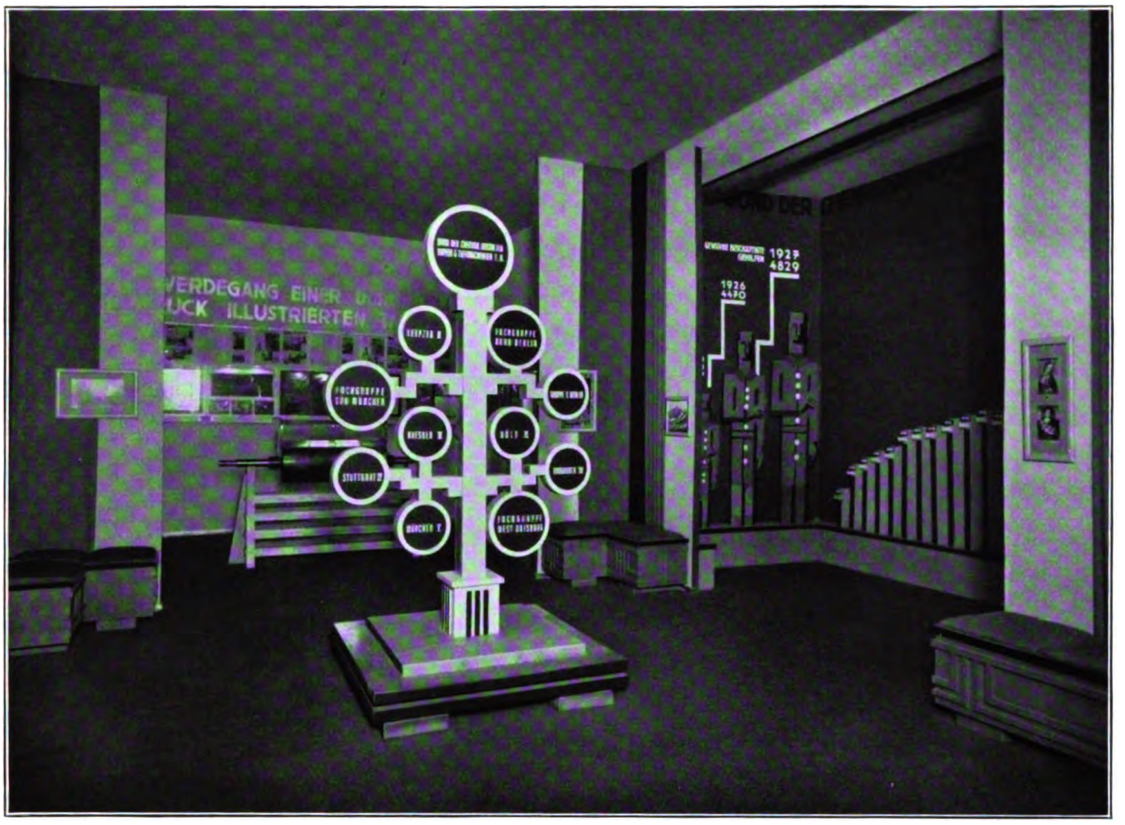
Darstellung des Verhältnisses zwischen Hersteller und Auftraggeber

Digitized by Google

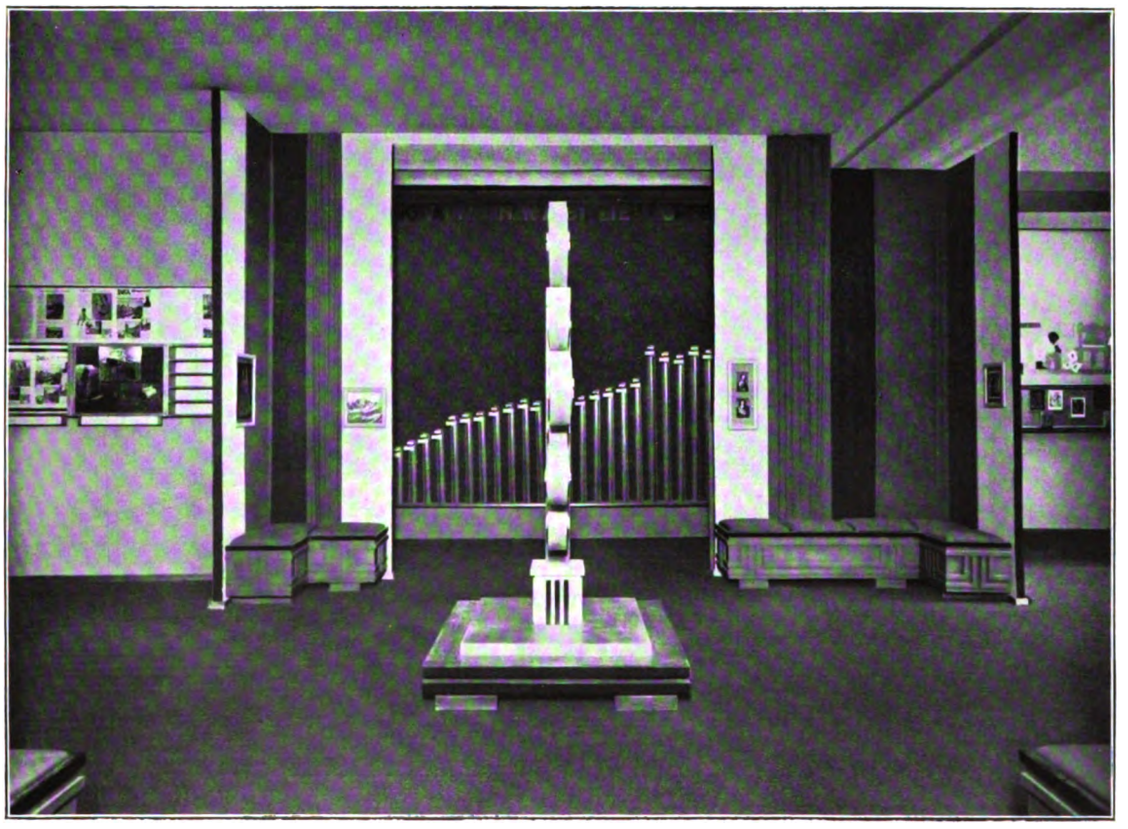
BUND DER CHEMIGR. ANSTALTEN, KUPFER- U. TIEFDRUCKER DEUTSCHLANDS



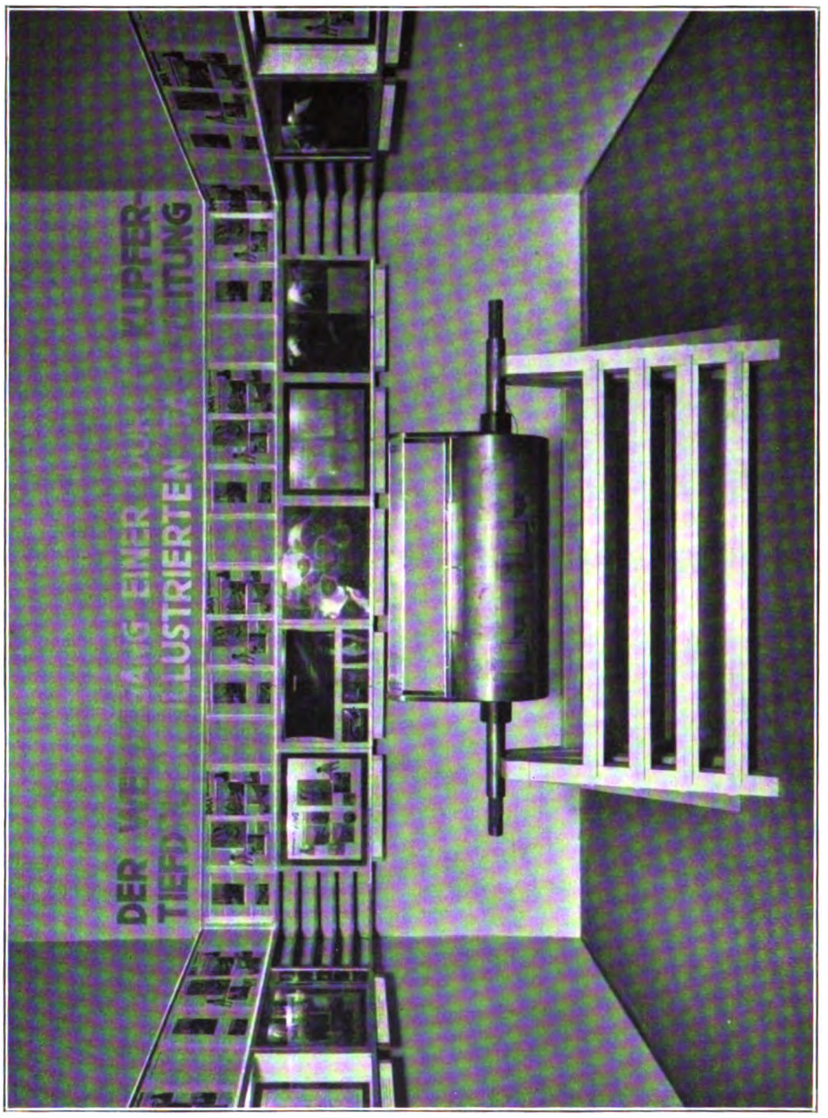
Digitized by Google



BUND DER CHEMIGR. ANSTALTEN, KUPFER- U. TIEFDRUCKER DEUTSCHLANDS



Digitized by Google



Werdegang einer durch Kupfertiefdruck illustrierten Tageszeitung

Digitized by Google

vielseitigen Anwendungsmöglichkeiten für Bildschmuck, Kunstzeitschriften, Tageszeitungen, Kataloge und alle sonstigen Werbezwecke.
Die Organisationsausstellung des Bundes ist links vom Buchgewerbevereinsstand, unmittelbar vor dem Eingang zur Maschinenausstellung untergebracht. Der zur Verfügung stehende Raum ist in geschickter Weise in vier Einzelräume aufgeteilt worden.
Der erste Raum zeigt einen durchlaufenden lebhaften Fries, welcher über die Einzelarbeiten der Chemigraphie bei Herstellung von Strichätzungen, Autotypien und Farbätzungen eine Übersicht gibt. Darunter wird entsprechend den Bildern des Frieses zunächst die Entstehung einer Strichätzung in leichtverständlicher Anordnung ausgestellt. In der gleichen Aufteilung schließt sich die Herstellung einer Autotypie vom Original und Rasternegativ bis zum Fertigdruck an und auch der Arbeitsgang der Farbätzung wird vorgeführt.
Der mittlere Raum ist repräsentativ gedacht: in der Mitte steht ein originelles Wahrzeichen, das den Zusammenschluß und die Einteilung des Bundes in Gruppen und Fachgruppen zeigt.
Ein Nebenraum bringt die Statistik des Bundes, und zwar auf der Hauptwand in farbig-plastischer Darstellung das Wachsen des Bundes während seines 25jährigen Bestehens, seitlich die Veränderung der Gehilfenzahl im gleichen Zeitabschnitt und auf der andern Seite die Entwicklung des Nachwuchses im Gewerbe; ein vierter Raum ist dem Werdegang einer durch Kupfertiefdruck illustrierten Tageszeitung gewidmet. —
Anschließend an die historisch-belehrende Ausstellung des Deutschen Buchgewerbevereins ist zur Rechten als erster der Arbeitnehmerverbände der „Verband der Deutschen Buchdrucker“ zu finden, der gemeinschaftlich mit dem „Bildungsverband“ und der „Büchergilde Gutenberg“ ausstellt. Die vorgelagerten Vitrinen tragen die Aufschrift: „Aus der ältesten Organisationswerkstatt der Schwarzen Kunst“. Die in den Vitrinen liegenden Dokumente geben Zeugnis davon, daß der Verband von allen Gewerkschaften die älteste Organisation ist, und es ist interessant und lehrreich, die alten Beweisstücke aus der Frühzeit der Verbandsbewegung zu studieren. Eine erstaunliche Fülle von Zeugnissen für die Pionierarbeit der Buchdrucker auf organisatorischem Gebiete breitet sich hier aus.
Zur Linken trifft der Blick auf eine in lebhaften Farben gehaltene Wand, die den Aufbau des Verbandes nach Gauen, Druckorten und Mitgliederzahl sowie die Mitgliederstatistik und die Spartengliederung des Verbandes in anschaulicher Weise vor Augen stellt. Links davon, in der Ecke, ist die Buchdrucker-Internationale dargestellt: eine elementare Weltkarte und das Symbol, eine riesige Buchdruckwalze, auf der die Namen der Verbände und ihre Zeitungen

Digitized by Google

und Zeitschriften verzeichnet sind. Gegenüber finden wir die Ausstellung der einzelnen Sparten, ferner Angaben für die Pflege der Fortbildung in diesen; weiterhin wertvolles Anschauungsmaterial aus der Werkstatt des Korrektors, Druckers und Stereotypeurs. Auf einem schwarzen, erleuchteten Obelisk werden die Titelseiten des „Korrespondent" seit 1863 sowie eine Anzahl Fest- und Gedenknummern gezeigt. Den Hauptraum des Verbandes schmücken zahlreiche erleuchtete Glasbilder mit Ansichten aus dem neuen Verbandshaus in Berlin; der hier laufende Film führt das Wachsen und Wirken des Verbandes in lebendiger Darstellung vor Augen.

An den Verbandsfilm anschließend läuft ein Werbefilm der „Büchergilde Gutenberg". An den Repräsentationsraum des Verbandes gliedern sich die Ausstellungsräume des „Bildungsverbandes der Deutschen Buchdrucker" an. Den Blick fesselt hier eine monumentale breite Säule mit dem Wahlspruch des Verbandes: „Lerne, lehre, wirke, bilde". Werbekräftige Plakate und Umschläge von Jahresberichten gewähren einen lehrreichen Einblick in die Geschmackswandlung der letzten Jahrzehnte. Auf allen Tischen liegen Mappen in bunten Leinendecken mit Kursusarbeiten, in denen alle Richtungen einschließlich der neuzeitlichen Typographie in wertvollen und belehrenden Vorlagen untergebracht sind. Die verschiedenen Ortsgruppen des Bildungsverbandes haben hier bestes Material zusammengestellt und auch die Ergebnisse der Kurse für fachliches Zeichnen, Schriftschreiben, Bleischnitt, Holzschnitt und Linolschnitt werden besondere Beachtung finden, ebenso wie die lange Querwand, die den „Internationalen Pressa-Umschlag-Wettbewerb" für die beiden Zeitschriften des Bildungsverbandes zur Schau bringt.

Auch die „Büchergilde Gutenberg" hat in sieben Wandvitrinen ihre buchtechnisch bemerkenswert guten Werke ausgestellt; ein Zeitschriftenleseraum ist gleichfalls eingerichtet, in dem auch die Verbandsdruckerei, die „Buchdruckwerkstätte", mit schönen modernen Arbeiten vertreten ist.

Der Raum daneben enthält die Lehrlingsabteilung des Verbandes, und hier interessiert besonders ein eigens für die „Pressa" ausgeschriebener Wettbewerb, der viele schöne Arbeiten enthält. Der Verlag des Bildungsverbandes ist mit seiner Fachliteratur, seinen Werkzeugen usw. vertreten.

Der Entwicklung des Tarifwesens, dargestellt vom Standpunkte der Gehilfenorganisation aus, ist ein besonderer Raum gewidmet. —

Der „Verband der Buchbinder und Papierverarbeiter Deutschlands", der nunmehr folgt, hat versucht, wenn auch in andrer Form, wie auf der Bugra 1914, den Zweck und die Aufgaben des Verbandes in fünf Holzplastiken, einer Attrappe und durch 30 kleine Bilder, vorgeführt durch einen Projektionsapparat, vor Augen zu stellen. Außerdem steht den Ausstellungsbesuchern

Digitized by Google

eine besondere Schrift zur Verfügung, die Näheres über den Verband und eine Erklärung der Ausstellungsgegenstände enthält.

In instruktiver und künstlerisch einwandfreier Weise sind so das Werden des Verbandes und die sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen, die er im Laufe der Jahre geschaffen hat, zur Darstellung gekommen. —

Der Ausstellung des „Verbandes der Lithographen und Steindrucker" liegt neben der Darstellung der sozialen Leistungen, der nationalen und internationalen Verbindungen, der Gedanke zugrunde, die Wirksamkeit der Mitglieder auf dem Gebiete des neueren Zeitungsdruckes, sowie die technischen Weiterbildungsbestrebungen für Gehilfen und Lehrlinge zu zeigen. Dabei ist in würdiger Weise der für das Illustrationsgewerbe maßgebenden Erfinder Alois Senefelders und Georg Meisenbachs gedacht worden. Die Kunst selbst ist durch eine idealisierte Frauengestalt versinnbildlicht, zu deren Seiten Bildherstellung und Bilddruck dargestellt sind; die Welthalbkugel soll das Umfassende der graphischen Arbeit zeigen. Diese ausgezeichneten Holzplastiken sind nach Entwürfen von Georg Vierrether, Berlin-Karlshorst, geschaffen worden.

An der Linksseite des Raumes befindet sich ein großes Tableau mit den Titeln der Zeitungen, die heute in Offsetdruck hergestellt werden. Die plastische Darstellung des Mitgliederstandes in Gestalt von Spachtelfäusten ist wohlgelungen. In der Mitte des Raumes umgeben Halbreliefs aus Holz eine viereckige Säule, die Bild-Erzeugung, alten und neuen Bilddruck sowie die Optik im Gewerbe darstellen.

Der Ehrung der Meister ist ein besonderer Teil des Raumes gewidmet, dessen Seiten von Vitrinen flankiert werden, die die Entwicklung der verschiedenen Arbeiten beider Erfinder zur Anschauung bringen. In der einen Vitrine sind Arbeitsmittel ausgelegt, die Meisenbach selbst benutzt hat. Die Produkte zeigen in rascher Folge, zu welchen Leistungen die Autotypie in kurzer Zeit gelangt ist.

Das gleiche gilt von der Vitrine, in der die Entwicklung des Flachdruckes kurz dargestellt wird. Unter anderem befindet sich hier auch ein Farbendruck aus dem Jahre 1852. Die Vitrinengegenstände sind so gewählt, daß sie die umfassende Ausstellung des Deutschen Buchgewerbevereins nicht berühren. Die übrigen Wände sind mit Arbeiten angefüllt, die von Mitgliedern des Verbandes in ihrer Freizeit anläßlich eines Bewerbes gemacht worden sind. Dazu bringt ein Tableau Abbildungen von Ausstellungen, die der Verband zur Belehrung seiner Mitglieder und zur Propaganda für das Gewerbe ausgeführt hat. Zur rechten Hand der vorgenannten Ausstellung befindet sich die des „Gutenbergbundes", die er mit dem „GraphischenZentralverband" zusammen

Digitized by Google

veranstaltet hat. In großen Ehmcke-Lettern liest man an der Stirnwand: „Christliche Gewerkschaften der graphischen Berufe".
Beim Eintritt grüßt das Sinnbild der Internationalen Vereinigung christlicher Gewerkschaften in der graphischen Industrie, ein sechsteiliger Obelisk, am Fuße von Vitrinen umkleidet; die Säulenpartien tragen die Namen der Organisationen und die jeweiligen Landesfarben. Die Vitrinen enthalten die verschiedensten Publikationen. In den an den Seitenwänden aufgestellten Vitrinen zeigen der „Graphische Zentralverband" und der „Gutenbergbund" die Ergebnisse ihrer *beruflichen* Fortbildungsbestrebungen, während weiterhin die Stirn wand die *gewerkschaftlichen* Bestrebungen des Gutenbergbundes versinnbildlicht.
In einer stimmungsvoll gestalteten Leseecke finden wir neben den Zeitschriften des Bundes sämtliche Zeitschriften des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften und die Zeitschriften der dem Gesamtverband angeschlossenen siebzehn christlichen Berufsverbände. Die Tageszeitung „Der Deutsche" wirbt in ihrer vierfach vergrößerten Ausführung geschickt für den Gedanken der christlich-nationalen Arbeiterbewegung. —
Der „Verband der Graphischen Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands" hat in einer Sonderschau das Wesen und Wirken seiner Organisation anschaulich gemacht. Der Verband sieht ganz davon ab, Erzeugnisse des Buchdruckgewerbes auszustellen, er zeigt lediglich die Größe und Bedeutung seiner Organisation. Die Ausstellung fesselt durch die plastisch in Rot und Gelb ausgeführten Darstellungen und die geschlossene Form der Anordnung. Beherrscht wird der Raum durch eine Skulptur, einen Arbeiter und eine Arbeiterin in Überlebensgröße darstellend, in rötlichem Kunststein ausgeführt, womit die Arbeitsverbundenheit der Geschlechter versinnbildlicht und auf die Tätigkeit der Hilfsarbeiter im Gewerbe hingewiesen wird. Die Gestalt der Arbeiterin hält in der Hand einen Bogen, auf dem in Goldschrift die Worte zu lesen sind: „Wir helfen zu Farbe und Form".
Die Wände des Raumes wurden benutzt, um dem Beschauer Entwicklung und Tätigkeitsgebiet des Verbandes zu zeigen. Mit dem Stichwort: „Wie wir wurden" werden die Mitgliederzahlen seit der Verbandsgründung (1898) plastisch dargestellt. Eine große Reliefkarte zeigt das Verbreitungsgebiet des Verbandes, in der Ecke daneben ein Bildnis der Gründerin des Verbandes; an der Mittelwand mit dem Stichwort „Unser Dienst am Mitglied", plastische Bilder, hinweisend auf die Aufklärungsarbeit des Verbandes über Betriebsgefahren, Gewerbehygiene, Wirtschaftspolitik, Arbeitsrecht und anderes mehr in origineller, farbiger Ausführung; rechts davon ein Hilfsarbeiter und eine Arbeiterin, eine allegorische Darstellung: „Die Idee des Verbandes schuf in ihm

Digitized by Google

VERBAND DER DEUTSCHEN BUCHDRUCKER (BILDUNGSVERBAND)

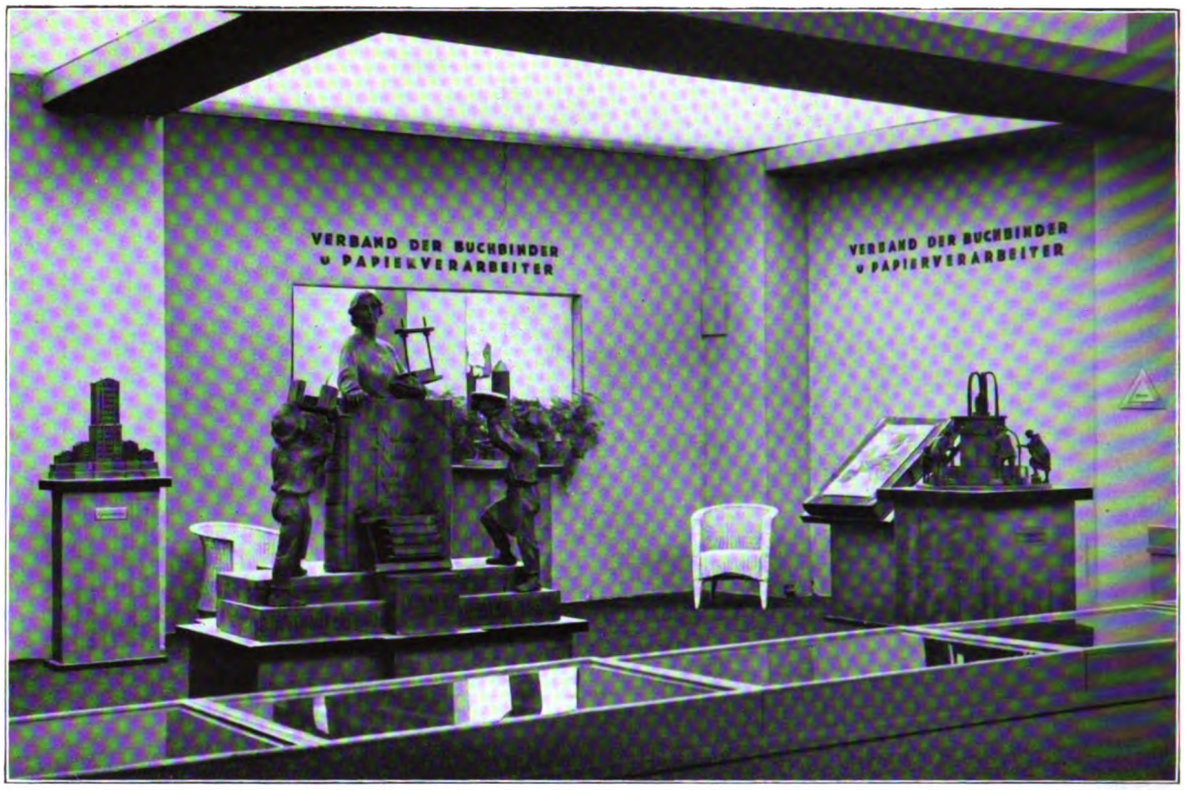
Digitized by Google

VERBAND DER DEUTSCHEN BUCHDRUCKER (BILDUNGSVERBAND)

Digitized by Google

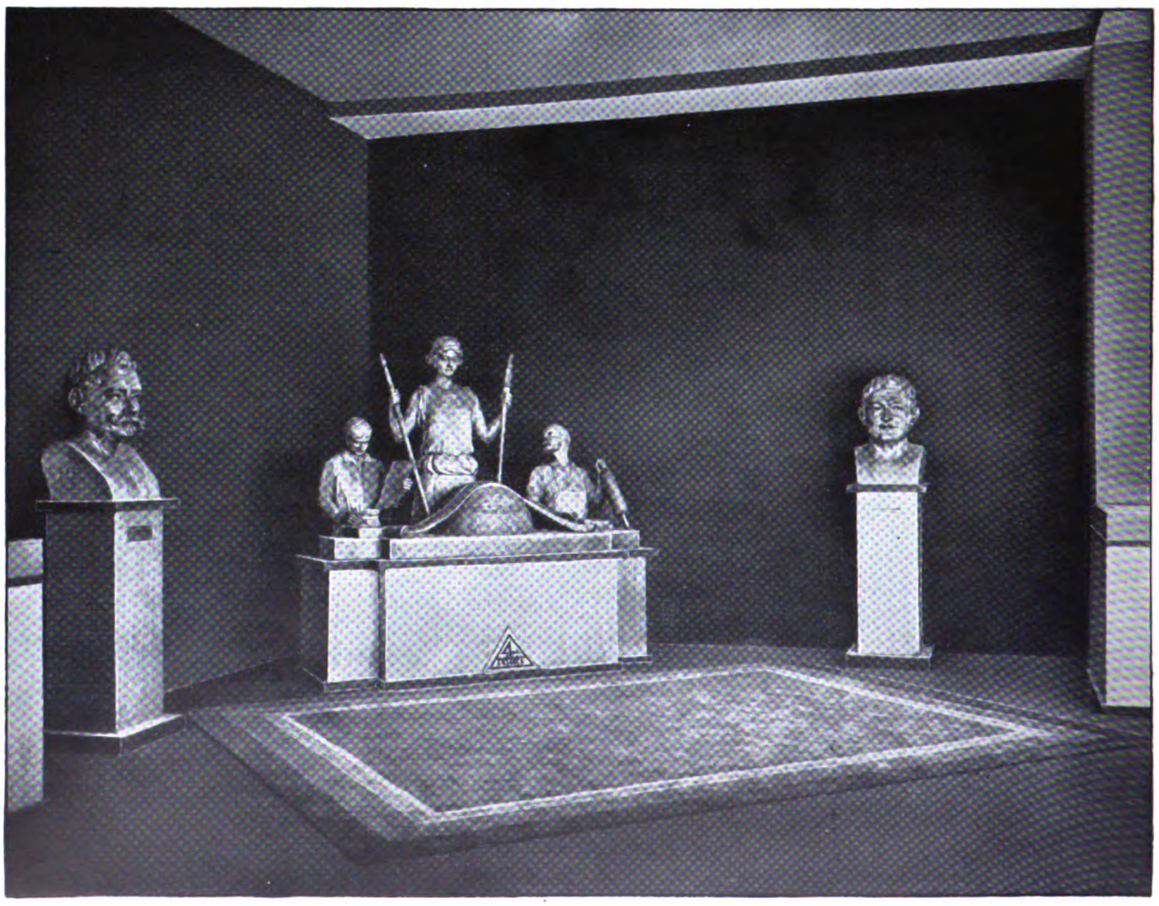
VERBAND DER DEUTSCHEN BUCHDRUCKER (BILDUNGSVERBAND)

Digitized by Google



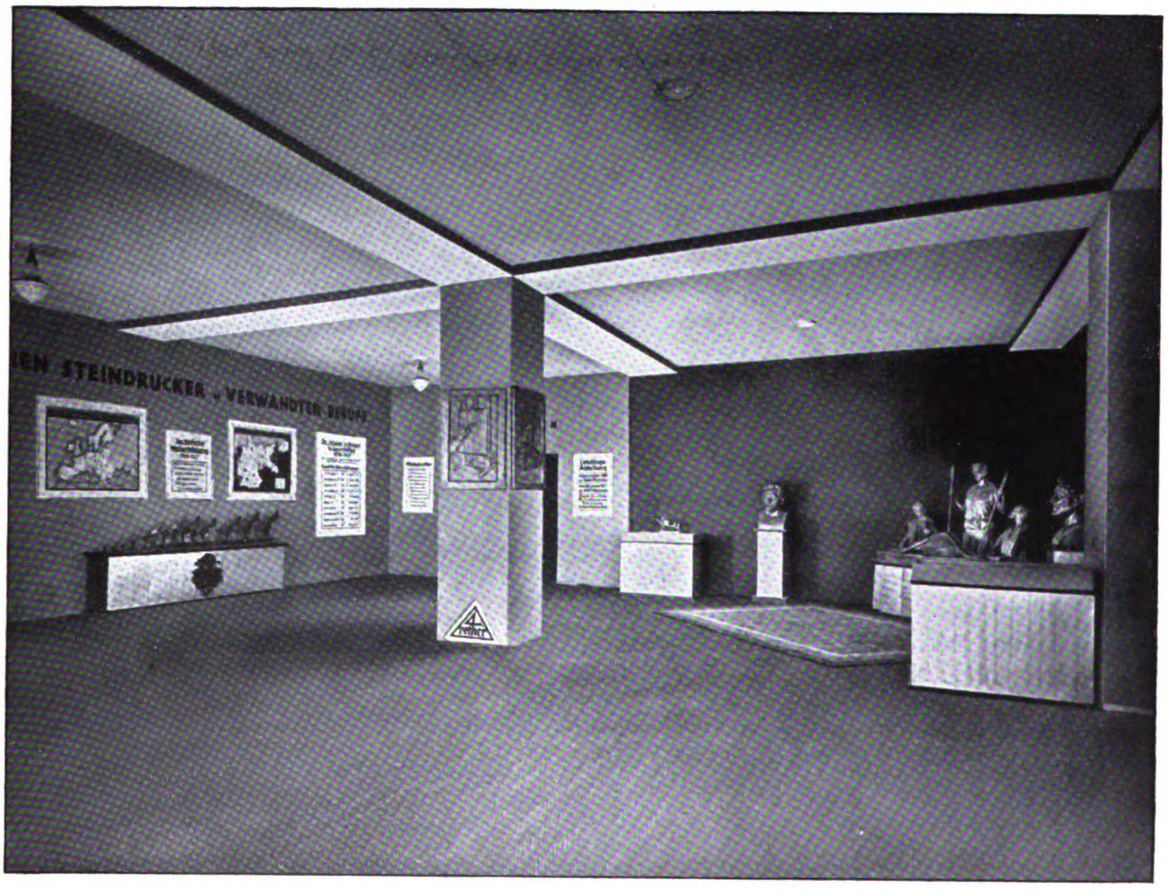
VERBAND DER BUCHBINDER UND PAPIERVERARBEITER

EHRENRAUM DES VERBANDES DER LITHOGRAPHEN UND STEINDRUCKER



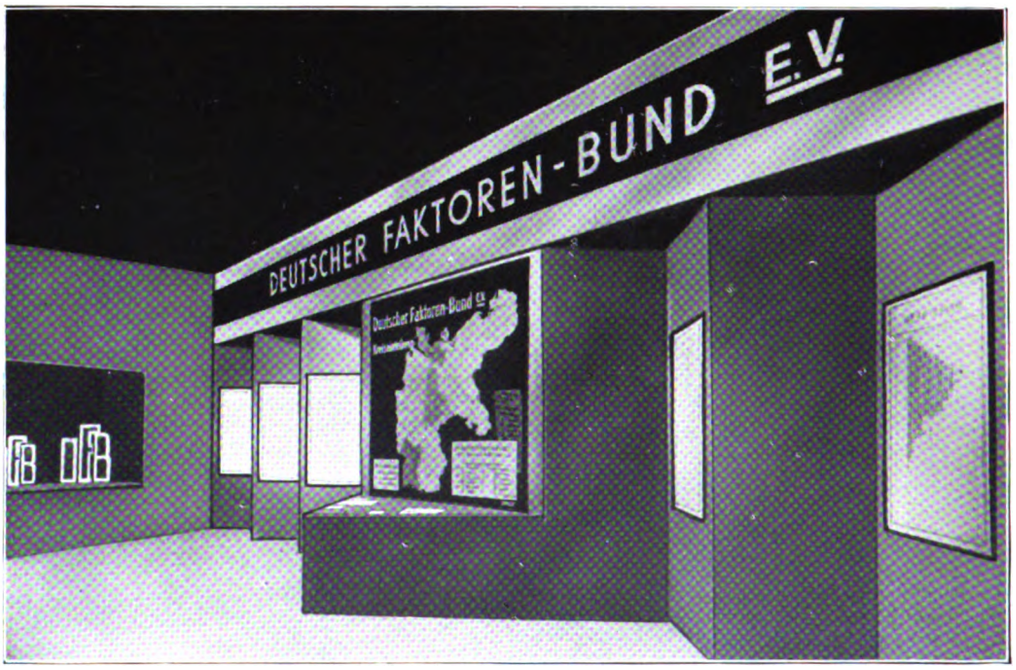
Digitized by Google

VERBAND DER LITHOGRAPHEN UND STEINDRUCKER



Digitized by Google

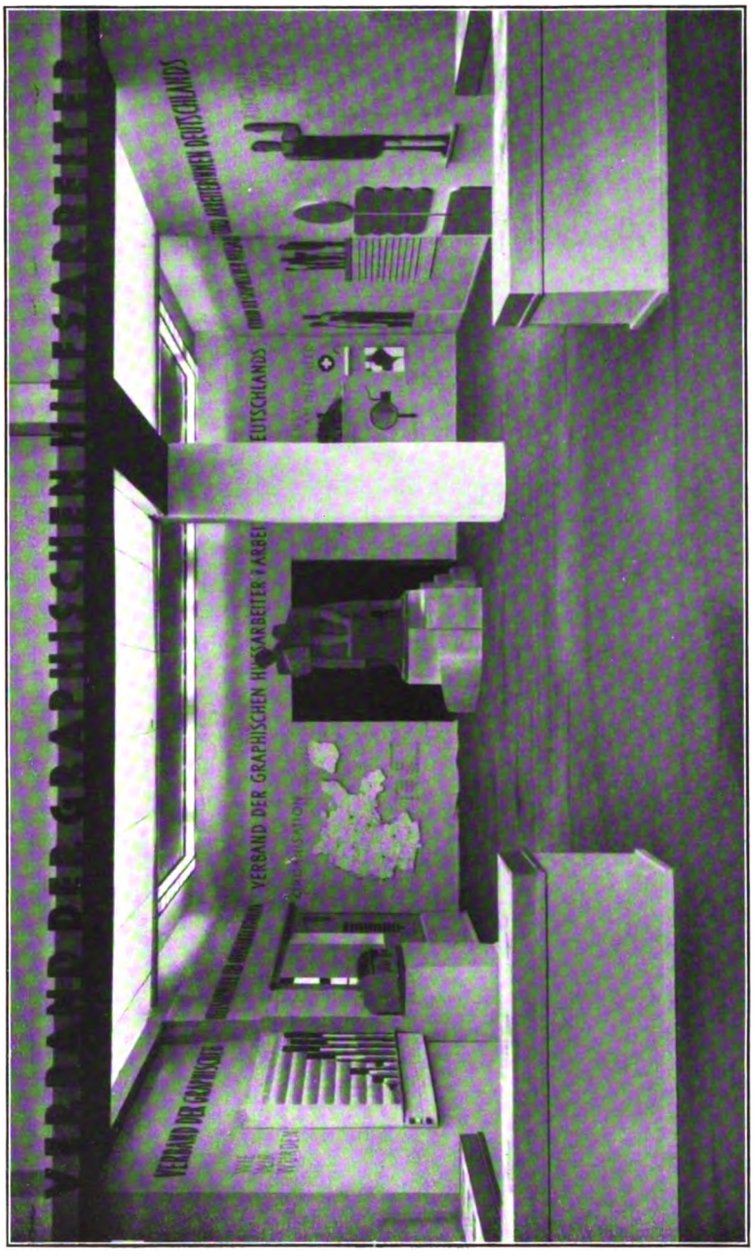
CHRISTL. GEWERKSCHAFTEN DER GRAPHISCHEN BERUFE



DEUTSCHER FAKTOREN-BUND E. V.

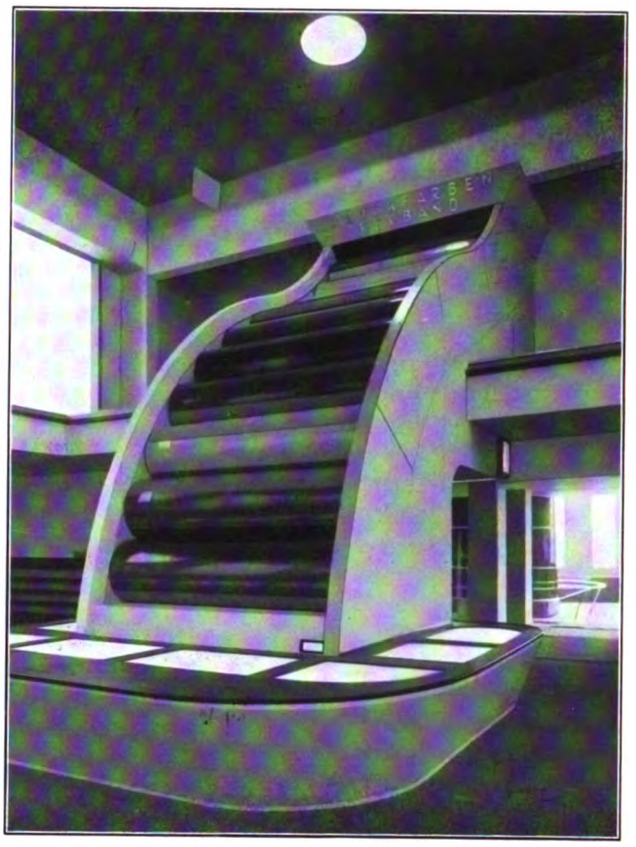
Digitized by Google

VERBAND DER GRAPHISCHEN HILFSARBEITER DEUTSCHLANDS



Blick in die Ausstellungskojen des Verbandes

Digitized by Google



DEUTSCHER DRUCKFARBEN-VERBAND E. V.

Digitized by Google

die Kameradschaft der Geschlechter". Ein stilisierter Baum zeigt im Relief die Verwendung der Mitgliederbeiträge; vorn an der rechten Wand ein Hinweis auf die Aufgaben und Ziele des Verbandes in moderner Beschriftung.
Die Ausstellung wird vorn durch Vitrinen abgeschlossen, die die Entwicklung der beiden vom Verband abgeschlossenen Reichstarife und die des Verbandsorgans zeigen, außerdem belehren von Künstlerhand gezeichnete Bilder über die verschiedenen Tätigkeitsgebiete des Hilfspersonals. Alle diese Zeichnungen und Drucke werden transparent beleuchtet. Die künstliche Beleuchtung läßt den ganzen Ausstellungsraum vorteilhaft zur Geltung kommen.
Die Plastiken sowie die Anordnung der Ausstellung schuf der Graphiker *Riemer*, die Zeichnungen vom technischen Schaffen des Hilfspersonals stammen von dem Maler *Ahlers*. —
Weiterhin kommen wir zur Ausstellung des „Deutschen Faktorenbundes", die von den beiden Eingängen aus betrachtet gewissermaßen wie ein Geheimkabinett dadurch erscheint, daß der ganze Raum verdunkelt ist und nur durch Scheinwerfer erleuchtet wird. Die in der Mitte der Wände befindliche Landkarte, auf der die jetzigen Landesgrenzen auf Mattglas gemalt sind, geben dem Beschauer näheren Aufschluß über den Sitz der Zentrale, über die Kreiseinteilung sowie über das Vorhandensein von Ortsvereinen und Einzelmitgliedern. Diese Karte wird von der Rückwand her beleuchtet und wirkt durch ihre Farbenfreudigkeit angenehm und wohltuend. Die links und rechts der Karte angebrachten statistischen Tafeln bilden mit ihren leicht faßlichen Einteilungen zu der vorerwähnten Landkarte gewissermaßen Gleichgewichtspunkte durch ihre Anbringung in Nischen, die in einem Winkel von 45 Grad zu der Karte stehen und so, von der Mitte aus betrachtet, einen einheitlichen Anblick gewähren. Betritt man den Raum von der Seite des Gutenbergbundes, so bleibt der Blick auf drei gegenüber in einer Nische aufgestellten Plastiken haften, die das Wachstum des Bundes seiner ganzen Struktur nach veranschaulichen. In Form von Hochhäusern lassen diese zwei farbig gehaltenen Gipsmodelle das Bundeszeichen erkennen und zeigen das gewaltige Wachstum der Organisation. Ein linksseitig angebrachtes Ölgemälde stellt dar, auf welch breiter Grundlage der Deutsche Faktorenbund sich sein sicheres und festes Gebäude schuf. Alles in allem darf man sagen, daß die Ausstellung eigenartig, aber höchst eindrucksvoll aufgebaut worden ist. —
Zwei buchgewerbliche Verbände haben auf der Galerie der Osthalle Unterkommen gefunden, und zwar an der Stirnwand der Osthalle zunächst die Ausstellung des „Deutschen Druckfarbenverbandes e. V.". Von der Decke herunter rollt eine leuchtende Farbenkaskade in die Halle hinein. Die schwarze Farbe, die ehedem das Druckgewerbe, die „Schwarze Kunst", fast vollständig

Digitized by Google

beherrschte, ist im Laufe der Jahre durch die bunte Farbe vielfach verdrängt worden, so daß man heute, wenn auch noch in bescheidenem Umfange, selbst in den Tageszeitungen bunte Farben mit benutzt.

Hinter der Farbentreppe, die als Firmenschild und Visitenkarte der deutschen Druckfarbenindustrie gedacht ist, befindet sich ein zweiter Ausstellungsraum, in dem Einzelheiten aus dem Arbeits- und Interessengebiet gezeigt werden. In origineller Form wird auf zwei großen Tafeln die Fabrikation der schwarzen und der bunten Druckfarben dargestellt. Die Fabrikationseinrichtung wurde zwar nicht im Original aufgestellt, aber man beschränkte sich auch nicht darauf, eine bloße schematische Zeichnung zu geben. Man wählte eine Synthese beider Gedanken, indem man die schematische Zeichnung auf der Tafel selbst in Bewegung setzte: die flüssigen Rohmaterialien fließen über die sich drehenden Walzen der Maschinen. Zwei weitere Wandtafeln ähnlichen Formats führen die geographischen Absatzgebiete und die fachlichen Verwendungszwecke der Druckfarben vor. Bei den Absatzgebieten hat man sich auf Europa beschränkt und will mit dieser Karte andeuten, daß die deutsche Druckfarbe, so, wie sie überall in Europa gekauft wird, ihren Markt in Asien und Australien gleichermaßen besitzt. Auch für die Darstellung der Verwendungszwecke der Farbe wurde nicht die trockene Aufzählung, sondern ein lebendiges Bild gewählt: die Druckfarbe ist als Flieger gedacht und streut in verschiedenen Techniken hergestellte Drucksachen über die Welt aus.

Es ist stets eins der schwierigsten Probleme, gerade die Druckfarbe ausstellungsmäßig recht zur Geltung zu bringen. Die Aufgabe, Druckfarben auszustellen, mußte deshalb in anderer Weise gelöst werden, als sonst üblich und ist in jeder Beziehung wohlgelungen.

Den inneren Ausstellungsraum trägt eine wuchtige Säule, auf der sich die Namen von 20 deutschen Druckfarbenfabriken befinden. Auch dies ein Symbol: Wie die Säule den Raum trägt, so tragen die aufgezählten Druckfarbenfabriken ideell und finanziell die Ausstellung. Die Besucher aus allen Gauen Deutschlands und aus aller Herren Länder werden hier Namen finden, die ihnen überall in der Welt, wo es zu drucken gibt und Farbe verbraucht wird, begegnet sind. —

Vom Ausstellungsraum des „Deutschen Druckfarbenverbandes“ gelangt man schließlich zur gemeinsamen Ausstellung der Mitglieder des „Vereins Deutscher Schriftgießereien“. Hier ist der Aufbau der Ausstellung so gehalten, daß auch dem Nichtfachmann die Kunst der Herstellung eines Buchstabens verständlich gemacht wird. Die Gesamtausstellung verteilt sich auf vier Räume, die sämtlich nach den Entwürfen des Offenbacher Professors Hugo Eberhardt geschaffen

Digitized by Google

wurden: sie gehören zweifellos mit zu den schönsten Ausstellungsräumen auf der „Pressa" überhaupt.

Im ersten Raum wird gezeigt, welcher Fülle von Arbeitsgängen es bedarf, um Lettern herzustellen. Wie in der technisch-belehrenden Ausstellung des Deutschen Buchgewerbevereins, sieht man auch hier den Werdegang der Typen, angefangen von der durch den Künstler gefertigten Zeichnung bis zur druckfertigen Type. Illustriert werden diese technischen Vorgänge durch Holzschnitte des Frankfurter Holzschneiders Karl Mahr mit belehrenden Texten und außerdem werden sie durch die in den Schaukästen untergebrachten Werkzeuge und Werkstücke sowie durch die nötigen Meßinstrumente auch dem Laien in faßlicher Form verdeutlicht. Die verschiedenen Schriftarten wie Gotisch, Schwabacher, Fraktur, Mediäval, Antiqua, Kursiv und Grotesk werden in besonderen Kästen gezeigt, wobei jeweils eine kurze Beschreibung der betreffenden Schriftart sowie eine Zusammenstellung ihrer verschiedenen Abwandlungen gegeben wird. Der ganz in Weiß gehaltene Raum, dessen Blickpunkte durch Gold und Silber abgefangen werden, ist von vornehmster Wirkung. Durch einen Verbindungsraum gelangt man in die folgenden Ausstellungsräume, in denen die Schrift in der Zeitung, die Schrift im Buch und die Schrift in der Reklame vorgeführt werden. Auch hier war das Bestreben der ausstellenden Firmen vorherrschend, nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem Laien die Erzeugnisse des Schriftgießereigewerbes anschaulich vorzuführen und den ganzen Schriftenreichtum zu zeigen, über den die deutschen Schriftgießereien verfügen. Die nach Entwürfen bedeutender Schriftkünstler geschaffenen Typen geben heute die Möglichkeit, für jede Drucksache die ihr gemäße Gestaltung zu finden, um so ihren Inhalt durch künstlerisch-geschmackvolle Formgebung zur vollen Wirkung zu bringen. So bietet die Ausstellung der deutschen Schriftgießereien eine Fülle wertvoller Anregungen und zeigt in ihren Erzeugnissen deutlich die für das Buchgewerbe in seiner Gesamtheit so wichtige Synthese von Kunst und Technik in schönster Vollendung. —

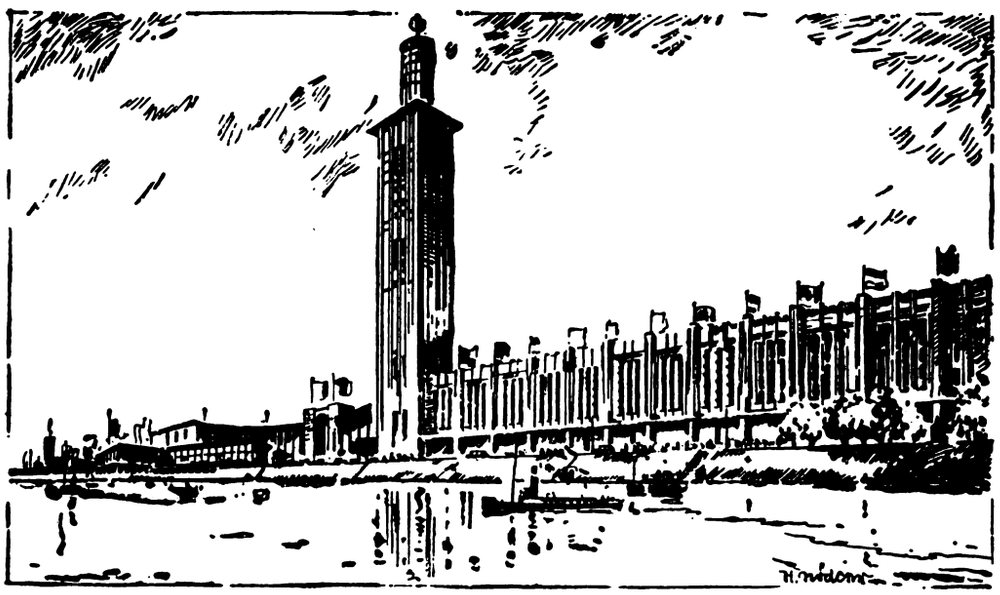
Den Ausstellungen der Graphischen Fachschulen ist ein besonderer Raum auf der Galerie der Osthalle eingeräumt worden und man kann hier an Hand der ausgelegten Schülerarbeiten erkennen, welch außerordentlicher Wert auf die Ausbildung des Nachwuchses gelegt wird. —

Den Erzeugnissen des graphischen Maschinenbaues wurde die gesamte Osthalle zur Verfügung gestellt. Es fallen zunächst die Stände der Setzmaschinenfabriken ins Auge, unter denen der Stand der Mergenthaler Setzmaschinenfabrik G. m. b. H., Berlin, von außerordentlicher Wirkung ist. Rotationsmaschinen und Schnellpressen für Hoch-, Flach- und Tiefdruck,

Digitized by Google

ferner Tiegeldruckpressen und alle Arten von Papierverarbeitungsmaschinen werden den Besuchern in praktischer Arbeit vorgeführt. Die uns aus der Bugra-Maschinenmesse im Deutschen Buchgewerbehaus zu Leipzig bekannten Firmen des graphischen Maschinenbaues sind zum großen Teil auf der „Pressa" vertreten und auch die Fabrikanten der Reproduktionsapparate fehlen in dieser Schau nicht. —

Wir stehen am Ende unseres Rundganges durch die vielgestaltigen Räume mit dem bunten Wechsel ihrer Darbietungen und glauben, das schon allein die kurzen Andeutungen, die wir geben konnten, bei allen denen, die Kölns große Weltschau am Rhein noch nicht mit eigenen Augen sahen, den Wunsch auslösen werden, das dort Geschaffene selbst zu schauen. Möchte es von den stets nach Belehrung dürstenden Angehörigen des Buchgewerbes und der Graphischen Künste recht vielen vergönnt sein, die „Pressa" zu besuchen, um das, was sie in so reichem Maße bietet, eingehend zu studieren zum eigenen Nutzen und zum Wohle des schönen Gewerbes, dem wir alle dienen. — Alaaf Köln!



DIE RHEINFRONT DER PRESSA-BAUTEN

Digitized by Google

VEREIN DEUTSCHER SCHRIFTGIESSEREIEN

Blick in den Eingangsraum der Osthalle, Obergeschoß, den Repräsentationsraum, in dem der Werdegang einer Schrift und die hauptsächlichen Schriftarten vorgeführt werden

Digitized by Google

VEREIN DEUTSCHER SCHRIFTGIESSEREIEN

Durchblick vom Raume „Die Schrift im Buche“ zu den Räumen „Die Schrift in der Zeitung“ und „Die Schrift in der Reklame“. Im Hintergrund Durchblick in den Repräsentationsraum

Digitized by Google

VEREIN DEUTSCHER SCHRIFTGIESSEREIEN

Vorraum am Ausgang aus den drei Ausstellungsräumen „Die Schrift in der Zeitung“, „Die Schrift in der Reklame“ und „Die Schrift im Buche“

Digitized by Google

DIE OSTHALLE, GESEHEN VON DEN STÄNDEN DER BUCHGEWERBLICHEN FACHGRUPPE AUS

Digitized by Google

BLICK IN DIE OSTHALLE VON DEN STÄNDEN DER BUCHGEWERBLICHEN FACHSCHULEN AUS

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV FÜR BUCHGEWERBE UND GEBRAUCHSGRAPHIK

• HEFT 6 • JAHRGANG 1928 • BAND 65 •

KUNST UND TECHNIK IM BUCHGEWERBE

VORTRAGSREIHE DES DEUTSCHEN BUCHGEWERBEVEREINS IM WINTER 1928

2. VORTRAG

TYPE UND TYPOGRAPHIE

VON PAUL RENNER

Wenn wir type und typographie unserer zeit verstehen wollen, so dürfen wir sie nicht mit den augen des fachmannes betrachten, der allein den schlüssel zu seinem auf allen seiten sorgfältig abgeschlossenen fach zu haben meint. Wir müssen lernen, die schrift in ihrem zusammenhang zu erfassen, als ein lebendiges organ, das durch tausend sichtbare und unsichtbare fasern, blutadern und nerven mit einem größeren organismus verbunden ist. Schrift ist eine angewandte kunst. Und der sichtbarste exponent, **die königin im reiche der angewandten künste, ist die architektur.**

Niemand wird leugnen, daß sich in den letzten zehn jahren unser verhältnis zu ihr völlig geändert hat. **In der architektur geht es heute um die entscheidung: eklektizismus oder neue baukunst;** das hat gerade der wettbewerb für den Genfer Völkerbundpalast wieder gezeigt. Man ist entweder für den alten baustil oder für den neuen. Wer sich für den alten baustil entscheidet, fällt damit kein urteil über den neuen. Er bekundet damit nur seine eigene zugehörigkeit zur alten zeit, und das mag jeder halten, wie er will.

Es hat zeiten des niederganges gegeben und zeiten des aufganges; farbensatte, herbstlich reife zeiten, und andere im lichten frühlingsflor. Wir aber waren in eine winterliche zeit hineingeboren, in welcher der historismus seine spärliche nachlese auf schon seit langem abgeernteten feldern hielt. Der vorfrühling scheint jetzt angebrochen zu sein und fordert von uns, daß wir die felder neu bestellen, auch wenn sich die ährenleser leidenschaftlich gegen die pflugschar zur wehr setzen.

Der dienst an der zeit ist nicht ein reservat der jugend; es ist dem freien entschluß eines jeden von uns überlassen, ob er seine pflicht gegen die zeit erfüllen will oder nicht, ob er im bann der vergangenheit bleiben oder hören will auf die forderung des tages. Denn unser menschliches dasein verläuft in zwei voneinander unabhängigen kurven: in einer biologischen kurve, deren scheitel in der jugend erreicht wird, und einer geistigen, die bis in unser hohes alter anzusteigen vermag. Noch niemals hat eine neue kunst auf den dienst derer verzichten können, die biologisch schon im nachmittag ihres lebens stehen. In der typographie sieht es noch winterlicher aus wie in der architektur. Die scheunen sind noch gefüllt, und die meisten glauben, daß man von der reichen ernte der letzten jahrhunderte bis zum jüngsten tage leben könnte. Wir haben eine klassische Mediäval und

Digitized by Google

eine klassizistische Antiqua mit ihren Kursiven und dazu die Steinschrift. Wir haben daneben eine Fraktur, eine Schwabacher und eine Gotisch. Sollte dieser reichtum nicht allen denkbaren ansprüchen für immer genügen? Viele meinen so, und ich gestehe, daß ich vor jahren auch nicht anders gedacht habe. Wir haben diese schriften in ihrer alten historischen form und daneben noch einmal in den persönlichen abwandlungen, die durch einen bindestrich an moderne künstlernamen geknüpft sind: die Tiemann-Antiqua, die Ehmcke-Mediäval, die Koch-Fraktur usw.

Was kann einer zeit fehlen, die über so viel schriftcharaktere verfügt? Vielleicht nur eins: ihre eigene schrift. Schrift ist nicht nur der charakterologische ausdruck des einzelnen; sie kann auch der charakterologische ausdruck eines zeitalters sein. Viele charaktere sind aber weniger als ein charakter.

Und doch hat unsere zeit ein eigenes gepräge. Die jungen und alten menschen von heute unterscheiden sich auf den ersten blick und nicht zu ihrem nachteil von den menschen vergangener epochen. Sie kleiden sich originell und mit erlesenem geschmack, haben verkehrsmittel, die unsere voreltern kaum im märchen ahnten, vom fahrrad bis zum automobil und zum flugzeug, vom D-zug bis zum ozeandampfer. Die entfernungen auf unserem planeten sind zusammengeschrumpft; und unser ganzes leben hat davon die eigentümlich moderne note bekommen.

Je deutlicher sich aber die eigenartige physiognomie unserer zeit ausprägt als unterschieden von der aller früheren zeiten, um so peinlicher wirkt der gebrauch der historischen schriften, die ja selbst der starke und unverfälschte ausdruck einer gerade dem modernen menschen mit seiner beispiellosen historischen bildung so wohlbekannten und doch unendlich fernen und ganz anderen vergangenheit sind.

Sie wirken nicht auf jedermann so fremd, aber auf alle die, die noch nicht verlernt haben die formensprache zu verstehen, von dem augenblick an, wo man sie einmal auf diese fremdheit aufmerksam gemacht hat. Was ist aber dann unsere aufgabe? Zeiten mit ausgesprochenem charakter haben von jeher ihre formanschauung nicht nur im körperlichen habitus, nicht nur in kleidung, hausrat und baustil, sondern auch in ihrer schrift gezeigt. Sie haben nicht wahllos die schriften früherer jahrhunderte benutzt, sondern einen bestimmten schriftcharakter selbst fortentwickelt. Aufgabe wäre also, einen weg zu dieser lebendigen, entwicklungsfähigen schrift zu finden, zu dieser schrift, die als ausdruck unserer zeit gelten darf, zu dieser schrift, die kein ende wäre, sondern der beginn einer neuen entwicklung. In welcher richtung ist dieser weg, der in die zukunft führt, zu suchen? Ein rückblick auf den weg, den die schrift bis heute zurückgelegt hat, kann uns zwar zeigen, wo der prozeß des werdens und vergehens zum stillstand gekommen ist; auf die frage aber, was wir tun müssen, damit die schrift aus ihrer erstarrung gelöst werde und zurückgleite in den lebendigen strom der zeit, kann uns die geschichte allein keine antwort erteilen. Denn die kunstgeschichtliche betrachtung handelt von komplexen wirkungen, die sie bestenfalls durch den vergleich mit ebenso komplexen wirkungen auf anderen kulturellen gebieten veranschaulicht, und bleibt damit in einem relativismus, der die wege, auf denen wir in das dunkle neuland der zukunft vortasten müssen, nicht erleuchten kann.

Nur wenn es uns gelingt, die historischen schriften zu verstehen als das ergebnis einer zeitgebundenen konstellation von ursachen, die auch heute noch wirksam sind, werden wir die leitsterne finden, nach denen wir uns

Digitized by Google

immer wieder orientieren können, auch wenn der instinkt, der in früheren jahrhunderten geführt hat, durch das erwachende bewußtsein unsicher geworden ist.

Ich muß Sie um entschuldigung bitten, daß eine solche betrachtung nicht kurzweilig ist und Ihrer angestrengten mitarbeit bedarf. Auch können ihre ergebnisse immer nur vorläufige geltung haben.

Wir beginnen mit den ältesten heute gebräuchlichen schriften, den **römischen versalien,** den großbuchstaben unserer lateinischen druckschrift, von denen außer der stenographie alle jüngeren schriften des abendlandes abstammen. Die römischen versalien schließen eine jahrtausende alte entwicklung ab und eröffnen zugleich eine neue.

Aber diese begriffe: **abstammung und entwicklung** üben einen denkzwang aus, von dem wir uns erst befreien wollen, bevor wir sie weiter gebrauchen. Wir dürfen entwicklung nicht als eine eindimensionale reihung ansehen, als eine kette, in der ein glied dem andern folgt. So haben wir seit Darwin die entwicklungsgeschichte des menschen betrachtet als eine reihe, die anhebt mit dem primitivsten lebewesen, in unendlichen zwischenstufen hinaufführt bis zum herrn der schöpfung, zum homo sapiens, dem vollkommensten wirbeltier. Der Münchner paläontologe Dacqué hat eine neue theorie über die entwicklungsgeschichte des menschen aufgestellt, die, ob sie nun wissenschaftlich haltbar ist oder nicht, jedenfalls den begriff der entwicklung im sinne sehr alter weisheit vertieft. Nach Dacqué hat der mensch, und zwar als mensch, die ganze entwicklung vom primitivsten lebewesen bis zu seiner jetzigen beschaffenheit durchlaufen; er bildet den hauptstamm des lebensbaumes, der in den verschiedensten zeitabschnitten der erdgeschichte die seitenzweige der tierformen als anpassungen an besondere lebensbedingungen aus sich entlassen hat. Der mensch wäre also durchaus nicht das jüngste glied der entwicklungsreihe; er zeigt in der tat merkmale eines höheren erdgeschichtlichen alters, als der in dieser hinsicht modernere affe; z. b. die zirbeldrüse als rudiment des einauge, die weitere augenstellung usw. Was den menschen aber in seiner ganzen laufbahn vor allen tieren ausgezeichnet habe, sei dies, daß er sich niemals in den sackgassen irgendeiner spezialisierung verloren, sondern immer wieder zurückgefunden habe auf den weg, der aufwärts führt. Damit wird die menschliche bahn zum sinn der schöpfung; und die zielsetzung der menschlichen entwicklung wird zwar ins unendliche verlegt, aber nicht aus dem menschen heraus. Wenn man also im sinne der älteren entwicklungsidee die nächste stufe in einem wesen suchen konnte, das sich zum menschen etwa verhält wie der mensch zum affen, so können wir heute als nächstes und fernstes ziel des menschen immer nur den menschen, den menschlichsten menschen sehen, in dem allzumenschliches und übermenschliches polar gebunden bleibt.

Ehe wir nun darangehen, diesen uralten und ganz modernen entwicklungsbegriff auf die geschichte der schrift anzuwenden, müssen wir noch einen andern gedanken erwägen. **In jeder entwicklung tritt ein vorübergehender oder dauernder stillstand ein, wenn ein bestimmtes ziel, die vollkommene anpassung an gegebene bedingungen erreicht** wird. (Am sinnfälligsten formuliert das die indische religion, welche lehrt, daß jede seele so oft in einen menschlichen oder tierischen körper zurückkehrt, bis ihr karma völlig gereinigt ist.) Was am ziel ist, bleibt stehen, wird standardisiert, typisiert. Der ungestört freie wettbewerb hat stets, durch immer vollkommenere lösung der gestellten aufgabe, auch ohne voreilige willkürliche normung, den spielraum der variationen mehr und

Digitized by Google

mehr verkleinert, so daß sich z. b. heute die fahrräder gleichen wie ein ei dem andern. Jede entwicklung hat also einen bestimmten rhythmus: ein stürmisch beginnendes, sich aber bis zum stillstand verlangsamendes tempo der anpassung an neue bedingungen, das sich so oft wiederholt, als sich die bedingungen ändern.

Wir werden dies in der geschichte der schrift bestätigt finden. Die römische versalie ist in ihrer art unübertrefflich; sie ist eine vollkommenheit, die aus dem ablauf der zeiten herausgehoben ist; sie scheint jeder gegenwart zugehörig zu sein. Wie konnte sie nun trotz ihrer zeitlosen dauer eine neue entwicklung einleiten? Wir können in jeder schrift das produkt sehen aus verschiedenen faktoren. Die einen von ihnen sind **zeitgebunden und ändern sich.** Die anderen sind **zeitlos,** ewig, wie die gesetze der logik, die sich ja gleichbleiben, auch wenn unsere einsicht in sie recht verschieden ist. **Die veränderlichen faktoren: gebrauchszweck, rohstoff und technik, ergeben aus sich allein die technische Form.** Aus diesem halbfabrikat macht erst die mitwirkung des unveränderlichen **zeitlosen** faktors die künstlerische leistung. Wenn also die römischen versalien ein vollkommenes produkt aus beiden faktorengruppen waren, dann muß irgendeinmal in den zeitgebundenen faktoren (gebrauchszweck, rohstoff und technik) eine änderung eingetreten sein. Sonst hätten sie niemals zum ausgangspunkt einer neuen entwicklung werden können. Der gebrauchszweck, dem die schrift ihr dasein verdankt, ist nicht: geschrieben, sondern gelesen zu werden. Als die schreibschrift dieser ihrer vornehmsten bestimmung nicht mehr zu dienen hatte, entartete sie notwendigerweise in die künstlichkeit der kalligraphie, in der die kunstspießer von jeher den gipfel der schreibkunst gesehen haben. Wenn es aber auch nach der eigentlichen zweckbestimmung der schrift nicht gefordert ist, daß schrift geschrieben werde, oder daß sie sich bequem schreiben lasse, so hat es doch zu allen zeiten neben den leseschriften besondere schreibschriften gegeben, in denen die exakten formen der leseschrift der bei der anwendung der schrift oft unentbehrlichen **schreibflüchtigkeit** geopfert wurden. Was aus den römischen versalien durch die verschiebung im faktor gebrauchszweck von der lesbarkeit zur schreibflüchtigkeit hin und durch die anpassung an eine neue schreibtechnik geworden ist, sehen wir in der **älteren römischen kursive.** Wenn auch die schönsten versalien in stein gemeißelt auf uns gekommen sind, so zeigt doch das anschwellen und abschwellen der striche stets ihre entstehung durch das breite schreibwerkzeug; und man sagt ja, daß sie mit einem breitgebundenen pinsel wären vorgezeichnet worden. Jedenfalls ist die vorstellung etwa der o-form auch dort, wo sie mit dem meißel verwirklicht wird, durch den gebrauch der breiten feder bestimmt. Wenn aus schreiben ein ritzen in harten oder weichen stoff wird, entstehen ganz andere schriftformen: die keilschrift ist so entstanden, aber auch die runen.

Die ältere römische kursive zeigt uns, was durch das ritzen aus den römischen versalien geworden ist: aber die hier gezeigte schrift ist gar nicht geritzt! Sie ist mit der feder auf papyrus geschrieben! Das sind sonderbarkeiten der schriftgeschichte, die uns nachdenklich stimmen sollten; sie hat viel geduld, aber sie kommt zuletzt immer an ihr ziel. Die formen der älteren römischen kursive sind dennoch aus dem ritzen mit dem griffel in die weiche, geschwärzte wachsschicht entstanden, die auf die kleinen schreibtafeln aus glattem hellen holz oder elfenbein aufgetragen war. Als dann das schreiben mit der rohrfeder auf den papyrus aufkam, hat man noch lange an dem duktus festgehalten, der sich aus ganz anderen technischen bedingungen ergeben hatte. (Und dies ist so ein beispiel einer mit

Digitized by Google

der feder geschriebenen älteren kursive.) Der griffel mußte die buchstabenform in einzelstriche zerlegen, weil er sonst das wachs aufgerissen und mit sich gezerrt hätte. Es bedurfte einiger jahrhunderte, bis die leicht über den papyrus dahingleitende rohrfeder die ihr bequemen verbundenen formen zu machen wagte, welche ihr das lästige absetzen ersparten. Und was war nun das ergebnis dieser neuerlichen verbindung der in der älteren kursive zerlegten formen? die älteste minuskelschrift: die jüngere römische kursive. Sie sehen hier zum ersten male unsere kleinbuchstabenformen mit ihren ober- und unterlängen, zu denen das leichte gleiten der feder auf dem glatten stoff verführt hatte.

Ich brauche Sie nicht daran erinnern, daß alle bisher gezeigten schriften nur ein zeichen für jeden buchstaben kennen. Der gleichzeitige gebrauch zweier oder mehrerer alphabete, als groß- und kleinbuchstaben, als majuskeln und minuskeln kommt erst viel später durch die zierbuchstaben, die initialen in gebrauch; und die schon von Jakob Grimm aufs schärfste verurteilte barocke rechtschreibung, die jedem hauptwort einen großbuchstaben vorspannt, hat sich überhaupt erst in Deutschlands schlimmster zeit, gegen ende des 17. jahrhunderts eingebürgert; ist aber z. b. in den bibeldrucken des 18. jahrhunderts noch nicht im gebrauch. Wir können in diesen römischen kursiven eine art technischer form sehen, ein naturprodukt des blinden lebens.

Was hat nun der künstler, der bewußt sehende mensch, mit dieser gegebenheit getan, um eine künstlerisch und technisch vollkommene schrift zu schaffen? Damit kommen wir zu dem anderen schöpferischen faktor, der in der entwicklungsgeschichte der schrift wirksam ist. Wenn ich dabei vom künstler spreche, so ist dies nur sinnbildlich gemeint. Denn in der geschichte, auch in der schriftgeschichte, setzen sich die ideen mit ihrer eigenen schwerkraft durch und scheinen dazu den kleinen, schwach erleuchteten bezirk, den wir menschliches bewußtsein nennen (und heute nicht mehr überschätzen), gar nicht zu brauchen. Mit diesem vorbehalt kann man also in sehr abgekürzter ausdrucksweise sagen: Der künstler nimmt diese gegebenheit aus gebrauchszweck, rohstoff und technik und gibt ihr die einfachste, sichtbarste, am leichtesten erkennbare form. Dies ist die urzeugung jeder bildenden kunst. Und hier wollen wir daran erinnern, daß es daneben noch eine andere entstehung von kunst gibt, wobei sich die kunst von ihren technischen bedingungen immer weiter entfernt und zuletzt in der unfruchtbaren künstlichkeit endigt, von der die kalligraphie nur ein beispiel ist. Diese art von kunst entsteht aus dem kunstwerk selbst. Es ist die fortzeugung des künstlerischen vorbildes, bei der zuletzt die entstehung aus der technischen gegebenheit, z. b. der griechischen säule aus den stützbalken der pfahlbauten ganz in vergessenheit gerät. Die formen bekommen dadurch den nimbus des unverständlichen, an dem sich viele so berauschen, daß ihnen jede andere kunst nüchtern erscheint. Diese aus kunst gezeugte kunst scheint den meisten reiner und edler als die aus ihrem mütterlichen urgrund geborene. Was der künstler, um dieses unverständliche wort also dennoch zu gebrauchen, mit den formen der älteren und jüngeren römischen kursive gemacht hat, das sehen wir an den herrlichen formen der **unziale** und **halbunziale.** Uns geht nur ihr spezifisch künstlerischer gehalt an. Wir können uns nicht darauf einlassen, die sakrale weihe, den seelischen gehalt, der diesen schriften gemeinsam ist mit anderen äußerungen der damaligen zeit, zu analysieren. Was die unziale aus den alten römischen kursiven gemacht hat, ist im grunde das gleiche, was jahrhunderte vorher griechen und römer mit den aus dem orient übernommenen schriftformen getan haben.

Digitized by Google

Es enthüllt den sinn dieses gestaltungsprinzipes nur oberflächlich, wenn wir es geometrisierung nennen. Daß zu den aufnahmebedingungen in die platonische akademie die kenntnis der im lehrbuch Euklids niedergelegten mathematischen grundbegriffe gehörte, berechtigt uns noch nicht, Euklid zum exponenten der griechischen weltanschauung zu machen. Man erzog in der akademie nicht mathematiker, sondern weise, und sah in der mathematik die schulung des geistes zum richtigen denken. Die künstlerische gestaltung will aber auch nichts anderes, als die faßliche, begreifliche sichtbarkeit einfangen, indem sie ein dichtes netz in sich widerspruchslos beurteilter beziehungen knüpft. **Die oberste kategorie aller sichtbaren flächenformen sind die drei einfachsten: kreis, dreieck und geviert.** Der künstlerische gestaltungsprozeß ist nicht an diese einfachsten flächen und formen gebunden, aber er schafft stets eine logische relation aller sichtbaren formen zu diesen obersten formkategorien. Nichts anderes meint Cézanne, wenn er 1904 in einem brief an Emil Bernard schreibt: „Man behandle die natur gemäß dem zylinder, der kugel und dem kegel." Und da die logik der formen **zeitlose** geltung hat, deshalb haben die unziale und halbunziale die älteren römischen kursiven, die das produkt aus den **zeitgebundenen** faktoren waren, überdauert.

Wir haben jetzt die begriffe gefunden, mit denen wir die weiteren vorgänge in der schriftgeschichte mühelos erfassen können. Die halbunziale ist die erste kleinbuchstabenschrift, Sie entartet im 6. und 7. jahrhundert infolge des spärlichen weltverkehrs zu den provinziellen eigenarten der sogenannten **nationalschriften:** der irischen, langobardischen, merowingischen usw. Die schriftreform Karls des Großen ersetzt die merowingische durch die **karolinische minuskel,** die in manchem auf die halbunziale zurückgreift. Die gerade federhaltung ist mit der bequemeren schrägen vertauscht, welche die volle federbreite nicht mehr im senkrechten grundstrich, sondern in den von links oben nach rechts unten geführten schrägstrichen zeigt. Diese federhaltung hat von selbst zur folge, daß die buchstaben etwas schmaler laufen, daß z. b. das in der unziale sehr breite O zu einer aufrechten ei-form zusammengedrängt wird. Die schrift, deren formen im gegensatz zu der merowingischen schrift klar und einfach sind, erobert das abendland; aber bevor sie zur weltletter wird, macht sie noch eine wandlung durch. Aus dem rundbogen wird der spitzbogen, begünstigt durch die einführung der kielfeder, auch aus ursachen, die sich unserer analyse entziehen: berührung mit dem orient, mittelalterliche mystik usw. So entstehen **die gebrochenen schriften der gotik.** Es ist ein kristallisationsprozeß, eine art kubismus. Die striche, welche den buchstaben bilden, begrenzen keine flächen mehr, sie sind nur noch richtung und rhythmus und fressen die flächen zwischen sich auf; die zeilen drängen sich aneinander, so daß eine gotische buchseite zuletzt wie ein gewebe aussieht. Diese schrift ist durchaus nicht nur naturform, technisches gebilde, sondern kunstform von höchstem wert, und deshalb auch von zäher lebensdauer. Sie war der unverfälschte ausdruck einer zeit, die gotische dome baute, und galt mit recht als littera **moderna.** Erst die Humanisten haben sie gotische schrift genannt, im sinne von vandalisch, barbarisch, weil sie in den Goten die zerstörer Roms sahen. Aber nun geschah noch einmal, was schon zur zeit Karls des Großen geschehen war. Der humanismus ersetzt die littera moderna durch die littera **antiqua** horum temporum. Wer schriftgeschichte mit den entwicklungsgedanken des neunzehnten jahrhunderts betrachtet, sieht hier nur die rückläufige bewegung. In der tat hielten die Humanisten die karolingische minuskel, in der sie die meisten klassiker überliefert fanden, für

Digitized by Google

eine schrift der alten Römer. Sie führten sie als humanistische minuskel ein, gleichzeitig mit einer baukunst, welche die von deutlich begrenzten flächen sichtbar umschlossenen räume liebte, im gegensatz zur gotischen, die ein in die unendlichkeit weisendes system von richtungen (säulen, gewölberippen usw.) kultivierte. Mit der heute gewonnenen einsicht in die gesetzmäßigkeit jeder entwicklung sehen wir hier die rückkehr zum hauptstamm aus einem nicht weiterführenden seitenzweig. Was sich die menschen bei solchen wendungen der geschichte gedacht oder nicht gedacht haben, entscheidet gar nichts.

In der gleichen zeit, es war die mitte des fünfzehnten jahrhunderts, erfand Gutenberg den **letterguß.** Bewegliche, in holz geschnittene buchstaben hatte es zuvor schon gegeben. Erst die gegossene letter machte den buchdruck rentabel, und nahm damit dem buchschreiber sein brot. Diese technische erfindung hatte also eine doppelte wirkung: sie ermöglichte es, die buchschrift, das produkt einer jahrtausende langen entwicklung, mechanisch zu vervielfältigen, und bereitete zugleich dieser entwicklung ein jähes ende. Die herstellung der buchschrift, also der am bequemsten lesbaren schrift, wurde dem schreiber genommen und blieb denen überlassen, welche die mechanische vervielfältigung der buchschrift ausübten. Ein sehr merkwürdiger vorgang. Man stelle sich vor, daß unsere kunstanstalten plötzlich genötigt wären, in ihren ateliers auch die originale herzustellen, die sie reproduzieren wollten!

Die geschichte der buchschrift als einer geschriebenen schrift hat tatsächlich mit Gutenbergs erfindung ein ende gefunden. Was von der schreibkunst heute noch lebendig ist, ist nur die kunstlose schreibflüchtige schrift der geschäftlichen und brieflichen mitteilungen, und auch sie räumt jetzt der schreibmaschine in einem für die zukunft der schrift folgenschweren umfange das feld.

Doch die ersten drucker fanden in der schrift des handgeschriebenen buches eine zeitgemäße und brauchbare vorlage, und wußten sie zu benutzen. Der stempelschnitt verfügte noch nicht über die technischen hilfsmittel unserer tage, und gab den schriftzeichen, deren form durch die breite kielfeder bestimmt war, etwas herbes, schnittiges. Nicht nur ihrer seltenheit, sondern der auf so günstigem boden gewachsenen reiferen kunst verdanken gerade die frühesten drucke, die inkunabeln, den großen wert. Auch eine reproduzierende kunst ist ja zu den höchsten künstlerischen leistungen fähig. So sehen wir im holzschnitt der Japaner und des europäischen mittelalters das werkzeug des zeichners, den pinsel oder die breite kielfeder, und sehen doch zugleich die schnittige schärfe des messers, das den holzstock bearbeitet. Und diese durchsichtige verschränkung der beiden techniken ist von höchstem künstlerischen reiz.

Doch schon in der klassizistischen antiqua des achtzehnten jahrhunderts wird der in den älteren schriften immer noch erkennbare werkbestand bis zur unkenntlichkeit verdeckt Die schrift ist den kupferstichschriften der damaligen zeit nachgebildet. Das vorbild des kupferstechers war eine mit der breiten feder geschriebene antiqua. Die technik des stechers und des kupfertiefdrucks bietet den pikanten gegensatz von zarten, oberflächlich eingeritzten und deshalb ganz hell druckenden haarstrichen, und tief eingegrabenen grundstrichen von pastoser schwärze. **Didot und Bodoni** haben versucht diesen kontrast auch in den buchdruck einzuführen. Nun mußte aber der stichel des stempelschneiders gerade umgekehrt die haarfeinen wagerechten linien stehen lassen. Damit hat die druckschrift den boden ihrer natürlichen technischen bedingungen vollends verloren.

Digitized by Google

Als dann im neunzehnten jahrhundert auch die meisten anderen gewerbe von der mechanisierung ergriffen wurden, glaubte man in England die kunst retten zu können durch **rückkehr zum mittelalterlichen handwerk und seiner formenwelt.** Man holte die älteren formen der antiqua wieder hervor, die wir seitdem Mediäval nennen. Man entdeckte auch die mittelalterliche kunst des buchschreibens wieder, und glaubte, damit auch den modernen druckschriften helfen zu können. Anna Simons brachte uns diese schreibkunst aufs festland herüber; die künstlerschriften der letzten 25 jahre haben ihren geistigen ursprung in dieser aus England übernommenen pflege alter handwerklicher techniken.

Wir sind uns alle darüber klar, daß diese kunstgewerbliche bewegung an einem toten punkt angelangt ist und daß der menschliche geist seine aufgabe, sich gegen die mechanisierung zu behaupten, nicht durch die flucht in ein romantisches niemandsland, erfüllen kann. Diese wiederbelebung der schreibkunst kann im besten falle dazu führen, daß in einzelnen kunstschulen das vorbild mittelalterlicher buchschreiber noch einmal annähernd erreicht wird. Aber im leben wieder wurzel fassen wird ein so kunstvoll gezüchtetes pflänzlein schwerlich. Die von den altphilologen gedichteten sonette können sehr schön sein, vermögen aber eine tote sprache nicht wieder ins leben zu rufen.

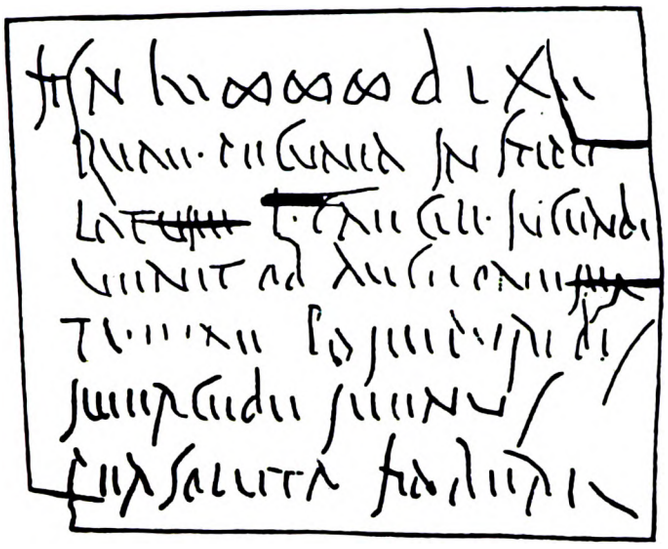
Die lebendige handschrift unserer zeit ist viel zu wenig leserlich, als daß man aus ihr eine neue buchschrift gewinnen könnte. So war es unvermeidlich, daß die modernen künstler mit dem schreibgerät der mittelalterlichen buchschreiber auch bei deren schriftformen endigten. Und die folge davon ist, daß der **historismus in der typographie** seine wildeste entartung nicht im neunzehnten jahrhundert, sondern im ersten drittel des zwanzigsten erlebt hat. Ja, wir sind noch mitten darin.

Im historismus läuft sich eine kunstentwicklung, die nur aus kunst gespeist wird, in einer spirale tot. **Wie können wir aus diesem gefährlichen zirkel herauskommen?** Auf demselben wege wie die baukunst: durch ein großes opfer; durch verzicht auf alle formen, deren technischer sinn nicht mehr unmittelbar einleuchtet; durch selbstbescheidung des künstlers, durch seine rückkehr dorthin, wo er der mütterlichen erde am nächsten ist, dorthin wo allein die urzeugung jeder kunst möglich ist. Die kunst muß von neuem ihren ausgang nehmen bei der technischen form, bei dem produkt aus gebrauchszweck, rohstoff und technik. Es gilt also den reinen werkbestand der druckschrift noch einmal kritisch zu überprüfen.

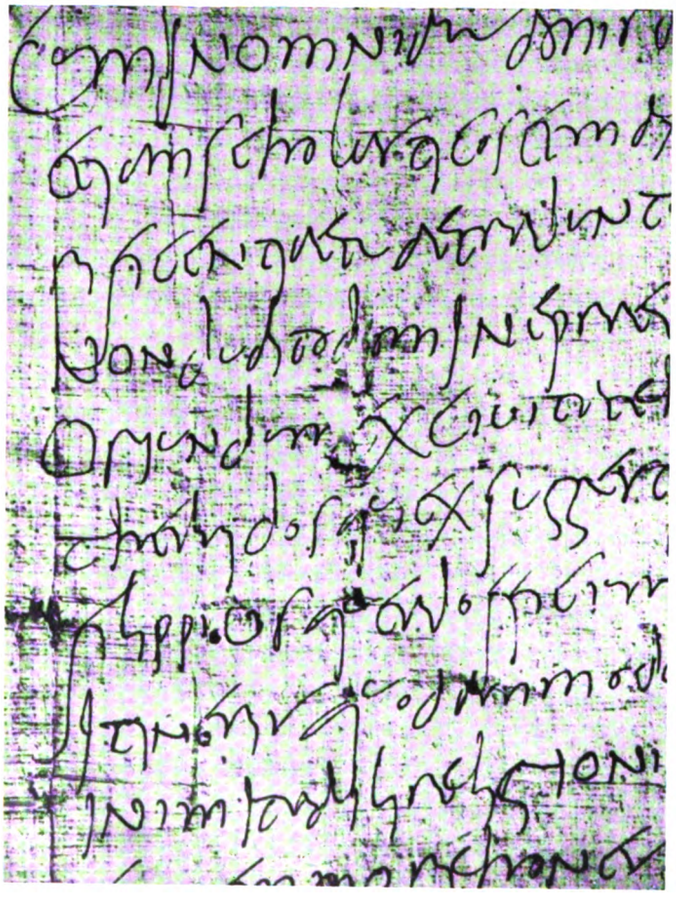
Das wort schrift verleitet uns, in der schrift immer etwas geschriebenes zu sehen. Aber die druckschrift besteht aus zeichen, aus **leseseichen,** die sich zu wortbildern zusammenschließen. Ein einziger druck von oben bringt sie auf das papier, und das auge nimmt diese wortbilder im fluge von oben auf, ohne dem duktus der einzelzeichen zu folgen. Haarstriche und grundstriche, welche die schrift dem breitgeschnittenen schreibwerkzeug verdankt, sind wie alle anderen handschriftlichen elemente, keineswegs ein notwendiger bestandteil dieser lesezeichen. **Die druckschrift ist nicht wie die handschrift, eine ausdrucksbewegung,** und wo sie versucht, mit der von links nach rechts drängenden dynamik der handschrift in wettbewerb zu treten, ist sie von vornherein unterlegen.

Die typographie wird nie auf den kontrast von mageren, fetten und halbfetten schriften verzichten; aber daß die schriftzeichen in sich selbst den gegensatz von breiten und dünnen strichen zeigen, ist zum mindesten keine notwendigkeit, die in technischen bedingungen des stempelschnittes oder druckes begründet wären. Wir können zu einer ganz neuen bisher noch niemals gepflegten schönheit der druckschrift kommen, wenn wir uns auf die

Digitized by Google



ÄLTERE RÖMISCHE KURSIVE



JÜNGERE RÖMISCHE KURSIVSCHRIFT

Digitized by Google

Digitized by Google

künstlerische gestaltung des hier umrissenen nackten werkbestandes der druckschrift beschränken.

Man wird aus allem vorhergehenden verstehen, daß ich die mediävalformen als den entwicklungsfähigen, ich möchte an Dacqué erinnernd, den ausdruck wagen, als den menschlichen hauptstamm der europäischen schriften ansehe. **Wenn wir unter zugrundelegung dieser mediävalformen endlich einmal nach 400 jahren die konsequenz aus der erfindung des lettergusses ziehen würden, so müßten wir doch zu der schrift unserer zeit kommen.** Es wäre die befolgung von Cézannes rat: Refaire le Poussin sur nature.

Doch nun erhebt sich **das problem der deutschen schrift.** Es gibt heute kluge und leidenschaftliche verteidiger der fraktur. Was sie gegen die antiqua einwenden, ist durchaus nicht mit einer handbewegung abzutun.

Die antiqua ist in der form, wie wir sie heute gebrauchen, das vollkommene kleid der lateinischen sprache und aller sprachen die aus dem Vulgärlatein der römischen provinz hervorgegangen sind. Die deutsche sprache hat ihr eigenes gefüge, ihre eigene mischung von buchstaben. Sie hat zumal sehr lange worte mit vielen konsonanten. Dazu seit ende des siebzehnten jahrhunderts die häßliche häufung der großbuchstaben. **Die fraktur hat sich dieser besonderen eigenart der deutschen sprache so angepaßt, wie die volkstracht den besonderen bedürfnissen einer landschaft.**

Nun wird gewiß niemand von uns die krachlederne aus der welt schaffen wollen. Aber wir zweifeln wohl auch alle nicht daran, daß die zeit der volkstrachten einem heute schon absehbaren ende entgegengeht und daß die volkstrachtenerhaltungsvereine diesen ausgang nur beschleunigen. Man kann das beklagen, aber wir haben mit dieser unabänderlichen tatsache zu rechnen. Das bedeutet ja nun nicht, daß der landbewohner mit der melone und dem straßenanzug spazieren gehen muß. **Nicht die volkstracht, sondern die weltmode besitzt heute unerschöpfliche erfindungsgabe und anpassungsfähigkeit, die den besonderen ansprüchen aller berufe und beschäftigungen zu genügen weiß.**

Die antiqua, an deren formen Deutschland in den Aachener schreibschulen Karls des Großen entscheidend mitgearbeitet hat, ist heute die weltletter. Wir haben erst in den letzten jahren erlebt, daß sie die schriften sehr viel älterer kulturen des nahen und fernen orients verdrängt hat. Es ist nicht einzusehen, weshalb in einer zeit, in der alle nationen das gemeinschaftliche menschliche suchen, gerade Deutschland zu einer schrift zurückkehren soll, welche die verständigung nicht erleichtert und die erhaltung der deutschen sprache in den deutschen minderheiten der nachbarländer gefährdet.

Es ist viel wahrscheinlicher, daß sich die antiqua, die noch immer lebendige und wandlungsfähige weltletter den besonderen bedürfnissen der deutschen sprache anpassen werde. Sie hat es ja auch in manchem schon getan. Sie hat durch die verkleinerung der **großbuchstaben** den störenden eindruck ihrer **häufung** bei deutschen texten zu mildern gesucht. Wir wollen aber die hoffnung nicht aufgeben, daß wir diese rechtschreibung noch einmal ändern werden. Jede neue ortographie verlangt ein umlernen und bringt wirtschaftliche schädigungen mit. Und doch wird jede sprache schließlich zu der rechtschreibung kommen müssen, welche am leichtesten zu erlernen und zu lesen ist. Die rein **phonetische schreibweise** würde gar nicht so leicht zu erlernen und zu lesen sein, weil die wenigsten Deutschen

Digitized by Google

reines deutsch sprechen. Es wäre schon viel getan, wenn wir die großbuchstaben, die ja wohl auch die heutigen verfechter der absoluten kleinschreibung als lesbare schrift für besondere zwecke beibehalten wollen, zur erleichterung der lesbarkeit bei satzanfängen und eigennamen beibehalten würden. Ob schwarz, weiß, braun, rot, eine farbe oder einen eigennamen bedeuten, wäre dann leichter zu erkennen, als wenn man alles klein schreibt. Warum gerade die hauptwörter groß geschrieben werden müssen, sehe ich nicht ein. Ich halte das zeitwort für mindestens so wichtig als das hauptwort. Für die übersichtlichkeit einer seite ist aber die **betonung des satzanfanges** ein großer vorteil, den sich die deutsche rechtschreibung dadurch nimmt, daß sie die großbuchstaben, die alten initialen, im satz selbst so verschwendet. Wenn wir erst einmal zu dieser vernünftigen sparsamkeit mit den großbuchstaben gekommen sein werden, so wird uns die heutige rechtschreibung so verzopft und lächerlich vorkommen, wie etwa den Dänen ihre alte abgelegte, oder uns die vielen y und th unserer alten orthographie.

Die **häufung der konsonanten** ist zweifellos in der deutschen sprache vorhanden, aber die rechtschreibung fügt ganz unsinnigerweise noch etliche dazu. So macht sie aus dem einfachen sch-laut drei geschriebene konsonanten, s, c, h, während sie merkwürdigerweise bei dem doppelkonsonanten x (k, s), mit einem zeichen auskommt. Man hat schon vorgeschlagen, für diesen sch-laut ein s mit irgend einem abzeichen zu brauchen. Man könnte aber ohne allzugroße revolution vielleicht nur das c in sch fortlassen, und den sch-laut mit sh bezeichnen, wie es die Engländer tun. Daraus würde dann eine ligatur werden, und wo einmal eine ligatur ist, ist wie beim st und beim ß die möglichkeit einer gewissen künstlerischen verarbeitung und vereinfachung gegeben. Das ph sollten wir aber so bald wie möglich durch f ersetzen; denn die im Duden angegebene unterscheidung zwischen eingebürgerten und nicht eingebürgerten griechischen worten ist doch nicht leicht zu ziehen. Daß jede willkür in der rechtschreibung dem korrektorenberufe das leben verbittert, wollen wir nicht vergessen. Um so mehr ist eine **staatliche reform** anzustreben.

Die fraktur gleicht auch darin der volkstracht, daß sie beide **provinzielle überbleibsel eines allgemein europäischen stiles,** einer weltmode sind. Wir ahnen oft gar nicht, wie viele heilig gesprochene nationale eigenheiten, gebräuche, barttrachten und andere bodenständigkeiten bei licht besehen angeschwemmtes strandgut fremder völker aus vergangenen zeiten sind.

Die fraktur stammt nicht aus der blütezeit der buchschriften, sondern aus der späteren kalligraphie; sie ist der handschrift eines der kanzleischreiber kaiser Maximilians nachgebildet. Sie ist der letzte verschnörkelte ausläufer der gotischen schriften, die ihren ursprung nicht in Deutschland haben, und seinerzeit in ganz Europa geschrieben wurden. In ihrem wesen, in ihrer entelechie, liegt keine entwicklungsmöglichkeit mehr. Wenn wirklich eine zeitgemäße form der bruchschrift nötig wäre, so ließe sie sich noch eher durch neuerliches brechen der antiqua, als aus der fraktur ableiten.

Die altertümliche formenwelt der fraktur steht in allzugroßem widerspruch zur formenwelt unserer zeit. Und je mehr unsere zeit diese ihr allein eigentümliche formenwelt verwirklicht, je mehr sie überhaupt lernen wird, formensprache zu sprechen und formensprache zu verstehen, je deutlicher sie also in jeder form nicht nur ein außen, sondern auch ein innen spürt, um so fremder wird ihr die fraktur werden. Wer aber auch die fraktur ihren freunden verleiden will, der bringe sie nur auf die schreibmaschine.

Digitized by Google

Gerade die tatsache, daß sich die weltletter den besonderen bedürfnissen unserer sprache noch anzupassen hat, stellt uns vor die aufgabe, an ihr zu arbeiten. Ohne unvollkommenheit gibt es keine lebendige entwicklung.
Daß eine schrift unserer zeit, wie ich sie hier gefordert habe, als künstlerische realisierung der technischen form den im neunzehnten jahrhundert entstandenen **grotoskschriften** so ähnlich sieht, zeigt wieder, wie wenig die geschichtliche logik des menschlichen bewußtseins bedarf. Die groteskschriften sind das jüngste glied der durch den künstler ungestörten schriftentwicklung. Die geschichte der druckschrift hat also von selbst, bevor die kunstgewerbliche bewegung einsetzte, in die richtung hingeführt, in der wir heute den ausweg aus dem wirbel des historismus suchen. Aber der historismus beherrscht noch unsere typographie und deshalb sieht alle welt in den künstlergroteskschriften, die jetzt wie pilze aus der erde schießen, auch nur ein neues schmackhaftes gericht auf der speisekarte des typographen.
Auch die zukunft soll nicht auf eine einzige schrift angewiesen sein. Aber alle schriften werden künstlerische variationen eines und desselben themas sein: nämlich der **schrift der zeit.** Und die schriftgießereien werden arbeit genug haben. Aber sie werden nicht nach den schätzen früherer jahrhunderte graben müssen, sondern sie werden sich in der verwirklichung dieser schrift der zeit gegenseitig zu überbieten suchen. Die verschiedenheit der schriften wird also nicht darin bestehen, daß der eine beim 16., der andere beim 17. oder 18. jahrhundert anleihen macht, sondern daß jeder die qualität des anderen zu überbieten sucht, im wettbewerb um die edelste form, um die beste ausgeglichenheit; und wenn die vollkommen ausgeglichene schrift gefunden sein wird, dann mag es eine zeitlang stillstand geben; aber vielleicht überrascht uns dann die technik mit heute ungeahnten verständigungsmöglichkeiten, in deren besitz wir dann den schönen schriftformen nachtrauern mit keinem sehr viel tiefer zu herzen gehenden schmerz als den edlen formen einer pferdekutsche.

Den gegensätzen von kunst und technik begegnen wir auch in der **typographie.** Es ist nicht leicht, den sinn einer neuen bewegung zu verstehen. Sie ist immer begleitet von einem schwarm unerfreulicher mitläufer, und an ihrer spitze marschiert eine schar von geltungsbedürftigen, die sich selbst als führer ausrufen. Aber wenn man noch so geistreich den dogmatischen unsinn (unverstandener und vieldeutiger) schlagworte abwehrt, mit denen dieser laute vortrupp um sich wirft, so hält man damit die bewegung nicht auf.
Es ist auch früher noch nie eine arbeit getan worden, ohne daß ein gravitätischer clown in die manège gesprungen wäre, um den applaus zu quittieren und den arbeitern auf seine art die arbeit vorzumachen.
Als LAUDATOR TEMPORIS ACTI, als edler ritter der alten zeit gegen die mühlen der neuen anzurennen ist ein gefährliches und hoffnungsloses beginnen. Die flügel der mühle werden nicht von denen getrieben, die ihr korn in ihr mahlen. Die zeit geht unaufhaltsam weiter und hört es nicht, wenn wir ihr nachschimpfen, und es beunruhigt sie nicht, wenn wir zurückbleiben. Wenn sich eine generation ihrem dienst entzieht, so springt die folgende für sie ein. Wer an die künstlerische erneuerung dieser zeit glaubt, sollte sich lieber bemühen, den sinn dieser typographischen revolution zu verstehen und sich durch

Digitized by Google

keinen gallimathias ihrer propheten die gute laune verderben lassen. Aber man vertraue nicht jeder neuen ästhetik! Meine bisherigen ausführungen haben wohl gezeigt, daß ich mir die gesetze der künstlerischen gestaltung nicht relativieren lassen will. Sie gelten heute noch, wenn sie je gegolten haben.

Der **älteren typographie** haftet zweifellos ein innerer widerspruch an. Sie hat sich niemals ganz von dem gedanken befreit, daß schrift vom schreiben kommt. Aber gerade deshalb ist ihre vorliebe für die **mittelachse,** die sie von der klassischen architektur übernommen hat, unnatürlich und macht aus ihren schriftanordnungen etwas gequält kunstvolles. Auf mittelachse schreiben liegt nicht im sinne des schreibens, und doch behandelt die ältere typographie das papier, wie es der schreiber getan hat. Für ihn ist es nur ein neutraler stoff, der untergrund seiner schrift, und so gestaltet die ältere typographie nur schriftgruppen. **Was vom papier nicht bedruckt ist, bleibt der künstlerisch nicht gemeinte zwischenraum.** Wenn wir nun aber heute in der schrift das von jeder dynamik befreite lesezeichen sehen, so können wir auch aus den ruhenden formen der neuen schrift flächen fügen von einem bestimmten farbigen wert; und diese flächen werden nun **bausteine einer architektur, die sich auch der weißen flächen des unbedruckten papiers bedienen kann als gleichwertiger, wenn auch andersfarbiger bausteine.** So hat die neue typographie im sinne zeitgenössischer abstrakter kunst kompositionen hervorgebracht. Daß sie oft intellektueller krampf eines zeitgebundenen dogmatismus sind, mag zugegeben sein; doch hier ist zweifellos das problem der typographie zum erstenmal radikal abgelöst von der tradition der schreibkunst und reine architektur geworden. Die rezepte für die ausbalancierung dieser flächen sind oft kunstquacksalberei, durch die man sich nicht aus dem gleichgewicht bringen lassen soll. **Man suche den sinn der neuen typographie nicht in den dicken balken, kreisen und quadraten.** Die unbedingte verpönung der mittelachse und der symmetrie wird wohl auch vorübergehen. Sie ist in der modernen holländischen baukunst schon überwunden. Doch wird niemand leugnen, daß die mittelachse zu einem starren typographischen schema geworden war, dem zweck und sinn der drucksachen allzuoft zum opfer gefallen sind. Wie die neue architektur nicht aus jedem haus ein um ein eigenes zentrum angeordnetes kunstwerk machen will, das sich dadurch von der umgebung beinahe feindlich abschließt, und wie sie dadurch ein neues landschaftsbild geschaffen hat, in dem die lebende natur (etwa ein baum) wieder einen hintergrund bekommen hat und nicht als einzelform neben der architektonischen steht, **so möchte die neue typographie die abgeschlossenheit der typographischen einzelleistung lockern.** Das kann plakatwänden und inseratenseiten nur zugute kommen.

Auch die neue typographie geht wie die neue baukunst aus von der technischen form, vom produkt aus gebrauchszweck, rohstoff und technik. Das veranschaulicht am besten das beispiel des **briefkopfes.** Der ältere briefkopf versuchte aus dem gegebenen text eine geschlossene gruppe zu bilden von klar erkennbarem umriß und genügte damit künstlerischen grundsätzen die nicht anfechtbar sind. Man vergaß dabei nur zu oft den brief**körper,** für den der kopf bestimmt war. Je schöner diese briefköpfe gesetzt waren, um so mehr störte dann der doch nicht ganz unwesentliche, mit der schreibmaschine geschriebene rest. Die neue typographie geht nicht von irgendeiner form aus, sondern denkt zunächst einmal an die funktion, die verwendung des briefes und briefkopfes.

Digitized by Google

Man braucht dieses problem heute gar nicht mehr selbst durchzudenken, da uns das ergebnis einer sehr gründlichen denkarbeit darüber im dinblatt 676 vorliegt. Hier ist in der tat alles bedacht: daß die anschrift auch für den fensterumschlag verwendbar ist, und daß man im fenster auch den absender lesen kann; daß datum, fernrufnummer, drahtwort, postscheck und bankverbindung, ebenso wie zeichen und datum des absenders an einem ganz bestimmten platz untergebracht sind, wo sie der adressat, wenn er viel post bekommt, zuerst sucht und findet. Dabei ist jede rücksicht genommen auf die bequeme bedienung der schreibmaschine. Wir haben hier in einem anschaulichen beispiel die **reine technische form des briefkopfes als den ausgangspunkt für jede künstlerische erwägung eines modernen gestalters.** Der künstlerische erfolg einer solchen gestaltung ist sehr viel bescheidener, aber er führt zu der lebendigen einheit des geschriebenen briefes mit dem gesetzten briefkopf.

Die neue typographie verurteilt den formalismus, welcher der schönen form zuliebe einer aufgabe gewalt antut. Daß sie dabei selbst oft in viel ärgeren formalismus verfällt, wollen wir gar nicht leugnen. Durch die ganze angewandte kunst geht heute das bestreben, auf das prunken mit kunst zu verzichten. Und das ist tief in der gesinnung unserer zeit begründet. Auch der moderne erzieher weiß, daß einer guten erziehung ein zu**viel** an erziehung viel mehr schadet als ein zuwenig.

So will auch die moderne kunst nicht jeden gaul auf hohe schule dressieren, sondern ihn reiten, wie es der engländer macht, mit langen zügeln und kurzen bügeln, bequem für reiter und pferd.

Einrahmung und mittelachse können in der hand des meisters unvergleichlich schön sein. Aber man **kann** und **muß** nicht aus **jedem** bedruckten zettel ein kunstwerk machen. Die neue typographie sucht für die masse der drucksachen, die ohne lange überlegung schnell gesetzt werden müssen, eine anspruchslose, natürliche haltung, die nicht den höchsten **künstlerischen,** aber wenigstens allen **praktischen** und **technischen** forderungen genügt. Sie sucht sich frei zu machen von der vormundschaft dogmatischer kunstregeln, in denen die zeitlose künstlerische gesetzmäßigkeit einen primitiven ausdruck gefunden hat.

Die neue typographie verzichtet auf das ornament; zum mindesten grundsätzlich auf alle ornamentalen formen, die aus historischen stilen übernommen sind. Dagegen gebraucht sie gern linien in jeder stärke, und diese linien passen zu den statischen neuen schriften viel besser als zu den schreibformen der historischen.

Durch die verwendung der neuen schriften hat die neue typographie auch zum erstenmal die **photographie** als netzätzung in ihre flächenkompositionen mit erfolg einbezogen. Das handschriftliche element der historischen schriften scheint auch das handschriftliche element der zeichnung zu fordern. Die ruhenden formen der neuen schrift fügen sich viel besser zu der photographie, die ja auch kein handschriftliches element enthält. Die neue typographie hat überall dort, wo wirklich auch neue aufgaben vorliegen, die überzeugendsten ergebnisse gezeitigt. Da im buch selbst selten neue aufgaben zu lösen sind, so ist hier alles noch ziemlich beim alten geblieben. Nur die verbindung von autotypie und text ist der neuen typographie besser gelungen als der alten, und überall dort, wo das buch kompliziertere aufgaben bietet als glatten satz, erwachsen der neuen typographie dankbare aufgaben.

Die neue typographie ist, wie die neue baukunst, in allen ländern Europas gleichzeitig entstanden und man hat sie deshalb als internationai verdäch-

Digitized by Google

tigt. Das mag zum teil daher kommen, weil sie sich von den fesseln der tradition zu befreien sucht. In der ewigen wiederholung der formen aus den großen europäischen stilen der italienischen renaissance, des römischen barock, des französischen rokoko und empire sehen heute viele immer noch eine besondere nationale aufgabe und wehren sich deshalb gegen den neuen stil, der wie alle früheren europäisch ist. Aber vielleicht war der neue stil wie auch jeder frühere nur deshalb möglich, weil große teile der nationen wieder europäisch denken können. Man versteht die zeit nicht, wenn man überall nur entwurzelte internationalität sieht, die wie dürre spreu über die grenzen geweht wird. Die gab es früher und gibt es heute. Der moderne mensch stellt das gemeinsame menschliche über das trennende völkische, ja auch über das trennende der geschlechter. Muß das durchaus oberflächlich sein? Es ist nicht nur eine sehr alte, sondern auch eine sehr moderne erkenntnis, daß der mensch im tiefsten grunde seiner individualität die ganze menschheit ist. Seine freude an fremden ländern, an exotischen völkern, an vergangenen kulturen entspringt vielleicht seiner neugier am menschlichen überhaupt, das er nur scheinbar draußen, in wirklichkeit aber in seinen eigenen tiefen sucht und wieder entdeckt. **Nationale eigenart hat sich immer dort am reinsten gezeigt, wo sie am wenigsten gewollt war.** Auch der neue baustil zeigt längst eine holländische, rheinische, mitteldeutsche, schwäbische und schweizerische färbung.

Gestatten Sie, daß ich zum schluß noch warne vor jedem streit um worte. Man hat sich darüber empört, daß der künstler heute die kunst so oft zum teufel wünscht. Ist es nur eine redensart? Aber vielleicht will er nichts zu tun haben mit der künstlichen kunst, die immer nur kunstformen aus kunstformen in unendlicher abwandlung fortzeugt: nach dem alten scherzbild, auf dem ein maler eine kuh malt; hinter ihm aber sitzen dreißig andere, und jeder malt die gemalte kuh seines vordermannes ab. Man darf äußerungen eines künstlers über seine kunst niemals wörtlich nehmen; und wer aus ihnen klug werden will, muß schon selbst klugheit und guten willen mitbringen.

Kunst ist wie die liebe eine besondere art und weise des erlebens. Der liebende fühlt sich nicht von liebe, sondern vom gegenstand seiner liebe erfüllt. Was **technik** im munde eines künstlers bedeuten kann, wird uns verständlicher werden, wenn wir an das analoge verhältnis des bildenden künstlers zur **natur** denken. Wir wissen, daß alle maler die natur, auch wenn sie von ihnen in noch so verschiedener weise dargestellt wird, als einzige lehrmeisterin empfehlen. Was ist das nun für ein fragwürdiger begriff, diese natur? Sie ist etwas anderes für jeden menschen und etwas grundverschiedenes auch noch in den lebensphasen des einzelnen. Die klarheit des eigenen vorstellungsbesitzes, die man sich durch künstlerische arbeit erwirbt, erlebt man ja nicht als eine subjektiv erworbene eigenschaft, sondern als eine veränderung draußen in der natur, durch die man selbst am meisten überrascht wird. Die exakte vorstellung von der form eines pferdes, die sich der künstler erarbeitet, begegnet ihm nun überall, wo er ein pferd sieht. Er erlebt **auf den ersten blick** dieses pferd anders als alle die, welche keine so exakte vorstellung von der form des pferdes haben. **Formen sehen heißt deshalb immer: mit seinem erfahrungsbesitz** sehen. Hildebrands unterscheidung von daseinsform und wirkungsform könnte zu dem mißverständnis führen, als ob etwa der maler, der vor einem steinbruch eine landschaft malt, erst mit seinen farben aus einem für alle welt identischen optischen erlebnis das in-

Digitized by Google

dividuelle kunstwerk hervorzaubere. Aber der künstler erlebt schon in der natur etwas ganz anderes, nicht vermöge irgendeiner physiologischen eigentümlichkeit; sondern so, wie der geologe in diesem steinbruch ein ganzes kapitel erdgeschichte aufgeschlagen sieht, auch wenn er kein buch darüber schreibt. Die natur um uns herum ist nicht ein sich gleichbleibender neutraler stoff, den der menschliche geist erst verarbeitet, sondern sie verändert sich von jahr zu jahr mit unserer künstlerischen reife. Sie saugt sich mit unserem geiste voll wie ein schwamm. Sie wird mit unserer künstlerischen entwicklung zu etwas, was in der tat, man könnte so sagen, nur abgeschrieben zu werden braucht. Ja, zu etwas, was noch immer reicher ist als jede abschrift. Und diese beredte sprache der natur kann auch wieder verstummen. Das erleben nicht viele, aber ich habe es erfahren, weil ich als neunundzwanzigjähriger maler in das buchgewerbe geriet. Dann wird wieder aus der landschaft die staubige straße, die, wie der wegweiser erweist, da und dahin führt. Aber wenn man dann wieder zum malen kommt, so geschieht ein wunder, das man dem nicht beschreiben kann, der es nicht erlebt hat. Die natur erschreckt uns mit ihrer berauschenden farbigkeit und bildhaftigkeit, und das steigert sich mit unserer arbeit, und alles, was wir draußen sehen, ist nun ganz anders als zuvor.

Wir müssen also sehr vorsichtig sein in der anwendung von begriffen wie natur, kunst und technik, die heute durchaus noch nicht als eine scheidemünze von bestimmtem kurswert gebraucht werden dürfen. Ihre phänomenologische klärung wird noch die arbeit einiger generationen beanspruchen. **Daß Semper in dem produkt aus gebrauchszweck, rohstoff und technik schon die kunst selbst zu haben meinte, beweist wohl, daß er ein vom materialismus schlecht beratener theoretiker war. Aber vielleicht kam er zu diesem irrtum, weil er, als ein starker künstler, sich dieses produkt, das wir als die reine technische form bezeichnet haben, schlechterdings unkünstlerisch nicht vorstellen konnte.**

Und wenn mancher moderne architekt ähnlich spricht, so könnte dies auch daher kommen, daß eine starke künstlerische persönlichkeit jede technische aufgabe, ganz von selbst, ohne darin ein problem der form zu sehen, nur so zu lösen vermag, daß sie auch künstlerisch einwandfrei ist. Wenn wir einmal wieder alle künstler sein werden, wie es vielleicht die Griechen waren, wird kunst eine selbstverständliche modalität unseres erlebens sein. Wir werden dann nur noch von dem gegenstand dieses erlebens sprechen, und wenn dieser gegenstand technik ist, werden wir damit zugleich auch das meinen, was wir heute kunst nennen.

Digitized by Google

Digitized by Google

3. VORTRAG:

Original und Reproduktion

VON PROFESSOR O. MENTE-BERLIN

WÄHREND auf manchen andern Gebieten der Technik die Herstellung der „Reproduktion" – in weiterem Sinne – mit ähnlichen Mitteln erfolgt, wie sie für das Original aufgewendet wurden, verläuft dieser Gang bei der Bildwiedergabe gänzlich anders. Ein paar Worte mögen das erklären. Handelt es sich z. B. um die Herstellung eines physikalischen Apparates in Serienfabrikation, so wird zunächst nach Berechnungen und Konstruktionszeichnungen ein Modell von Hand angefertigt. Nach Prüfung des Handmodells geschieht die Massenanfertigung dann in ähnlicher Weise, nur mit dem Unterschied, daß Werkzeugmaschinen und andre Behelfe oft in großer Zahl in Dienst gestellt werden, die die Arbeit abkürzen und dadurch zu einer Verbilligung des End-Erzeugnisses führen. Immerhin kann man sagen, daß die Entstehung des Werkstücks auf ähnlichem Wege geschieht wie diejenige des Modells, und man könnte, wenn wir einen Ausdruck aus der Schwestertechnik der Photographie: der Kinematographie, darauf anwenden wollen, von einer „Zeitraffermethode" sprechen.

Die Wiedergabe oder Reproduktion eines Originals kann im wesentlichen auf zwei verschiedenen Wegen erfolgen, die aber beide nicht das geringste mit der Entstehung der Vorlage, mag sie eben oder plastisch sein, zu tun haben. Entweder benutzen wir den *rein photographischen* Weg, der dadurch charakterisiert ist, daß sowohl die Herstellung des Negativs, wie auch diejenige des Positivs mit lichtempfindlichen Materialien (meist Silbersalzen) erfolgt, oder wir gebrauchen eines der sogenannten *photomechanischen* Verfahren, deren Negativteil gegenüber der normalen photographischen Aufnahme oft gewisse Sonderheiten enthält (z. B. die Einfügung des Rasters und die Verwendung besonderer Aufnahmematerialien) während zur Herstellung des positiven Bildes Druckfarbe verwendet wird.

Gestaltet man das photographische Positivverfahren maschinell, indem man die Belichtung und Entwicklung wie auch die übrige Nachbehandlung (Fixieren, Wässern, Trocknen) mit Hilfe automatisch oder halbautomatisch arbeitender Maschinen vollzieht,

Digitized by Google

so haben wir im „Kilometerdruck" ein Bindeglied zwischen der rein photographischen und der photomechanischen Reproduktion vor uns.

Es ist kein unbedingtes Erfordernis, daß die Druckfarbe, wie es heute noch der Fall ist, mit Leinölfirnis oder andern Ersatzmitteln bereitet ist; es wäre auch denkbar, daß wir beim Vorhandensein von geeigneten Druckformen (Reliefs) mit rein wässerigen Farbstofflösungen arbeiteten. So geht z. B. ein neueres Patent darauf hinaus, von Chromatgelatinereliefs, die auf photographischem Wege etwa nach dem Pinatypie- oder auch nach dem Koppmann-Verfahren erzeugt werden, maschinell Abzüge anzufertigen. Ob sich dies Verfahren bewähren wird und ob es vor allen Dingen schnell genug arbeitet, ist eine Frage, die hier nicht zu entscheiden ist.

Wir haben uns so sehr daran gewöhnt, das Positiv, mag es auf photographischem oder photomechanischem Wege hergestellt sein, auf dem Umweg über das Negativ entstehen zu sehen, daß uns gar nicht mehr der Gedanke kommt, daß die ursprüngliche Erfindung der Photographie auch in umgekehrtem Sinne hätte erfolgen können[1], daß z. B. die sogenannten Ausbleichverfahren mit einer derartigen Empfindlichkeit auf die Welt gekommen wären, um ohne weiteres in der Kamera positive Bilder zu ergeben. Ob übrigens in diesem Falle die Photographie oder die photomechanischen Verfahren Vorteile davon gehabt hätten, kann bezweifelt werden.

Der außerordentlich große Unterschied zwischen photographisch und photomechanisch erzeugtem Abzug beruht vor allem darin, daß die lichtempfindlichen Papiere mühelos reine Halbtonbilder liefern, während wir unter den mit Farbe arbeitenden Verfahren — von dem in der Praxis kaum ausgeübten Woodburydruck abgesehen — nicht einen einzigen Prozeß besitzen, der wirklich homogene Halbtöne zu liefern vermöchte. So kommt es, daß manche Autoren auch heute noch trotz der hohen Entwicklung der Illustrationsverfahren gezwungen sind, gewisse Dinge mit Hilfe photographischer Silberabzüge darstellen zu müssen, die dann in den Buchdrucktext mühselig von Hand einzukleben sind.

Um den umfangreichen Stoff in ein System zu bringen, wobei wir die rein photographische Wiedergabe ganz außerhalb unsrer Betrachtungen lassen wollen und nur die photomechanische Reproduktion zu berücksichtigen haben, mag zunächst eine kurze Gliederung am Platze sein. Wir würden uns naturgemäß mit dem einfarbigen Original und seiner Reproduktion zuerst zu beschäftigen haben, während der zweite Teil der Ausführungen das vielfarbige (bunte) Original und seine Wiedergabe zu behandeln hätte. Selbstverständlich beginnt man mit dem einfacheren, dem einfarbigen Original. Es kann in Schwarz-Weiß ohne Zwischentöne hergestellt sein, das heißt nur eine Farbintensität außer dem weißen oder leicht getönten Papier enthalten; man spricht in diesem Fall von einer Strichvorlage oder auch einer Strichsache. Das Original kann aber auch in schwarz (oder einer andern Farbe) mit beliebig vielen homogenen Zwischentönen ausgeführt sein, und wir reden dann von einem Halbtonbild. Photographische Abzüge, Malereien in Wasser- oder Ölfarbe und viele andere Vorlagen gehören zu dieser Gruppe von Halbtonbildern.

---

[1] Die ersten Photogramme, welche wir als Daguerreotypien ansprechen, sind nur scheinbar Positive.

Digitized by Google

STRICHVORLAGEN UND IHRE REPRODUKTION

Mit der Reproduktion von Strichvorlagen brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Jeder Praktiker weiß, daß, wenn die Zeichnung einwandfrei, das heißt in gleich gesättigten Zeichenelementen hergestellt ist, auch eine fast einwandfreie, zumindest aber praktisch vollkommen genügende Wiedergabe in *allen* Druckverfahren, also in Hoch-, Flach- und Tiefdruck möglich ist. Die charakteristischen Fehler, welche bei den einzelnen eben genannten Drucktechniken auftreten, sind ohne weiteres verständlich, wenn man die Herstellung der Druckform und in der Hauptsache den Druckprozeß selber in Berücksichtigung zieht.

Im *Hochdruck* sind es namentlich die sogenannten Quetschränder, die uns beim Druck von Klischees zu schaffen machen. Das Metallhochdruck-Klischee ist absolut starr und auch das Papier ist relativ hart; da wir aber einen sehr hohen Druck geben müssen, um ein gutes und restloses Abnehmen der Druckfarbe zu ermöglichen, so ist es ohne weiteres verständlich, daß Teile der Druckfarbe zwischen Papier und Klischee herausquetschen und sich seitlich von den druckenden Erhöhungen der Form festsetzen. Von hier aus gelangen sie auf das Papier und bewirken eine Verbreiterung der druckenden Fläche. Aber auch eine Verminderung der Farbenintensität an den Stellen, wo diese eigentlich am größten sein sollte, kann man häufiger beobachten, wenn diese Erscheinung auch von guten Druckern vermieden wird. Daß das Hochdruckverfahren gegenüber dem Flach- und Tiefdruck „robuster" geartet ist und deshalb nicht auch das gleich hohe Wiedergabevermögen für feinste Striche zeigt, ist leicht einzusehen. Der Künstler muß auf diese Eigenschaft des Hochdruckklischees schon bei der Herstellung des Originals in Strichmanier dadurch Rücksicht nehmen, daß er die Strichlagen nicht zu zart und auch nicht zu eng zeichnet, damit bei einer etwaigen Verkleinerung nicht jener Grenzpunkt erreicht wird, bei dem eine erfolgreiche Hochätzung des Klischees nicht mehr möglich ist. Das „Auflösungsvermögen" des Negativverfahrens geht erheblich weiter als dasjenige der Hochdruckätzung, daran müssen wir stets denken.

Im *Flachdruck* ist die Gefahr der Entstehung von Quetschrändern nicht ganz so groß. Druckende und nichtdruckende Teile liegen ja bekanntlich in einer Ebene, und da die nichtdruckenden Teile noch dazu dauernd feucht gehalten werden, so ist ein seitliches Ausquetschen der Farbe wie beim Hochdruck weniger zu befürchten. Da wir anderseits selten direkt von der Flachdruckform auf Papier drucken, vielmehr meist als Bindeglied das Gummituch einschalten, das den Druck von der starren Metallplatte abhebt und an Papier beliebiger Oberfläche weitergibt (Offsetdruck), so können bei dem elastischen Gummituch allerdings trotzdem leicht geringe Deformationen der Zeichnungselemente eintreten, die wir ja auch in der Praxis tatsächlich manchmal beobachten.

Der Druck von Strichvorlagen im *Tiefdruck* neigt seiner Natur nach nicht zu Deformationen der Linien- und Punktelemente. Wir haben hier Vertiefungen verschiedenen Ausmaßes in der Platte oder dem Zylinder vor uns, und wenn diese mit genügend strenger Farbe gefüllt würden, so müßte bei richtiger Leitung des Abrakelns der überschüssigen

Digitized by Google

Farbe wie auch des Druckes selbst ein haarscharfes Abbild entstehen. Im Interesse der Geschwindigkeit des Druckes sind wir indessen gezwungen, im Tiefdruck mit recht *dünnen* Farben zu arbeiten, und hierbei tritt auch dann, wenn die Rakelung noch ganz exakt das Bild der mit Farbe gefüllten Linie erkennen läßt, im Druck selbst ein schwaches seitliches Herausdrängen der dünnen Farbe, namentlich bei breiteren Zeichnungselementen, auf. Immerhin kann man sagen, daß Strichvorlagen bei guter Beherrschung des photographischen Prozesses wie auch des photomechanischen und zuletzt des Druckverfahrens fast originalgetreu in *allen* Druckverfahren für Massenauflage wiedergebbar sind.

HALBTONVORLAGEN UND IHRE REPRODUKTION

Wir kommen nun zu dem interessanteren, aber auch schwierigeren Gebiet der Reproduktion von Halbtonvorlagen, zu denen, wie schon erwähnt, Tuschzeichnungen, Photographien, Ölgemälde usw. zu rechnen sind. Alle gebräuchlichen Pressendruckverfahren außer Tiefdruck und Lichtdruck, müssen vorläufig noch mit einer Auflösung der homogenen Töne arbeiten. Sobald also in der Vorlage sogenannte Halbtöne, das heißt Töne zwischen Hell und Dunkel vorhanden sind, so müssen diese Töne in Schwarz und Weiß (bzw. Hell und Dunkel) aufgelöst werden, und wir nutzen dann bei dem endgültigen reproduzierten Bilde die Unvollkommenheit unsres Sehorgans bewußt aus, das die additive Mischung von dem im gesättigten Ton gedruckten Druckelement mit dem umgebenden weißen Papier wahrnimmt. Jede in normaler Sehweite betrachtete Autotypie ist Beweis dafür, daß diese Täuschung ziemlich restlos gelingt; erst dann, wenn wir eine solche autotypische Reproduktion mit einer stark vergrößernden Lupe betrachten, so bemerken wir den wahren Charakter dieser unechten „aufgebrochenen" Halbtöne.

So genial nun an sich auch diese Zerlegung der Halbtöne durch den Raster in Schwarz-Weiß ist, gewisse Mängel besitzt sie trotzdem. Es wird notwendig sein, sich mit diesen Dingen ein wenig ausführlicher zu beschäftigen.

Zunächst müssen wir die Frage aufwerfen: welches sind denn die charakteristischen Komponenten einer Halbtonvorlage, und da müssen wir streng unterscheiden zwischen *Ton und Detail*. Es gelingt wohl, mit Hilfe der durch den Raster aufgeteilten Flächen eine verhältnismäßig genaue Wiedergabe der verschiedenen Töne im Original zu erzielen; eine Grauleiter z. B. oder eine scharf seitlich beleuchtete Gipskugel können wir also restlos gut in autotypischer Zerlegung wiedergeben. Wäre diese weiße Gipskugel aber fein ziseliert oder in hellgrauen Tönen detailreich bemalt, so würde uns die Wiedergabe der zarten Details namentlich in den lichten Tönen außerordentliche Schwierigkeiten bereiten. Woher das kommt, werden wir bald sehen.

Um den Eindruck eines grauen *Tones* bestimmter Sättigung im Auge zu erwecken, ist es gleichgültig, ob dieser, wie in einer Tuschzeichnung oder Photographie, durch eine homogene, also ganz gleichmäßige Ablagerung der Farbe bzw. des Silbers erzeugt ist, oder ob man das weiße Papier mit *getrennt* voneinander stehenden schwarzen Zeichen- oder Druckelementen versieht. Wichtig ist nur, daß das Verhältnis von bedruckter zu unbedruckter Fläche richtig gewählt wird, und daß die einzelnen schwarzen Elemente so fein

Digitized by Google

sind und so dicht stehen, daß sie das unbewaffnete Auge bei normaler Sehweite nicht einzeln zu erkennen vermag, sondern – wie wir uns ausdrückten – die additive Mischung von bedrucktem und unbedrucktem Papier wahrnimmt.

Anders ist es mit der Wiedergabe von *Details*. In einer Hoch- oder Flachdruckautotypie kann einzig und allein das *bedruckte* Papier Träger der Detailzeichnung sein. Wenn wir also eine *helle* Stelle in einer Vorlage, die viele zarte Details enthält, tonrichtig *und* mit voller Wahrung aller Einzelheiten abzubilden haben, so ist es im Interesse der *Tonrichtigkeit* notwendig, daß die autotypischen Punkte sehr klein sind, weil andernfalls eine zu dunkle Schattierung resultieren würde. Anderseits lassen aber diese kleinen, mehr oder weniger runden Punkte viel weißes Papier um sich herum frei, und dieses unbedruckte Papier ist natürlich ausdruckslos; die *Detail*darstellung muß also leiden.

Es herrscht mithin ein Zwiespalt zwischen der tonrichtigen Wiedergabe der hellen Flächen und der gleichzeitigen Wiedergabe von Details in diesen. Er wird dadurch hervorgerufen, daß wir nur mit *einer* Druckfarbenintensität arbeiten können und deshalb die Lichtpunkte so außerordentlich klein halten müssen, daß sie ihre Tätigkeit, Träger der Detailzeichnung zu sein, mehr oder weniger verlieren. Einen vollkommen befriedigenden Ausweg aus diesem Dilemma gibt es im Hoch- und Flach-(Offset-)Druck so lange nicht, als bis wir über ein Verfahren verfügen, bei dem die verschiedenen Teile der Druckform, obwohl sie in einer Ebene liegen, *verschieden viel Farbe* annehmen und an das Papier wieder abgeben. Anfänge in dieser Richtung sind z. B. durch den sogenannten Homogendruck gegeben. Vielleicht kommt wirklich einmal ein glücklicher Erfinder, der dieses Problem restlos für größte Auflagen bei normaler Druckgeschwindigkeit löst. Mit einem Male würde dann die Notwendigkeit der Effektätzung in der Autotypie für Hochdruck überflüssig werden, und noch viel mehr würde der Offsetdruck davon profitieren, der jetzt mit umständlichen Verfahren zu arbeiten gezwungen ist, die wirklich keinen Anspruch auf Eleganz erheben können.

Grundsätzlich stellt zwar der Lichtdruck bzw. die neuere Form desselben, der Agfa-Film-Lichtdruck, bereits eine Lösung des Problems dar, die sogar in mancher Beziehung noch weiter geht. Bei der Lichtdruckschicht haben wir ein unregelmäßiges Runzelkorn vor uns, das in den Lichtern, weil es feucht ist, gar keine oder sehr wenig fette Farbe annimmt, während das trockene Korn in den Schatten sich mit leichter Mühe so stark einfärben läßt, daß es sich vollkommen zu einer homogenen Fläche schließt; dazwischen haben wir Töne aller Helligkeiten (vergleiche Abbildung 1).

Für die allergrößten Auflagen ist aber doch die Chromatgelatineschicht des Lichtdruckverfahrens nicht stabil genug. Sie nutzt sich mit der Zeit ab und ist auch dadurch, daß ihr durch die stetige Berührung mit frischem Druckpapier dauernd Feuchtigkeit entzogen wird, gewissen Veränderungen unterworfen, die sich im Auflagendruck unangenehm auswirken. Die Drucke werden mit der Zeit grauer, bis eine Nachfeuchtung erfolgt, die dann die Druckplatte wieder befähigt, eine neue Anzahl annähernd gleichmäßiger Abzüge zu liefern. Im Agfa-Film-Lichtdruck konnte man neben wesentlicher Vereinfachung der Präparation die Widerstandsfähigkeit der Schicht noch weiter als beim Glasplatten-Licht-

Digitized by Google

druck steigern und auch die Zahl der Nachfeuchtungen heruntersetzen, so daß bereits viel gewonnen ist. Man hat sogar mit gutem Erfolg Lichtdruckfilme in der Buchdruckschnellpresse gedruckt. Immerhin ist der Lichtdruck für die schnelle Herstellung von Massenauflagen nicht geeignet; sein Hauptgebiet ist und bleibt der Qualitätsdruck, insbesondere in Farbendruck, worüber später noch einiges zu sagen sein wird.

Für einfarbigen Massendruck ist einstweilen der *Kupfertiefdruck* wohl das geeignetste Reproduktionsverfahren. Er besitzt zwar leider nicht die Möglichkeit einer erheblicheren Beeinflussung der fertig geätzten Druckform, wie dies beim Hochdruck in so ausgedehntem Maße möglich ist, aber man vermißt das auch nicht so sehr, zumal bei der Herstellung des Negativs und Diapositivs ausgedehnte Retuschemöglichkeiten vorhanden sind, die man notfalls (bei schlechten Photographien z. B.) auch auf die Vorlage ausdehnen kann.

Diese Überlegenheit des Kupfertiefdrucks hinsichtlich richtiger Tonwert- und Detailwiedergabe beruht zunächst darauf, daß Lichter und Schatten im Gegensatz zu Hoch- und Flachdruckautotypien *verschieden stark* eingefärbt werden (vergleiche Abbildung 2); trotzdem hat die Druckform nicht die mechanische Empfindlichkeit der Lichtdruckplatte, hält vielmehr sehr bedeutende Auflagen aus, wie sich das ja schon in der Tatsache ausprägt, daß man den Kupfertiefdruck in ausgedehntestem Maße für die Herstellung von Tageszeitungen bzw. deren Bildbeilagen heranzieht.

Wägen wir die Leistungsfähigkeit von autotypischem Hoch- und Flachdruck, Lichtdruck und Kupfertiefdruck hinsichtlich *Tonwiedergabe* gegeneinander ab, so können wir sagen, daß die Hochdruckautotypie theoretisch insofern am ungünstigsten dasteht, als bei ihr aus drucktechnischen Gründen die höchsten Lichter kleine, schwarze Punkte, die tiefste Schatten aber, sofern sie räumlich ausgedehnt sind, kleine, weiße Punkte aufweisen sollen. Das bedeutet natürlich eine Beschränkung des Tonumfangs (Gradation) der Abbildung. Beim Flach-(Offset-)Druck fallen diese Einschränkungen weg; wir können unbedenklich die höchsten Lichter, wie auch die schweren Schatten punktfrei halten. Der Lichtdruck (Filmlichtdruck) gewährleistet ohne weiteres eine richtige Wiedergabe aller Töne, ebenso der Kupfertiefdruck, der wohl den größten Gradationsumfang aufweist.

In bezug auf die *Detail*wiedergabe liegen die Verhältnisse folgendermaßen. Am günstigsten steht der Lichtdruck da. Dann folgt der Kupfertiefdruck, der namentlich in den helleren Halbtönen und Lichtern eine vorzügliche Detailwiedergabe gibt, in den Halbtönen allerdings (wie Abbildung 3 deutlich zeigt) selbst in besonders sorgfältig ausgeführten Tiefdrucken eine unregelmäßige, vermutlich durch das Abrakeln verursachte schuppige Ablagerung der Farbe zeigt, welche Details vortäuscht, in Wirklichkeit aber eine durch den Druckprozeß verursachte Zufälligkeit darstellt. Zum Schluß kommen dann Hoch- und Flachdruckautotypie.

Obwohl Hoch- und Flachdruckautotypien sich des gleichen Rasters bedienen und die Flachdruckautotypie sogar den Vorzug hat, in den Lichtern und Schatten mit punktfreien Stellen mühelos zu arbeiten, stellt sich trotzdem die Buchdruckautotypie in der Praxis günstiger. Das rührt nicht nur daher, daß wir im Buchdruck einen älteren Stamm gut ausgebildeter Hilfskräfte besitzen als in der neueren Offsettechnik, sondern der

Digitized by Google

Unterschied liegt im *Prinzip* der beiden Verfahren begründet. Vornehmlich darin, daß wir im autotypischen *Negativ* für Hochdruck die Lichtpunkte viel größer halten können und müssen, als sie später in der fertigen Ätzung stehen sollen. Mit dem In-die-Tiefe-Ätzen geht ja bekanntlich ein seitliches Angreifen der Ätzflüssigkeit parallel, die Lichtpunkte werden also beim Ätzen kleiner oder spitzer, wie der Fachmann sagt. Dadurch, daß wir im Negativ die durchsichtigen Lichtpunkte größer halten dürfen, als sie im endgültigen Klischeeabdruck erscheinen sollen, haben wir aber den Vorteil, daß sie ausdrucksfähiger bleiben und deshalb auch die hellen Details besser wiederzugeben vermögen (Abbildung 4).

Verständige Autotypiephotographen arbeiten bekanntlich nur mit runder Blende. Die runde Blende ergibt im Negativ auch runde schwarze Punkte, und diese schließen, wie jeder weiß, *stern*förmige, durchsichtige Punkte in den Lichtern ein. Allerdings bleiben die vier Ausläufer an dem durchsichtigen Lichtpunkt nur dann erhalten, wenn dieser nicht zu klein wird. Die vier Ausläufer an jedem Punkt sind aber, wie ich schon vor vielen Jahren in dieser Zeitschrift nachgewiesen habe, die Träger der Detailzeichnung. Selbst wenn im Ätzbade die Punktsäulchen der Lichter auf den gewünschten Umfang zurückgeätzt werden, so bleiben dennoch wichtige Details stehen. Durch manuelles Eindecken mit ätzfester Farbe und Weiterätzen lassen sich übrigens auch besonders markante Details gut halten. Die automatisch (durch Ätzung) erfolgende Verkleinerung der Punkte, wie auch die Möglichkeit des Nachätzens, sind also die Faktoren, welche das relativ gute Resultat in bezug auf Detailwiedergabe bei Rasterhochätzung herbeiführen.

Beim Flachdruck entfällt erstens die Veränderung der Punkte beim Druckfertigmachen und außerdem können wir in bezug auf spätere Beeinflussung der Druckform nur sehr wenig tun. Das Negativ muß – mit andern Worten – genau die umgekehrten Punktgrößen wie die Kopie zeigen, also außerordentlich kleine Lichtpunkte, die unter Umständen in den Hochlichtern sogar fehlen dürfen. Solche überaus kleinen Lichtpunkte sind aber – wie wir oben sahen und wie auch Abbildung 5 zeigt – praktisch kreisrund und besitzen deshalb keine Ausdrucksfähigkeit wie die etwas größeren Lichtpunkte, die wir im autotypischen Negativ für Hochätzung immer zu erzielen bestrebt sein müssen. Notgedrungen muß also der ohne Umwege erzielte Flachdruck detaillos in den Lichtern sein und dieses um so auffallender, je gröber der verwendete Raster ist.

Wenn betont wurde, der ohne Umwege, das heißt durch direkte Kopie des primären Negativs erzielte Flachdruck besitze diese unangenehme Eigenschaft der Detaillosigkeit in den hellen Bildteilen in besonders hohem Maße, so ist damit schon angedeutet, daß eine Besserung der Verhältnisse nur auf Umwegen erzielt werden kann. Und einen Umweg bedeuten alle die älteren und neueren Verfahren zur Verbesserung des Resultats in ausgesprochenem Maße. Ob man nach dem Vorschlag Gerstenlauers ein offeneres Negativ für Hochdruckautotypie anfertigt, hiervon eine Kopie auf dünnem Zink macht und diese unter Einbeziehung der manuellen Nachätzung in den gewünschten Zustand bringt, um sie dann auf die Flachdruckplatte umzudrucken, oder ob man nach dem Verfahren von Dr. Schupp-Dresden ein Diapositiv auf photomechanischer Platte „effektätzt", hiervon

Digitized by Google

ein Negativ durch Kontaktkopie anfertigt und dieses auf die Flachdruckplatte kopiert, ob man nach dem Vorschlag von Müller mit Rasternegativen bzw. -diapositiven arbeitet, die unscharfe, durch manuelle Eingriffe verstärk- bzw. vergrößerbare oder auch zu verkleinernde Punkte besitzen, oder ob man das neue Hausleiterverfahren benutzt, für das spezielle Platten und Chemikalien im Handel käuflich sind, die ein weitgehendes Effektätzen des Rasterdiapositivs ohne Veränderung der Deckung der einzelnen Punkte erlauben, – immer sind es ziemlich beträchtliche Umwege, die uns zu einem Endresultat führen, das nicht einmal als ganz ideal angesprochen werden kann. Wenn diese Verfahren auch im wesentlichen für Offset*farben*druck vorgeschlagen sind, so können sie doch als charakteristisch für den Offsetdruck im allgemeinen gelten.

Arthur Schulze war seinerzeit der Ansicht, daß mit einer andern Anordnung der durchsichtigen Punkte beim Raster, und zwar mit derjenigen im gleichseitigen Dreieck einmal eine bessere Detailwiedergabe erzielt werden könne, außerdem aber auch die von mancher Seite als störend empfundene Regelmäßigkeit der Rasterzerlegung damit aufgehoben werde. In Wirklichkeit haben die *Schulze-Raster* sich nur in unbedeutendem Maße in die Praxis einführen lassen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Linien aus bestimmten Gründen dicker als diejenigen des normalen Kreuzrasters gewählt werden mußten. Nun ist es aber selbstverständlich, daß alle vom Objektiv auf die opaken Rasterlinien projizierten Details vernichtet werden. Trotzdem ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Anordnung der Punkte im gleichseitigen Dreieck nicht allein gefälliger für das Auge wirkt, sondern auch mehr Details gewährleistet, weil bei gleicher Linienzahl je Zentimeter der Schulze-Raster mehr Punkte auf den Flächenraum vereinigt. Die Verhältnisse gehen aus Abbildung 6 hervor.

Die *Kornraster* verschiedener Systeme können heute fast als abgetane Sache gelten. Ganz besonders im Hochdruck, wo infolge der Notwendigkeit des Tieflegens der nichtdruckenden Teile im Klischee die feinen Ausläufer seitlich so stark angegriffen werden, daß sie ausbrechen. Dabei entsteht eine fatale Unruhe im Bild, die eben nicht zu vermeiden ist. Die Versuche, das Korn regelmäßiger zu gestalten, sind im allgemeinen fehlgeschlagen, und man braucht es nicht zu betrauern, denn die Regelmäßigkeit des Kreuzrasters stört ja in Wirklichkeit eigentlich niemals. Natürlich wirkt eine glatt retuschierte Photographie in autotypischer Reproduktion ebenfalls sehr glatt, aber das ist doch nur ein Beweis für die wahrheitsgetreue Wiedergabe. Kohlezeichnungen zeigen bei Benutzung des gleichen Rasters diese Glattheit niemals, und das kann ebenfalls als Beweis für die relative Leistungsfähigkeit der Kreuzrasterautotypie gelten.

Im Flachdruck ist der Kornraster – vom theoretischen Standpunkt betrachtet – schon eher anwendbar, weil die Kopie, wie wir schon früher erwähnten, beim Druckfertigmachen keine Veränderung erleidet, so daß auch das im Hochdruck gefürchtete Ausbrechen der zarten Ausläufer nicht eintreten kann. Trotzdem hat diese Rastertype auch im Flachdruck bisher nur verhältnismäßig wenig Freunde gefunden; man kann das vielleicht darauf zurückführen, daß auch hier gesunde, kräftige Druckelemente für den Druck von Massenauflagen erwünschter sind als schwache Gebilde, die eben keine so hohe Auflagen

Digitized by Google

ABBILDUNG 1

Lichtdruck stark vergrößert. Das unregelmäßige, automatisch sich bildende Runzelkorn ist dadurch gekennzeichnet, daß es in den verschiedenen Tönen des Bildes verschieden stark die fette Farbe annimmt

ABBILDUNG 2a ABBILDUNG 2b

Starke Vergrößerungen nach Buchdruckautotypie (a) und Kupfertiefdruck (b). Für beide Reproduktionen diente die gleiche Vorlage, so daß ein guter Vergleich ermöglicht ist

Digitized by Google

ABBILDUNG 3

Starke Vergrößerung nach einem auf gutes Papier gedruckten Kupfertiefdruck (Kunstbeilage). Die Rakelung ist nur bis in die hellen Mitteltöne hinein verfolgbar; die linke Gesichtshälfte und analoge Töne zeigen ein starkes Schuppen der Farbe

ABBILDUNG 4

Stark vergrößerter Ausschnitt aus einem in Buchdruck-Autotypie gedruckten Gruppenbild. Aus genügend großer Entfernung kann man die Gesichter, namentlich im Hintergrund noch ziemlich gut erkennen

Digitized by Google

ABBILDUNG 5

Darstellung des Detailverlustes bei zu kleinen (ausdruckslosen) Lichtpunkten. Man vergleiche damit Abbildung 7

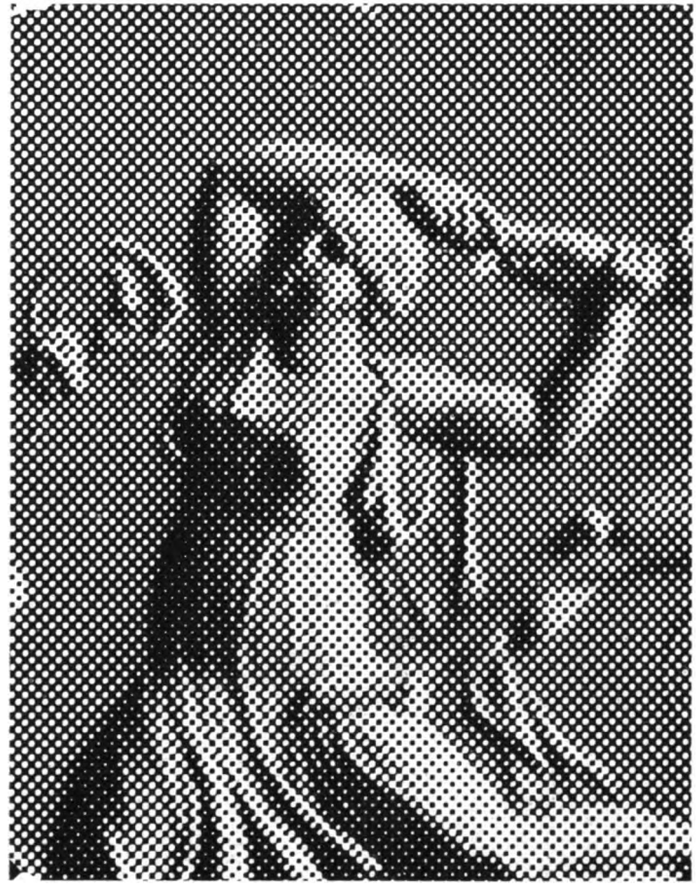
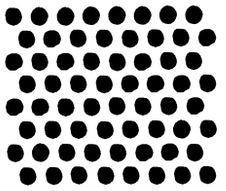


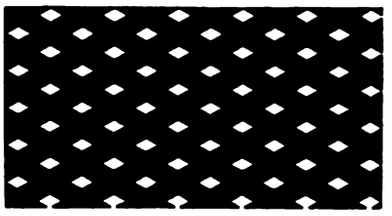
ABBILDUNG 7

Bei größeren Lichtpunkten bleiben die Details in den hellen Flächen besser erhalten. Allerdings muß dann die ganze Tonskala heruntergeschraubt werden, damit die an sich tonigen Lichter trotzdem — durch Kontrast — hell genug wirken

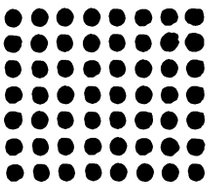
Digitized by Google



Anordnung der Punkte beim Schulze-Raster



Rasternetz eines Schulze-Rasters



Anordnung der Punkte beim Kreuzraster

ABBILDUNG 6

ABBILDUNG 8

Starke Vergrößerung eines Stückes von einem Holzschnitt. Infolge der Aufteilung der Töne von Hand gelingt es durch die Art der Stichelführung die „Form" zum Ausdruck zu bringen

Digitized by Google

aushalten. Am günstigsten benehmen sich zweifellos stets kräftige Punkte mit räumlich begrenzten, feinen Ausläufern, wie wir sie beim Arbeiten mit Kreuzraster und runder Blende mühelos erzielen.

An dieser Stelle mögen noch einige Worte über *absichtlich* durchgeführte Gradationsfälschungen bei monochromatischen Rasterreproduktionen am Platze sein. Man wird bei einer Lupenprüfung guter Hochdruckautotypien oft die Beobachtung machen können, daß alle Töne, einschließlich der hohen Lichter, zu dunkel gehalten sind. Das ist in der Tat der einfachste Weg, um Rasterreproduktionen mit detailreicheren Lichtern zu erhalten. Wir hatten ja bereits gesagt, daß die Ausdrucksfähigkeit eines Punktes für Details mit der Zunahme der Größe wächst. Wenn wir also die Lichtpunkte relativ groß halten, so ist damit eine verhältnismäßig gute Detailwiedergabe in den hellen Bildteilen gewährleistet. Damit nun aber die „Lichter" bei diesen verhältnismäßig großen Punkten nicht zu dunkel für das Auge wirken, ist es notwendig, die andern Töne des Bildes ebenfalls dunkler als normal zu halten, also die ganze Tonskala herunterzuschrauben (Abbildung 7). Erst dann erzielen wir, und zwar lediglich durch Kontrastwirkung, den Eindruck genügender Helligkeit in den Bildlichtern. Ganz ähnlich sind die Verhältnisse bei den sogenannten Farbrasteraufnahmen (Autochrom, Agfa-Farbenplatte), die allerdings Durchsichtsbilder sind. Hier werden die Lichter durch das Farbrastermosaik dargestellt, von dem sogar noch einige Teile durch metallisches schwarzes Silber abgedeckt sind, das erst die Korrektur der Lokalfarbe des Filters auf Weiß hergibt. Trotzdem wirken diese an sich grauen Lichter, die etwa dem Mittelton eines normalen Diapositivs entsprechen, durch Kontrast genügend hell (weiß), weil eben die andern Töne im Verhältnis auch viel dunkler gehalten sind.

Im Flachdruck (Offset) können wir den oben angedeuteten Weg auch beschreiten, wenn es uns gelingt, genügend Farbe in die Halbtöne und Schatten zu bringen, was bei Tieflegung der Druckelemente wohl möglich ist. Man sollte dieser Methode bei einfarbigen Reproduktionen, von denen ja bis jetzt immer noch die Rede war, mehr Beachtung schenken, also ruhig die Tonrichtigkeit vernachlässigen, um dafür bessere Details in den Lichtern einzutauschen.

Wenn wir an dieser Stelle vergleichsweise einen kurzen Blick auf die alte Holzschnitttechnik werfen, so können wir beobachten, daß bei dem sogenannten Faksimileholzschnitt, der sich ja, genau genommen, die gleiche Aufgabe stellt wie die Autotypie, nämlich die homogenen Teile der Vorlage durch additive Mischung von schwarz druckender Linie (Punkt) und umgebendem weißem Papier darzustellen, genau dieselbe Technik Anwendung findet. Nur mit dem einzigen Unterschied, daß der Holzschneider durch Handgeschicklichkeit die Töne in Linien und Punkte auflöst (Abbildung 8). Bei älteren Holzschnitten, überhaupt bei allen selbständigen Holzschnittschöpfungen, spielt allerdings die Linie eine wesentlich andre Rolle. Sie ist die „Handschrift des Künstlers"; der Konturdarstellung wird die Hauptbedeutung eingeräumt, während der Andeutung der Bildtiefe (Körperlichkeit) weniger Beachtung geschenkt wird. Ähnliche Unterschiede bestehen zwischen Lithographie als Reproduktionsmittel und sogenannter Künstlerlithographie.

Digitized by Google

DAS VIELFARBIGE (BUNTE) ORIGINAL IN EINFARBIGER REPRODUKTION

Was wir hinsichtlich der Eignung verschiedener Reproduktionsverfahren für die einfarbige Halbtonvorlage gesagt haben, gilt natürlich vollinhaltlich auch für die Wiedergabe bunter Originale. Die Ausführungen über Ton- und Detailwiedergabe finden ebenfalls hier Anwendung. Als neu kommt lediglich die Übersetzung der Farben in die einfarbige Tonskala, die wir auch als Grauleiter bezeichnen können, hinzu.

Hier müssen wir zunächst feststellen, daß diese Übersetzung durchaus nicht eindeutig ist. Wenn man zehn verschiedenen Personen eine Farbentafel vorlegt und sie beispielsweise fragt, ob sie etwa einen bestimmten bläulichroten Ton heller sehen als einen andern gelbgrünen, so antworten vielleicht 50% mit Ja, die andern mit Nein. Auch bei andern Farbenvergleichen bestehen krasse Meinungsverschiedenheiten. Selbst bei reinen ungemischten Farben können die Ansichten geteilt sein, zumal die reinste Form, in der gewisse Farben hergestellt werden, schon einen sehr unterschiedlichen Schwarzgehalt bedingt. Gelb kann als die reinste Farbe gelten, es enthält fast kein Schwarz und auch keine Weißbeimengung. Beinahe das gleiche gilt für Rot; Grün dagegen ist immer stark schwärzlich und auch Blau hat diese Eigenschaft.

Bei der Darstellung einer Farbe durch den äquivalenten Grauton treten aber noch andre Überlegungen hinzu, die besonders den Künstler, der farbige Vorlagen für Bunt- und für Schwarz-Weiß-Reproduktion anfertigt, angehen.

Rot stellt z. B. einen besonders krassen Fall hinsichtlich der Schwierigkeit dar, diese Farbe durch einen gleichwertigen Grauton wiederzugeben. Denken wir doch nur einmal an die monochromatische Wiedergabe eines grellroten Gegenstandes durch einen Schwarzdruck. Welche Graunuance man auch geben mag, keine einzige erweckt in uns den Eindruck, daß es sich im Original um ein leuchtendes Rot gehandelt haben könnte. Und selbst dort, wo uns die Erinnerung oder die Gewohnheit sagen müßte, es kann sich nur um ein Rot in der Vorlage drehen, da mutet uns der in die Grauleiter übersetzte Ton fremd an. Fassen wir ein Ölgemälde, welches das Profil eines jungen Mädchens mit roten Wangen darstellt, ins Auge, so wird ungefähr jeder, der eine tonwertrichtige Reproduktion davon zu Gesicht bekommt, über die Wiedergabe des Rot durch ein noch so richtig gewähltes Grau entsetzt sein. Alle *Flächen* in Rot sind ein besonders undankbares Objekt für die Übersetzung in Grau; bei detaillierten, in der Form interessanten roten Gebilden stört uns der Grauton aus dem Grunde weniger, weil die Aufmerksamkeit durch diese Beigaben abgelenkt wird.

Selbstverständlich sind wir dank unsrer hochentwickelten photographischen Industrie in der Lage, Rot in jedem Helligkeitswert wiederzugeben. Die rotempfindlichen sogenannten panchromatischen Platten und Filme, um deren Ausgestaltung für reproduktionstechnische Zwecke sich die „Agfa“ und auch andre Werke sehr verdient gemacht haben, gestatten uns in Verbindung mit geeigneten Filtern nicht allein Rot, sondern auch andre reine Farben in jedem Grauwert darzustellen. Wenn aber die Ansichten der verschiedenen Beschauer über die Helligkeitswerte der Farben schon so weit auseinander-

Digitized by Google

gehen, dann sind natürlich auch gewisse Freiheiten in bezug auf die Wiedergabe erlaubt. Oft ist es übrigens zweckmäßig, der tonwertrichtigen Übersetzung der Farben Konzessionen zu machen, wenn man dadurch eine Undeutlichkeit in der monochromatischen Darstellung vermeiden kann.

Wer farbige Entwürfe, z. B. auch Siguets anfertigt, die teilweise in den Originalfarben, zum andern Teil – vielleicht aus Ersparnisgründen – in Schwarz-Weiß wiederzugeben sind, der sollte auf die eben behandelten Tatsachen besonders achten.

FARBIGE ORIGINALE IN NATURFARBENREPRODUKTION

Die Gesichtspunkte, welche wir hinsichtlich Eignung der verschiedenen Hoch-, Flach- und Tiefdrucktechniken für monochromatische Reproduktion angeführt haben, erfahren teilweise ziemlich erhebliche Änderungen, sobald es sich um Anwendung der betreffenden Technik für den Farbendruck handelt.

Der *Lichtdruck*, der ja bekanntlich neben dem praktisch so gut wie gar nicht ausgeübten Woodburydruck der wirklich homogenen Halbtonwiedergabe am nächsten kommt, ist allerdings auch für Farbendruck-Qualitätsleistungen das vollkommenste Reproduktionsverfahren. Es gibt zahlreiche hervorragend gute Farbenlichtdrucke größten Formats im Handel, die das beweisen. Auch der Filmlichtdruck mit seiner höheren Auflagenzahl je Tag erobert sich allmählich dieses Gebiet; wenigstens sind schon Leistungen zu verzeichnen, die als absolut einwandfrei gelten müssen und die von Glasplatten gedruckten Farbenlichtdrucke zum mindesten erreichen, wenn nicht übertreffen. Beim Farbenlichtdruck entsteht das endgültige Bild auf fast rein subtraktivem Wege, weil eben die Einfärbung der einzelnen Druckplatten infolge Feinheit des Runzelkorns einer homogenen Farbablagerung sehr nahe kommt. Hierdurch ist auch die Retusche, die wir vorläufig leider in keinem Farbendruckverfahren ganz entbehren können, vermindert und vor allen Dingen auf eine sicherere Basis gestellt. Die Unmöglichkeit der Moireebildung im Farbenlichtdruck kann ebenfalls als Vorteil des Verfahrens gelten. Aber wegen des im Vergleich zu andern Reproduktionsverfahren langsamen Druckvorgangs, wie auch wegen der Notwendigkeit, den Druck stets genau zu überwachen, zu geeigneter Zeit nachzufeuchten usw., bleibt doch der Farbenlichtdruck stets ein ziemlich teures Verfahren, das für den Druck wohlfeiler Massenauflagen deshalb nicht in Frage kommen kann.

Der *Kupfertiefdruck*, von dem wir bereits erwähnten, daß er ebenfalls fast homogene Töne gebe – die Wahrnehmbarkeit der Rakelstege in den hellen Bildteilen ist ja kaum als hinderlich anzusehen – hat vorläufig im faksimilen Farbendruck noch keine besonders guten Resultate aufzuweisen, während überall dort, wo es lediglich auf Farbigkeit der Abbildung ohne Rücksicht auf genaue Übereinstimmung mit der Vorlage ankommt, gute Ergebnisse vorliegen.

Im Farbenkupfertiefdruck ist ebenso wie im Farbenlichtdruck alle Retusche in die Negative bzw. Diapositive zu verlegen, weil die Druckformen selbst manuellen Eingriffen nur in sehr bescheidenem Maße zugänglich sind. Daß der Farbenkupferdruck – vorläufig wenigstens – gegenüber dem Farbenlichtdruck so ungünstig abschneidet, rührt wohl

Digitized by Google

hauptsächlich von der relativ viel stärkeren Farbablagerung bei erstgenanntem her. Die „samtigen" Tiefen, die den monochromatischen Kupfertiefdruck so vorteilhaft vor allen andern Reproduktionsverfahren auszeichnen, werden dem Farbendruck in diesem Falle zum Verhängnis, denn einmal verändert sich die Absorption der Farbe mit der zunehmenden Dicke der Schicht, und außerdem wirkt die zuletzt gedruckte Farbe immer am stärksten, verleiht also dem Zusammendruck einen gewissen Lokalton, der in den seltensten Fällen erwünscht sein kann. Man bezeichnet diese Erscheinung gewöhnlich als Überdeckungsfehler. Man hat zwar in dem Belcolor-Verfahren eine Methode ausgearbeitet, um schon vor dem Zusammendruck die einzelnen Teildiapositive auf ihre Richtigkeit kontrollieren zu können, aber Überraschungen sind trotzdem noch nicht ganz ausgeschlossen. Außerdem bedeuten diese Vorarbeiten mit dem Belcolor-Verfahren auch eine Verzögerung und Verteuerung der Arbeit, die nur bei großen Auflagen gebührend in den Hintergrund tritt.

Im Augenblick kann man jedenfalls noch nicht von einer einigermaßen vollkommenen Lösung des Kupfertiefdruckproblems für naturfarbige Reproduktion sprechen. Es liegen zwar ganz gute Ergebnisse vor, aber man erfährt nichts über den Aufwand an Arbeit und Material, der zur Erzielung dieses Resultats notwendig war.

Dagegen haben die Rasterverfahren im Hoch- und Flachdruck (Offset), so wenig geeignet sie auch vom theoretischen Standpunkt erscheinen mögen, um so größere Erfolge aufzuweisen. Diese Erfolge beruhen – das muß vorher gesagt werden – in der Hauptsache auf der *Schnelligkeit* des Druckvorgangs; beim Farbendruck von Hochdruckklischees außerdem noch in der leichten und ausgiebigen Korrekturmöglichkeit der Teildruckplatten. Wir hatten schon bei Gelegenheit der Besprechung von Hoch- und Flachdruckautotypie für monochromatische Reproduktion auseinandergesetzt, daß der Offsetdruck nur auf kostspieligen und zeitraubenden Umwegen Resultate erreichen könne, die denjenigen ähneln, die wir bei Buchdruckautotypie verhältnismäßig leicht durch direkte Nachätzung am Klischee erreichen. Dafür hat allerdings der Flachdruck den Vorzug, punktlose Lichter mühelos zu geben, was bei Autotypieklischees, die auf der Buchdruckpresse gedruckt werden, immerhin mit Schwierigkeiten verknüpft ist und deshalb gern vermieden wird.

Alle Verfahren, die mit einer wirklichen Raster*zerlegung* arbeiten – der Kupfertiefdruck benutzt den einkopierten Raster lediglich aus drucktechnischen Gründen, ist aber auf die Gradation des Bildes prinzipiell nicht von Einfluß – haben gewisse Fehler gemeinsam, die sich vorzugsweise bei der mehrfarbigen Reproduktion bemerkbar machen. Hauptsächlich ist es die Vereinigung von additiver und subtraktiver Synthese im fertigen Druck, die einer sicheren Vorausbeurteilung der einzelnen Farbendruckplatten im Wege steht. Die farbigen Punkte stehen teilweise nebeneinander, so daß eine additive Vereinigung im Auge erfolgt, teilweise sind sie übereinander gedruckt, was eine rein subtraktive Entstehung des Farbengemisches zur Folge hat. Da wir wegen der Gefahr der Moireebildung die einzelnen gerasterten Farbenauszüge gegeneinander winkeln müssen, so können wir natürlich im voraus nicht genau wissen, welche Punkte übereinanderfallen werden und welche nebeneinander; noch weniger können wir beurteilen, welche Übergangsstufen

Digitized by Google

zwischen diesen Extremen sich herausbilden, wo also *Teile* der Punkte übereinander, andre nebeneinander stehenbleiben werden.

Man möchte annehmen, daß schon aus diesem einen Grunde eine wahrheitsgetreue Nachbildung farbiger Vorlagen im Hoch- und Flachdruck so gut wie ausgeschlossen sei, aber erfreulicherweise liegen die Verhältnisse in der Praxis nicht so ungünstig. Zunächst muß man bedenken, daß die angedeutete Vereinigung von additiver und subtraktiver Synthese vorwiegend nur in den hellen Bildteilen bzw. denjenigen, wo *eine* der Grundfarben vorherrscht, auftreten kann. An den zahlreichen, weniger reinfarbigen Stellen, wo alle drei Farbenplatten in annähernd gleicher, dabei nicht zu kleiner Punktgröße zusammenwirken, und ganz besonders in den dunklen Bildteilen ist die Wirkung ziemlich rein subtraktiv.

Nun wissen aber erfahrene Farbenätzer genau, wie sie das Abdecken des Klischees bzw. dessen Ätzung zu leiten haben, um möglichst reinfarbige Flächen zu erzielen; sie berücksichtigen also die sonst unvermeidlichen entstehenden Fehler schon im voraus und gelangen dabei zu Ergebnissen, die oft staunenswert gut sind. Wenn man vielleicht auch nur selten von einer absolut getreuen Nachbildung einer sehr farbigen Vorlage sprechen kann, so werden doch alle irgendwie auffallenden Fehler gewissenhaft vermieden, und das Endresultat kann im allgemeinen meist als durchaus genügend angesprochen werden.

Beim Farben*hoch*druck bedarf es allerdings in zahlreichen Fällen eines oft wiederholten Zusammendrucks der einzelnen Klischees mit dazwischen ausgeführten Korrekturen, bevor das endgültige, wirklich befriedigende Bild erzielt wird. Aber dieser Zeitaufwand lohnt sich schon, weil doch meist sehr hohe Auflagen verlangt werden.

Die Tatsache, daß man im Hochdruck nur ungern mit punktfreien Lichtern arbeitet, führt in Verbindung damit, daß die Quetschränder, von denen oben schon die Rede war, natürlich auch im Farbendruck auftreten, leicht zu einem schwärzlichen Aussehen des Zusammendrucks. Diese Schwärzlichkeit wird in gewissem Sinne noch durch die Schwarzplatte, ohne die man bei guten Reproduktionen selten auskommt, verstärkt. Anderseits hebt aber die Neutralität der Schatten und der Halbtöne, die wir eben gerade durch die aufgedruckte Schwarzplatte erzielen, die Farbigkeit der übrigen Flächen. Es ist ähnlich wie bei unterbelichteten, im ganzen zu schwarzen Aufnahmen auf Farbrasterplatten (Agfa-Farbenplatte, Autochrom), deren farbige Flächen immer besonders leuchtend erscheinen, obwohl sie — isoliert betrachtet — auch eine starke Schwarzbeimengung zeigen.

Ganz allgemein kann man übrigens sagen, daß schwärzliche Bilder mit einer verhältnismäßig schwachen Andeutung der Farben für das Auge weit sympathischer wirken als das Gegenteil, nämlich grell-bunte Erzeugnisse mit zu wenig Grautönen. Das Dominieren der zuletzt gedruckten Farbe (meist Blau), also der Überdeckungsfehler, wird durch die aufgedruckte Schwarzplatte ebenfalls im weitgehenden Maße beseitigt.

Der *Offset*-Farbendruck hat bei manchen Nachteilen auch seine Vorzüge; die letzteren haben ihn zu einer starken Verbreitung geholfen. Die Vorteile gegenüber dem Farbenbuchdruck beruhen vorwiegend auf der längeren Gradation der Einzelfarbendrucke, die wiederum eine Folge davon ist, daß wir im Flachdruck leicht mit punktfreien Lichtern arbeiten können. Das ist von besonderem Vorteil, sobald reine Grundfarben im Original

Digitized by Google

vorkommen, die wir im Offsetdruck mühelos von einer Platte drucken, während die beiden andern an den korrespondierenden Stellen einfach punktlos gehalten werden und deshalb auch keine Verfärbung oder Verschmutzung dieser Grundfarbe herbeiführen können. Auch bei Mischungen aus *zwei* Farben (beispielsweise Seidengrün, das nur durch Übereinanderdruck von Gelb und Blau entsteht, während jegliche Beimengung von Rot schadet), wird der Offsetdruck aus dem gleichen Grunde eine richtigere Wiedergabe erlauben als der Buchdruck. Noch ein weiterer Vorzug besteht in der Möglichkeit, mit großer Druckgeschwindigkeit rauhe und genarbte, auch verhältnismäßig billige Papiere vom Gummituch bequem verdrucken zu können, was bei Hochdruck bekanntlich auch nicht möglich ist, da wir hier nur mit den besten gestrichenen Papieren zum Ziel gelangen. Die genannten Vorzüge haben dem Offsetdruck eine immer mehr steigende Verwendung verschafft. Allerdings haben sich durch die Praxis auch gewisse Regeln herausgebildet in bezug auf die *Anwendungsgebiete* der einen oder der andern Technik. Dem Offsetdruck liegen z. B. die leicht farbigen Aquarelle und ähnlich geartete farbige Vorlagen besser als dunkle Ölgemälde, für deren faksimile Reproduktion man im Offsetverfahren schwer die nötige Kraft herausbekommt, obwohl man von vornherein schon mit mehr Farben arbeitet als im Farbenbuchdruck.

Die sogenannte Farbenspaltung durch die Zwischenschaltung des Gummituches im Druckprozeß, sowie die Schwierigkeit, die Druckfarben genügend farbstoffreich herzustellen, spielen hierbei mit. Aber von Tag zu Tag bessern sich die Verhältnisse zusehends, und man darf annehmen, daß der Farbenoffsetdruck, sobald er auf eine ähnlich lange Praxis zurücksehen kann wie der Farbenbuchdruck, auch mindestens das gleiche, wenn nicht mehr leisten wird.

Hindernd sind im Augenblick immer noch die langwierigen Vorbereitungen. Die Abstimmung der Punktgrößen für die einzelnen Druckplatten, die – wie wir sahen – beim Farbenbuchdruck verhältnismäßig leicht durch Nachätzen der Klischees durchführbar ist, verlangt im Offsetdruck die Inbetriebsetzung der verschiedenen Verfahren (Hausleiter-Prozeß, Dr. Schupp-Verfahren usw.), die wir bei Besprechung des einfarbigen Flachdrucks schon angedeutet haben.

Es wäre zu wünschen, daß bald eine Variante des Offset- oder Lichtdrucks, vielleicht auch ein Mittelding zwischen beiden erdacht und ausgearbeitet würde, ein Verfahren, das die Schnelligkeit und die sonstigen vorteilhaften Eigenschaften des jetzigen Offsetdrucks mit der altbewährten Qualität des Lichtdrucks verbindet. Ansätze in dieser Richtung sind vorhanden; sobald vertrauenerweckende Ergebnisse vorliegen, soll an dieser Stelle darauf eingegangen werden.

Digitized by Google

Typographie als Raumkunst

VON DR. RUDOLF ALBRECHT, DOZENT AN DER STAATLICHEN KUNSTAKADEMIE DÜSSELDORF

IST das was so ganz Besonderes, daß es sich lohnt, darüber zu berichten? Hat man nicht zu allen Zeiten bei den verschiedensten sakralen und profanen Bauten im Innern auch Schrift angebracht? Ganz gewiß! Aber nicht um den Buchstaben handelt es sich in unserm Falle, sondern um den Versuch, das Material, das als Schmuck tot im Setzkasten liegt, nicht nur zur Belebung von Drucksachen, sondern auch zur Gestaltung von Form und Farbe auf der Wand zu verwenden.

Diesen ersten Versuch hat meines Wissens Professor *Ernst Aufseeser*, in der Halle 26 der Ausstellung „Deutsche Kunst", Düsseldorf 1928, unternommen.

Es ist eine verhältnismäßig große Halle, 22 m lang, 14 m breit und 8 m hoch. Diese Maße zwangen von voruherein zur Monumentalität. Und da die Halle 26 die Verbindung schafft zu einer ganzen Reihe einzelner Kojen, da also eine häufige Unterbrechung der Wände durch Eingänge nicht zu vermeiden war, so mußten die Elemente der Wandbemalung möglichst einfach gehalten sein, um die Unterbrechung der Großwände nicht störend werden zu lassen, sondern als natürliche Gegebenheit zu empfinden.

Aber die einfache Form kann leicht eintönig wirken; dann nämlich, wenn kein geistvoller Rhythmus dahinter und hindurch schwingt. Der schafft durch geschickten Wechsel kurze Spannungen, denen er rasche Lösungen gibt, er bindet harmonisch zusammen und trennt, um wieder zu vereinigen, er setzt ein Thema und wandelt es in allen Variationen ab.

Die Elemente, die Aufseeser für seine Raumgestaltung dem Setzkasten entnahm, sind Quadrate, Rechtecke, Kreise und Kreisringe von verschiedener Größe. Als Farben wählte er Weiß und Schwarz. Das ist alles! Wenig, wenn man auf das Material sieht und viel, sehr viel sogar, wenn man sieht, welche Wirkungen mit diesem Wenigen erzielt worden sind. Die Formensymphonie beginnt mit einem Bündel Linien, die den weißen Untergrund dämpfen. Sie ruhen auf einer kräftigen schwarzen Wagerechten. Das Fundament ist sicher. Weiterhin nimmt das ernste Schwarz zu, wird einmal durch bestimmt auftretende, auf der Spitze stehende Quadrate in leuchtend weißem Felde unterbrochen und endigt in eindeutigem Dunkel. Aber dann beginnt das Spiel von neuem; nicht mehr so kindlich zaghaft wie im Anfang, wo das Weiß noch vorherrschte. Jetzt bestimmt umgekehrt Schwarz die Melodie: das Thema hat seine Umkehrung erfahren. Gemildert wird das ernste Schwarz durch senkrechte und wagerechte weiße Linien, die ihre Zusammenfassung in einem weißen Quadrat finden, dem ein gewaltiger schwarzer Punkt das bestimmende Siegel aufdrückt. So geht es denn weiter in phantastischem Wechsel von Wagerechten und Senkrechten, von Quadraten, Rechtecken, Punkten und Kreisringen, von Zusammenballungen und Auflösungen: der Kampf des Lichtes mit der Finsternis. Und das Licht siegt! Ohne Abschluß durch Leisten steigen die schwarzweißen Wände in die weiße Stoffdecke hinein. Ein Wurf von ungeheurer künstlerischer Kühnheit. Ein toller Wirbel

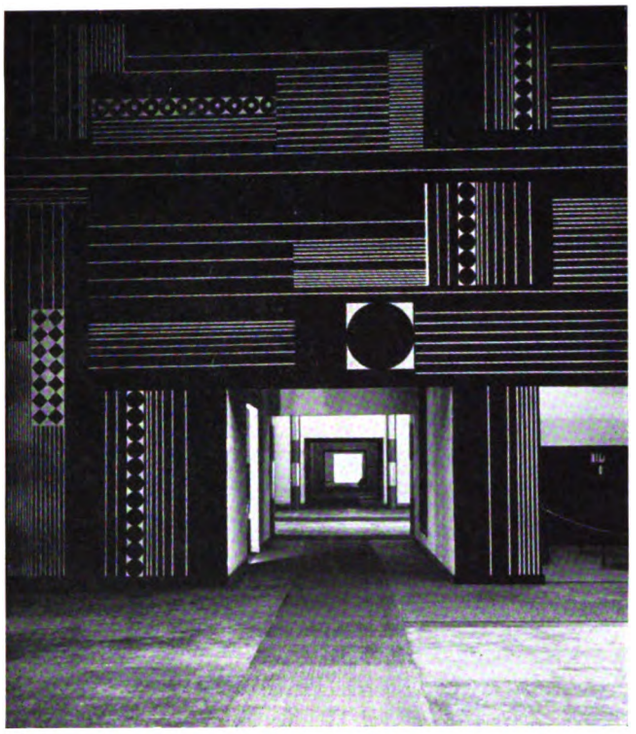
Digitized by Google

von Formelementen, von Schwarz und Weiß – und doch eine ernsthafte Angelegenheit! Die einfachen Grundformen sind so schnell erfaßt. Aber ihr Auf und Nieder, ihr Zusammenkommen und Sichabstoßen, mit einem Worte, die Rhythmik der Bewegung, die gibt dem Raume etwas Geheimnisvolles und dem Betrachter immer wieder Gelegenheit zu staunender Bewunderung. Er ahnt, daß die treibende Kraft eines Künstlers aus jedem Stoffe gestalten kann. Er ahnt etwas von den großen Zusammenhängen, die zwischen allen Einzelhandlungen des menschlichen Tuns bestehen. Hier ist es der zwischen Architektur und Typographie. Beide arbeiten mit starrem Material, mit der Type. Und bei beiden ist es der Geist, der die an sich leblose Type lebendig macht im Verbande des Ganzen. Bei der Architektur wird man sich dessen eher bewußt als im Buchsatz. Denn die Architektur arbeitet mit großen Formen, weithin sichtbar, die Typographie dagegen mit kleinen, mit der Seite eines Buches, einer Zeitung. Die fallen weniger auf wie ein Bau.

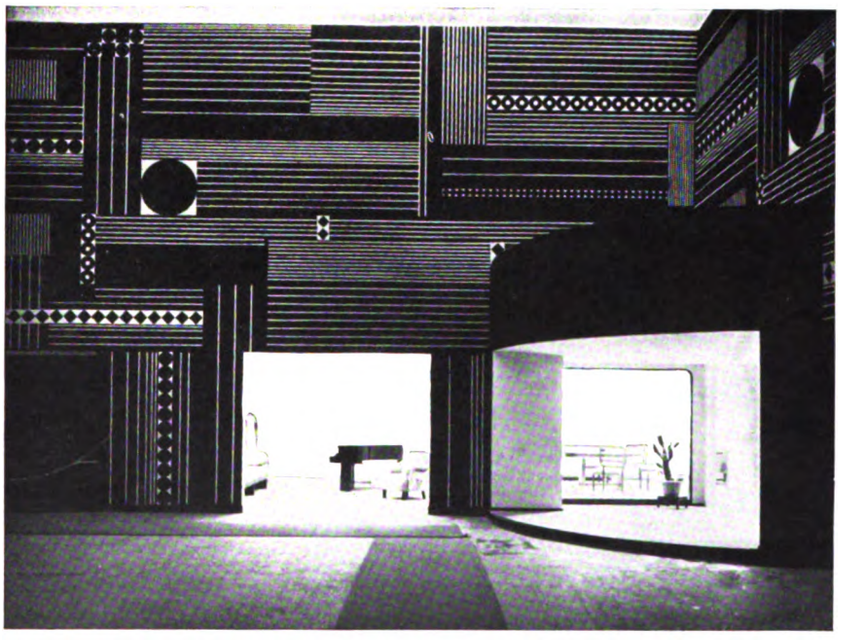
Wie ist nun Aufseeser auf die Idee gekommen, das Schmuckmaterial des Setzkastens zur Raumgestaltung zu verwenden? Zunächst aus seiner Leidenschaft für die werkgerechte Gestaltung des Buchdruckes heraus. Sein Wirken an der Kunstgewerbeschule und später an der Kunstakademie hat ihn immer und immer wieder neue Probleme der Druckgestaltung aufgreifen lassen. Vor allem das eine: die unserer Zeit entsprechende Formung des Satzes in Schrift und Bild zu finden. Das ist ihm nicht leicht gemacht worden. Aber alle Hindernisse äußerer wie innerer Natur haben ihn nicht beirren können. Er glaubt an die formbildnerische Kraft des Materials aus dem Setzkasten, wenn es ehrlich dem Zwecke dient und nicht mehr will – als den Zweck. Und wenn man einer Seite schon durch richtiges Verhältnis von Satzspiegel und Rand, durch Ausgleichen von Buchstabe und Zwischenraum, durch Ausbalancieren von Bild und Schrift ein charakteristisches Gepräge zu geben vermag, warum sollte man Ähnliches nicht auch mit der Wand erzielen können? Gewiß gibt es zwischen der kleinen Buch- oder Heftseite und der viele Meter langen, breiten und hohen Wand einen großen Unterschied – die Größe der Fläche. Sie will anders gemeistert sein. Das weiß Aufseeser als Raumkünstler, der schon manche bedeutende Aufgabe erfolgreich gelöst hat, sehr genau. Erinnert sei hier nur an den kleinen Börsensaal des Wilhelm-Marx-Hauses in Düsseldorf, durch dessen Gestaltung er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Denn hier traf er den Gefühlskomplex, der aus dem Zweck des Raumes hervorwächst, mit instinktiver Sicherheit. „Im Börsensaal gilt nur die Konzentration auf das härteste Sein. Die kalte, nüchterne Zahl regiert. Aber hinter den kalten Zahlen wühlen heiße Leidenschaften. Quadern an Berechnung stehen gegeneinander. Das ist der Gefühlskomplex, der über einem Börsensaale liegt." Den hat Aufseeser durch seine, in Form und Farbe rhythmisch bewegten Quader wiedergegeben. Da klingt schon etwas an, das an den Setzkasten erinnert. Aber mehr ist es noch nicht. Dürfte es hier auch nicht sein. Doch ist es für die Entwicklung auf dem Wege zur Raumgestaltung mit typographischen Mitteln von Bedeutung.

Ranmgestaltung muß aus dem Zwecke herauswachsen, dem der Raum dienen soll. Nur dann ist sie werkgerecht. Räume, die den Verkehr zwischen Mensch und Druck-Erzeugnis vermitteln, würden in Zukunft deshalb so auszugestalten sein, wie es Professor Aufseeser mit der Halle 26 auf der Ausstellung „Deutsche Kunst" Düsseldorf 1928, gezeigt hat. Dann vermitteln die Wände einer Bibliothek die Stimmung, die über dem Raume schwingen muß.

Digitized by Google

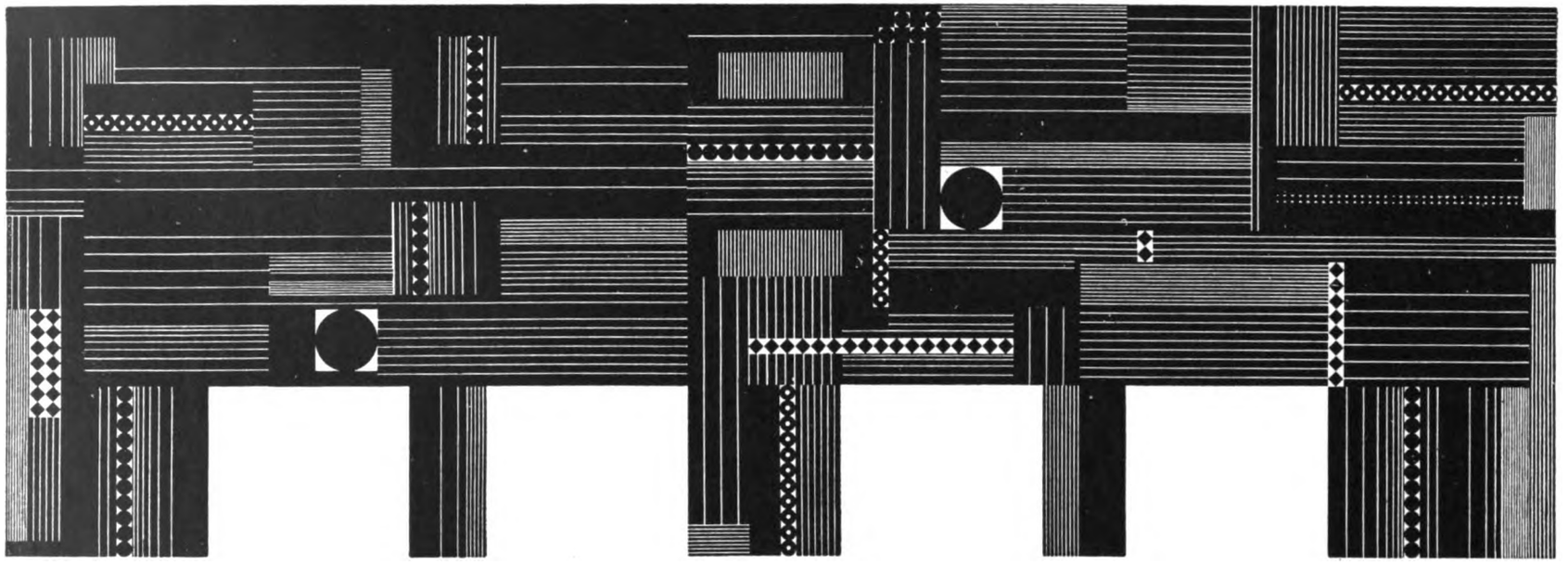


PROF. ERNST AUFSEESER, DÜSSELDORF · HALLE IN DER AUSSTELLUNG „DEUTSCHE KUNST" DÜSSELDORF 1928, IN WELCHER DIE TYPOGRAPHIE ZUR RAUMKUNST VERWENDET WIRD



PROF. ERNST AUFSEESER, DÜSSELDORF · HALLE IN DER AUSSTELLUNG „DEUTSCHE KUNST" DÜSSELDORF 1928 · BLICK IN ZWEI ANSTOSSENDE RÄUME

Digitized by Google



AUSSTELLUNG „DEUTSCHE KUNST“ DÜSSELDORF 1928 · ABTEILUNG RAUMKUNST HALLE 26 · ENTWURF PROF. ERNST AUFSEESER · MASSSTAB 1 : 50

Digitized by Google

BESPRECHUNGEN

„PRESSA"-PUBLIKATIONEN. I.

Einen der wesentlichsten Gradmesser für die innere Berechtigung und damit die allgemeine Bedeutung einer internationalen Ausstellung muß man in dem literarischen Niederschlag erblicken, der in Form von Katalogen und Prospekten, Denkschriften, Sonderheften, Aufsätzen auch dann noch, wenn all das für einen beschränkten Zeitraum gedacht Gewesene längst wieder zerstreut ist, Zeugnis gibt von dem, was wissenschaftlich, kulturell und wirtschaftlich mit einer solchen Schau erstrebt, geboten und erreicht wurde. Es bleibt stets bedauerlich, wenn ein großer Aufwand nur um des Schauens willen geschieht, und es kann bei umfassenden Ausstellungen, noch dazu auf internationaler Basis, was ohnedies stets ein wesentliches Mehr an Einsatz organisatorisch-wirtschaftlicher Kräfte erfordert, nicht genug geschehen, um die Werte in Bild und Wort festzuhalten, welche mit so vieler Mühe zusammengetragen wurden. So schmerzlich seinerzeit die „Bugra" durch den ausbrechenden Krieg gehemmt wurde, so daß sie eigentlich nur in etwa der Hälfte der ihr zugedachten Zeit wirken konnte – mußten doch allein 96 bereits angesagte Sonderzüge bei Kriegsausbruch abgesagt werden – so erfreulich bleibt doch die Tatsache, daß wir nun von einem „Bugra-Schrifttum" im besten Sinne des Wortes reden können. Nicht nur die ausgezeichnet gearbeiteten und heute gesuchten Kataloge der einzelnen Abteilungen und Länder, die im Bücherregal mehr als einen Meter einnehmen, um sie der Anschauung halber einmal mit dem Zollstock zu messen, nicht nur die zahllosen Berichte in den Tageszeitungen sind dessen Zeuge, vor allem ist es die gründliche fachliche Behandlung in den wissenschaftlichen, gewerblichen und technischen Fachzeitschriften, welche die einzelnen Abteilungen und die einzelnen Ausstellungsgegenstände dort erfahren haben, seien es seltene Dokumente heimischer oder fremder Kulturen, seien es buchgewerbliche Erzeugnisse und Maschinen gewesen. So konnten die „Bugra" und der „Bugra-Gedanke" wohl zeitweilig verblassen, aber nicht ganz untergehen, und wie lebhaft „Bugra-Geist" bei der „Pressa 1928" in Köln lebendig geworden ist, das zeigt ein Blick in den „Amtlichen Katalog". Der eigentliche Text (unter Beiseitelassung der Ausschüsse und des alphabetischen Verzeichnisses der Aussteller, die im Text bereits genannt werden) umfaßt etwa 250 Seiten. Er beginnt mit der „Kulturhistorischen Abteilung" (S. 67), dann folgen „Tagespresse und Nachrichtenwesen", „Zeitschriftenwesen und Fachpresse" und hierauf „Buchgewerbe und Graphik", dazu „Europäische Buchkunst der Gegenwart". Kleinere hier eingefügte Gruppen stellen dar „Die deutsche Presse im Ausland" sowie „Das werbewirksame Inserat",

Digitized by Google

dann folgen „Das Papier“ und „Photographie und Reproduktion“. In der Reihe der „Sonderausstellungen“ erinnern an die „Bugra“ die Abteilungen „Frau und Presse“ („Haus der Frau“) und „Akademiker und Presse“ („Der Student“). Sonderschauen behandeln ferner die großen Religionsgemeinschaften (Katholisch, Evangelisch, Jüdisch), die Arbeiterpresse, Wetterdienst und Presse, Presse und Städte, Presse und Familienkunde. Unter Sonderbauten sind die Räume und Bauten einzelner Aussteller zu verstehen, die jeweils nach Lage der Ausstellungsbauten in den Katalog eingefügt sind. Den Beschluß machen die ausländischen Staaten von „Belgien“ bis zu den „Vereinigten Staaten“. So erscheint sozusagen alles erfaßt, was ausstellungsmäßig das Wesen der Presse anschaulich machen kann Die knappen Stichworte des Kataloges geben nur ein unzureichendes Bild und wenn auch versucht worden ist, in erläuternden Abschnitten den gewaltigen Stoff literarisch einigermaßen auszuwerten, so kann der „Amtliche Katalog“ allein gewiß nicht die Fülle der Erscheinungen buchen. Das war wohl auch von vornherein nicht seine Aufgabe. Man wird sehen, was im Laufe der Ausstellung des weiteren geschehen wird; denn es ist sicher nicht zu erwarten, daß die Arbeit „der vielen klugen Köpfe und der vielen fleißigen Hände“, von der Kölns Oberbürgermeister so stolz und bescheiden zugleich in der Eröffnungsrede für sein Werk sprechen konnte, nicht irgendwie für dauernd festzuhalten versucht werden wird. Es ist ja nicht genug getan damit, daß eine Idee in die Welt gesetzt wird, es kommt ja schließlich doch nur darauf an, daß einer Idee Form und Gestalt gegeben wird, wenn man gezwungen ist, innerhalb einer absehbaren Frist zu einem positiven Resultat zu kommen. Ideen, die Jahrhunderte brauchen, um sich durchzusetzen, sind gewiß nicht die schlechtesten, aber mit ihnen kann man keine Terminarbeit leisten.

So stellt der „Amtliche Katalog“ bisher das erste zusammenfassende Dokument der „Pressa“ dar, denn die kleineren Publikationen, die teils vorbereitenden und teils werbemäßigen Charakter tragen, können hier einer ausführlichen Würdigung entraten und mögen lediglich dem Titel nach aufgeführt sein:

1. Internationale Presse-Ausstellung Köln 1928 (erschienen 1927). Werbeheft von 24 Seiten Umfang, mit in Rot eingedruckten Holzschnitten, enthaltend das Programm der Ausstellung. Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.
2. Prospekt, vierseitig, Zusage zur Mitarbeit von seiten der einzelnen Verbände.
3. Werbeprospekt, in Leporelloform, mehrfarbig, mit Blick auf die Ausstellungsgebäude.
4. Pressa, die Weltschau am Rhein. Amtlicher Ausstellungsführer (kleine Ausgabe). 32 Seiten Text und 32 Seiten Annoncen, zusammen 64 Seiten. 8^0.
5. Prospekt, Pressa. Sonderabteilung: Frau und Presse. Vorbereitender Prospekt über vorliegende Zusagen nebst Ausstellungsbedingungen.

An Zeitschriften-Sondernummern, welche der „Pressa“ gewidmet sind, dürfen wir als eine der am Eröffnungstage vorliegenden unser Pressa-Sonderheft des Archivs für Buchgewerbe verzeichnen, das sich die Aufgabe gestellt hatte, unter Mitarbeit führender Fachleute eine Reihe von wissenschaftlichen Beiträgen aus dem Gebiete des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens in Geschichte und Gegenwart, Kunst und Technik zu vereinigen, um die junge Wissenschaft des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens in ihrem Ringen um Anerkennung als wissenschaftliche Disziplin zu unterstützen. Die Leute vom Fach wissen selbst ja nur zu gut, was noch zu tun übrigbleibt, so daß wir es nur mit Freude begrüßen können, daß es auch der „Zeitungsverlag“ für zweckmäßig hielt, seine der „Pressa“ gewidmeten Sondernummern wissenschaftlich einzustellen, denn es hätte ja in der Tat keinen Sinn gehabt, Vorschußlorbeeren auf eine Ausstellung zu sammeln, die noch gar nicht da war und die auch bei ihrer Eröffnung noch mit allerhand

Digitized by Google

Schwierigkeiten in der Fertigstellung zu kämpfen hatte, so daß sich ein klares Bild im vorhinein nicht hätte gewinnen lassen können. Von den beiden Sondernummern des „Zeitungsverlages" befaßt sich das zum Eröffnungstag, am 12. Mai 1928, erschienene Heft von 220 Seiten Umfang mit dem Thema „Die deutsche Zeitung, ihr Werden, Wesen und Wirken". Die Schriftleitung (Dr. Ernst Meunier) stellte sich die Aufgabe „die deutsche Presse in ihrem geschichtlichen Aufbau zu erfassen, um das Bild des deutschen Zeitungswesens der Gegenwart aus dem Gewachsenen und Gewordenen verstehen zu lernen". Damit war *nicht* gemeint, daß das Sonderheft ein „Geschichtswerk der deutschen Presse" werden sollte, was auch den Rahmen einer Zeitschrift weit überschritten hätte, sondern die Schriftleitung beschränkte sich darauf „eine Entwicklungsübersicht der deutschen Zeitungen nach regionalen Gesichtspunkten" zu geben nnd suchte zu erreichen „einmal die Anregung an die Wissenschaft, sich mit dem Zeitungswesen in seinem geschichtlichen Werden mehr und intensiver zu beschäftigen als bisher, und zweitens die Aufzeigung der Tendenz, die maßgebende Bedeutung des Zeitungswesens in unserer heutigen Zeit vom geschichtlichen Werden her klarzustellen und verständlich zu machen". Diese starke Betonung der Wichtigkeit des *Historischen* an einer so maßgebenden Stelle ist äußerst erfreulich und dankenswert, und es trifft durchaus den Kern der Sache, wenn des weiteren gesagt wird, daß die wachsende Macht und der steigende Einfluß der Presse es nahelegen, zu untersuchen, auf welchen Wegen und nach welchen Richtungen diese Macht gewachsen ist — und dieser Einfluß sich gesteigert habe. Dies ganz zu begreifen und zu verstehen sei aber nur dann möglich, wenn man die geschichtlichen Hintergründe kenne. Somit solle das Geschichtsbild, von dem die Sondernummer des „Zeitungsverlages" ausgehe, dazu überleiten, die außerordentliche Stellung der Presse im heutigen Staat und im internationalen Zusammenwirken der Völker zu erfassen.

Dieses hohe Ziel hat die Schriftleitung denn auch in weitestem Maße erreicht, wie schon ein kurzer Blick in das Inhaltsverzeichnis beweist, in dem die Namen ausgezeichneter Kenner erscheinen. Nur einige wenige seien als Beispiele genannt: K. Bömer (Die Geschichte der Berliner Presse in drei Jahrhunderten, von 1617 bis 1928), H. Traub (Die Zeitungen der Provinz Brandenburg-Grenzmark), G. Toepfer (Die Presse der deutschen Ostmark), C. Puetzfeld (Das Zeitungswesen im freien Staat Danzig), W. Bake (Vom pommerschen Zeitungswesen), J. Bachmann (Entwicklungsstufen der periodischen Presse beider Mecklenburg), H. Jessen (Geschichte des Zeitungswesens in Schlesien), A. Wybranietz (Das Zeitungswesen im Freistaat Sachsen), K. d'Ester (Streiflichter auf die Entwicklung der bayerischen Presse bis 1848), H. Starke (Die württembergische Presse), L. Abegg (Das badische Zeitungswesen), W. Hanstein (Rheinpfälzisches Zeitungswesen), F. Baberadt (Hessen-Nassau), Ippen (Die niederrheinisch-westfälische Presse), A. Obst (Groß-Hamburger Zeitungswesen). In der folgenden Zeitungschronik behandelt W. Heide „Die älteste gedruckte Zeitung", A. Dresler den „Ursprung der illustrierten Zeitungen"; F. Bertkau weist hin auf die Notwendigkeit einer Begriffserklärung in der deutschen Zeitungswissenschaft — ein außerordentlich wichtiges und schwieriges Gebiet —, Schiffers-Davringhausen berichtet über Oscar von Forckenbeck und das Problem der Zeitungsausstellungen.

Die zweite Sondernummer bringt zunächst einen Rundgang durch die „Pressa", der von zahlreichen Abbildungen begleitet ist und dann einen längeren Aufsatz von K. d'Ester über die Kulturhistorische Abteilung der „Pressa", die für den Zeitungswissenschaftler ja von ganz besonderem Interesse ist; auch hier sind zahlreiche, sehr interessante Abbildungen beigegeben. Des weiteren wird über die Ausstellungen des Auslandes und die Sonderschauen Wissenswertes mitgeteilt, so daß auch diese zweite Sondernummer wie ihre Vorgängerin ein Werk von bleibendem Werte darstellt.

Digitized by Google

Die Fachzeitschriften, wie die „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker", „Klimschs Anzeiger", „Der Deutsche Drucker" usw. haben der „Pressa" ehrend gedacht und werden auf Einzelheiten vom gewerblichen und technischen Standpunkt noch vielfach zurückkommen, so wie auch wir für unsere Zeitschrift das gleiche im Sinne haben. Von der rheinischen Zeitschrift „Der Westen" erschien die Nummer 9 als Festausgabe zur Eröffnung der „Pressa", mit zahlreichen Abbildungen geschmückt, enthaltend eine Reihe interessanter Aufsätze. Besondere Beachtung verdient die große Sonderausgabe der „Kölnischen Volkszeitung", die eine Fülle von Beiträgen enthält, auf die um ihres gediegenen Inhaltes willen wenigstens auszugsweise hingewiesen sein soll. Das Problem des „Journalisten" erfährt mehrfache interessante Beleuchtungen durch die Beiträge von W. Spael (Publizist und Journalist), von Gustaf Richter (Der Journalist), von Dresemann und Dovifat (Zur Ethik des Journalismus, Ansichten eines Pessimisten: Dresemann, Ansichten eines Optimisten: Emil Dovifat), H. Kubsch (Der Journalist als Künstler), L. Diel (Die Journalistin unterwegs). Über die Deutsche Presse in der Karikatur und über die Kölnische Volkszeitung selbst berichten G. Hölscher und A. Wolf. Dies nur als Auszug aus der Fülle des Stoffes, den diese in ihrem Inhalt vorbildlich gestaltete Zeitungsnummer enthält, die stets zu den wertvollen literarischen Denkmälern gerechnet werden wird, die die „Pressa" hervorgerufen hat.

Mit einer „Pressa"-Nummer beginnt der erste Jahrgang einer neuen Zeitschrift, die unter dem Titel „Die Böttcherstraße" erscheint. Als Herausgeber zeichnen Ludwig Roselius unter Mitwirkung von Bernhard Hoetger und Georg Eltzschig, Redaktion Albert Theile (Angelsachsen-Verlag, Bremen). Die Bremer Böttcherstraße als der Sitz der Redaktion gab den Namen. Sinn und Zweck der neuen Zeitschrift als einer internationalen soll sein „nicht belehren, nicht tadeln, nicht rühmen, sondern sich selbst zu leben". Ihre Einstellung ist „mondial" gedacht, weitab von allem „Grundsätzlichen", ihr Ziel ein „Messen" und zwar „des eigenen und der anderen Menschen Lebenswert", ihr Grundsatz „Entwicklung aus sich". Die Welt ist nicht an einem Tage erschaffen worden — warten wir ab, was aus so verheißungsvollen Worten für Taten erstehen werden. Die erste Nummer des ersten Jahrganges ist jedenfalls in der Aufmachung, ihrer druckerischen und bildlichen Gestaltung nach zu urteilen, eine Leistung; die Beigaben an Faksimiles anläßlich der „Pressa" staunenswert. Man fragt sich vergebens, wie dieses Niveau auf die Dauer bei dem mäßigen Preis von 40 Mark für 12 Hefte im Jahr zu halten sein wird. Um hier nur allein durch Erwähnung der Faksimilebeigaben einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Heftes zu geben, seien genannt: Faksimiles einer japanischen, usbekischen, arabischen Zeitung, Wiedergaben der ersten englischen Zeitung und der „News of the World", der Görresschen „Schriftproben von Peter Hammer" (24 S.) der achtseitigen „AvisaRelation oder Zeitung" vom Jahre 1609 (als Vorläufer der München-Augsburger Abendzeitung in Anspruch genommen von Heuser und Freund in: Die Zeitung, ihre Entwicklung von den ersten Anfängen bis heute 1609–1914, München-Augsburger Abendzeitung, ein kurzer Abriß ihrer mehr als 300jährigen Geschichte von Ernst Heuser und Cajetan Freund, herausgegeben als Festschrift anläßlich der „Bugra" 1914); ferner die Nachbildungen einer der sogenannten Fuggerzeitungen, eines farbigen Flugblattes auf Emile de Girardin, mehrere Flugblätter des 16. Jahrhunderts, dazu zahlreiche Abbildungen im Text, kurz, ein Reichtum an Bildmaterial, wie ihn nur außerordentliche Mittel erlauben. Eugen Holländer berichtet unter Beigabe von interessanten Stücken über Zeitungskuriosa, Karl d'Ester erzählt „Von der Presse und ihren Leuten in satirischer Beleuchtung". Über das wichtige Problem der Formgestaltung der Zeitung handelt A.W. Just-Moskau, der seinen Aufsatz mit den Worten schließt: „Zeitungskultur kann nicht bewirkt werden allein durch die Gediegenheit des Inhaltes, durch den Text, durch

Digitized by Google

Verfeinerung der Reklame, geschmackliche Gestaltung der Propaganda, sondern sie muß, will sie organisch sein, das äußere Bild der Zeitung ebensogut zum Gegenstande haben."

In ihren wesentlichen Teilen ist die Internationale Buchkunst-Ausstellung Leipzig 1927 auch auf der „*Pressa*" 1928, wiederum unter der bewährten Leitung von Hugo Steiner-Prag, zu sehen, wenn auch in der Gliederung der Ausstellung selbst grundlegende Unterschiede zu bemerken sind. War die Leipziger Ausstellung nach Ländern geordnet, so ist in Köln der systematische Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt und die Ausstellung auf Europa beschränkt worden. Der Katalog führt als Einzelgruppen auf: Typographie, Das schöne billige Buch, Verlagseinband, Handeinband, Schreib- und Schriftkunst, Illustration, Buchgraphik, Pressendrucke. Auch die Bibliothek Klingspor ist wieder vertreten. Eine besondere Abteilung führt buchkünstlerische Arbeiten der Leipziger Akademie vor, neu sind ferner eine Abteilung „Elementare Buchtechnik" (Bauhaus) und die Abteilung „Zeitgenossen aus Literatur und Presse". Der 114 Seiten starke Katalog wird eingeleitet mit einem Aufsatz von Julius Zeitler über „Neuzeitliche Buchkunst in Deutschland". Zur Abteilung „Zeitgenossen aus Literatur und Presse" macht Arno Schirokauer geistreiche Glossen. Einzelaufsätze behandeln ferner die französische Buchkunst (R. Helleu), die englische (Oliver Simon), die holländische (M.D.Henkel), die tschechische (A. Novák), die russische (K. Tichonowa) und die elementare Buchtechnik (Moholy-nagy). Für die englische Abteilung liegt übrigens ein eigenes Verzeichnis in englischer Sprache vor. Wir werden später auf die Ausstellung selbst zurückkommen.

Das „Westfälisch-Niederrheinische Institut für Zeitungsforschung" an der Dortmunder Stadtbibliothek gab anläßlich der „Pressa" ein zwölfseitiges Heftchen heraus, in dem nähere Angaben über das Institut und seine Beteiligung an der „Pressa" gemacht werden. Der Begründer und Leiter der Stadtbibliothek Dortmund, E. Schulz, hat auch das bereits durch eine Anzahl von Publikationen bekannte Institut für Zeitungsforschung ins Leben gerufen, das in weiser Beschränkung auf ein Teilgebiet berufen erscheint, auf diesem der Wissenschaft beste Dienste zu leisten. Bereits 1927 gab das Institut eine Auswahl-Bibliographie seiner Bestände an Zeitungen des 16. bis 18. Jahrhunderts heraus. Für die „Pressa" liegt vor ein mit interessanten Abbildungen geschmücktes Heft, das „Neue Zeytungen auß dem landt Westphalen" (Berichte über Westfalen in der Presse des 17. Jahrhunderts) bringt. Als Herausgeber zeichnet E. Schulz, als Sachbearbeiter Albert Wand und Wolfgang Schöningh. Die verdienstliche Zusammenstellung wichtiger Dokumente zur politischen und kulturellen Geschichte Westfalens im Verein mit den Wiedergaben von Titeln und Illustrationen machen das Heftchen zu einem für die „Pressa" besonders geeignetem Geschenk. Die Hauptversammlung des „Westfälischen Heimatbundes" gab ferner Gelegenheit zu einem bibliographischen Versuch, den E. Schulz und A. Wand gemeinsam unternommen haben. Er galt einer Übersicht über diejenigen westfälischen Blätter, die den Heimatgedanken pflegten und noch pflegen. Damit ist für die Erfassung des westfälischen periodischen Schrifttums ein weiterer Schritt getan, der um so begrüßenswerter ist, als Vorarbeiten bisher so gut wie keine vorlagen: K. d'Esters verdienstliche Arbeit über das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahr 1813 (Münster 1907) und eine Dissertation von M. Schlenker, Die Entwicklung des Heimatgedankens im westfälischen Pressewesen mit besonderer Berücksichtigung der gegenwärtig bestehenden Heimatzeitschriften (Münster 1923), war alles, was an Quellenmaterial bisher vorhanden war. Dr. H.B.

Digitized by Google

G. A. E. BOGENG, GESCHICHTE DER BUCHDRUCKERKUNST. Demeter-Verlag, Dresden-Hellerau 1928.

Von G. A. E. Bogengs großangelegter Geschichte der Buchdruckerkunst ist die erste Lieferung erschienen und es wird das vollständige Werk, zwei Bände mit etwa 1000 Seiten, dazu 120 Tafeln in Lichtdruck und Hunderte von Textillustrationen, in nahe Aussicht gestellt. Es steht zu erwarten, daß dieses von einem unserer besten Kenner unternommene Werk endlich einmal mit den zahllosen Irrtümern aufräumt, die sich wie eine endlose Kette namentlich durch alle populär gehaltenen Darstellungen der Geschichte der Buchdruckerkunst leider bis heutigentags noch immer hindurchziehen.

Die vorliegende erste Lieferung kann lediglich als Auftakt für das ganze Werk gewürdigt werden und ist vor allem geeignet, um sich ein Bild von der Ausstattung des Gesamtwerkes zu machen, das nach allem, was die erste Lieferung in bildlicher Hinsicht und in typographischer Gestaltung zeigt, ganz hervorragend werden wird. Die beigegebenen ein- und mehrfarbigen Lichtdrucktafeln sind von bester Wirkung, so daß man es um so mehr bedauert, daß gerade die letzteren um des Formates willen gebrochen werden mußten. Über den Gesamtinhalt des Werkes unterrichtet vorläufig ein Prospekt, der eine Reihe von Abbildungen enthält, und in welchem über die Anlage folgendes gesagt wird: „Von den Anfängen des Bildes und Buchdruckes ausgehend, unterscheidend und vergleichend, bis in das 20. Jahrhundert weiterführend, werden die bestimmenden Hauptrichtungen und Höhepunkte der Buchdruckergeschichte deutlich erkennbar gemacht, so daß auch die noch in unserer Gegenwart sich auswirkenden großen inneren Zusammenhänge klar verständlich werden. Die beispielgebenden Meisterwerke wegweisend vom Buch der Vergangenheit zum Buch der Zukunft, die mit den Erfahrungen und Leistungen ihrer Urheber führend in der Entwicklung der Ästhetik der Typographie gewesen sind, gehören als lebendiger Besitz der Buchdruckerei auch heute noch an. Sie sind mit ihren Bemühungen um die besten Buchgebrauchsformen in ihrer schönsten Zweckmäßigkeit ein Erbe, das zu gewinnen die Buchdruckereigeschichte lehrt, indem sie über den Buchgeschmack im Wandel der Zeiten unterrichtet." Über das, was die bildmäßige Dokumentierung des Werkes anbelangt, lesen wir weiter: „Die Auswahl der vielen Beilagen und Bilder nach einheitlichen sachlichen Gesichtspunkten soll in der Vereinigung seltener Vorlagen einen allseitig brauchbaren Atlas der Typographie liefern, der ebenso in seinen Einzelbeziehungen wie in seinem Gesamtzusammenhange eine Beispielsammlung der Buchdruckerkunstentwicklung ist, welche das Buchdruckwerk in der Entwicklung seiner stilistischen Gestaltungen zeigt und so die Buchdruckerübung der Gegenwart im Sinne der schönen Buchzweckform mit den Überlieferungen der Buchkunst der alten Meister zusammenschließt. Diese praktisch und theoretisch gleich nützliche Vorlagensammlung erlesener Druckschriftenbeispiele und Satzmuster aus fünf Jahrhunderten, wird dem Fachmann und Liebhaber gleich willkommen sein. Andere dem Bereiche der Buchdruckereigeschichte angehörende, kultur- und technisch-historisch interessante Illustrationen, wie alte Bildnisse, Darstellungen von Druckereigerät, Werkstatteinrichtungen usw. ergänzen als bildliche Urkunden der Buchdruckereigeschichte den Bildteil des Werkes."

Nach alledem steht zu hoffen, daß wir mit Bogengs Geschichte der Buchdruckerkunst die sehnlichst erwartete grundlegende Darstellung erhalten werden, auf der die künftige Forschung erfolgreich weiterbauen kann. B.

THE FLEURON. A journal of typography (No VI, 1928).

Nach längerer Pause erscheint Band VI der von Stanley Morison-London herausgegebenen bekannten englischen typographischen Zeitschrift, ein stattlicher Band von 264 Seiten, auf der University Press Cambridge schönstens gedruckt und mit gut gewähltem Material an Bildwiedergaben, Schriftproben usw. aus-

Digitized by Google

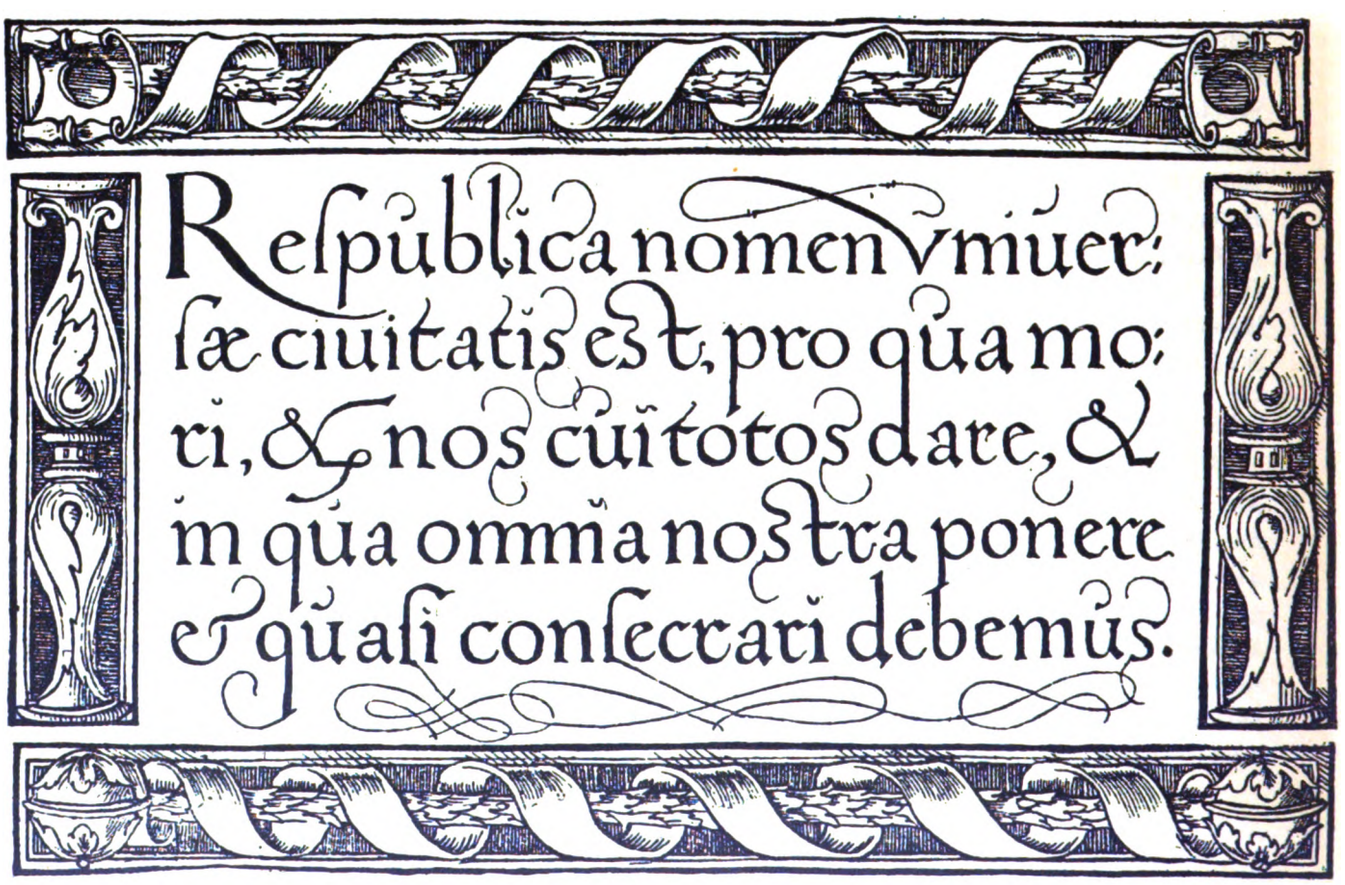
gestattet. Mit Rudolf Koch befaßt sich ein Aufsatz von Albert Windisch-Frankfurt, A. F. Johnson (dessen Bücher aus dem Avalun-Verlag („Frühe Basler Buchdruckerkunst“ und die „Buchdruckerkunst Italiens im 16. Jahrhundert“ in Deutschland beifällig aufgenommen wurden) schreibt über den gelehrten Drucker Geofroy Tory, dessen berühmtes Werk „Champfleury“ (1529) der Buchdruckerkunst einst neue Bahnen wies. Paul Beaujon berichtet über amerikanischen Buchschmuck, Stanley Morison selbst über Schmuckbuchstaben; dem Pariser Illustrator Bernard Naudin widmet Luc Benoist eine ausführliche Studie. Besonders interessant für alle, die sich für das Schriftschaffen in Vergangenheit und Gegenwart interessieren, ist die Übersicht über die verschiedenen Schriften, die von ausgezeichneten Beispielen begleitet sind; es werden in Textproben vorgeführt: die Lutetia italic von J. van Krimpen (Enschedé en Zonen, Haarlem), die Weiß-Antiqua (Bauersche Gießerei in Frankfurt), die Baskerville-Antiqua mit Kursiv (Schriftgießerei D. Stempel A.-G. in Frankfurt), die Pastonchi-Antiqua mit Kursiv von Francesco Pastonchi (für die Lanston Monotype Corporation, London), die New Hellenic, eine neue griechische Schrift von Victor Scholderer (ebenfalls für die Lanston Corporation) und die Meidoorn-Antiqua von S. H. de Roos (für die Heuvel-Presse in Hilversum, Holland). Bereits diese kurze Übersicht wird genügen, um zu zeigen, daß auch der neue Band des „Fleuron“ für die Fachwelt von besonderer Bedeutung und eines genauen Studiums wert ist. C.

DAS SCHREIBBUCH DES URBAN WYSS VON 1549. (Libellus valde doctus.)

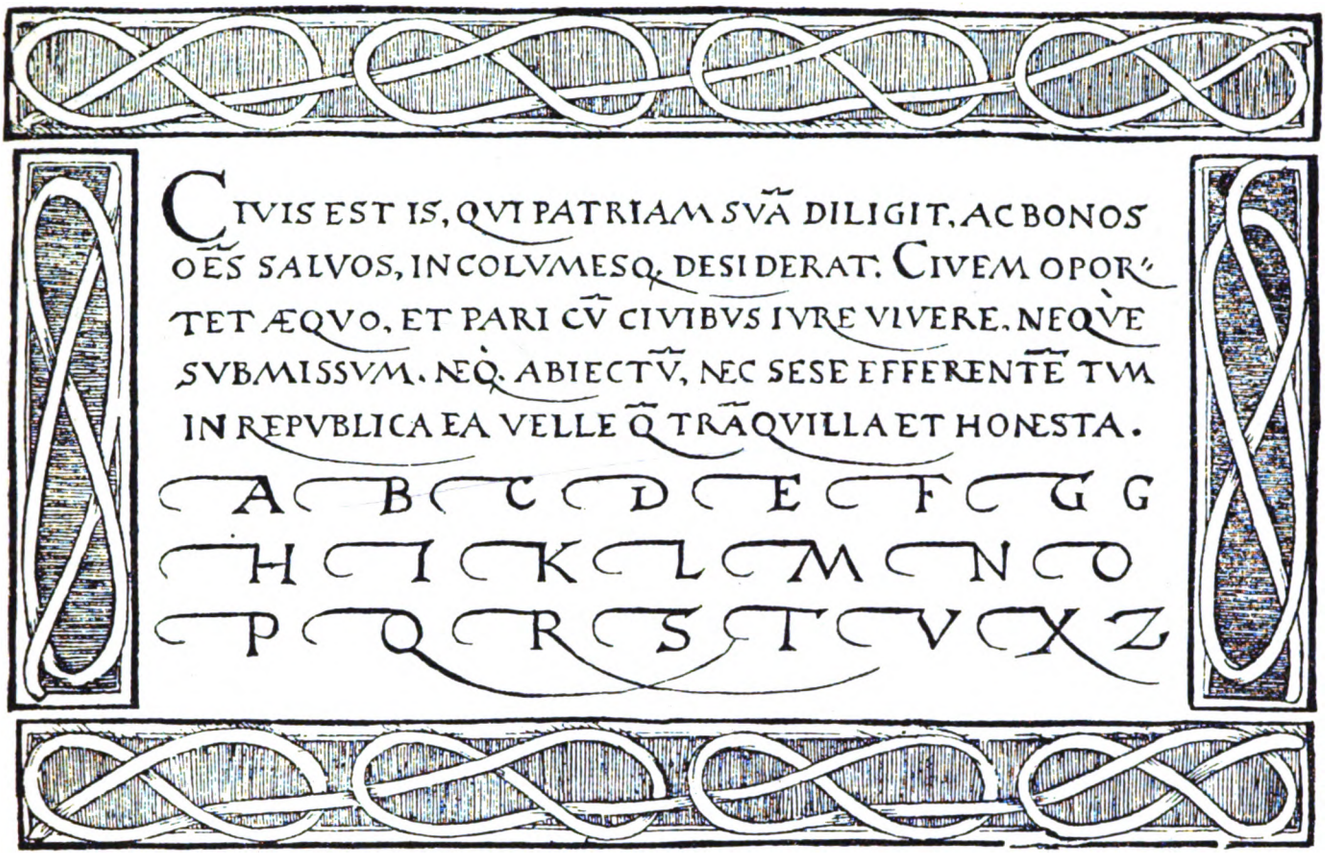
Auf die Schreibmeister und ihre Bedeutung für die Schriftkultur hatte bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts Leipzigs großer Typograph Gottlob Immanuel Breitkopf im zweiten Band seines bekannten „Versuchs, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapieres und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen“ (1801) in einer, für die damalige Zeit umfassende Kenntnis der Sache verratender Weise, hingewiesen. Seitdem ist eine, wenn auch nicht allzu umfangreiche, so doch immerhin stattlich zu nennende Literatur über die Schreibmeister entstanden, von der Friedrich Schulze, der Direktor des Leipziger Stadtgeschichtlichen Museums, einen Teil in den Anmerkungen verzeichnet, die er seinem mit lebhaftem Interesse aufgenommenen Aufsatz „Die Leipziger Schreibmeister und Schriftenmaler“ (Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik 1926, 63. Jahrg., Heft 2) beigegeben hat. Friedrich Schulzes damalige Arbeit hat gezeigt, daß auf dem Gebiete der Schreibmeisterforschung noch ständig neue Forschungsergebnisse zu erzielen sind, und darum ist es nur zu begrüßen, daß neuerdings durch den Verlag von Henning Oppermann in Basel eine ausgezeichnete Wiedergabe des Schreibbuches eines Schweizer Schreibmeisters veranstaltet wurde, der H. Kienzle ein orientierendes Nachwort beigegeben hat. *Urban Wyss* ist einer der bedeutendsten Schweizer Schreibmeister des 16. Jahrhunderts neben Joh. Kleiner in Zürich, Heinrich Holzmüller in Basel, Christoph Stimmer in Schaffhausen, der mehrere Schreibbücher veröffentlichte, von denen sein Libellus valde doctus utilis et elegans wohl das wichtigste ist. Die Ausgabe von 1549, in der die Schrifttexte von breiten Randleisten umgeben sind, ist dem Vorwort und Druckvermerk zufolge von Wyss selbst in Holz geschnitten worden, während eine zweite Ausgabe, von 1561, ohne Randleisten und auch sonst verändert, bei Christoph Froschauer gedruckt worden ist. Diese von H. Kienzle nicht erwähnte Ausgabe – sie ist in der Klemm-Sammlung unseres Deutschen Buchmuseums vorhanden – müßte demnach im Todesjahre von Wyss erschienen sein. Das Schlußblatt mit dem Druckvermerk vom Jahre 1549 ist unverändert übernommen worden, das Titelblatt in Rotdruck ist in Anlehnung an die Originalausgabe, aber völlig verstümpert und fehlerhaft hergestellt worden. Die vorliegende Neuausgabe des Wyss'schen Schreibbuches wird vielleicht Anregung geben,

Digitized by Google

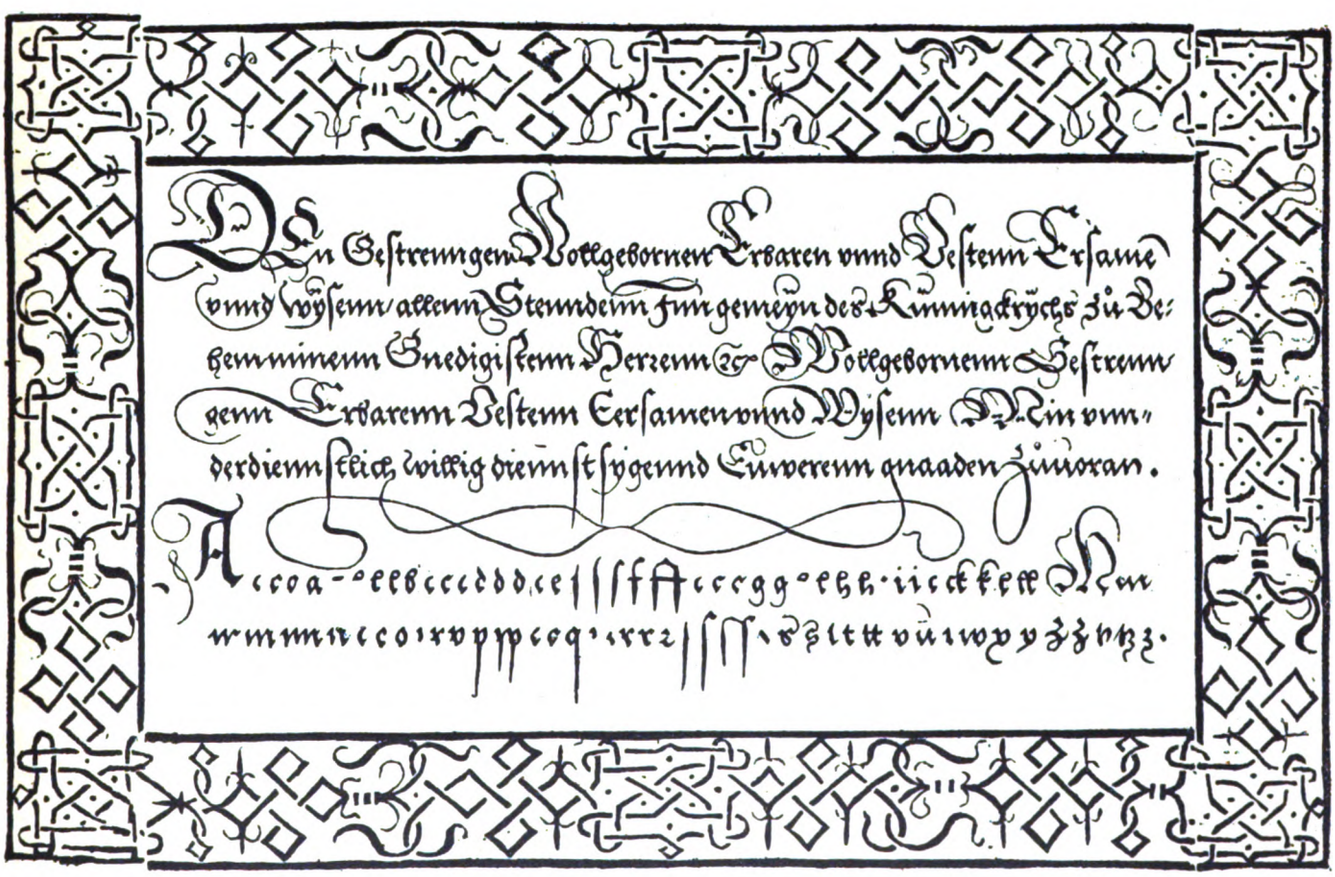
AUS DEM SCHREIBBUCH DES URBAN WYSS VON 1549. VERLAG H. OPPERMANN, BASEL



Digitized by Google



AUS DEM SCHREIBBUCH DES URBAN WYSS VON 1549. VERLAG H. OPPERMANN, BASEL



Digitized by Google

den Schweizer Schreibmeistern einmal zusammenfassend nachzuspüren, denn wie es scheint, findet die Forschung hier noch allerhand brachliegendes Land zu bearbeiten.

Dem Verlag Henning Oppermann, der das Artistische Institut von Orell Füssli mit der Herstellung der wohlgelungenen Faksimilewiedergabe betraute, sowie dem Herausgeber, gebührt der Dank aller derer, die an der Kunst der alten Schreibmeister und an ihren Werken Anteil nehmen. Einige Proben aus dem Werk stellte der Verlag freundlichst zur Verfügung.

H. B.

DRUCKE DER OFFIZIN W. ADAM-CHEMNITZ, Leitung Jean Hoppe.

In den Kreisen ernster Bücherliebhaber sind die Veröffentlichungen der „Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz" stets gern gesehene Erscheinungen, und sie verdanken die freundliche Aufnahme nicht nur dem Umstand, daß sie Originalwerke lebender Dichter bringen; sehr wesentlich bedingt ist das Wohlgefallen an diesen Publikationen durch ihre ausgezeichnete satz- und drucktechnische Gestaltung, die seit Jahren von der Offizin W. Adam unter Jean Hoppes künstlerisch hervorragender Leitung besorgt wird. Unter Verwendung sorgsam gewählter Schriften für die jeweils wiederzugebende Vorlage, seien es Romane, Novellen, Gedichte, gelingt es Jean Hoppes Geschick, Druckwerke zu gestalten, die mit zum Besten zu zählen sind, was heute in Deutschland in druckerischer Hinsicht geschaffen wird. Daß er sich auch der neuen Typographie nicht verschließt, wenn ihm ein Text vorgelegt wird, für den eine typographische Wiedergabe dieser Art geeignet erscheint, beweist der von ihm mit ebensoviel Geschmack wie Witz gestaltete Druck von Alfred Richard Meyer, „Munkepunkes Neue Lachlichkeit", eine Stiftung für die Chemnitzer Bibliophilen-Gesellschaft. An dem Druck dieser groteskwitzigen Gedichtsammlung wird deutlich, was für originelle Reize durch druckerische Gestaltung zu erzielen sind, wovon die Beilage, die den Umschlag und zwei Textseiten bringt, Zeugnis gibt. Die neue Typographie, in der sich heute leider so viele versuchen, denen ihre Elemente allerdings noch nicht recht klar geworden sind, läuft eben dadurch Gefahr, gründlich mißverstanden zu werden. Ihre Anwendung in der Werbedrucksache, im Plakat, in Gelegenheitsdrucksachen aller Art mag ohne weiteres gutgeheißen werden, wenn man es versteht, mit ihr umzugehen und nicht auf jene so oft zu bemerkenden gequält und gekünstelt wirkenden Textgestaltungen hinauskommt, wo man nur zu deutlich sieht, daß um jeden, aber auch um jeden Preis, der Eindruck „modern" zu sein, erweckt werden sollte. Solche Mitläufer verderben das, was an der neuen Typographie gut und brauchbar ist, von vornherein; wer daher nicht selbst einen inneren Drang verspürt, der möge lieber verzichten. Jean Hoppe hat Munkepunkes „Neue Lachlichkeit" aus ihrem inneren Gehalt heraus gestaltet. Er verstand es, das Grotesk-Komische der Gedichte typographisch so zu betonen, daß er die Wirkung von dieser Seite her völlig ausschöpfte, aber er hat doch nicht die Grenzen überschritten, die dem Satzgestalter gezogen sind, der sich nicht unterfangen darf, einen ihm anvertrauten Text zu vergewaltigen. Denn dessen Aufgabe, wenn er bewußt mit seinen typographischen Mitteln arbeitet, gleicht der des Illustrators, der ein Dichtwerk begleiten, paraphrasieren, aber nicht mit seiner bildmäßigen Ausschöpfung den gegebenen Stoff totmachen soll. Mehr als Worte vermag die beigegebene Beilage zu erhärten, was eine wohlverstandene neue Typographie zu leisten vermag.

H. B.

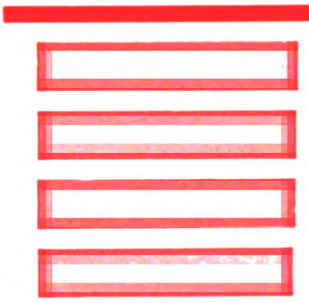
TASCHENBUCH FÜR BUCHDRUCKEREIBESITZER NEBST KALKULATIONSTABELLEN 1928. Verlag Buchdruckerei Wilhelma R. Saling & Co., Berlin SW 68.

Das Taschenbuch ist nunmehr im 4. Jahrgang erschienen. Es bringt wie immer umfangreiche Kalkulationstabellen, bei denen der am 1. April in Kraft getretene neue Preistarif bereits berücksichtigt wurde. Die Aufsätze bieten zweifellos eine Fülle von Anregungen, besonders

Digitized by Google

ALFRED
RICHARD
MEYER

MUNKEPUNKES NEUE LACH LICH KEIT



Digitized by Google

DAS METAPHYSISCHE KNIESTÜCK

„Ich bin des ewigen Fallens satt!“,
Rief durch den Wald ein Kniefall.
Ein Meister Knieriem an Vaterstatt
Beschwichtigte den Blasphemie-Fall.

●

„Ich beug' mich nicht mehr!“, schrie da rechts
In Rage eine Kniebeuge.
„Wer schießt nach mir?“, unkte Geächz
Die Kniescheibe. Ohrenzeuge

●

Ward Christian Morgenstern — im Teil
Des Schwarzwalds, so heißt Kniebis.
Er grüßte tierisch-sachlich: „Heil!“
Und schritt fürbaß wie ein Ibis.

●

„Dies ist ein Kniestück!“, sprach er schlicht.
„Doch — was singt da voll Seele?
Das ist doch — nein, ich irr' mich nicht! —
Meine eigene Kniekehle!“

●

Angelisch war sein Antlitz erhellt.
Wie schrieb er einstens doch?
„Ein Knie geht einsam durch die Welt . . .“
Und noch und noch und noch . . .

Digitized by Google

DER KUSS

(IM FILM TAUSENDFACH VERGRÖSSERT, MIT DER ZEITLUPE AUFGENOMMEN
UND AKUSTISCH DURCH DAS ULTRA-MEGAPHON WIEDERGEGEBEN)

Was eben noch vom Schwung des Lippenstiftes schmalster Strich
Der Lippe war, wächst wie ein Wanzenbiß, wird schon zur Schnecke,
Die aus dem Haus ballonhaft schwillt, geschwollen ist und sich
Zersprengt schier in das Chaos Königsberger Kutteiflecke.

●

Das Visuelle ist zugleich Akustik: Rolands Horn
Im Tale Roncesvalles tönt platterdings dagegen piepig!
Das gute Trommelfell — Jott Strambach! — stiebt wie Trespenkorn.
Wo ist der starke Mann, der hier blieb' ehern prinzipipig!

●

Er fällt wie wir vom Stengel und geht schleunigst scheußlich hops,
Für alle Ewigkeit verloren in das Ungewisse,
Und lallt sich diesen Satz noch aus den Trümmern seines Kopps:
Aus Schaumburg-Lippe stammt in dubio diese schnafte Bisse!

Digitized by Google

BUCHDRUCKEREI
WILHELM ADAM
INHABER
MAX ADAM und JEAN HOPPE
DWB

CHEMNITZ
WIESENSTRASSE 7

GEGRÜNDET 1859

ANERKANNTE WERKSTATT
FÜR BIBLIOPHILE DRUCKE

PFLEGSTÄTTE FÜR NEUE TYPOGRAPHIE

Die wertvollen Veröffentlichungen der **Gesellschaftder Bücherfreunde zu Chemnitz** wurden ausschließlich in unserer Offizin hergestellt

LEITUNG: JEAN HOPPE

Das Papier dieser Beilage wurde gestiftet von
POENSGEN & CO. A.-G., PAPIERFABRIK
KIEPPEMÜHLE IN BERGISCH-GLADBACH

Digitized by Google

die Arbeit von Dr. Heller „Ist Qualitätsarbeit rentabel?“ und Carl Günther „Verlagsartikel sind wertvolle Nebenartikel für Druckereien“. Ferner bringt das Taschenbuch einen Aufsatz über die Leimfestigkeit des Papiers, der zweifellos für jeden Verarbeiter von Papier von großem Interesse ist, da er Anweisungen für einfache Prüfung des Materials gibt.

Dem Aufbau und der Organisation des Deutschen Buchdruckervereins ist ein weiterer Aufsatz gewidmet, ebenso sind die verschiedensten Tabellen erheblich erweitert worden, und die Kalkulationstabellen sind bereits unter Zugrundelegung des neuen Tarifs berechnet.

Das Büchlein kann zur Anschaffung nur empfohlen werden. Z.

DAS PIGMENTVERFAHREN, Öl-, Bromöl- und Gummidruck, Lichtpaus- und Einstaubverfahren mit Chromaten, Pinatypie, Kadachrom, Hydrotypie, Kopierverfahren mit farbengebenden organischen Verbindungen, Diazotypverfahren, Bilder mit gerbenden und chromogenen Entwicklern und künstlichen Harzen. Von Hofrat Professor Dr. Josef Maria Eder. Vierte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 58 Abbildungen. Preis: M 27.—, gebunden M 29.50. Im Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. S.

Dieser vierte Band, zweiter Teil, des ausführlichen Handbuches der Photographie von Eder behandelt das Gebiet der photographischen Kopierverfahren. Es ist ein großes Verdienst des Autors, daß er unausgesetzt die Bedingungen des photographischen Bildaufbaues auch in den neueren Verfahren wissenschaftlich erforscht und klarlegt, weil in den Kopierverfahren die Mannigfaltigkeit fast unübersehbar geworden ist. Zur Gewinnung eines klaren Überblicks müssen vor allem die Grundlagen völlig aufgedeckt werden, und das hat er so umfassend getan, daß jeder Angehörige des graphischen Gewerbes reiche Erkenntnis zu erlangen vermag. Greifen wir beispielsweise den Tiefdruck (Maschinen-Tiefdruck) heraus, wie außerordentlich wichtig ist darin die gründliche Kenntnis der inneren Zusammenhänge von Schicht, Schichtträger, lichtempfindlichem Stoff, Lichteinwirkung, Temperatur usw. Besitzt diese Kenntnis der Praktiker, dann erst kann er im gegebenen Falle die Arbeitsvorgänge planmäßig leiten, um Fehlergebnisse möglichst auszuschließen. Im Stein- und Offsetdruck liegen die Verhältnisse ähnlich, denn das Problem der photomechanischen Bildübertragung zwingt zur Ergründung des Zusammenwirkens aller Verhältnisse. Aber nicht nur dem Praktiker, sondern auch dem Betriebsleiter und -Inhaber würde das Studium des Buches nützen; mancher würde dann den vielen Spielarten von Kopierverfahren für Offsetdruck einsichtsvoller gegenübertreten. In Zeiten lebhafter Entwicklung einer Technik, wie solche im Offsetdruck gegenwärtig herrscht, gereicht das nur zum Nutzen des Betriebes, denn sonst kann, bildlich gesprochen, ein geschickter Händler viel Spreu unter dem Weizen verkaufen für schweres Geld. Eder bringt im vorliegenden Band auf 600 Seiten in 52 Kapiteln Einzelheiten von den verschiedensten Kopierverfahren. Außerdem sind auch noch wichtige Literaturangaben und Patentbeschreibungen eingeflochten, so daß wir ein sehr wertvolles Nachschlagewerk im besten Sinne des Wortes vor uns haben. Es kann wohl gesagt werden, daß an keiner andern Stelle eine solche grundlegende Zusammenfassung geboten wurde. Jeder wichtige Punkt ist durch ein alphabetisches Sach- und Autorenverzeichnis rasch aufzufinden. Die Anschaffung ist sehr zu empfehlen. E. Kö.

DIE FIRMA KARL KRAUSE, LEIPZIG, hat den regelmäßig erscheinenden Katalogen wieder eine Neuerscheinung hinzugefügt, und zwar handelt es sich um den Katalog über Vergolde- und Prägepressen. Das außerordentlich große Fabrikationsprogramm dieser Firma erfordert auch immer außerordentliche Kataloge, und wir ersehen aus dem vorliegenden, daß die Firma Karl Krause eine riesige Auswahl Prägepressen für die verschiedensten Arten von Prägungen herstellt. Die dem Katalog

Digitized by Google

vorangehenden Erklärungen und Winke für die Behandlung der Pressen sind außerordentlich wertvoll und werden sicherlich allseitige Beachtung finden. Die Ausstattung des Kataloges in satz- und drucktechnischer Beziehung ist einwandfrei. Z.

DIE FIRMA GRAF & SCHUMACHER, DÜSSELDORF,

welche als Qualitätsdruckerei zur Genüge bekannt ist, übersendet uns ihre neueste Mustermappe mit Werkdrucken aller Art. Die Arbeiten, die nicht zu Paradezwecken hergestellt worden sind, sondern die nur als Druckvorlagen den großen Auflagen des täglichen Betriebs entnommen wurden, sind ausgezeichnete Leistungen des farbigen Offsetdruckes, wie wir sie des öfteren schon auch im „Archiv" als Beilagen gebracht haben. G.

DEUTSCHLAND ALS SCHNITTPUNKT WELTWIRTSCHAFTLICHER INTERESSEN.

Das Leipziger Meßamt hat eine kleine Schrift unter diesem Titel herausgegeben, in welcher Dr. J. Adler Betrachtungen über die internationalen Aufgaben der Leipziger Messe anstellt und darauf hinweist, wie Deutschland mit seiner einzigartigen Institution der internationalen Leipziger Messe sich zu Nutzen der weltwirtschaftlichen Gesamtheit betätigt. Es wird gezeigt, daß ein weltwirtschaftlich gesundes Deutschland und eine kräftig aufblühende Leipziger Messe in ihrer internationalen Auswirkung dem Wirtschaftsleben der ganzen Welt förderlich sind. G.

VON DER FIRMA FISCHER & WITTIG, LEIPZIG,

erhalten wir soeben einen Schriften-Hauptkatalog zugesandt. Die Schriftprobe ist aus dem Grunde herausgegeben worden, um das jetzt gangbare Material, vor allem auch die neueren Schriften, den Geschäftsfreunden des Hauses in einer handlichen Form zu zeigen. Auf 190 Seiten finden wir Fraktur- und Antiquaschriften sowie Setzmaschinenschriften vorgeführt, und dabei handelt es sich ausschließlich nur um solche Schriften, die heute im Gewerbe am meisten angewandt werden. Ohne weiteres ist hieraus zu ersehen, daß die Firma Fischer & Wittig über einen außerordentlich reichen Schriftbestand verfügt, der von einem graphischen Großbetriebe mit einem solchen Namen wohl auch erwartet wird. Der Katalog selbst ist Qualitätsarbeit. G.

MESSE UND AUSSTELLUNG, IHRE AUFGABEN UND IHRE GRENZEN.

Messen und Ausstellungen haben im letzten Jahrzehnt eine Entwicklung genommen, die bei den Nichtbeteiligten wohl den Eindruck erwecken kann, als seien ihre Unterschiede verwischt und sie im Wesen einander gleich geworden. Aus diesem Grunde ist es zu begrüßen, daß Direktor Voß vom Leipziger Meßamt das Wesen der Messe und Ausstellung einer näheren Untersuchung unterzogen und das Ergebnis in einer kleinen Broschüre zusammengefaßt hat. Diese ist vom Leipziger Meßamt kostenlos zu beziehen. Y.

DAS LINOTYPE-MAGAZIN

ist anläßlich der „Pressa" in besonders reicher Ausstattung erschienen. Die verschiedenen Ausstellungen der Mergenthaler Setzmaschinen auf der „Pressa" sind darin aufgeführt. Weiter eine Zusammenstellung der Modelle mit kurzen Beschreibungen und Abbildungen von besonderen Ausrüstungen und Neuerungen an den Maschinen. Ganz besonders sei auf die neue Multi-Magazin-Linotype Ideal Modell 4a hingewiesen, auf die jetzt auch ein drittes Magazin aufgebaut werden kann. Verschiedene Abbildungen dieser Neuheit und eine eingehende Besprechung sind in dem Heft enthalten. G.

SCHLUSS DES REDAKTIONELLEN TEILES

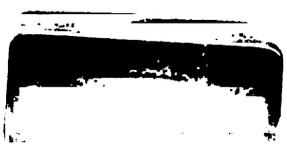
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt,cls jahrg.65:heft 1-6
Archiv f ur buchgewerbe und gebrauchsgra
3 1951 000 740 771 P

Digitized by Google